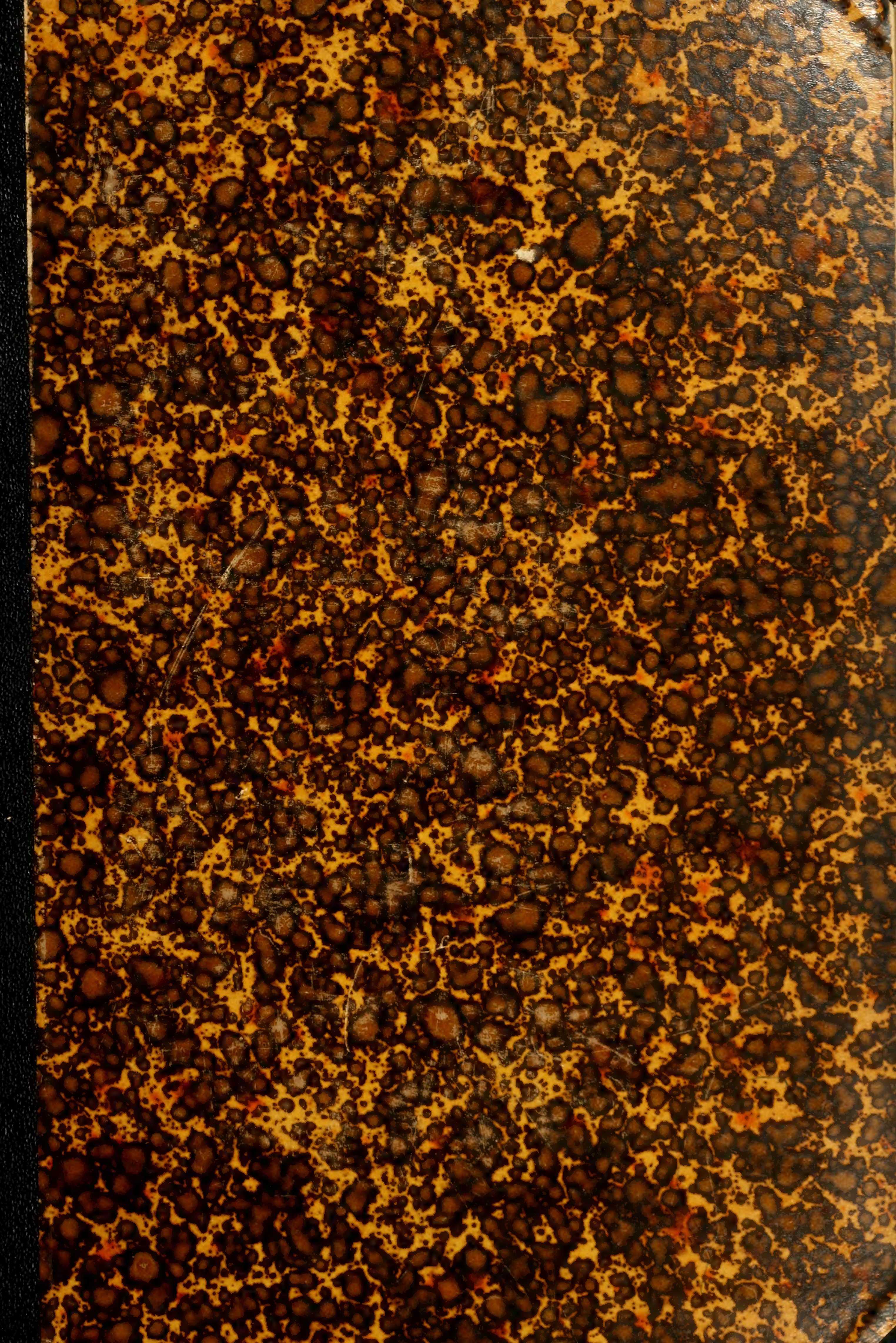








Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

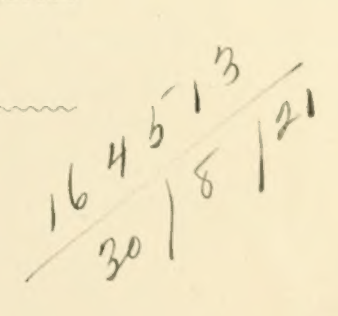
Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XLIII.
Abhandlungen.



Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1915.

PC
2003
Z5
Bd. 43

INHALT.

Abhandlungen.

Literarisch-bibliographische Studien.

1. Der *Telliamed* des Consul Benoît de Maillet.

Die Vorrede, die sich an den *Illustre Cyrano de Bergerac, Auteur des Voyages Imaginaires dans le Soleil & dans la Lune* wendet, ist es gewesen, die mich die Amsterdamer Ausgabe des *Telliamed* (1748) erstehen ließ. Sonst wußte ich über dies Buch, dessen Verfassername durch Umdrehung des Titels leicht zu erraten war, gar nichts. Und auch die gebräuchlichsten Literaturgeschichten ließen mich total im Stiche, was meine Unkenntnis in milderem Lichte erscheinen lassen mag. Im übrigen sah ich bald, daß dieses Ignorieren des Buches eine empfindliche Lücke in unserer gelehrten Tradition sei, denn was ich darin las, war, von ein paar schrulligen Dingen abgesehen, und davon abgesehen, daß die literarische Fassung weder an Cyrano, geschweige denn an Fontenelle heranreichte, — es war aber sachlich um so fester und interessanter. Hierdurch wurde ich dazu verleitet weiter zu suchen, und so fand ich in meinem Zettelkasten einen Ausschnitt aus der *Frankfurter Zeitung*, in dem de Maillet als *der wirkliche Begründer der Deszendenztheorie* gefeiert wurde. Die Grundlage der Feuilletonnotiz war ein Aufsatz von J. Kohlbrugge und ein Referat über denselben im *Biologischen Centralblatt*. Durch meinen Bruder Hermann Jordan, Professor für zoologische Physiologie in Utrecht, erfuhr ich, daß jener Autor ebenfalls seinen Lehrstuhl an genannter Universität habe und war auf diese Weise alsbald im Besitze der Schrift über de Maillet: *Het Begin der Descendentie-Theorie*, Separatabzug aus *De Tijdspiegel*, ohne Jahr. Beiden Herren an dieser Stelle meinen verbindlichen Dank für ihre Unterstützung meiner Studie! Die Schrift Kohlbrugges nimmt uns nun tatsächlich alle Vorarbeiten ab, die ein Philologe einmal hätte machen müssen. Die Ausgaben werden in musterhafter Weise durchgesprochen, sogar drei Handschriften nachgewiesen und vorläufig in ihrem Verhältnis zu den Drucken charakterisiert. Die Hauptsache ist natürlich, daß de Maillet der Platz an-

gewiesen wird, der ihm in der populär-gelehrten Literatur Frankreichs zukommt und den wir Romanisten ihm künftig nicht mehr versagen dürfen.

Benoît de Maillet wurde nach der *Description de Lorraine* am 12. April 1656, nach Dom Calmet am 12. April 1659 geboren. Seine Familie stammte aus Lothringen. St.-Mihiel und Bar-le-Duc streiten sich um ihn. Er trat in den Staatsdienst und wurde im Jahre 1692 Generalkonsul in Egypten. Seine Korrespondenz ist noch in den *Archives du ministère des affaires étrangères* unter: *Fonds, correspondance d'Egypte.* Im Jahre 1702 kommt er, ebenfalls als Konsul, nach Livorno, 1708 als *Inspecteur des établissements français dans la Méditerranée* nach Marseille. 1715 wurde er pensioniert und verlebte von da ab ein *Otium cum dignitate*, mit den Studien und der Ausarbeitung seines Werkes beschäftigt, in dem er vor allem seine reichen, geologischen Kenntnisse, die er in seinen Mittelmeerstationen gesammelt hatte, niederlegen wollte. Er starb 1738 in Marseille, ohne das Erscheinen seiner Arbeit zu erleben.[1]) Wohl aber war diese alsbald handschriftlich verbreitet, so daß im Jahre 1750 G. de Lamoignan de Malesherbes in seiner *Observations sur l'Histoire Naturelle Générale et particulière de Buffon* sagen konnte: *manuscrit fameux qui a été pendant vingt ans entre les mains de tous les gens de lettres et qu'on a imprimé depuis sous le nom de «Telliamed».*

Malesherbes führt den Nachweis, daß Buffon de Maillet Grundtatsachen schuldig geblieben ist, ohne ihn je zu nennen. Und in der Tat staunt man bei der Lektüre des *Telliamed* über die Reife der geologischen Anschauungen, zugleich über die Kühnheit seiner Spekulationen.

So ist das Geleitwort mit Berechtigung an Cyrano de Bergerac gerichtet, wenn sie auch nicht eben respektvoll mit dem Adressaten umgeht und ihn beispielsweise: *votre falote Seigneurie* betitelt. Eine gelehrte Vorrede, die in der Erstausgabe die Seiten I bis CXIX füllt, sucht die Resultate des Buchs mit der Religion und den Ansichten anderer Philosophen in Einklang zu bringen, und zeigt an zahlreichen Zitaten die Belesenheit des Verfassers. Das Werk selber, das in der Erstausgabe ca. 430 Seiten füllt, enthält angeblich die Lehren eines indischen Philosophen. So ist der Titel: *Telliamed ou Entretiens d'un Philosophe Indien avec un missionnaire François.* Hinter diesem indischen Philosophen deckt sich der Verfasser: *Puisque vous souhaitez* beginnt er, *Monsieur, que je vous entretienne de l'opinion bisarre d'un Voyageur Indien, que je vis au Caire dans les années 1715. & 1716. je vais m'en acquitter avec toute l'exactitude dont*

---

[1]) Die biographischen Angaben stammen aus der Ausgabe Haag 1755. Über diese siehe unten.

je suis capable. Diese Einkleidung ist eine Konzession an den Geschmack der Zeit. Sie mag in Anlehnung an Cyrano, an vorbildliche Werke Fontenelles, der oft zitiert wird, gefaßt worden sein; nach Anspielungen der Ausgabe von 1755, die Kohlbrugge auf S. 10 des Separatabzugs zitiert, soll Fontenelle persönlich einen Einfluß auf das Werk ausgeübt haben. Diese übrigens sehr vorsichtig geäußerte Tradition *(un écrivain fort ingénieux et très célèbre)* ist natürlich unkontrolierbar.

Das Werk ist wie die Genesis in sechs Tage eingeteilt, je drei bilden einen Band. Die vier ersten bilden die *Preuves de la diminution de la mer*, suchen also den Nachweis zu führen, daß überall auf unserem Planeten maritime Phasen dem Festlande vorausgingen. Die Phasen sind mit der Sündflut nicht identisch und die biblische Legende wird von Telliamed in ihrer Haltlosigkeit S. 110 ff. sehr mutig und scharfsinnig ad absurdum geführt. Es wird der „Revolution einer Sündflut", die „Evolution eines Systems" gegenübergestellt.

Der fünfte Tag bespricht eine Reihe von Fragen, die mit dem Hauptproblem zusammenhängen: Über die Sonne, die Kometen, die Vulkane wird gesprochen, und der *Incertitude du Sort futur de la terre* Ausdruck gegeben. Der sechste Tag bringt schließlich die Schlüsse aus dieser Theorie: Da das Meer die Erde bedeckte, muß auch alles organische Leben dem Meer entstammen. De Maillet vergleicht hierzu die Landpflanzen mit der maritimen Vegetation, Landtiere mit gewissen Fischen, die Menschen aber mit Fabelwesen, den *hommes marins.* Der richtige, in der Tat hier zum erstenmal gefaßte Gedanke der Deszendenzlehre wird seltsamerweise noch durch allerhand mittelalterliches getrübt, *des hommes d'une jambe & d'une seule main* figurieren noch als glaubhafte Wesen wie im Physiolog. Aber die *hommes sauvages* (II. S. 173) sind *Orans-outans: si on ne pouvoit pas dire que ces créatures vivantes fussent des hommes, elles leur ressembloient si fort, qu'il y eût eu de la témérité à assûrer, qu'ils n'étoient que des animaux.*

Soviel, um eine ungefähre Vorstellung vom Inhalt zu geben. Wie gesagt, war dieses Werk zwanzig Jahre lang und wohl darüber handschriftlich verbreitet. Drei Handschriften weist Kohlbrugge in Paris nach. Im Jahre 1735 wurde es in Amsterdam von J. A. Guer im Auftrag von Lemascrier, de Maillets Freund, in Druck gegeben, erhielt aber vermutlich die Autorisation nicht und erschien erst 1748 ohne Autorisation. Diese Ausgabe enthält den Titel:

*Telliamed etc. / Mis en ordre sur les Mémoires de feu M. de Maillet. / Par J. A. G*** / Tome Premier /* Vignette / *A Amsterdam / Chez L'honoré & Fils, Libraires.* M. DCC. XLVIII.

Der zweite Band, der in meinem Exemplar mit dem ersten zusammengebunden ist, enthält einen ersten Titel:

Systeme / de / Telliamed.

Dann den Haupttitel mit dem des ersten Bandes identisch bis auf folgendes:

*Mis en ordre sur les Mémoires de feu M. de M***.*

Par J. A. Guer. Avocat.

Das UER des Namens Guer scheint mit anderen Typen, vielleicht einem Handstempel, erst später nachgetragen zu sein. Ob die Ausgabe gut oder schlecht ist, wird sich erst an Hand der Manuskripte entscheiden lassen. Sie zeigt jedenfalls die Flüchtigkeit des unprivilegierten Drucks in der Paginierung, die im ersten Band von S. 112 zu 121 springt, ohne daß eine Lücke wäre. Allerdings wird dies im *Errata* korrigiert.

Weitere Ausgaben sind: B a s e l 1749 ebenfalls *par J. A. G.*, also wohl ein Nachdruck der Amsterdamer. H a a g 1750 und 1755, P a r i s 1755 und eine englische Übersetzung aus dem Jahre 1750. Kohlbrugge berichtet über die Haager Ausgabe von 1755, die in der k. Bibliothek von Haag befindlich ist. Sie ist von dem Abbé Lemascrier, dem Freunde de Maillets. Malesherbes hat über sie geurteilt: „*Nous n'avons que ce que Le Mascrier a jugé à propos d'en publier dans les quatre premiers entretiens (?), mutilé par les suppressions, les additions et les changemens.*" (Vgl. Kohlbrugge S. 10). Es würde mich nicht wundern, wenn sich diese Kritik wenigstens zum Teil bewahrheitete. Den posthumen Werken ist es bis zum XIX. Jh. selten besser gegangen. Doch konstatiert Kohlbrugge (S. 11), daß in der Hauptsache alle drei Manuskripte mit den Drucken übereinstimmen. Für den Kenner ist es selbstverständlich, das erst die Handschriften und die Vergleichung der ganzen Überlieferung den Schlüssel zahlreicher Stellen liefern wird. Das wird die Aufgabe für einen mit diesen Dingen bewanderten Philologen einmal sein müssen. Denn — und dies ist die Hauptsache — n e b e n d e r B e d e u t u n g d e s W e r k s i n d e r E n t w i c k e l u n g d e r N a t u r f o r s c h u n g, s t e h t d e r k o l o s s a l e h e u t e f a s t v e r g e s s e n e E i n f l u ß a u f a l l e f o l g e n d e n G e n e r a t i o n e n, d e r s e i n e n W e r t a u s m a c h t, u n d e s z u r P f l i c h t m a c h t, s i c h s e i n e r a n z u n e h m e n. Es ist Kohlbrugges größtes Verdienst, diesen Einfluß an seinen eklatantesten Beispielen, B u f f o n, G o e t h e, D a r w i n gezeigt zu haben. Ich folge hier den Ausführungen des holländischen Gelehrten ausschließlich:

D. M o r n e t hat in: *Les sciences de la nature en France au XVIIIe siècle* (Paris 1911) das Ergebnis einer Enquête über 500 offene Bibliotheken Frankreichs in diesem Jahrhundert angestellt. Maillets Buch steht der Beliebtheit nach an f ü n f t e r Stelle unter den naturwissenschaftlichen, es war in 70 Exem-

plaren vorhanden. Aber schon vorher, bevor das erste Exemplar aus der Amsterdamer Presse herauskam, hat Buffon im ersten Teil seiner *Histoire Naturelle Générale*, in seiner *Théorie de la terre*, sich auf das genaueste an de Maillet angeschlossen. Da diese *Histoire Naturelle Générale* demselben Jahre 1748 wie die Erstausgabe des *Telliamed* entstammt, so muß Buffon eine Handschrift desselben benutzt haben und zwar so ausgiebig, daß der erste Verteidiger de Maillet's, der oben genannte Malesherbes, sagen konnte: *Qu'est-ce donc qui appartient à M. de Buffon dans cette théorie de la terre?* Zitierte er ihn auch hier nicht, so hat er ihn doch an anderen Stellen genannt. *Maillet critiqué par Voltaire fut applaudi par Buffon et par Cuvier* schreibt die *Biographie Universelle.* Kohlbrugge gibt (S. 54) eine Reihe von Stellen an, in denen Voltaire auf ihn anspielt. Eines der wichtigsten Zitate über de Maillet ist dasjenige des Naturforschers de Luc in: *Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme*, Paris, La-Haye 1778, 79. Vol. II. S. 269 ff.: *Il est connu de tous ceux*, sagt er, *qui se sont un peu occupés de ce que le monde a été autrefois, il mérite donc bien qu'on l'examine.*

Goethe hat den *Telliamed* in den Jahren 1806 und 1816 aus der Bibliothek entliehen, wie der erhaltene Katalog seiner Entleihungen ausweist.

Was schließlich die modernen Naturforscher anbetrifft, so ergibt sich, daß sie alle de Maillet gekannt und benutzt haben. Die *Biographie Universelle* hat schon konstatiert: *il est impossible d'admettre que Maillet n'ait pas été le point de départ de Lamarck.* In der Tat haben die Zeitgenossen *Lamarck's* Deszendenztheorie (1809) nicht als etwas neues begrüßt, sondern in ihm einen „de Maillet redivivus" gesehen; Gegner wie *Cuvier* nannten ihn und seine Schule: *Sectateurs de Maillet.* Aber auch als Apolog stand Lamarck auf de Maillet's Schultern und seine *Hydrogéologie* „schließt sich auf das genaueste an den Vorgänger an", den er natürlich nicht zitiert: „Deze Hydrogêologie", schreibt Kohlbrugge, „sluit zich ten nauwsten aan het boek von de Maillet aan, en het is zeker niet te verschoonen, dat Lamarck zijnen voorganger niet genoemd heeft." (S. 7.)

Auch Darwin hat den *Telliamed* gekannt, denn ein Exemplar desselben stand nach dem *Catalogue of the library of Ch. Darwin now in the botany at Cambridge* (Cambr. 1908) in seiner Bibliothek. Und als sein *Origin of species* erschien, da wies beispielsweise der ungenannte Kritiker der *Edinburgh review* (1860) auf die Reihenfolge de Maillet—Lamarck—Darwin.

Das ist das von Kohlbrugge bisher zusammengebrachte Material, das ich nur um die zufällige Auffindung und Beschreibung der Erstausgabe habe vermehren können. Damit muß ich mich vorab begnügen und ein Studium der Ausgaben, die ich zu sammeln gedenke, und der drei Handschriften, die nach Kohlbrugge

wenigstens in Frankreich die einzigen sind, vor der Hand noch aufschieben. Es müßte denn sein, daß mir ein anderer zuvor kommt, und die für einen Philologen nicht allzu schwere Pflicht erfüllt, zwei Ausgaben (ich glaube nicht, daß mehr als zwei philologischen Wert haben werden) und drei Handschriften mit einander in Einklang zu bringen. Jedenfalls wird er eine nützliche Arbeit gemacht haben, wenn er dem eigentlichen Vater der Deszendenztheorie, dem Vorgänger Lamarcks, mit einem brauchbaren Texte, der für Literarhistoriker wie Naturforscher gleich wertvoll ist, ein Denkmal geschaffen hat.[1])

2. Die zweite Auflage von Atala.

Im Jahre 1906 erschien ein Neudruck der Erstausgabe von *Atala*: *Chateaubriand*, *Atala*, *reproduction de l'édition originale... par* V. Giraud et J. Girardin, Paris, Fontemoing, 1906. Hier wird eine kritische Ausgabe des *Atala* versprochen, der bereits 9 Ausgaben von den 11 ältesten zugrunde liegen. Von den ältesten Ausgaben wurde die zweite nicht gefunden und die Bitte ausgesprochen, falls man etwas über sie weiß, hierüber Mitteilung zu machen. Vgl. *Literaturblatt* 1908 Sp. 374 und 374[1].

Auch ich habe die ältesten selbständigen Ausgaben, die erste, dritte und vierte in meine Hand bringen können, teils aus bibliophiler Kuriosität, teils aus stilistischer; denn in jeder Ausgabe hat Chateaubriand korrigiert. Die zweite blieb auch für mich unauffindbar. Das ist natürlich an sich nicht rätselhaft, denn der Zufall spielt in der Erhaltung der Ausgaben wie der Handschriften eine große Rolle. Dennoch ist es seltsam, daß die erste Auflage gelegentlich auftaucht (ich fand mein Exemplar bei einem Trödler in Turin), daß aber die zweite unauffindbar bleibt. Denn man sollte denken, nach dem Erfolg der ersten, sei die zweite Auflage vergrößert worden, wie denn die dritte und vierte kaum sehr selten sein dürften.

Vielleicht gibt eine Bemerkung der dritten Auflage den Schlüssel zu dem Problem: (S. VI) P. S. (zu dem *Avis sur cette troisième Edition*) *J'apprends dans le moment qu'on vient de découvrir à Paris une contrefaçon des deux premières éditions d'Atala, et qu'il s'en fait plusieurs autres à Nancy et à Strasbourg. J'espere que le public voudra bien n'acheter ce petit ouvrage, que chez Migneret et à l'ancienne librairie de Dupônt.* Weiß man etwas über solche Nachdrucke? Wenn aber Chateaubriand sagen kann: *une contrefaçon des deux premières éditions d'Atala*, so müssen diese zwei Ausgaben doch nicht aus-

[1]) Mein Schüler und Freund, Herr Dr. F. Neubert hat sich mittlerweile dieser Aufgabe angenommen, bereits fünf Handschriften gefunden und studiert; seinen Resultaten, die textgeschichtlich sehr interessant zu werden versprechen, will ich nicht vorgreifen.

drücklich unterschieden gewesen sein, die zweite kann also nicht wie die anderen besonders als z w e i t e bezeichnet sein. Solcherlei kam vor, wie man beispielsweise aus der Bibliographie der v i e r t e n Ausgabe des *Génie du Christianisme* ersehen kann (Lyon, 1804). Hier wird eine Raubausgabe, ein Nachdruck der ersten, später als zweite anerkannt. Kurz, die Herausgeber des *Atala* müssen damit rechnen, daß unter den Erstausgaben, d. h. den bei M i g n e r e t 1801 ohne Ausgabenangabe erschienenen, in der Tat z w e i Ausgaben sein können, von etwaigem unberechtigtem Nachdruck zu schweigen.

3. Die Soirées de Ferney.

Eine der größten literarischen Schwindeleien, die mir unter die Finger kamen, sind die *Soirées de Ferney ou Confidences de Voltaire, Recueillies par un ami de ce grand homme.* Da ich von der Schrift noch nie gehört hatte, der Titel aber vielversprechend schien und der Verleger Dentu im Jahre 1802 das Werk herausgegeben hatte, so erstand ich es und setzte allerhand Hoffnungen darauf.

Die Einleitung war ein empfehlendes Begleitschreiben eines ebenfalls anonymen dritten: *J'ai lu les S o i r é e s d e F e r n e y. On y trouve des détails intéressans et ignorés: quelques autres plus connus sont encore des souvenirs agréables; et le cadre heureux de ces mélanges rajeunit ce qu'on sait déjà. Ce livre, cependant, est un peu pour V o l t a i r e, la chaudière d'É s o n, on le met tout doucement en lambeaux. Mais le vieil É s o n mourut dans l'opération, et V o l t a i r e n'en mourra pas; je suis même persuadé qu'il en rira, si toutefois on lira dans l'autre monde les brochures qui nous amusent dans celui-ci.*

Es sind zwanzig Abende mit Voltaire, die uns vorgeführt werden, und zwar in Gesprächsform, wobei gelegentlich ein verbindender Text eingeschoben ist. Die Interlokuteure sind meist nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet: B..., der durch das ganze Buch durchgeht, C..., D..., der mehrfach vorkommt, E..., M..., N..., R..., S..., M. de R... — Hier scheint jede Identifikation ausgeschlossen, wenn überhaupt an bestimmte Persönlichkeiten gedacht wurde. *Alb...* (S. 208 ff.) kann nicht der Kardinal Alberoni sein, der längst tot war, als Voltaire Ferney bezog und dessen politisches Testament im Jahre 1753 Spektakel machte. Vgl. hierüber Grimms Korrespondenz zum 15. Juni 1753. Vielleicht ist es der Marquis A l b e r g a t i C a p a c e l l i mit dem Voltaire von Ferney in den sechziger Jahren korrespondiert. Ein Italiener muß es sein, denn die Konversation (S. 230, *onzième Soirée*) bildet ein *Parallèle entre la langue française et la langue italienne.*

Mit vollem Namen sind genannt: Mme Denys, Chabanon,

le Duc de la Vallière, Ximénès, Mlle Corneille, Montpéroux, Mme de Lutzelbourg.

Der Verfasser selber figuriert unter dem Buchstaben B... Das geht, außer aus dem häufigen Vorkommen dieses Interlokuteurs, aus der dritten Soirée hervor, die sich zwischen Voltaire, der Denys und eben diesem B... abspielt: (S. 101) „*A ces mots, il embrasse madame Denys, il m'embrasse moi-même, et bientôt son contentement passe à tout ce qui l'environne.*"

Dem Text nach ist dieser B. einer der intimsten. Er nennt Voltaire *mon ami* (S. 92), der Dichter nennt ihn: „*Mon vieux ami*" (S. 103). Er stammt aus der Picardie, was wir aus der Abschiedsszene des vierten Abends erfahren (S. 103):

B...

Je viens de recevoir des nouvelles de ma famille. Une affaire pressante m'appelle en Picardie. De maudits voisins me suscitent un procès pour quelques prairies inondées les trois quarts de l'année, et situées sur les bords de la Somme. Er gehört zum Kreis der Enzyklopädisten, denn S. 308 heißt es:

B...

A propos, M. d'Alembert m'écrit de vous prier de faire quelques articles pour l'Encyclopédie.

Unter den Korrespondenten Voltaires mit B... finde ich keinen, der diesen Bedingungen entspräche.

Eine Reihe von Themen sind sehr lockend: Der Dichter erzählt von seiner Jugend, von seinen Feinden, der fünfte Abend handelt *Sur l'affaire de Sirven*, der sechste *Sur l'accueil que Voltaire reçut à la cour de Prusse*, der siebente über *les Scythes* usw. Da mich die Entstehungsgeschichte der *Pucelle* interessiert, suchte ich vor allem nach neuen Belegstellen zu dieser, und da gab es dann eine nicht geringe Überraschung. Die neunzehnte Soirée beginnt folgendermaßen (S. 314):

Voltaire à M. de Montpéroux, résident de France à Genève.

Je suis, monsieur le résident, le plus malheureux des hommes, et je me trouve dans un embarras difficile à peindre. J'ai fait, il y a vingt-cinq ou trente ans, une bagatelle intitulée J e a n n e d'A r c ou l a P u c e l l e d'O r l é a n s. Elle a été imprimée: tous mes amis me le mandent. Ce qu'il y a d'affreux, c'est qu'on dit que le chant de l'A n e s'imprime tel que je l'ai fait d'abord, et non pas tel que je l'ai corrigé depuis. Mais comment cela se fait-il? Cela ne peut pas venir du roi de Prusse, puisqu'il ne l'a jamais eu, ce maudit chant de l'Ane, de la première fournée.

N...

On dit que le roi de Prusse vous fait mille complîments et vous demande de nouveaux chants de la Pucelle.

V o l t a i r e.

Je crois qu'il a le diable au corps.

Wie ist die Szene gedacht? Voltaire diktiert einen Brief an Montpéroux und N. unterbricht das Diktat mit einer Frage, die Voltaire beantwortet? Aber es war nicht die Unklarheit dieser Szene, die mich zuerst frappierte, sondern der Wortlaut des Briefs und der Antwort, denn diesen kannte ich schon, aber nicht aus Mitteilungen an den Residenten in Genf, den ich unter den Korrespondenten Voltaires überhaupt nicht finde, sondern an d'Argental, den einzigen, dem er die Verfasserschaft des *Chant de l'Ane* zugestand. An ihn schreibt er Ende des Jahres 1754: *Ce qu'il y a d'affreux c'est qu'on dit que le chant de l'âne s'imprime tel que vous l'avez vu d'abord, et non tel que je l'ai corrigé depuis..... Le roi de Prusse n'a jamais eu ce maudit chant de l'âne de la première fournée.* Und erst ein Jahr später, im Oktober 1755, schreibt er an denselben: *Le roi de Prusse m'a fait mille compliments et me demande des nouveaux chants de la Pucelle; il a le diable au corps.*

Da war das Urteil über diesen Abend der *Soirées de Ferney* leicht zu fällen: Er war zusammengesetzt aus Briefstellen Voltaires, die mit verteilten Rollen, den Anforderungen der Konversation entsprechend, leicht geändert waren. Ein Zufall, daß Voltaire zweimal genau denselben Wortlaut gebraucht hätte, ist wohl ausgeschlossen, denn die den beiden Briefstellen zugrunde liegenden Tatsachen liegen ein Jahr auseinander, es war unmöglich, daß Voltaire im Jahre 1755 vom *Chant de l'Ane* in der angeführten Weise spräche, da er damals schon durch d'Argental und andere wußte, daß dieser bereits in Abschriften in aller Hände war. Diese *Soirée* ist also eine Fälschung. Deswegen brauchten es die anderen freilich nicht zu sein.

Natürlich nahm ich nun das Buch einmal gründlicher vor, eine Ausgabe der Voltaireschen Briefe daneben. Und, siehe da! wo ich hingriff, dieselbe Mosaikarbeit! Zuerst untersuchte ich eine der Konversationen, in denen B... die Hauptrolle spielt. Wenn etwas Authentisches in dem Buche zu finden war, so war es hier. Ich nahm die schon erwähnte vierte Soirée vor; sie handelt von der Affaire d'Abbeville (1766), wo man ein paar junge Leute hingerichtet hatte, die ein Krucifix beschimpft und *des Chansons impies* gesungen hatten. Voltaire nahm sich mit Passion der Angelegenheit an und schrieb an alle seine Freunde darüber. Und wenn man diese Briefe zu Rate zieht, so findet man fast die ganze Konversation dieser Soirée in ihnen wortwörtlich wiederholt. Die Soirée bildet ein Mosaik aus den Briefen an Morellet vom 7. Juli 1766, aus demjenigen an d'Argental vom 12. Juli, demjenigen an Damilaville gleichen Datums und vom 14. Juli. Sogar die Reihenfolge der Briefe ist gewahrt.

Und wo ich eine Stichprobe machte, fand ich dasselbe Resultat. Der fünfte Abend besteht aus Briefen an Damilaville (8. Sept.

1766), an die Marquise de Boufflers (30. Januar 1766), an Chardon (2. Februar 1767), an Damilaville (gleiches Datum), an Bernstorff (4. Februar).

Der siebente Abend kopiert den Brief an d'Argental (11. April 1767) fast in extenso. Dann springt er zu einem solchen an die Marquise de Florian vom 11. April 1767 über, aus dem einiges entnommen wird. Der Brief an d'Argental vom 13. April 1767 muß fast von Anfang bis zu Ende daran glauben. Ebenso der folgende vom 15. April 1767 und derjenige vom 19. April usw. So ist es nicht nötig, auf die sonstigen Ungereimtheiten und Unmöglichkeiten der *Soirées de Ferney* noch einzugehen. Sie sind eine literarische Fälschung von seltener Unverfrorenheit. Alles ist authentisch, stammt von Voltaire. Aber es war in der Korrespondenz längst gedruckt. Als Quellenwerk ist also das Buch auch da wertlos, wo sich die Herkunft einer Stelle nicht nachweisen läßt.

Der Verfasser dieses Machwerks ist nach Barbier *(Dict. des Anonymes)* Simien Despréaux. Ich habe nichts über ihn finden können, außer daß er Posthumes von La Fontaine herausgegeben hat.

Der Humor der Einleitung, „daß Voltaire in dem Buche in Stücke gerissen, aber nicht daran sterben würde" ergibt sich jetzt erst und scheint mir beabsichtigt.

München. LEO JORDAN.

Weiteres zur Mabinogionfrage.[1])

II.: Die Bearbeitungen von Chrétiens *Erec* in ihrem Verhältnis zu diesem und zu dem kymrischen Mabinogi.

1. Die Dissertation von Gaede.

Einen neuen Beitrag zur Mabinogionfrage bringt die Münsterer Dissertation von Wilhelm Gaede, *Die Bearbeitungen von Chrestiens Erek und die Mabinogionfrage*, Berlin 1913. Der Ver-

---

1) Vgl. diese Zs. 41[1] (1913), 131—65. Herr A. Smirnov, jetzt Privatdozent in Petersburg, mit dessen in der *Revue celtique* 33, 130 ff. erschienenen Kritik der Eden's'schen Dissertation ich mich in dieser *Zeitschrift* 41[1], 186 ff. näher zu befassen hatte, veröffentlicht in der *Romania* 42 (1913), 479 f. eine kurze Anzeige meiner Broschüre *Zur Mabinogionfrage*, Halle 1912, in der er auf den Inhalt meiner Darlegungen nicht näher eingeht, aber im allgemeinen erklärt, Foersters These werde durch meine Argumente nicht erschüttert und scheine ihm nach wie vor „*la seule juste*". Doch will er einen einzelnen Punkt zur Sprache bringen: Foerster habe behauptet, daß man in den Märchen häufig Züge finde, die nicht motiviert sind und „weder eine sachliche noch moralische Existenzberechtigung besitzen"; ich soll das energisch bestritten haben: *Que l'erreur soit du côté de M. Zenker, il suffit de prendre au hasard un conte populaire pour s'en convaincre: on y trouvera à souhait des traits illogiques à tous égards.*

Herr Smirnov zeigt hier nur, daß er sich meine in Rede stehende Auseinandersetzung nicht genau angesehen hat. Natürlich ist es mir nicht beigefallen, die schlechthin törichte Behauptung aufzustellen, daß die Märchen in der Fassung, in der sie uns heute vorliegen, immer richtig motivieren, vielmehr ist die Sache die folgende:

Foerster hatte behauptet, es gehöre zum Wesen des Märchens, zu seinen spezifischen Kennzeichen, daß es einen Zauber enthält „und dabei jeden Versuch einer Motivierung, sowohl eine sachliche als eine moralische, fernhält". Da nun als Chrétiens Quelle ein Märchen anzusetzen sei, so müsse in den märchenhaften Teilen seines Versromans diejenige Version, welche schlecht oder überhaupt nicht motiviere, als die ursprünglichere angesehen werden, insofern eben in der ungenügenden Motivierung ein charakteristisches Kennzeichen des Märchens hervortrete.

Demgegenüber habe ich *Zur Mabfr.* S. 57 f. festgestellt, daß ungenügende oder mangelnde Motivierung keineswegs als ein wesentliches Merkmal des Märchens betrachtet werden kann, das Märchen vielmehr genau ebenso wie jede andere Erzählungsgattung nach logischer Motivierung strebt, und daß sich Foersters Auffassung offenbar erklärt aus einer Verwechselung von natürlicher Erklärung und Motivierung. Die Motivierung durch Zauberei, durch Vorgänge, welche mit den Naturgesetzen nicht im Einklang stehen, ist

fasser ergreift Partei für die Ansicht, wonach das kymrische Mabinogi von Gereint ganz oder doch teilweise auf Chrétiens *Erec* beruhte, und bemüht sich, auf Grund des *Erek* des Hartmann von Aue, der altnordischen *Erexsaga* und der altfranzösischen Prosabearbeitung[2], nachzuweisen, daß die oft sehr weitgehenden Abweichungen des Mabinogi gegenüber Chrétien keineswegs nötigen, es auf eine von Chrétien verschiedene Quelle zurückzuführen, sondern sich als überlegte Besserungen des kymrischen Bearbeiters befriedigend erklären lassen.[3])

Gaedes ganze Beweisführung beruht auf der *petitio principii*, daß Hartmann und der Verfasser der altnordischen *Saga* aus-

---

natürlich auch eine Motivierung, nur eine solche, welche eine Weltanschauung zur Voraussetzung hat, für die die Naturgesetze keine unbedingte Gültigkeit haben: das Märchen bewegt sich in einer imaginären Welt, in der durch Zauberei alle Naturgesetze aufgehoben werden können.

Damit hat gar nichts zu tun die Tatsache, auf die Smirnov Bezug nimmt: daß die Märchen in der Fassung, in der sie uns vorliegen, oft mangelhaft motivieren. — eine Tatsache, die ich selbstverständlich nicht im mindesten bestritten habe. Es ist eben zu bedenken, daß uns die Märchen zum großen Teil in einer von der ursprünglichen schon sehr entfernten Fassung erhalten sind und daß Züge, die heute einer Motivierung entbehren, von Haus aus, in einer älteren, besseren Fassung, sehr wohl motiviert gewesen sein können. Die vergleichende Sagen- und Märchenforschung zeigt, entgegen jener Behauptung Foersters, daß vielfach Züge, die uns heute unverständlich erscheinen, ursprünglich wohl begründet waren; so findet *exempli gratia* das nahe Verhältnis des Fuchses zum Löwen im Tiermärchen, für welches die Naturgeschichte kein Substrat bietet, bekanntlich seine Erklärung durch die Tatsache, daß in den älteren indischen Fabeln die Stelle des Fuchses der Schakal einnimmt, der in der Tat als eine Art Trabant des Löwen erscheint. Deshalb ist es eine unhaltbare Behauptung, daß in einem Märchen ein Zug um so eher für ursprünglich zu halten sei, je unlogischer er sei —, das Gegenteil ist der Fall. Aber die erhaltenen Märchen sind häufig durch die lange mündliche Tradition entstellt, verschiedene Märchen, die Berührungspunkte aufweisen, sind kontaminiert worden, was dann natürlich oft zur Folge hatte, daß die von Haus aus logische Motivierung aus den Fugen kam. Unlogische Züge aber, die durch Gedächtnistäuschungen von Nacherzählern, durch ungeschickte Änderungen, durch stoffliche Kreuzung in die Märchen eingeführt sind, beweisen nicht, daß der Mangel an Logik zu den charakteristischen Eigenschaften des Märchens gehört.

Smirnovs Behauptung, Foerster sei hinsichtlich dieses Punktes mir gegenüber im Rechte, ist also irrig.

[2]) Ich werde im folgenden weder die von Gaede noch die von Foerster verwandten Siglen gebrauchen, sondern entweder die vollen Namen oder bloße Abkürzungen, und ich werde diese der Einfachheit wegen auch statt der Gaedeschen Siglen in die Zitate aus seiner Schrift einsetzen.

[3]) Gaede nennt S. 5 den um die Mabinogionfrage entbrannten Streit „unerquicklich". „Unerquicklich" ist an ihm aber doch nur der Ton, der von der gegnerischen Seite sehr unnötigerweise angeschlagen wurde. An sich ist eine Polemik über ein wissenschaftliches Problem, das noch seiner definitiven Lösung harrt, wofern sie in sachlicher Weise geführt wird, niemals „unerquicklich", sondern im wissenschaftlichen Interesse nur zu begrüßen.

schließlich Chrétien vor sich hatten, und daß die von dem Verfasser der altnordischen Prosabearbeitung benutzte *Erec*-Handschrift genau übereinstimmte mit einer der uns erhaltenen Handschriften. Nun sind aber, was Hartmann und die *Saga* betrifft, von Dreyer, Hagen und Piquet höchst auffällige Übereinstimmungen zwischen dem Mabinogi und Hartmann, bezw. der *Saga*, gegenüber Chrétien nachgewiesen worden, welche gegen die Annahme sprechen, daß der *Erek* Hartmanns und die *Saga* ausschließlich auf Chrétien beruhen; Foerster wollte diese Übereinstimmungen erklären durch die Hypothese, Hartmann und die *Saga* hätten, ebenso wie das Mabinogi, eine Chrétien-Handschrift benutzt, welche älter und besser war als die uns vorliegenden und welche gegenüber den letzteren bisweilen einige Plusverse enthielt; aber diese Foerstersche Hypothese wird von Gaede sehr entschieden abgelehnt. Folglich bleibt das in Rede stehende Bedenken gegen die ausschließliche Benutzung Chrétiens bestehen, und dadurch, daß Gaede es unterlassen hat, sich mit Dreyer, Hagen, Piquet auseinander zu setzen, bewegt seine Untersuchung sich vornherein auf einem ganz unsicheren Boden. Aber weiter: es läßt sich auf Grund der von den genannten Forschern aufgezeigten Übereinstimmungen zwischen dem Mabinogi und Hartmann, dem Mabinogi und der *Saga*, denen noch andere, von ihnen nicht beachtete Übereinstimmungen hinzuzufügen sind, mit voller Evidenz der Nachweis führen, daß Hartmann und die *Saga* ganz unmöglich ausschließlich aus Chrétien geschöpft haben können, ein Nachweis, der von mir im nächsten Artikel geliefert werden wird: damit bricht das ganze Gebäude der Gaedeschen Beweisführung haltlos in sich zusammen. Denn wenn Hartmann und die *Saga* neben Chrétien eine zweite Quelle benutzt haben, kann natürlich aus den Abweichungen gegenüber Chrétien, die sie mit dem Mabinogi gemein haben, nicht der Schluß gezogen werden, den Gaede wieder und wieder macht: weil Hartmann und die *Saga* nur Chrétien vor sich gehabt haben, müssen ihre Abweichungen von der Darstellung Chrétiens ganz auf Rechnung der Bearbeiter gesetzt werden, die an irgend etwas bei Chr. Anstoß nahmen — folglich hindere nichts, die gleichen Abweichungen, die sich im Mabinogi finden, ebenfalls als willkürliche, selbständige Änderungen des kymrischen Bearbeiters zu betrachten. Diese Argumentation ist unhaltbar, weil, wenn Hartmann und die *Saga* eine zweite Quelle konsultiert haben, die Abweichungen, die sie gegenüber Chr. mit dem Mabinogi gemein haben, sich natürlich daraus erklären, daß sie mit diesem in letzter Linie auf die gleiche, von Chrétien verschiedene Quelle

zurückgehen und aus ihr jene differierenden Züge entnommen haben.

Was dann die französische Prosabearbeitung betrifft, so stimmt diese fast durchweg genau mit Chrétien überein und hat nur ganz vereinzelt ein paar Züge, welche bei Chr. fehlen, aber in einem der andern Texte begegnen, und zwar handelt es sich dabei nicht um Verschiedenheiten in der Darstellung, sondern nur um kleine Pluszüge; diese aber lassen sich entweder erklären durch Benutzung einer älteren Chrétienhandschrift, welche ab und zu ein Verspaar mehr enthielt, — die Möglichkeit, daß eine solche Handschrift existiert hat, ist von mir nie in Abrede gestellt worden; was ich bestreite, ist nur, daß eine Anzahl stärkerer Differenzen, die das Mabinogi gegenüber Chrétien aufweist (von Hartmann gilt, wie wir sehen werden, das gleiche) aus einer solchen älteren Handschrift erklärt werden können, und auch Foerster hat ja gar nicht behauptet, daß das möglich sei, — er nimmt in diesen Fällen selbständige Änderungen des kymrischen Bearbeiters an; oder aber, jene kleinen Zusätze in der Prosabearbeitung können zurückgeführt werden auf Benutzung einer j ü n g e r e n Chrétienhandschrift, in der auf Grund einer dem Kopisten bekannten, in Einzelheiten abweichenden Erec-Erzählung an Stellen, wo Chrétien dem Kopisten nicht hinreichend deutlich war, gelegentlich ein Verspaar interpoliert war oder auch vielleicht nur ein paar erklärende Worte an den Rand geschrieben waren. Durch diese Möglichkeit, an die Gaede gar nicht gedacht zu haben scheint, erledigt sich alles, was er aus ein paar vereinzelten Übereinstimmungen zwischen der Prosabearbeitung und einem der anderen Texte gegenüber Chrétien erschließen will.

So viel im allgemeinen über den Inhalt der Gaedeschen Arbeit und die in ihr angewandte Methode. Bevor ich mich nun mit derselben näher befasse, lasse ich zunächst im Folgenden die Arbeiten Revue passieren, welche sich mit dem Verhältnis Hartmanns und der *Saga* zu Chrétien und dem Mabinogi befassen; die zu gebenden Nachweise werden zeigen, daß G. nicht berechtigt war, sich einer Auseinandersetzung mit ihnen zu entschlagen, und daß er, indem er es tat, seine Untersuchung von vornherein auf eine schon völlig unterminierte Basis gestellt hat.

Die Ansicht, wonach Hartmanns *Erec* auf der Dichtung Chrétiens und zwar ausschließlich auf ihr beruht, gründet sich auf die viel zitierte Abhandlung von Karl B a r t s c h , *Über Christian's von Troies und Hartmann's von Aue Erec und Enide*, P f e i f f e r ' s *Germania* 7 (1862), 141 ff. Bartsch gelangt durch eine genaue Vergleichung des deutschen und des französischen Gedichtes zu dem Ergebnis, „daß Hartmann nicht nur im Tatsächlichen, im Verlaufe der Erzählung, fast überall zu Christian stimmt, sondern auch in dem, was dem französischen Dichter als

Eigenes gehört, in Gesprächen, Beschreibungen, Vergleichen usw. hat der deutsche zahlreiche Stellen wörtlich (so viel ihm die Gebundenheit des Verses und Reimes erlaubte) wiedergegeben" (S. 181). Bartsch sucht dann eine Reihe Abweichungen Hartmanns von Chrétien als selbständige Änderungen des deutschen Dichters zu erklären. Trotzdem erklärt er S. 183, nicht verschweigen zu können, „daß sich manche tatsächliche Unterschiede von größerer Bedeutung finden, die nicht so schlechthin als Willkür des deutschen Bearbeiters gelten dürfen, sondern bei denen die Frage nach einer andern Quelle berechtigt erscheint." Aber er spricht die Erwartung aus, daß durch Heranziehung der übrigen Handschriften des Chrétienschen Gedichtes — das ihm nur in dem Abdruck der Hds. B durch I. Bekker in *Haupts Zeitschr. f. deutsch. Alterth.* 10 (1856), 373 ff. vorlag — die scheinbaren Abweichungen Hartmanns ihre Erklärung finden würden: „Ehe wir..., gegenüber der unverkennbaren Übereinstimmung zwischen Christian und Hartmann im großen und kleinen, in der Anlage des Ganzen wie in der Ausführung des Einzelnen, uns der Ansicht anschließen, es habe dem deutschen Bearbeiter ein anderer Erec vorgelegen als das Gedicht Christians, scheint es unerläßlich, die französischen Handschriften sowohl in einzelnen Lesarten als im ganzen zu vergleichen. Sie werden das Resultat, zu welchem unsere zergliedernde Vergleichung gelangt ist, nicht umstossen, vielmehr dazu beitragen, einen dem Hartmannschen im einzelnen noch näher stehenden Text zu ermitteln" (S. 185).

Diese Hoffnung Bartschens hat sich nun bekanntlich nicht bestätigt. In W. Foersters großer Ausgabe, *Erec und Enide von Christian v. Troyes*, Halle 1890, liegen die Varianten sämtlicher Handschriften vor, und wie Foerster selbst S. XVII konstatiert, erklären sie „keinen einzigen der von Bartsch herangezogenen Fälle." Trotzdem zweifelt F. nicht daran, daß Chrétien Hartmanns einzige Quelle gewesen sei: „zahllose Stellen, und darunter lange Namenlisten, dann wieder wörtlich übersetzte längere und kürzere Reden und Gegenreden u. s. f." sichern nach seiner Meinung „die absolute Abhängigkeit" Hartmanns von Chrétien; es bleibe deshalb nichts übrig als die Verschiedenheiten bei Hartmann ausschließlich der bewußten Absicht Hartmanns zuzuschreiben.

Ebenso wie Bartsch den *Erec* Hartmanns, hat E. Kölbing die altnordische *Erexsaga* mit dem von I. Bekker gedruckten Text der Hds. B des Chrétienschen *Erec* verglichen in der *Germania* 16 (1871), 381 ff. Er glaubt unbedenklich schließen zu

dürfen, daß dem nordischen Bearbeiter Chrétiens Gedicht vorgelegen habe, stellt eber fest, daß an einer Reihe Stellen die *Saga* nicht mit Chrétien, sondern mit Hartmann stimmt. Den Gedanken, daß dem Sagaschreiber auch der deutsche *Erec* vorgelegen habe, glaubt er aus mehreren Gründen ablehnen zu sollen; er vermutet, die Übereinstimmungen der *Saga* mit Hartmann würden ebenso zu erklären sein, wie nach Bartschs Vermutung die Abweichungen Hartmanns von Chrétien, nämlich durch die Benutzung einer anderen Chrétien-Handschrift durch Hartmann und den Sagaschreiber: „Wenn wir eine kritische Ausgabe von Crestiens Erec mit Verzeichnis sämtlicher Varianten besäßen, so würde sich höchst wahrscheinlich ermitteln lassen, welche Handschrift es war oder wenigstens zu welcher Gruppe die Handschrift gehört hat, die dem nordischen Bearbeiter vorlag."

Kölbings Erwartung ist nun aber ebensowenig wie die Bartschens in Erfüllung gegangen: die Übereinstimmungen der *Saga* mit Hartmann gegenüber der von Bekker abgedruckten Erec-Handschrift werden durch keine andere Chrétien-Handschrift aufgeklärt.

Foerster hat daraufhin im gr. *Erec* S. XLIII—LIII eine Nachprüfung der von Kölbing ermittelten Stellen vorgenommen, wo die *Saga* mit Hartmann gegen Chrétien zusammengeht, und er glaubt als Resultat aussprechen zu können, daß eine Notwendigkeit, zur Erklärung dieser Übereinstimmungen eine andere Redaktion des Chrétienschen Textes anzunehmen, auch hier nicht bestehe: „Alle Abweichungen erklären sich sofort aus der Eigenart, mit der jeder Überarbeiter seine Vorlage behandelt", es seien Sachen, die jedem unabhängig vom andern einfallen konnten (S. LII).

Ich beschränke mich hier auf die Bemerkung, daß, wie später im einzelnen gezeigt werden wird, in Wahrheit diese Erklärung nicht möglich ist.

Aus dem Gesagten ergibt sich nun zunächst, daß man sich für die Annahme, Hartmanns *Erec* und die *Saga* beruhten auf Chrétien, zu Unrecht auf Bartsch und Kölbing berufen würde. Denn beide Gelehrte haben diese Ansicht ausdrücklich nur unter dem Vorbehalt ausgesprochen, daß die Abweichungen Hartmanns und der *Saga* von der damals allein veröffentlichten Hds. B des *Erec* durch die Varianten der anderen Handschriften ihre Erklärung finden würden. Wenn Bartsch sagt: „Ehe wir ... uns der Ansicht anschließen, es habe dem deutschen Bearbeiter ein anderer Erec vorgelegen als das Gedicht Christians", müßten die anderen Handschriften verglichen werden, so heißt das doch klipp und klar: wenn sich unsere Erwartung nicht bestätigen sollte und die anderen Handschriften eine Erklärung für eine Anzahl Abweichungen Hartmanns, die kaum als eigene Änderungen des deutschen Dichters gelten können, nicht

bieten sollten, dann freilich müßten wir uns trotz der vorhandenen Übereinstimmungen jener anderen Ansicht anschließen, daß Hartmann nicht Chrétien vor sich gehabt hat. Ganz analog wie Bartsch urteilt aber bezüglich der *Saga* Kölbing. Jene Erwartung ist nun, wie wir sahen, in der Tat nicht in Erfüllung gegangen: die anderen Handschriften stimmen genau mit Hds. B überein.

Eine neue, sehr gründliche und exakte Vergleichung des Hartmannschen *Erec* mit Chrétien hat dann gegeben Karl Dreyer in der Programmabhandlung: *Hartmanns von Aue Erec und seine altfranzösische Quelle*, Königsberg 1893. Dreyer nun hat auch das kymrische Mabinogi — das er noch in der veralteten Übersetzung der Lady Ch. Guest, *The Mabinogion*, London 1849, II, p. 1—141 benutzt — sowie die *Saga* herangezogen und macht, was jenes anlangt, m. W. als erster, S. 22 f. auf die wichtige Tatsache aufmerksam, daß an nicht weniger als 18 Stellen Hartmann mit dem Mabinogi gegen Chrétien übereinstimmt, der seit der Untersuchung von Bartsch als seine Quelle gilt; dazu kommen dann noch 15 Stellen, wo beide das gleiche auslassen, Stellen, die, wie Dreyer ausdrücklich bemerkt, als rein negativ natürlich weniger ins Gewicht fallen.

Dreyer kommt bezüglich des Mabinogi zu dem Schlusse, S. 24: „Ist . . ., wie Othmer und mit ihm auch Foerster annimmt, das Mabinogi eine Übersetzung aus Chrétien, so kann dieser Hartmann und dem Mab. gemeinsame Inhalt nur dadurch erklärt werden, daß es eine andere Redaktion Chrétiens gegeben hat, welche mit Hartmann und dem Mab. in den gemeinsamen Stellen übereinstimmte. Zieht man dazu in Betracht, daß Chrétien doch hier und da eine auffallende Kürze zeigt, wie V. 4777 ff., daß Hartmann sich mehrmals auf seine Vorlage beruft, ohne daß Chr. etwas entsprechendes hat, sowie daß der Schluß von Chrétiens Gedicht nicht befriedigt, so gewinnt diese Annahme noch mehr an Wahrscheinlichkeit."

Ich stelle auch hier zunächst nur fest, daß die Annahme einer anderen „Redaktion" des Chrétienschen *Erec*, welche die Übereinstimmungen zwischen Mab. und Hartmann erklären könnte, nicht zulässig ist.

Was die altnordische *Saga* betrifft, so weist Dreyer unter Zugrundelegung der Untersuchung von Kölbing nicht weniger als 37 Fälle nach, wo die *Saga* mit Hartmann gegen Chrétien zusammengeht, und sieht sich dadurch zu dem Schlusse gedrängt, S. 27, „der Sagaschreiber habe neben dem französischen Text noch Hartmanns Gedicht gekannt und sich dem letzteren gelegentlich angeschlossen."

Nach Dreyer hat Paul Hagen, wie es scheint, ohne dessen Arbeit zu kennen, in dem Artikel „*Zum Erec*", *Zeitschr.*

f. deutsche Philol. 27 (1895), 463—74, eine Anzahl Stellen besprochen, wo das Mabinogi mit Hartmann gegen Chrétien zusammengeht, und er folgert aus diesen Übereinstimmungen, daß Hartmann neben Chrétien noch eine zweite französische Erecdichtung benutzt haben müsse.

Die von Dreyer und Hagen gegebenen Nachweise wurden dann vervollständigt von F. Piquet, *Etude sur Hartmann d'Aue*, Pariser These, Paris 1898, S. 183, der andererseits einige der von den genannten Forschern aufgezeigte Übereinstimmungen wegläßt, wohl weil er sie für nicht hinreichend beweiskräftig hält. Piquet verzeichnet 16 Fälle, wo das Mabinogi und Hartmann gegenüber Chrétien zusammengehen; er gibt zu, daß einige davon vielleicht auf Zufall beruhen können, stellt aber fest, daß diese Erklärung bei anderen nicht möglich ist, und schließt sich der Ansicht Hagens an, daß Hartmann neben Chrétien noch eine zweite französische Quelle zu Rate gezogen haben müsse.

Die Annahme nun, daß Hartmann eine andere französische Fassung der Geschichte von Erec und Enide zugänglich gewesen sei, hat in der Tat gar nichts unwahrscheinliches, wenn wir bedenken, daß der deutsche Dichter sich eine Zeitlang in Nordfrankreich aufgehalten hat, s. Piquet S. 9 ff. Wir wissen, daß die Erecerzählung dort sehr verbreitet war, und zwar schon vor Chrétiens *Erec*, da der Dichter im *Erec* V. 19 ff. auf die Spielleute schilt, welche den *conte d'Erec, le fil Lac*, „vor Königen und Grafen zu entstellen pflegen"; die Geschichte wurde also an den Fürstenhöfen vor größerem Zuhörerkreise auch mündlich vorgetragen. Deshalb vermutet Piquet S. 186, Hartmann habe in Frankreich von einem der *conteurs* die Geschichte von Erec erzählen hören und habe einige Züge daraus im Gedächtnis behalten, die er dann bei seiner Bearbeitung des Chrétienschen Romans verwertete: „*Sa mémoire avait retenu les linéaments principaux du récit; il se rappelait certains traits de la donnée primitive. Lorsque, en face du texte de Chrétien, il se mit à adapter le poème français pour le public allemand, il se souvint du conte ancien, et pour des raisons qu'il nous est le plus souvent possible de déterminer, il préféra, dans un certain nombre de cas, la version du jongleur à celle de Chrétien.*"

Daß ein mittelalterlicher Dichter neben seiner Hauptvorlage noch andere Quellen konsultiert, ist bekanntlich durchaus nichts unerhörtes. Ich habe schon *Zur Mabinogionfr.* S. 32 auf Gottfried von Straßburg hingewiesen, der bekanntlich Thomas bearbeitet, daneben aber auch noch die Version Eilharts benutzt hat, ferner auf Wace, der neben Galfrid sich auch die bretagnische Volkssage zunutze macht; die Beispiele würden sich leicht vornehmen lassen.

Gegen die Annahme, Chrétien sei Hartmanns einzige Quelle gewesen, muß im übrigen bedenklich machen die Tatsache, daß

Hartmann im *Erec* sich von seiner französischen Vorlage, dem Gedicht Chrétiens, viel weiter entfernt als er es im *Yvain* tut, obgleich anerkanntermaßen der Yvain aus späterer Zeit stammt. Vom Yvain bemerkt Piquet S. 189, er sei „*une exacte imitation, une traduction le plus souvent littérale du poème de Chrétien.*“ Dagegen stellt er für den *Erec* fest, daß in ihm „*les divergences entre l'ouvrage allemand et le modèle français sont nombreuses et graves. Le poète se meut d'une marche plus libre. Il ajoute ou retranche, développe ou condense. Il s'abandonne à sa fantaisie, se livre à son inspiration, quitte fréquemment le chemin tracé pour se frayer de nouvelles voies.*“

Nun lehrt aber doch die Erfahrung, daß die dichterische Entwicklung von der Gebundenheit zu größerer Freiheit verläuft, nicht umgekehrt, — daß engerer Anschluß an die Vorlagen stets die Erstlingswerke charakterisiert, während größere Selbständigkeit ein Kennzeichnen der Reife zu sein pflegt. Es scheint deshalb ganz unglaublich, daß Hartmann sich geradezu in umgekehrter Richtung entwickelt haben sollte.[4] Deshalb weiß Foerster, der nur Chrétien als Quelle gelten läßt, gr. *Erec* S. XVIII sich nicht anders zu helfen, als durch die Hypothese, daß Hartmann „beim Yvain von irgend einer entscheidenden Seite den Wunsch, er möge seine Vorlage genauer wiedergeben, ausgedrückt worden sei, und er habe Gründe gehabt, sich demselben zu fügen.“

Das ist aber doch eine Vermutung, die wieder völlig in der Luft schwebt und an sich äußerst unwahrscheinlich ist: sollen wir glauben, daß Chrétiens Gönner Quellenstudien angestellt haben, daß sie seinen *Erec* mit dem Chrétiens verglichen und so erkannten, daß er ihn zu frei wiedergegeben habe? Davon kann doch gar keine Rede sein; Foersters Erklärungsversuch kann m. E. überhaupt nicht ernstlich in Betracht kommen. Vielmehr dürfte die freiere Bewegung Hartmanns gegenüber Chrétien im *Erec* ein Grund mehr sein, diesen nicht ausschließlich auf die Chrétiensche Dichtung zurückzuführen, sondern daneben eine andere verlorene Quelle anzusetzen, welche Hartmann an den von Chrétien abweichenden Stellen vielleicht ebenso genau wiedergab wie da, wo er zu Chrétiens *Erec* stimmt, diesen und in seinem *Iwein* Chrétiens *Yvain*.

Daß die Möglichkeit der Konsultierung einer zweiten Quelle durch Hartmann in der Tat besteht, wurde denn auch anerkannt

---

[4]) Daß er das getan habe, ist allerdings die Ansicht von Ehrismann in seiner Anzeige des Piquetschen Werkes, *Literaturbl. f. g. u. r. Phil.* 1899, Sp. 365: H. habe sich entwickelt „nicht zur Freiheit, sondern zu pedantischem Selbstzwang,“ er sei von einem freieren Prinzip der Übersetzungskunst zu einem gebundeneren übergegangen. Doch wird die Frage der Benutzung einer zweiten Quelle im *Erec* von Ehrismann nicht berührt.

von E. W e c h s s l e r in seinem Referat über die H a g e n s c h e Arbeit in V o l l m ö l l e r s *Jahresbericht* IV (1898—1900), II, 392; er meint nur, es bleibe noch zu untersuchen, wie der zu postulierende andere Text sich zum Mabinogi verhält, ob letzteres aus ihm übersetzt sei, oder ob beide selbständig auf eine gemeinsame Quelle zurückgeführt werden müßten.

G. P a r i s in seiner in der *Romania* 28 (1899), 167 erschienenen Rezension der P i q u e t s c h e n These, an der er „*un savoir généralement très complet*" und „*un jugement libre et pénétrant*" rühmt, ist der Ansicht, daß der Verf. seine Annahme der Benutzung einer zweiten Quelle durch Hartmann gemacht habe „*sinon assurée, au moins assez plausible.*"

Trotzdem hat F o e r s t e r im kl. *Erec*², Halle, 1909, S. XXIV, wo er Hartmanns *Erec* und die *Erexsaga* anführt, die Arbeiten von D r e y e r, H a g e n und P i q u e t gar nicht erwähnt, er begnügt sich, auf den gr. *Erec* — der v o r jenen Arbeiten erschien — S. XVII und XVIII hinzuweisen, und bemerkt bezüglich der Hartmannschen Bearbeitung nur, sie sei „recht frei nach unserm Roman, anders als der seiner Vorlage getreu folgende Iwein desselben Verfassers gearbeitet."

Aber ebenda S. XXVIII, Anm. 1 kommt er — wieder, ohne jene Forscher zu nennen — auf die Übereinstimmungen zwischen dem Mabinogi und Hartmann zu sprechen, und er gibt S. XXX zu, daß sie nicht als zufällig, nicht als selbständige Änderungen zweier voneinander unabhängiger Bearbeiter erklärt werden können: „Wenn .. zuzugeben ist, daß derlei Einfälle spontan durch einen besonderen Zufall an einer und derselben Stelle zwei verschiedenen Bearbeitern kommen können, s o s c h l i e ß t e i n e R e i h e s o l c h e r Z u s a m m e n t r e f f e n j e d e n Z u f a l l u n b e d i n g t a u s. D i e s i s t d e r F a l l m i t M a b i n o g i + H a r t m a n n g e g e n C h r é t i e n : f a s t e i n D u t z e n d s o l c h e r Ü b e r e i n s t i m m u n g e n i s t n a c h z u w e i s e n."

Foerster will nun aber diese Übereinstimmungen erklären durch die Annahme, Chrétiens *Erec* habe Hartmann und dem Verfasser des Mabinogi vorgelegen in einer Handschrift, welche besser und vollständiger war als alle uns erhaltenen 7 Handschriften; diese stammten sämtlich aus einem schon fehler- und lückenhaften Original, unsere ganz *Erec*-Überlieferung sei „lückenhaft und verderbt," d. h. er gibt für die Übereinstimmungen die gleiche Erklärung, welche, wie wir sahen, schon D r e y e r, der sich bezüglich des Verhältnisses des Mab. zum *Erec* auf Foerster und Othmer verläßt, als die einzig mögliche erscheint, wenn er als Vorlage des Mab. und Hartmanns eine andere „Redaktion" des Chrétienschen *Erec* postuliert.

Nun habe ich aber *Zur Mabinogionfrage* S. 34 ff. gezeigt, daß inhaltliche, den Gang der Erzählung betreffende Differenzen

in den Handschriften aller fünf bis jetzt kritisch herausgegebenen Chrétienschen Romane überhaupt nicht begegnen.[5] Unter diesen Umständen ist es eine ganz unwahrscheinliche Hypothese, daß eine verloren gegangene Handschrift des *Erec* einen Text geboten haben sollte, der sich von dem aller erhaltenen Handschriften so stark unterschied, daß durch ihn die Hartmann und dem Mabinogi gemeinsamen Abweichungen — die bisher noch gar nicht vollständig verzeichnet worden sind — ihre Erklärung finden sollten.

Daß eine Anzahl der in Betracht kommenden Übereinstimmungen sich zurückführen läßt auf eine Chrétien-Handschrift, welche gelegentlich ein Plus von einem oder zwei Verspaaren aufwies — so etwa der von Foerster a. a. O. S. XXX behandelte, durchs Fenster der Kemenate fallende Sonnenschein —, ist nicht zu leugnen, aber es begegnen andre Übereinstimmungen, welche nicht ein P l u s zu dem Texte der erhaltenen Handschriften bieten, sondern in einer wirklichen V e r s c h i e d e n h e i t von Erzählungsmomenten bestehen, und da sich nun eine solche Verschiedenheit der Darstellung in keiner der erhaltenen Handschriften findet, so ist es ganz unwahrscheinlich, daß sie in einer verlorenen Handschrift vorgekommen sein sollte. Die Existenz einer verlorenen *Erec*-Handschrift, welche sich von den erhaltenen 7 Handschriften viel stärker unterschied als diese unter sich und als die Handschriften aller anderen Chrétienschen Romane sich untereinander unterscheiden, ist eine ganz gewagte, unwahrscheinliche Hypothese Foersters. Wenn die Übereinstimmungen zwischen dem Mab. und Hartmann derart sind, daß aus ihnen eine gemeinsame Quelle erschlossen werden muß, welche nicht der *Erec*-Text der erhaltenen Handschriften ist, dann kann diese Quelle nicht eine andere „Redaktion" des C h r é t i e n s c h e n Romans gewesen sein, denn wir besitzen von keinem der Chrétienschen Romane verschiedene Redaktionen, sondern nur eine a n d e r e , n i c h t v o n C h r é t i e n h e r r ü h r e n d e D i c h t u n g. Die Existenz einer solchen anzunehmen, besteht kein Bedenken, denn auch über *Lancelot* hat ja außer dem Chrétienschen Roman eine nicht erhaltene andere Dichtung existiert, die dem deutschen *Lancelot* des *Ulrich von Zazikhoven* zugrunde liegt, und ein zweiter, verloren gegangener *Perceval*-Roman neben dem Chrétiens bildet nach Wolframs eigenem Zeugnis die Grundlage von dessen *Parcival*; allerdings hat man Wolframs Aussage in Zweifel

[5]) Was den kritisch noch nicht publizierten *Perceval* betrifft, so hat soeben Foerster selbst, der in B a i s t s Material Einblick genommen zu haben scheint, in der *Zeitschr. f. rom. Philol.* 38 (1914), 117 erklärt, daß es sich bei diesem Roman ebenso verhalt: „Ihr [der kritischen Ausgabe] endgültiger Text wird sich von dem uns schon durch Mons (ed. Potvin-Scheler) und Cangé (ed. Baist) gesicherten Text in nichts unterscheiden außer in dem Wertlaut einzelner Stellen."

gezogen und den „schwindelhaften Quellenberufungen" beizählen wollen, aber gerade die neuesten Forschungen sprechen sehr entschieden für die Richtigkeit seiner Angabe.

Auch Gaede lehnt nun, wie schon bemerkt, die in Rede stehende Hypothese Foersters bestimmt ab.

F. glaubt ein sicheres Indizium für die Fehlerhaftigkeit des Originals unserer sämtlichen *Erec*-Handschriften in zwei offenbaren Lücken zu haben, die der Text unserer Handschriften aufweist.

Diese Lücken will Gaede nicht wahrhaben.

Die eine Lücke setzt Foerster an nach V. 2219 in der Schilderung des Turnieres, das an Artus Hof gegeben wird: es heißt hier V. 2215 ff.: „Erec wollte sich nicht damit abgeben, Pferde und Ritter zu fangen, sondern dachte nur daran, Lanzen zu brechen und wacker zu streiten, damit seine Tapferkeit offenbar werde. Er macht die Reihen vor sich erzittern. Seine Tapferkeit vermehrte denen, zu denen er sich hielt, den Mut. Pferde und Ritter fing er, um die Gegenpartei vollständiger zu besiegen. Von Herrn Gauvain will ich sprechen, der sehr brav und schön focht."[6])

Augenscheinlich besteht hier ein flagranter Widerspruch, wenn es erst von Erec heißt, er lasse sich keine Zeit, Rosse und Ritter gefangen zu nehmen, und wir dann, wenige Verse nachher, hören: „*chevaus et chevaliers prenoit*". „Aber nicht genug an diesem unmöglichen Widerspruche, bemerkt Foerster, Gr. *Erec*, Anm. zu V. 2216—19, Z. 2224 heißt es plötzlich: *De mon seignor Gauvain vuel dire.* Jeder, der in dieser Art von Literatur eingelesen ist, kennt diese Formel. Sie wird ausnahmslos gebraucht, nicht, um einen neuen Helden einzuführen und dem vorangehenden

---

[6]) Erec ne voloit pas antandre
A chevals n'a chevaliers prandre,
Mes a joster et a bien faire
Por ce que sa proesce apeire.
Devant lui fet le ranc fremir.
2220 Sa proesce fet resbaudir
Çaus, devers cui il se tenoit.
Chevaus et chevaliers prenoit
Por çaus de la plus desconfire.
De mon seignor Gauvain vuel dire,
Qui mout le feisoit bien et bel.

Da diese Arbeit sich auf dem Grenzgebiete der Romanistik und Germanistik bewegt und es mir zweifelhaft ist, ob die Germanisten immer des Altfranzösischen soweit mächtig sind, daß sie im Stande sind, altfranzösische Texte ohne Mühe restlos zu verstehen, und der gleiche Zweifel, wenn es sich um mittelhochdeutsche Texte handelt, wohl bei den Romanisten berechtigt ist, so werde ich, wo es mir zur vollen Klarheit wünschenswert scheint, in dieser Abhandlung die altfranzösischen wie die mittelhochdeutschen Textstellen in deutscher Übersetzung mitteilen.

anzureihen, sondern ausschließlich als nachträgliche Erklärung einer bisher nicht behandelten, aber dem Namen nach noch nicht benannten Persönlichkeit, von der eben etwas Besonderes im vorhergehenden erzählt worden ist." Es müßten sich deshalb V. 2220 auf Gauvain beziehen und zwischen V. 2219 und 2220 müsse eine Lücke angenommen werden, in der gestanden haben dürfte: „Aber noch ein anderer Ritter war da, der Wunder von Tapferkeit verrichtete. Ich meine den berühmten Gauvain."

Gaede bestreitet das. Er gibt zu, daß der Dichter einen neuen Helden einführe, will aber die neue Schilderung mit V. 2219 beginnen und meint, der Text sei dann „fließend und deutlich, und was in der Lücke gestanden haben soll, scheint mir für das Verständnis wohl entbehrlich." „Gerade nach Foersters Erklärung ist es möglich, daß V. 2219—23 das Besondere von dem Helden erzählt wird, der 2224 nachträglich als Gauvain eingeführt wird."

Dieser Einspruch Gaedes ist wirklich nicht zu verstehen: es ist klar, daß Foerster mit seiner Beanstandung des vorliegenden Textes vollkommen recht hat: Da ein neues Subjekt n i c h t eingeführt wird, müssen V. 2219—23 von jedem Hörer und Leser notwendig auf Erec bezogen werden; damit aber ergibt sich der bemerkte unmögliche Widerspruch.

Trotzdem glaube nun auch ich nicht, daß, wie Foerster will, hier eine Lücke angenommen werden muß: Alles ist nämlich in Ordnung, wenn wir eine ganz geringfügige Emendation vornehmen und V. 2221 für *Çaus*, oder vielmehr für *Ceus*, wie der gr. *Erec* hat, jedenfalls in Übereinstimmung mit den Handschriften — *çaus* scheint normalisierte Schreibung — (nur C hat *cez*) *Cel* lesen: „Seine Tapferkeit vermehrte d e m j e n i g e n den Mut, zu dem er sich hielt (d. i. d e m G a u v a i n). Pferde und Ritter fing d i e s e r , um die Gegenpartei vollständiger zu besiegen. Ich meine Herrn Gauvain etc." Also: Erecs glänzende Tapferkeit feuerte auch Gauvain, „zu dem er sich hielt," neben dem er stritt, an, sein Bestes zu leisten. Für diese Auslegung spricht, daß Hartmann V. 2559 bei Schilderung dieses Turnieres Erec und Gauvain in der Tat verbunden einführt:

> Êrec und Gâwein
> Und swaz dâ ritterschefte schein,
> Ûf machten sî sich sâ.

Freilich gehen — vorausgesetzt, daß F.'s Variantenverzeichnis absolut zuverlässig ist und nicht vielleicht doch eine Hds. *Cel* bietet — auch in diesem Falle alle Hdss. auf ein schon fehlerhaftes Original zurück, aber nicht auf ein solches, das hier eine Lücke enthielt, sondern nur auf eine Hds., in der aus *cel*, wohl im Hinblick auf das *ceus* V. 2223, *ceus* oder *cels* gemacht war — letztere Schreibung ist ja ebensowohl möglich und könnte an

beiden Stellen im Original gestanden haben, in welchem Falle also der Fehler nur in der falschen Anfügung eines Buchstabens bestehen würde.

Ist diese Auffassung richtig — und ich denke, alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür —, dann besteht also die erste der von Foerster behaupteten beiden Lücken nicht, obgleich Gaedes Auslegung der Stelle entschieden abgelehnt werden muß.

Ebensowenig kann ich die angebliche zweite Lücke gelten lassen.

Ich stimme hier Gaede bei: V. 2793 f. nötigt keineswegs zu der Annahme, daß Erec im vorausgehenden Enide auch verboten habe, ihn anzusehen, und die beiden Verse können sehr wohl so übersetzt werden wie G. tut: „Ich bin nicht so kühn, daß ich ihn auch nur anzusehen wagte."

Gebe ich also darin Gaede Recht, daß in beiden Fällen eine Lücke in dem Chrétientext der Handschriften nicht angenommen werden darf — nur im ersten Falle aus einem anderen Grunde, als G. will —, so treffe ich andererseits trotzdem wieder darin mit Foerster zusammen, daß ein gemeinsames schon fehlerhaftes Original aller erhaltenen Handschriften in der Tat angenommen werden muß — vorausgesetzt, wie gesagt, daß nicht vielleicht doch die eine oder andere Handschrift *cel* hat —, nur handelt es sich hier zunächst nur um einen Fehler, der in einem Zusatz von einem einzigen Buchstaben besteht, durch den der Singular zum Plural wurde, um einen Fehler, der auch als reines Schreibversehen betrachtet werden kann. Aber wenn ein solches nicht mehr absolut korrektes Original der erhaltenen Handschriften einmal angesetzt werden muß, dann ist natürlich auch die Möglichkeit nicht zu bestreiten, daß es gelegentlich kleinere Lücken gegenüber dem Archetypus aufwies, daß hier und da ein oder auch mehrere Verspaare ausgelassen waren. Aber es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sich der Archetypus zu dem gemeinsamen Original der erhaltenen Handschriften nicht anders verhielt als diese unter sich, d. h. es ist zuzugeben, daß der Archetypus gegenüber den erhaltenen Handschriften gelegentlich ein Plus von ein paar inhaltlich gleichgültigen Versen aufgewiesen haben kann, aber es ist ganz unwahrscheinlich, daß er inhaltlich, im Gang der Erzählung auch in geringfügigen Punkten von ihnen abgewichen sein sollte, denn, wie schon oben bemerkt, haben alle Handschriften aller bis jetzt kritisch herausgegebenen Chrétienschen Versromane genau den gleichen Inhalt, genau die gleiche Darstellung bis in die geringsten Einzelheiten hinein, — es ist folglich eine ganz unwahrscheinliche, durch nichts zu begründende Annahme, daß eine verloren gegangene Handschrift, der Archetypus selbst oder eine Handschrift, die mit ihm genau übereinstimmte, stärkere Abweichungen aufgewiesen haben sollte. Es ist ferner eine

höchst unwahrscheinliche Hypothese Foersters, daß alle ausländischen Bearbeiter Chrétiens so glücklich gewesen sein sollten, noch den selbst rein hypothetischen vollständigeren, besseren *Erec*-Text vor sich zu haben, und noch merkwürdiger wäre es, wenn, wie F. will, es sich bei den beiden anderen Chrétienschen Romanen, zu denen kymrische Gegenstücke vorhanden sind, dem *Yvain* und *Perceval*, ebenso verhielte, wenn auch hier alle erhaltenen Handschriften auf ein gemeinsames schon fehlerhaftes Original zurückwiesen, die ausländischen Bearbeiter aber wiederum alle noch den vollständigen Text vor sich gehabt hätten. Das wäre dann aber anzunehmen, da es als höchst wahrscheinlich bezeichnet werden muß — dies ist ja auch die Meinung Foersters, der es sogar für sicher hält —, daß die Abweichungen der drei, Chrétienschen Romanen entsprechenden Mabinogion bei allen dreien in gleicher Weise zu erklären sind.

Deshalb ist die Annahme, es hätten Chrétien-Handschriften existiert, die stellenweise einen inhaltlich von dem der erhaltenen 7 *Erec*-Handschriften stark abweichenden Text boten — nicht bloß ein Plus von einigen sachlich irrelevanten Versen —, als eine durch nichts zu begründende Hypothese zurückzuweisen. Daß es aber notwendig wäre, einen solchen mehrfach wirklich differierenden Text für die Quelle des Originales der erhaltenen Hdss. anzusetzen, wenn die Übereinstimmungen zwischen dem Mabinogi und Hartmann, und die zwischen letzterem und der *Saga* gegenüber Chrétien durch Benutzung einer älteren besseren Handschrift erklärt werden sollen, das wird später in einer Reihe von Fällen gezeigt werden.

Gaede lehnt also auch die Postulierung einer älteren Chrétien-Hds., die einen von dem unsrigen n u r w e n i g differierenden Text bot, ab: der Text, der sich aus dem Konsensus der erhaltenen Hdss. ergibt, ist der ursprüngliche Chrétiensche *Erec*-Text. Damit wird also für ihn die Erklärung, welche Foerster für das Zusammengehen von Mab.-Hartm., Hartm.-*Saga* gegenüber Chr. gibt, hinfällig. Statt nun aber daraus den Schluß zu ziehen, daß die Foerstersche Ansicht von dem Verhältnis von Mab., Hartm., *Saga* zu Chrétien nicht richtig sein könne, h ä l t e r a n d i e s e r A n s i c h t f e s t, i n d e m e r d i e i n R e d e s t e h e n d e n Ü b e r e i n s t i m m u n g e n z u r ü c k z u f ü h r e n s u c h t a u f g e w i s s e U n k l a r h e i t e n, U n e b e n h e i t e n i n C h r é - t i e n s D a r s t e l l u n g, w e l c h e d i e B e a r b e i t e r i n i d e n t i s c h e r o d e r ä h n l i c h e r W e i s e b e s e i t i g t h ä t t e n:

„Alle drei übersetzen nicht Satz für Satz, sondern ändern ihrem und ihres Publikums Geschmack entsprechend; und wo sie Unebenheiten oder Widersprüche in Chrétiens Erzählung merken, suchen sie zu bessern. Wenn wir nun an der Stelle, wo Mab. abweicht, finden, daß auch sie Chrétien ändern, so wird

meist irgend etwas im Chrétien-Text sein, das den Bearbeitern nicht paßt; da wird aber auch der Schluß gestattet sein, daß gerade so wie die Prosa, Erexsaga, Hartmann, auch Mab. ein Bearbeiter ist, wenn er dieselbe Unebenheit im Chr. vermieden hat. Diesem Gedanken folgt die vorliegende Arbeit, in der diejenigen Abweichungen des Mab. zusammengestellt sind, zu denen Chrétiens Bearbeiter Parallelfälle bieten" (S. 8).

Wenn nun aber Gaede unter Zurückweisung der Erklärung, welche Foerster für die nach letzterem unmöglich rein zufälligen Übereinstimmungen zwischen Mab., Hartm., *Saga* gegenüber Chrétien gibt, als alleinige Quelle Hartmanns und der *Erexsaga* den uns erhaltenen Chrétien-Text betrachtet, so mußte er sich offenbar zunächst mit Dreyer, Hagen, Piquet auseinandersetzen, welche mit gutem Grunde entweder — so Dreyer — die Benutzung eines von dem unsrigen verschiedenen Chrétien-Textes oder — so Hagen, Piquet — die Benutzung einer zweiten Erec-Dichtung durch Hartmann und die Saga behaupteten.

Das hat Gaede aber nicht getan, er beschränkt sich S. 9 auf die Bemerkung: Foerster habe „gegen die methodische Bedenklichkeit dieser Hilfstheorie" [Hagens und Piquets, die aber nicht genannt werden] „mit Recht verschiedentlich protestiert", und sucht dann an ein paar Beispielen zu zeigen, daß man „die Selbständigkeit eines Bearbeiters jener Zeit zu gering eingeschätzt" habe.

Darauf ist zu erwidern, daß in Wahrheit die Hilfstheorie, die Annahme, daß ein mittelalterlicher Dichter neben seiner Hauptquelle noch eine sekundäre benutzt haben könne, methodisch völlig unanfechtbar ist, wie schon die oben S. 18 erwähnten Fälle beweisen, und was dann Gaedes Beispiel dafür betrifft, daß auch ein Bearbeiter einmal einen glücklichen eigenen Gedanken haben, einen Zug einfügen kann, der der Erzählung zum Vorteil gereicht, so trägt er Eulen nach Athen, denn diese Tatsache ist ja niemals von jemand bezweifelt worden; aber nicht darum handelt es sich doch im gegenwärtigen Falle, sondern vielmehr um die Tatsache, daß verschiedene Bearbeiter in einer ganzen Reihe von speziellen Zügen von Chrétien übereinstimmend abweichen, in Zügen bei denen selbst nach Foerster Zufall ausgeschlossen ist, sowie auch darum, daß bisweilen verschiedene Texte eine Version bieten, welche, weil die allein vernünftige (nicht nur die „bessere") offenbar gegenüber der Chrétiens die ursprüngliche ist.

Dreyers, Hagens, Piquets Argumente für die Annahme einer von dem uns vorliegenden Chrétien-Text abweichenden Quelle für die in Rede stehenden Übereinstimmungen gegenüber Chrétien — in dieser Form lassen sich die Auffassungen aller dreier Gelehrten zusammenfassen — bleiben also nach wie vor bestehen,

und indem Gaede sie einfach bei Seite schiebt[7], hat er sich die Sache zwar sehr leicht gemacht, zugleich aber seine ganze Arbeit in die Luft gebaut; denn ein wissenschaftliches Problem dadurch zu entscheiden, daß man die der eigenen Ansicht widerstreitenden Tatsachen ignoriert, ist doch heutzutage nicht mehr angängig.

So viel über die methodischen Fragen.

Ich fasse nun zunächst die Einleitung ins Auge, aus der Einiges schon in den vorausgehenden Darlegungen heranzuziehen war: Gaede verbreitet sich in ihr über den gegenwärtigen Stand der Frage und die verschiedenen Möglichkeiten, welche bestehen, um die Übereinstimmungen zwischen den Bearbeitungen Chrétiens und dem Mabinogi — welches für ihn ja auch den Bearbeitungen beizuzählen ist — zu erklären. Seine Auseinandersetzungen leiden an rechter Unklarheit.

S. 6 will G. die Unebenheiten und Widersprüche bei Chrétien darauf zurückführen, daß der *Erec* aus verschiedenen ursprünglich selbständigen „Motiven" — gemeint ist: Episoden — zusammengesetzt sei.

Demgegenüber ist festzustellen, daß diese Unebenheiten sich vielmehr gerade innerhalb der einzelnen Episoden finden, also nicht durch deren nachträgliche Verbindung zu einem Ganzen erklärt werden können.

Die folgenden Sätze muß ich wörtlich zitieren:

„Sie [die Widersprüche] müßten ebenfalls in dem X gewesen sein, wenn es schon die verbundene Geschichte enthielt; denn mutwillig wird doch weder Chrétien noch sonst jemand sie in eine klare und deutliche Erzählung hineingebracht haben. Wenn wir bei Mab. diese Unebenheiten zum größten Teil ausgeglättet finden, so steht fest, daß wir dies der bewußt bessernden Arbeit zuzuschreiben haben: er würde also X gerade so gut frei behandelt haben, wie er es mit Chrétien getan haben müßte. Das heißt, die Annahme des völlig ungewissen X erübrigt sich."

Ich glaube nicht, daß derartige Argumentationen geeignet sind, auch nur einen Zweifler zu überzeugen. Aus der Unwahrscheinlichkeit, daß Chrétien absichtlich Unklarheiten in die Erzählung hineingebracht habe, schließen zu wollen, daß die bei ihm sich findenden schon in der postulierten gemeinsamen Quelle Chrétiens und des Mab. vorhanden gewesen sein müßten, ist doch wirklich ein Unding! Natürlich wird niemand die vollkommen unsinnige Behauptung aufstellen wollen, Chr. habe

[7]) Ich merke an, daß auch Oskar Reck, *Das Verhältnis des Hartmannschen Erec zu seiner franz. Vorlage*, Diss. von Greifswald 1898, sich um die Nachweise Dreyers und Hagens — Piquets Werk war noch nicht erschienen — nicht kümmert, er zitiert die Arbeiten nicht einmal. Reck betrachtet einfach alles, was nicht schon bei Chrétien steht, als Hartmanns Eigentum.

absichtlich die Erzählung verdorben; selbstverständlich hat er sie nur verbessern wollen, aber indem er sie zu bessern glaubte, indem er bestrebt war, alles dem höfischen Geschmack anzupassen, hat er unabsichtlich Widersprüche hineingebracht, hat er die Darstellung organisch geschädigt. Wie leicht durch nachträgliche Änderungen die innere Struktur einer wohldurchdachten Erzählung verletzt werden kann, dafür möchte ich ein klassisches Zeugnis anführen, das mir rein zufällig eben zur Hand ist:

Der ausgezeichnete Dichter Otto Ludwig schreibt in einem Briefe an Berthold Auerbach, der an Ludwigs bekannter Erzählung „*Die Heiterethei*" Verbesserungen im einzelnen vornehmen wollte, er könne jedenfalls mit einer „ins Innere des Dinges gehenden Änderung" nicht einverstanden sein, denn dazu sei alles in der Maschine zu sehr „verzahnt". „Dazu kommt, daß ich selbst die Übersicht verloren, und bei Änderungen in solchem Falle die ursprünglichen Intentionen häufig durchschnitten werden, was man oft erst spät nach der Umarbeitung ... mit Schrecken gewahr wird." S. Otto Ludwigs *Schriften*, Leipzig-Grunau 1895, Einl. zu „*Die Heiterethei*" von Stern, S. 6. Also ein moderner, an reflektierende Kunstbetrachtung gewöhnter Autor scheut sich, gewisse Änderungen an einer von ihm selbst verfaßten Erzählung gutzuheißen, weil er fürchtet, es möchte durch falsche Korrekturen der Organismus des Ganzen, ohne daß er selbst es vielleicht zunächst bemerken würde, Schaden leiden! Was sollen wir da von dem naiven, unkritischen *conteur* des Mittelalters erwarten, der bemüht ist, einen überkommenen Stoff, das Werk eines anderen, für sein höfisches Publikum herzurichten und zu „verschönern"!

Andere Unebenheiten können bei Chrétien entstanden sein durch flüchtige Lektüre seiner Vorlage, oder, wenn wir ihm das nicht zutrauen wollen, dadurch, daß er jeweils gleich einen etwas längeren Abschnitt seiner Quelle durchlas, den er dann in französischen Versen wiedergab, und daß ihm dabei Gedächtnisfehler unterliefen.

Es ist also ganz unzulässig, aus der Tatsache, daß Chr. nicht absichtlich die Geschichte verunstaltet haben kann, wie G. tut, folgern zu wollen, die bei ihm nachweisbaren Inkonzinnitäten müßten schon in seiner Quelle gestanden haben, und ebenso unhaltbar ist der weitere Schluß G.'s: da danach die Unebenheiten bei Chr. schon in seiner und des Mabinogi gemeinsamer Vorlage vorhanden gewesen seien, so könnten die Unterschiede, welche die Darstellung des Mab. gegenüber dem *Erec* aufweist, nur der bewußt bessernden Arbeit des Kymren zuzuschreiben sein. Das heißt doch die Dinge wirklich auf den Kopf stellen! Es liegt nicht der mindeste Grund vor, zu bezweifeln, daß Chr. selbst Unebenheiten in die Erzählung hereingebracht hat, es ist durch nichts

zu erweisen, daß sie schon in Chrétiens und des Mabinogi gemeinsamer Quelle vorhanden waren, die Annahme, die Abweichungen des Mab. gegenüber Chr. rührten von dem kymrischen Verfasser her und seinen als nachträgliche „Besserungen" zu betrachten, entbehrt also jeder Grundlage!

Bezüglich Gaedes Bemerkung über die zu „gering eingeschätzte Selbständigkeit eines Bearbeiters jener Zeit" verweise ich auf das vorhin S. 26 Gesagte.

Die dann gegebene Charakteristik Chrétiens ist auch unhaltbar: „Chrestien ist Dramatiker; er erklärt nicht, fast möchte man sagen, er erzählt nicht: er führt Bilder vor und was er sagt, ist zu sehen. Dabei muß die Motivierung und Erklärung eines Vorgangs oft zu kurz kommen ...".

Das sind doch eitel Worte! Was soll es heißen, daß der Dramatiker „nicht erklärt"? daß Chrétien, der Epiker, „nicht erzählt"? Natürlich erklärt der Dramatiker ebenso wohl wie der Epiker, nur tut er es nicht wie dieser, in eigener Person, sondern durch den Mund oder durch die Handlungen der Personen, die er auftreten läßt; und natürlich erzählt Chrétien überall, nur tut er es bisweilen, wie auch andere Epiker, mit dramatischer Lebendigkeit. Dadurch aber wird er doch nicht von der Erklärung der geschilderten Vorzüge dispensiert: er muß sie uns dann eben durch den Mund der Personen geben, die er im Zwiegespräch vorführt. Aber er gibt eben bisweilen eine unentbehrliche Erklärung überhaupt nicht: das was zu sehen sein sollte, ist eben n i c h t zu sehen; oder er erzählt Dinge von grober innerer Unwahrscheinlichkeit, er läßt seine Personen in einem gegebenen Moment so handeln, wie sie nach der Lage der Dinge unmöglich handeln konnten.

Was weiter die Behauptung betrifft, Chrétiens Erzählung vom Zorn Erecs und von Enidens Leiden enthalte „Momente, die den ausgebildeten höfischen Sinn verletzen mußten", und sehr häufig hätten die Bearbeiter ihre Vorlage „höfisch gemildert", so braucht diese ja bezüglich Hartmanns und der nordischen *Saga* nicht bestritten zu werden — ich lasse es dahingestellt sein, ob sie hier zutrifft —, was aber das Mab. angeht, so liegt hier die Sache anerkanntermaßen g e r a d e u m g e k e h r t: nicht dieses, sondern Chrétien bietet die dem höfischen Sinne mehr zusagenden Versionen.

Gaede scheint sich nun aber gar nicht auf den Standpunkt von W. F o e r s t e r, der nur Chrétien als Quelle des Mab. gelten läßt, sondern vielmehr auf den von G. P a r i s stellen zu wollen, ohne doch den letzteren namhaft zu machen — d. h. auf den Standpunkt, den G. P a r i s, nachdem er ursprünglich jede Benutzung Chrétiens abgelehnt hatte, auf die seitdem durch

Edens widerlegte Dissertation Othmers hin einnehmen zu müssen glaubte, in dem er aber nach Piquet, *Revue germanique* 9 (1913), 105 später sogar wieder wankend geworden zu sein scheint. G. meint nämlich S. 7, es sei mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Kymre „eigene Kenntnis von Erekgeschichten" besessen habe, d. h. also Kenntnis von kymrischen Erzählungen über Gereint, denn *Erec* ist ja der keltischen Sage unbekannt; auch S. 53 bei der Zusammenfassung seiner Ergebnisse spricht er davon, daß „Varianten [d. h. keltische Varianten] der Geschichte ihm [dem Verf. des Mab.] bekannt sein und in seine Darstellung hineinspielen" konnten. Er weist S. 7, Anm. 1 auf Windisch hin, der in seinem Werke über die Arthursage S. 237 erklärt, diese sei „bis dicht vor Krestiens Zeit in Brittannien lebendig gewesen", und zitiert die bekannte Stelle im Mab., Loth² S. 168, wo es bei der Einführung Gwiffrets heißt: „*les Francs et les Saxons l'appellent Gwiffret Petit, et les Kymry le Petit Roi*", und meint: „Ob auf solche Weise auch der Name *Gereint* für *Erec* eingesetzt ist? Ob die Geschichte, die Mab.s Vorlage vom Ritter Erek erzählt, bei seinem Volke ähnlich von einem Gereint bekannt war? Jedenfalls, wir müssen mit solchen Nebeneinflüssen rechnen."

Dann würde sich also G. in direkten Gegensatz zu Foerster stellen, denn die Auffassung von G. Paris ist von diesem ja stets mit aller Entschiedenheit bekämpft worden; er würde eine Ansicht von dem Verhältnis der Mabinogion zu Chrétien vertreten, die der ursprünglichen Theorie von G. Paris, zu der ich mich bekenne, viel näher steht als der Foersters. Denn wenn einmal eine sekundäre keltische Quelle des Kymren angenommen wird, dann hindert ja gar nichts, alle Abweichungen des Mab. von Chr. auf diese zurückzuführen und in ihnen, soweit sie besseres bieten als Chr., nicht Änderungen des Kymren, sondern ältere, ursprünglichere Versionen zu erblicken!

Aber im Laufe der Untersuchung macht G. dann von der Möglichkeit, Versionen des Mab. durch eine sekundäre keltische Quelle zu erklären, nirgends Gebrauch! Es scheint danach, daß er selbst noch gar nicht ins Klare gekommen ist, für welchen Standpunkt er sich eigentlich entscheiden soll, für den späteren von G. Paris oder für den von Foerster, welcher jede andere Quelle als Chr. leugnet. Fast will es mir scheinen, als sei die eigentliche Untersuchung geschrieben zur Verteidigung von Försters Anschauung. Dann, erst nach Abschluß der Arbeit — wie er S. 53 selbst angibt — lernte G. das Werk von Windisch kennen, und nun wurde er wohl in seiner Anschauung wankend; deshalb wurde nachträglich in die Einleitung und in die Schlußbetrachtung der Hinweis auf die Möglichkeit eingefügt, daß im Mabinogi auch eine andere Erec-Tradition verwertet sein könne, was ja F. eben bestreitet.

In dieser Unklarheit, welche Ansicht nun G. eigentlich vertreten will, die, wonach nur Chr. dem Mab. zugrunde liegt, oder die, wonach Chr. nur neben einer anderen k e l t i s c h e n Quelle in Betracht kommt, liegt ein schwerer Mangel der Arbeit. Denn beide Standpunkte sind ja völlig verschieden und können nicht gleichzeitig verteidigt werden, in der Weise, daß dahingestellt bleibt, welche Ansicht die richtige sei.

Ganz unverständlich ist dann wieder der Schluß, den G. S. 7 aus der Möglichkeit von „Nebeneinflüssen", der Benutzung keltischer Gereint-Erzählungen durch die Kymren, zieht:

„Aber wenn durch sie das eine Erklärung findet, was bei Mab. anders als bei Chr. ist, so wird das übrige, Chr. und Mab. gemeinsame, die Übereinstimmung um so auffallender: um so gebieterischer verlangt sie, Chr. als die französische Vorlage von Mab. anzusehen."

Inwiefern kann aus Entlehnungen des kymrischen Erzählers aus einer keltischen Gereint-Geschichte gefolgert werden, daß die Übereinstimmungen zwischen Mab. und Chr. durch Ableitungen des ersteren aus letzterem erklärt werden müssen? Inwiefern machen jene Entlehnungen die Übereinstimmungen zwischen Mab. und Chr. „auffallender?" Warum sollen diese Übereinstimmungen sich denn nicht ebenso gut aus Verwertung der gleichen Quelle erklären lassen, wie wenn Entlehnungen aus keltischer Sage nicht stattgefunden hätten? Wenn G. die Existenz einer keltischen Gereint-Erzählung annimmt, die nicht aus Chr. stammte, dann muß er doch eben diese in letzter Linie als Chrétiens Quelle betrachten, und dann erklären sich doch die Übereinstimmungen Mab.-Chr. ganz natürlich aus der Erhaltung einer großen Anzahl ursprünglicher Züge bei beiden!

Zu den folgenden Bemerkungen über das „keltische Gepräge" der Erzählung im Mab. ist festzustellen, daß wenigstens Edens dieses gar nicht als Argument für die Unabhängigkeit der kymrischen Erzählung ins Feld geführt hat, und was die vielfach logischere Darstellung im Mab. betrifft — die G. also zugibt —, so ist sie als beweiskräftiges Argument eben nicht, wie G. behauptet, durch seine Ausführungen auf S. 6 „eigentlich schon abgetan", denn, wie oben bemerkt, lassen sich die unlogischen Züge bei Chr. nicht, wie G. will, auf Zusammenschweißung der Geschichte aus ursprünglich getrennten Elementen zurückführen.

Soviel über die allgemeinen, prinzipiellen Darlegungen der Einleitung.

Ich werde nun im nachstehenden die B e w e i s f ü h r u n g Gaedes, welche sich dem Gang der Chrétienschen Erzählung anschließt, in allen ihren Einzelheiten kritisch beleuchten, werde ihr aber

nicht Schritt für Schritt folgen, sondern in der Weise verfahren, daß ich immer die Stellen, an denen G. Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten zwischen dem Mabinogi und einer oder mehreren der Bearbeitungen Chrétiens (Hartmann, *Saga*, altfranzösische Prosabearbeitung) oder den letzteren unter sich in den verschiedenen vorkommenden Kombinationen glaubt aufzeigen zu können, gemeinsam behandele:

I. Mabinogi + Hartmann gegen Chrétien.
1. Schluß der Hirschjagd, Gaede S. 19.

Chrétien bringt mitten in der Erzählung von dem Sperberabenteuer Erecs den Bericht über den Verlauf der Jagd nach dem weißen Hirsch und die Rückkehr der Jagdgesellschaft nach Caradigan, V. 275—341; dagegen führt sowohl das Mab. als Hartm. das Abenteuer Erecs ohne Unterbrechung zu Ende und handelt dann erst über den Schluß der Hirschjagd.

„Man kann Bedenken tragen, den eigentlichen Helden der Geschichte mitten in einem gefährlichen Abenteuer zu verlassen." Darum werde Chrétiens Anordnung nur von der *Saga* befolgt (vielmehr findet sie sich auch in der Prosabearbeitung).

Es ist zuzugeben, daß zwei verschiedene Bearbeiter auf den Gedanken kommen konnten, erst die Sperberepisode, auf deren Ausgang die Leser oder Hörer natürlich gespannt sein mußten, zu Ende zu bringen; deshalb kann aus dem Zusammengehen der beiden in Rede stehenden Texte an dieser Stelle ein Schluß auf eine von ihnen benutzte gemeinsame Quelle gewiß nicht gemacht werden. Immerhin ist ihre Übereinstimmung beachtenswert im Hinblick auf diejenigen Stellen, wo beide auch identisch oder ähnlich von Chr. differieren, und wo ein zufälliges Zusammentreffen, wie es hier angenommen werden kann, ganz unwahrscheinlich ist. Gaedes Behauptung, Chr.s Anordnung werde nur von der Saga befolgt, ist, wie schon bemerkt, nicht richtig, denn auch die französische Prosaauflösung erzählt ja genau in der gleichen Reihenfolge wie Chr.

Die Stelle lautet dort, gr. *Erec* S. 255: *Et Erec s'en va faisant son pourchas. Dieus le conduie. Nous lairons a parler du roy Artus qui prist le cerf. et retourna a Karadigan a grant honneur, a quy la reine compta l'aduenture de Erec. lui priant qu'il ne prist point le baisier jusques le chevalier seroit retourne. Le roy luy acorda et atant vendrous nous a parler de Erec qui tres bien fait sa poursuite ....*

G. sieht in den Worten: *nous lairons a parler...*, „wir wollen darüber hinweggehen, von Artus zu sprechen", ausgedrückt, daß der Erzähler „bei Erec bleiben wolle", aber er stehe „seinem Stoffe nicht frei genug gegenüber, um sich die Jagdgeschichte für später aufzuheben." G. meint also, der Prosaist nehme hier, wie seiner Ansicht nach das Mab. und Hartmann, an Chrétiens

Darstellung Anstoß und würde am liebsten auch gleich das Abenteuer Erecs zu Ende geführt haben. Es hätten also drei Bearbeiter hier den gleichen Gedanken gehabt, nur hätte der Prosaist ihm nicht Folge gegeben.

Diese Deutung ist offenbar recht gesucht. Mir scheint aber die fragliche Wendung des Textes auch in keiner Weise zu passen. Denn tatsächlich unterläßt es der Verfasser ja gar nicht, von Artus zu reden, sondern gibt, wenn auch in sehr knapper Form, genau die Erzählung Chrétiens vom Ende der Jagd wieder. Nun bemerkt der Herausgeber S. 334, *lairons* sei an dieser Stelle gebessert von zweiter Hand. Im Hinblick darauf vermute ich, daß Textverderbnis vorliegt und daß es ursprünglich hieß: *Nous irons parler du roy Artus*..., was allein paßt, denn von Erec hat der Erzähler sich ja vorher verabschiedet: „Erec geht davon und setzt seine Verfolgung fort — Gott möge ihn geleiten —, wir gehen vom König Artus zu sprechen..." Mit *atant* nimmt dann der Erzähler den ursprünglichen Faden wieder auf: „nun kommen wir wieder zu Erec." Dann liegt hier also auch nicht die leiseste Abweichung von Chrétien vor.

2. Die Waffen des alten Ritters *(vavassor)*, Gaede S. 23 f.

Gaede gibt zu, wie das früher auch Foerster getan hat, daß das Mab. objektiv die bessere Version hat, wenn es dem alten, verarmten Ritter „nicht, wie Chr. V. 613 ff., gute, kostbare, neue Waffen", sondern, Loth[2] 134, „schwere, verrostete, wertlose Waffen" zuschreibt. Trotzdem betrachtet er die Darstellung Chr.'s als die ursprüngliche, die des Mab. als sekundär, indem er meint, Chr. habe hier die Armut des Ritters noch nicht „konsequent durchgeführt", das Mab. habe das dann nachträglich getan. Wahrscheinlicher ist aber *a priori* ganz gewiß die umgekehrte Annahme, um so mehr, als der Grund für eine Änderung von Seiten Chrétiens, wie schon von Edens S. 81 bemerkt wurde, unschwer zu erkennen ist: er wollte seinen ritterlichen Helden seinem höfischen Publikum nicht in solch despektierlichem Aufzuge, in alten, verrosteten Waffen, vorführen. Immerhin ist wieder einzuräumen, wie ich schon *Zur Mabfr.* S. 40 ausgesprochen habe, daß „aus der vorliegenden Stelle ein sicheres Argument für die Unabhängigkeit des Mab. von Chr. sich nicht entnehmen läßt." Nun kommt aber zu dem Mab. auch noch Hartmann hinzu, welcher bekanntlich hier teils zu diesem, teils zu Chr. stimmt, V. 746 ff. und 591; 617:

Es heißt bei ihm an der zuerst zitierten Stelle im Einklang mit dem Mab.:

„Erec ritt dort auch heran. Sein Schild war alt, schwer und breit, sein Speer unbehülflich groß, er und sein Roß halb unbedeckt, wie es ihm sein alter Schwiegervater lieh."

Vergl. dazu das Mab. a. a. O.: „*couvert, l u i e t s o n c h e v a l, d'armes lourdes, rouillées, sans valeur*“, wobei ich noch auf die gesperrt gedruckte, wörtliche Übereinstimmung in einem ganz speziellen Zuge aufmerksam mache. G. meint freilich, die zitierte Stelle bei Hartm. dürfe „nicht aus dem Zusammenhang gerissen werden: es werden da nur Erecs Waffen im Gegensatz zu den besonders schönen des Zwergritters als minderwertig bezeichnet.“ Diese Behauptung ist aber nicht zutreffend: wie aus der zitierten Stelle ersichtlich ist, werden Erecs Waffen keineswegs nur als minderwertig gegenüber denen Yders, sondern sie werden als s c h l e c h t h i n minderwertig geschildert. Es ist also auch G.s, auf jene Behauptung gegründete Meinung unrichtig, Hartmann folge in der Schilderung der Waffen Chrétien und das Mab. stehe allein, wenn es die Waffen alt und wertlos nennt. Vielmehr stimmt Hartm. nur anfangs, V. 591 und 617, zu Chr., nachher aber, und zwar teilweise wörtlich, zum Mab. Es liegt also bei Hartm. ein offenbarer Widerspruch vor.

Wenn ich nun *Zur Mabfr.* S. 40 mich dahin geäußert habe, Hartmann könne hier meines Dafürhaltens recht wohl selbständig Chr. geändert haben, indem er speziell an dem „neuen“ Schild bei Chr. Anstoß nahm, so vermag ich jetzt, nachdem ich Hartm. genauer verglichen habe — Edens hatte ja die Übereinstimmungen zwischen Mab.-Hartmann überhaupt außer Rechnung gesetzt, und ebensowenig habe i c h, *Zur Mabfr.*, Hartmann mit herangezogen — so vermag ich, sage ich, jetzt an diese Möglichkeit nicht mehr zu glauben, denn es ist ja nicht nur von dem Schild, sondern auch von dem Speer und der ganzen Ausrüstung des Ritters und des Pferdes die Rede, und es kommt noch hinzu die schon hervorgehobene w ö r t l i c h e Übereinstimmung mit dem Mabinogi.

Vielmehr ist es in hohem Grade unwahrscheinlich, daß der Kymre und der deutsche Dichter beide unabhängig voneinander in dieser Weise Chrétiens Erzählung abgeändert haben sollten. Denn wenn auf der einen Seite, wie bemerkt, unzweifelhaft zu der Armut des Ritters schlechte, verrostete Waffen besser passen, und diese auch insofern in dem Organismus der Erzählung als ein besonders glückliches Motiv erscheinen, als durch sie ja der Sieg Erecs über den besser bewaffneten Gegner doppelt ruhmvoll wird, so sind doch andrerseits schöne Waffen bei dem alten *vavassor*, der einst einmal reich und mächtig war, nicht in dem Maße auffällig, daß der Leser, der sie erwähnt findet, an ihnen Anstoß zu nehmen brauchte und es für zwei voneinander unabhängige Dichter sonderlich nahe lag, sie beseitigen und durch schlechte Waffen ersetzen zu müssen. Und in der Tat hat ja auch Hartm. an ihnen gar keinen Anstoß genommen, da er sie an den beiden ersten Stellen übernimmt und sogar ihr Vorhandensein rechtfertigt, indem er — die Stelle hat bei Chrétien

nichts entsprechendes — den Alten zu Erec V. 592 ff. mit Bezug auf das „schöne Eisengewand“ sagen läßt:

„Die Armut konnte mich noch nie nötigen noch in solche Verlegenheit bringen, daß ich mich seiner entledigt hätte. Ich behielt es, um für den Fall, daß einmal einer meiner Freunde seiner bedürfen sollte, es ihm zu leihen.“

Also stammt es aus seiner ehemaligen Glanzzeit.

Wenn deshalb Hartmann bald darauf von schlechten Waffen spricht, so wird sich das kaum anders erklären lassen, als durch die Annahme, daß hier eine Kreuzung zweier verschiedener, sich ausschließender Versionen vorliegt, die Hartm. beide übernahm, da er den Widerspruch nicht bemerkte.

3. Der Zweikampf Erecs und Yders, Gaede s. 24; s. über ihn besonders Hagen a. a. O. S. 464.

Chrétien erzählt V. 863—999 folgendes:

Erec und Yder rennen sich mit der Lanze an und stürzen beide vom Roß; sie springen aber wieder auf die Beine und kämpfen mit den Schwertern weiter. Die beiden Fräulein, welche dem Kampfe zusehen, vergießen Tränen beim Anblick der blutenden Wunden. Die Kämpfer machen dann eine Pause, Erec flößt der Abblick Enidens neue Kraft ein. Der Kampf wird fortgesetzt, Erec bleibt schließlich Sieger.

Demgegenüber verstechen im Mab., Loth[2], S. 134, und bei Hartm., V. 754 ff. beide Gegner, bevor sie zum Schwertkampfe übergehen, erst eine ganze Reihe von Lanzen. Hier wie dort gelingt es Erec erst mit der besonders starken Lanze, die er von seinem künftigen Schwiegervater empfangen hat, und deren er sich erst ganz zuletzt bedient, den Gegner vom Roß zu stechen, hier wie dort bleibt Erec selbst im Sattel und steigt dann vom Roß, um den Kampf zu Fuß fortzusetzen. Nur wird im Mab. ausdrücklich erwähnt, daß der alte Ritter ganz zuletzt seine bewährte Lanze reicht, während Erec bei Hartm. sie schon hat, sie sich aber bis zuletzt aufspart; doch ist auch hier die Sache natürlich so zu denken, daß die Lanze ihm erst zuletzt in die Hand gegeben wird, da die Kämpfer selbst während des Lanzenbrechens sich doch nicht mit mehreren Lanzen belasten konnten:

Mab. S. 134: Le vieillard s'approcha de Gereint. «Tiens», dit-il, «prends cette lance que j'avais en main le jour où je fus sacré chevalier, dont la hampe ne s'est jamais rompu depuis, et dont le fer est excellent, puisque aucune lance ne te réussit.» Gereint la prit en le remerciant.

Auch der Zwerg bringt nun Yder eine neue Lanze.

Hartm. V. 785 ff.: Als das vierte Lanzenbrechen anging, ohne daß einer jemals gefehlt hätte,

> wan daz sî diu spere ûf stachen
> daz sì vil gar zerbrachen,
> dô het ir Erec niht mêre,
> des gesûmte er sich sêre.
> doch het er daz alte sper
> sînes swehers gehalten her
> unz an die jungesten vart,
> darumbe het erz dar gespart:
> grôz und gedigen was der schaft.

Gaede will hierin wieder selbständige Änderungen zweier Bearbeiter sehen: „Nach allem wie die Bearbeiter Kampfschilderungen behandeln, steht jedenfalls soviel fest: ihnen allen war dies ein derart vertrauter Stoff, daß sie hier besonders gern eigenes anbrachten."

Die Selbständigkeit der Änderung, daß im Mab. und bei Hartm. Erec im Sattel bleibt und dann absteigt, könne, meint G., durch Vergleichung der Versionen mit Sicherheit erschlossen werden. Er weist darauf hin, daß die afr. Prosa der Angabe, beide seien aus dem Sattel gestürzt, die bei Chrétien fehlende Bemerkung hinzufügt, der Sturz könne ihnen nicht zur Unehre gereichen, da die Sattelriemen der Pferde gerissen seien, sowie darauf, daß die Streiter in der *Saga* stehend zur Erde kommen. „So nebeneinander gestellt, entfernen sich die Versionen deutlich von Chrétien, alle in demselben Sinne, den Helden zu heben. Angesichts dieses Tatbestandes läßt sich mit einer zweiten Quelle nichts erklären.... Die einfachste Annahme bleibt, daß jeder Bearbeiter selbständig ändert."

Demgegenüber sei zunächst festgestellt, daß die afr. Prosa hier vielmehr genau zu Chr. stimmt; die angeführte Bemerkung ändert an dem Vorgange gar nichts. Daß aber Hartm. und die altnordische *Saga* nur auf Chrétien beruhen, ist wie oben nachgewiesen wurde, eine *petitio principii.* Deshalb brauchen ähnliche Abweichungen, die sie gegenüber Chr. zeigen, keineswegs auf selbständigen Änderungen ihrer Verfasser zu beruhen, und es kann also aus dieser Stelle für das Verhältnis des Mab. zu Chr. gar nichts „mit Sicherheit erschlossen" werden. Vielmehr spricht gerade sie mit Entschiedenheit gegen die Annahme, daß wenigstens Hartm. allein Chrétien vor sich gehabt haben und das Mab. auf letzterem beruhen sollte. Denn Mab. und Hartm. stimmen hier in vier speziellen Zügen gegen Chr. überein, die unter sich völlig unabhängig sind:

im Mab. und bei Hartm. brechen Erec und Yder erst eine ganze Anzahl Lanzen, bei Chr. findet nur ein Gang mit der Lanze statt;

tun sie das nun, so braucht doch deswegen Erec seinen Gegner nicht gerade mit einer zuletzt ihm gereichten besonders starken Waffe seines Schwiegervaters aus dem Sattel zu werfen,

und wenn er das getan hat, so braucht er deswegen nicht selbst im Sattel zu bleiben,

und wenn er wieder im Sattel blieb, so brauchte er nicht nachher abzusteigen, um seinen Gegner mit dem Schwerte zu besiegen.

Deshalb können wir es geradezu als ausgeschlossen bezeichnen, daß diese vier identischen Differenzen auf zufälligem Zusammentreffen zweier, die Darstellung Chr.s ändernder Bearbeiter beruhen sollten, vielmehr weisen sie bestimmt auf eine Quelle hin, welche nicht Chrétien war.

4. Erecs Ankunft an Artus Hof, Gaede S. 29.

Edens macht S. 84 darauf aufmerksam, daß bei Chr. V. 1521 ff. an dem Tage, an dem Erec erwartet wird, die vornehmsten Barone selbst am Fenster nach Erec aussehen, was bei der Unsicherheit seiner Ankunft unpraktisch sei, wohingegen im Mab. die Königin Späher auf die Wälle gestellt hat. Ich glaube in der Tat, daß dieser Unterschied ohne Bedeutung ist, und möglicherweise auch die Version Chrétiens ursprünglich sein könnte: die Barone mochten gerade nichts besseres zu tun haben, als aus dem Fenster zu sehen. Edens selbst mißt seinem Hinweis denn auch keinerlei besondere Bedeutung bei: er hat den Zug unter die beweiskräftigen Argumente S. 131 gar nicht aufgenommen. Aber was Gaede gegen E. einwendet, ist nicht richtig: Er meint, daß auch hier „die Bearbeitung logischer als die Vorlage" sein könne, bezeuge Hartm. V. 1500 ff., der bemerke: „Nach der Königin Angabe wußten die guten Ritter alle recht wohl die Zeit, wann er kommen sollte; auch hatten sie es vernommen von dem Ritter, der gekommen war [d. i. von Yder]. . ." Auch Hartm. habe also seine Vorlage korrigiert.

In Wahrheit ist hier Hartm. gar nicht logischer als Chr., denn seine Bemerkung bezieht sich einfach auf die von Yder der Königin gemachte Mitteilung, daß Erec am nächsten Tage eintreffen werde, V. 1254, welche sich ebenso auch bei Chr. findet, V. 1202; H. hat also seine Vorlage auch nicht korrigiert, sondern nur erläutert, indem er seinen Lesern ins Gedächtnis zurückruft, daß Yder den Tag von Erecs Ankunft bekannt gegeben hatte. Daß aber Bearbeiter es lieben, gelegentlich ihre Vorlage deutlicher zu gestalten, ist bekannt, und wenn Hartm. das auch tut, so ist er deswegen nicht logischer als Chr.

5. Die zentrale Szene im Schlafgemach der Gatten, Gaede S. 30.

Mab. und Hartm. haben hier gemein, worauf schon Dreyer S. 10 aufmerksam gemacht hat, daß der Sonnenschein durchs Fenster aufs Bett fällt:

Mab., Loth², S. 152:

Le soleil envoyait ses rayons sur le lit.

Hartm. V. 3015:

Nu gezam des wol **der sunnen schîn**
daz er ir dienest muoste sîn:
wande er den gelieben zwein
durch ein vensterglas schein
und het die kemenâten
liehtes wol berâten
daz sî sich mohten undersehen.

Nach G. hätten wieder beide Bearbeiter den gleichen Zug selbständig eingeführt, und zwar aus dem gleichen Grunde, eben dem, der nach Hartmanns Bemerkung: „so daß sie sich sehen

konnten" für diesen bestimmend gewesen wäre: „Chrétien erzählt . . . ., daß Enide ihren Gatten betrachtet; dazu durfte es im Zimmer nicht dunkel sein, und darum sagt H., daß ein Fensterglas da war, wo die Sonne durchschien."

G. glaubt sogar ein sicheres Anzeichen gefunden zu haben, daß es sich so verhält: „Chr. 2490 betrachtet Enide Erecs Körper auf und ab, und ihre Tränen fallen auf seine Brust. Er liegt also nackt und unbedeckt? Ch. sagt nichts, wohl aber: *les habits avaient glissé de dessus sa poitrine et ses bras.* Dieser Zusatz zeigt schlagend, finde ich, daß M. ebenso wie H. versucht hat, sich eine Vorstellung von Chr.s Szene zu machen, daß beide der Gedanke beschäftigt hat, wie es möglich ist, daß Enide ihren Mann sieht, mit anderen Worten, daß M. wie H. nach Chr. arbeitet."

Diese Schlußfolgerung ist wieder von Anfang bis zu Ende hinfällig. Damit man in einem Zimmer sehen könne, ist es doch nicht nötig, daß die Sonne hineinscheint! Chrétien hat kurz vorher, V. 2446 f., bemerkt, sie seien oft erst am Nachmittag aufgestanden: *Sovant estoit midis passez Einçois que de lez li levast.* Der Leser weiß also, daß die Szene sich am hellen Tage abspielt, und die Bearbeiter hatten nicht den mindesten Anlaß, sich die Köpfe darüber zu zerbrechen, wie beide im Schlafzimmer sehen konnten. Ebensowenig geht natürlich aus Chrétiens Angabe, Enidens Tränen seien auf Erecs Brust gefallen, hervor, daß er mit n a c k t e r Brust daliegend zu denken ist, es besteht also auch kein Grund, die betreffende Angabe im Mab. als einen Zusatz des Verfassers zu Chr.s Darstellung zu betrachten, vielmehr kann die Bemerkung ebensowohl in der gemeinsamen Quelle Chrétiens und des Mab. gestanden haben und von Chr. weggelassen sein. Es kann also aus diesen Worten in keiner Weise gefolgert werden, „daß M. ebenso wie Chr. versucht hat, sich eine Vorstellung von der Szene zu machen."

Hartm. allerdings erklärt mit dem Sonnenschein, daß die beiden sich in der Kemenate sehen konnten, aber das berechtigt nicht zu der Annahme, daß er selbst ihn eingeführt habe, vielmehr kann er ihn ebenso wie das Mab. in einer von Chr. verschiedenen Quelle vorgefunden und nur seine Erwähnung so aufgefaßt haben, daß durch ihn erklärt werden solle, wie Enide den Erec in der Kemenate sehen konnte; aber dazu bedurfte es eben, wie bemerkt, nach der Darstellung Chr.s keiner besonderen Erklärung.

Ursprünglich aber hatte gewiß die ausdrückliche Erwähnung des auf das Bett fallenden Sonnenscheins eine andere Bedeutung: sie sollte recht augenfällig zeigen, wie weit Erecs Trägheit bereits gediehen ist: er liegt so lange im Bett, bis die Sonne hoch am Himmel steht und ihre Strahlen ins Schlafzimmer hineinfallen! Bekanntlich pflegte man ja im Mittelalter sehr früh, mit Tagesanbruch, aufzustehen. So aufgefaßt ist dieser Zug offenbar hier vorzüglich am Platze.

Bedurfte also, wie festgestellt, die Tatsache, daß bei hellem Tage die Gatten einander im Schlafzimmer sehen konnten, keiner besonderen Erklärung und war ein Anstoß für den Leser nicht vorhanden, so ist es ganz unwahrscheinlich, daß, wie G. will, zwei Bearbeiter unabhängig voneinander den durchs Fenster fallenden Sonnenschein eingeführt haben sollten. Auch Foerster hält das, wie schon früher zu bemerken war, für vollkommen ausgeschlossen, s. oben S. 21.

Dagegen ist nun allerdings in diesem speziellen Falle die Annahme Foersters — die aber Gaede, wie seinerzeit erwähnt wurde, entschieden ablehnt —: Mab. und Hartm. hätten beide eine ältere bessere Chrétien-Handschrift benutzt, die ein oder zwei in unserer Überlieferung fehlende Verspaare des in Rede stehenden Inhalts hatte, an sich wohl möglich, und ich will deshalb die vorliegende Übereinstimmung zwischen Mab. und Hartm. als ein Argument für eine von Chr. verschiedene Quelle beider nicht mit verwerten. Da aber, wie später gezeigt werden wird, das Förstersche Auskunftsmittel einer zugrunde liegenden besseren Handschrift an anderen Stellen, wo Mab. und Hartm. gemeinsame Abweichungen von dem überlieferten Chrétien-Texte haben, versagt, und es auch recht unwahrscheinlich ist, daß alle mittelalterlichen Bearbeiter noch einen vollständigeren Chrétien-Text vor sich gehabt haben sollten, als ihn die 7 erhaltenen Handschriften bieten — das ist ja auch die Meinung von Gaede —, so spricht alles dafür, daß auch im vorliegenden Falle die Benutzung einer von der Chrétiens verschiedenen Überlieferung als Ursache der Übereinstimmung der beiden in Rede stehenden Texte zu betrachten ist.

Im Folgenden gerät Erec im Mab. über Enidens Worte in Zorn wegen eifersüchtigen Verdachtes. Gaede bemerkt: „daß ein Bearbeiter darauf kommen konnte, an Eifersucht zu denken, zeigt Hartm. 3044 *si vorhte daz si wurde gezigen von im anderr dinge* und Prosa 269, der den Verdacht, Erec könne eifersüchtig sein, besonders ablehnen zu müssen glaubt."

Keineswegs! Der überlieferte Text Chr.s bietet an der vorliegenden Stelle nicht den mindesten Anhalt, an Eifersucht auf Seiten Erecs zu denken, und es wäre nicht zu verstehen, wie verschiedene Bearbeiter derartiges aus ihm herausgelesen haben sollten.

Was zunächst die Prosabearbeitung betrifft, so lautet die Stelle in ihr folgendermaßen:

A ces paroles ne dist mot Erec si non qu'il delibera en soi d'esprouver se Enide sa femme l'amoit bien lealment, mais je ne di pas que souspeçon et jalousie fut cause de ceste deliberation."

Was den ersten Teil dieses Satzes betrifft, so läßt er sich einfach durch die Annahme erklären, der Verfasser der Prosa habe, ehe er an seine Arbeit ging, die Dichtung schon einmal bis

zu Ende durchgelesen, — was ja von Haus aus auch das wahrscheinlichste ist; die Stelle kann beruhen auf den schon bei Edens S. 91 und 93 zitierten Versen 4920 ff. bei Chr., wo Erec nach der letzten härtesten Prüfung, die Enide auferlegt wurde, zu ihr sagt:

> . . . . Ma douce suer!
> Bien vos ai del tot essaiiee!
> Ne soiiez de rien esmaiiee,
> Qu'or vos aim plus, qu'ains mes ne fis,
> Et je resui certains et fis,
> Que vos m'amez parfitement,

ferner auf V. 3767:

> Qu'il aperçoit et conoist bien
> Qu'elle l'aime sor tote rien,
> Et il li tant que plus ne puet,

und auch noch auf den von Edens noch nicht angeführten Versen 5138 ff.:

> Or ne li set que reprochier
> Erec, qui bien l'a esprovee;
> Vers lui a grant amor trovee.

Hier ist bei Chrétien selbst deutlich ausgesprochen, daß Erec in der Tat an ihrer Liebe gezweifelt hat, daß er ihre Liebe hat auf die Probe stellen wollen.

G. allerdings behauptet S. 31, die Stellen seien von Edens aus dem Zusammenhang gerissen und ohne allgemeine Bedeutung; dieser Einwand ist aber nur für die hier nicht angeführte Stelle V. 3304 zutreffend, wo in der Tat, wie ich zugebe, die Worte: *Erec ne fu mie jalos* sich nur auf die augenblickliche Situation beziehen. Die andern Stellen aber besagen auch im Zusammenhang genau das, was E. aus ihnen entnimmt: sie genügen allein vollkommen, um zu beweisen, daß Erec tatsächlich an der Liebe seiner Gattin gezweifelt hat. Die Stellen sind, wie Edens richtig bemerkt, zu verstehen als Rudimente der in Chrétiens Quelle gegebenen Darstellung, die er in der die Abenteuerfahrt einleitenden Episode abgeändert hat; er übernimmt die späteren Stellen mechanisch, „ohne inne zu werden, daß sie einen unentbehrlichen Zug enthalten, der notwendigerweise zum Verständnis des Ganzen in den Vordergrund gerückt werden mußte" (Edens S. 91). Der Verfasser der Prosa, der ein wirklich intelligenter Kopf gewesen zu sein scheint, kann diese Stellen sich wohl eingeprägt haben und gleich zu Anfang zur Erklärung von Erecs Benehmen gegen Enide verwertet haben.

Was dann den zweiten Teil des oben zitierten Satzes anlangt, so könnte er vom Verfasser wohl daraus erschlossen sein, daß ja Erec bei Chr. in der Tat niemals Eifersucht zeigt. Immerhin ist die Abweisung des Verdachtes der Eifersucht auffällig, nachdem im Mab. tatsächlich Eifersucht als der Grund von Erecs Handeln erscheint. Nun habe ich schon in der Einleitung darauf hingewiesen, daß die Möglichkeit nicht bestritten werden kann,

daß wenigstens die Prosabearbeitung zurückgeht auf eine Handschrift, die in einzelnen seltenen Fällen vollständiger war als die erhaltenen Handschriften, nicht auf eine solche, die einen irgendwie abweichenden Text bot, sondern eine, die ab und zu ein paar Verse mehr hatte; die Stelle könnte gut zwei Reimpaare wiedergeben, die nach dem Texte der Prosa etwa gelautet haben könnten:

Lors dist il qu'esprover voloit
S'Enide lealment l'amoit,
Mais por ce je ne dirai mie
Que le fesist par jalousie.

Und auch auf die andere, von G. nicht berücksichtigte Möglichkeit war aufmerksam zu machen, daß die Vorlage des Prosaisten da, wo Unklarheiten in Chrétiens Erzählung bestehen, gelegentlich ganz kurze ergänzende Randbemerkungen enthielt, die auf den Spielmannsgeschichten von Erec beruhten, oder auch ebendaher stammende kurze Interpolationen von wenigen Versen.

Somit kann die in Rede stehende Stelle sowohl auf eine ältere Erec-Tradition zurückgehen, und es fehlt jede Berechtigung, eine ältere, in Einzelheiten wenig abweichende Chrétien-Hds. als sie vom Verfasser selbst herrührend zu betrachten.

Die Bemerkung der Prosa, Erec sei nicht eifersüchtig gewesen, bedeutet offenbar, wie schon von Edens S. 100 festgestellt wurde, eine *contradictio in adjecto*, insofern es eben für Erecs Absicht, die Liebe seiner Gattin zu erproben, keinen anderen Grund geben kann als den Verdacht, daß sie ihn nicht liebt, und ein solcher Verdacht stets mit Regungen der Eifersucht verbunden sein wird, auch wenn dazu ein bestimmter Anhaltspunkt dafür gar nicht vorhanden ist.

Da nun das Motiv der Eifersucht sich im Mab. deutlich ausgesprochen findet, so ist die natürlichste Erklärung der vorliegenden Stelle die Annahme, sie habe ebenso schon in der von dem Prosaisten benutzten Chrétien-Handschrift gestanden, Erecs Absicht, die Liebe seiner Frau zu erproben, sei in ihr schon ausgesprochen gewesen, zugleich aber sei das Vorhandensein von Eifersucht, welche die durch das Mab. repräsentierte Spielmannsversion der Erec-Geschichte bot, negiert worden zu dem Zwecke, Erec und Enide moralisch zu heben.

Ich komme nun zu Hartmann: Die Worte, welche bei ihm Erec aus Enidens Munde vernommen hat, während sie glaubte, daß er schliefe, und von denen sie nach der von Gaede zitierten Stelle fürchtet, daß sie von Erec falsch ausgelegt werden könnten, lauten V. 3028 ff.:

Wê dir, dû vil armer man,
und mir ellendem wîbe
daz ich mînem lîbe
sô manegen fluoch vernemen soll.

„Weh Dir, Du bedauernswerter Mann, und mir unglücklichem Weibe, daß ich so manche Verwünschung gegen mich anhören soll.“

Was können die „anderen Dinge" sein, deren Enide befürchtet auf Grund dieser Worte bezichtigt zu werden, im Falle sie ihn nicht über den wahren Sinn der Worte aufklärt? Doch wohl nur die Vernachlässigung ihrer Pflichten als Gattin, die Untreue — oder auf welche anderen Gründe sollte Erec die Verwünschungen der Leute gegen seine Gattin zurückführen, wenn er, wie Enide fürchtet, daß er tun werde, hinter ihnen Verfehlungen seiner Gattin sucht? Vielleicht dürfen wir hier zum Verständnis Hartm.s den vorletzten Vers in dem Selbstgespräch Enidens bei Chr. heranziehen, V. 2505, wo Enide sich anklagt: *Donques l'ai je honi por voir.* „Folglich habe ich Schande über ihn gebracht" (weil sie ihn zur Untätigkeit verleitet hat). Diese Wendung kann auch in der Vorlage gestanden haben, der H. hier neben Chr. folgt, und von ihm nur weggelassen sein, sie würde besser als der Fluch der Leute bei Hartm. die Befürchtung, daß Erec ihre letzten Worte falsch auslegen möchte, erklären; denn sie mußten in der Tat dem Gatten den Gedanken nahe legen, man habe sie der Leichtfertigkeit angeklagt und deshalb gescholten. Freilich wird dann Erecs Eifersucht im Mab. und bei Hartm. in ganz verschiedener Weise rege gemacht, und doch möchte man glauben, daß das Motiv ursprünglich identisch gewesen sei.

Vielleicht war der Vorgang in der gemeinsamen Quelle folgender:

Erec hört Enide sich anklagen, daß sie Schande über ihn gebracht habe und sieht sie in Tränen. Dadurch wird sofort sein Mißtrauen rege gemacht: hat sie sich etwas zu Schulden kommen lassen? Er will wissen, was ihre Worte bedeuten, sie antwortet ausweichend, das vermehrt sein Mißtrauen, er wird dringender: nun sagt sie ihm, die Leute tadelten seine Untätigkeit; aber der Verdacht hat bereits in seiner Seele Wurzel gefaßt und ihre Antwort gibt ihm nur neue Nahrung: will sie mich los sein? Gut, sagt er sich, ich werde ihrem Wunsche willfahren, ich werde zu ritterlicher Tat ausziehen, aber ich will sehen, woran ich mit ihr bin, will sehen, ob sie nicht gelogen hat, vielleicht ist es ihr nur darum zu tun, mich vom Halse zu bekommen; darum soll sie mich begleiten und ich werde ihre Liebe auf die schärfste Probe stellen.

Gewiß ist die hier gegebene, aus Chrétien, Hartmann und Mabinogi kombinierte Rekonstruktion der ursprünglichen Fassung der in Rede stehenden wichtigen Szene — dessen bin ich mir wohl bewußt — eine hypothetische, sie scheint mir aber am besten geeignet, Erecs Mißtrauen gegen Enide, seinem Zweifel an ihrer Liebe, der unter allen Umständen in der gemeinsamen Quelle der verschiedenen Versionen vorhanden gewesen sein muß, zu erklären.

Aus dieser ursprünglichen Darstellung können dann durch

Eliminierung und Umbildung von Motiven die Fassungen der Szene hervorgegangen sein, die uns im Mab., bei Chr. und bei Hartm. vorliegen.

Wenn Gaede behauptet, die Einführung des Eifersuchtsmotives, dessen Vorhandensein bei H. er ja nicht bestreitet, rühre von H. selbst her, so macht er sich eben wieder jener Eingangs dieses Artikels festgestellten *petitio principii* schuldig, daß H. nur nach Chr. arbeite. Die Ansicht ist aber unhaltbar, es kann also aus der Erwähnung des Momentes der Eifersucht sowohl bei dem Prosaisten als bei H. durchaus nicht geschlossen werden, daß beide unabhängig den gleichen Gedanken gehabt haben und daß Chr.s Darstellung ihn somit nahe legen müsse, es ist deshalb auch nicht zu glauben, daß das Zusammentreffen des Mab. mit den beiden Texten auf Zufall beruhen sollte, vielmehr schöpfen sie alle aus der gleichen vor-chrétienschen Grundtradition.

In dieser Weise also glaube ich jetzt die hier vorhandene Übereinstimmung zwischen Mab., Hartm. und Prosa erklären zu sollen, nicht, wie Edens will, und wie ich selbst früher tun zu sollen glaubte, durch die Benutzung einer besseren Handschrift auch durch Hartm. Ich habe deshalb nicht nötig, auf die gegen diese Vermutung von Edens gerichtete Polemik Gaedes S. 31, Anm. 1 noch einzugehen.

6. Erecs und Enidens Aufbruch, Gaede s. 31 f.

Bei Chr. V. 2697 ff. erkundigt sich Erecs Vater, der König Lac, bei dem Sohne nach dem Zweck seiner Reise, Erec aber erteilt ihm darüber keine Auskunft.

Nach G. hätten hier sowohl Mab. als Hartm. geändert. Das ist, was Mab. betrifft, wieder nicht richtig, denn wenn hier, Loth[2], S. 153, Erec antwortet: *je pars pour une affaire*, so ist das doch selbstverständlich: daß er zu irgend einem Zwecke aufbricht, weiß der Vater natürlich auch bei Chr.; es liegt also höchstens ein Zusatz, aber keine Änderung vor. Eine solche findet sich nur bei H., wo Erec es so hinstellt, als ob er bloß zum Vergnügen ausreite: diese Änderung kann natürlich Hartm. selbst vorgenommen haben.

7. Ankunft beim Grafen Galoain, Gaede S. 38, Hagen S. 467.

Die Übereinstimmung zwischen Mab. und Hartm. ist hier gewiß ohne Bedeutung: daß die beiden Knappen, die bei Chr. V. 3126 den andern begleiten, von zwei voneinander unabhängigen Bearbeitern weggelassen werden konnten, ist klar.

8. Der Besuch des Grafen Galoain bei Erec in der Herberge, Gaede S. 39.

Der Graf bittet Erec, sich zu Enide setzen und sich mit ihr unterhalten zu dürfen, Erec erlaubt es. Der Graf drückt Enide sein Bedauern aus, daß sie in solcher Niedrigkeit reise:

V. 3316 f. «Hai, fet il, com il me poise
quant vos alez a tel vitance!»

Er sehe, daß ihr Gatte sie nicht liebe und nicht wert halte:

V. 3330 f. «Bien sai et voi que vostre sire
ne vos aime ne ne vos prise.»

Es ist hier bei Chr. durchaus keine Unklarheit vorhanden, wie Gaede will. „Bei Chr. wird nicht erwähnt, daß dritte Personen etwas von Erecs gespanntem Verhältnis zu Enide bemerken." Das ist nicht richtig: V. 3310 f. wird ausdrücklich gesagt, daß Enide in beträchtlicher Entfernung von ihrem Gatten gesessen habe:

V. 3310. La dame seoit de lui loing
Tant con deus lances ont de lonc — —

Das genügt natürlich, um den Grafen erkennen zu lassen, daß sie von Erec schlecht behandelt wird und daß das Verhältnis zwischen beiden ein gespanntes ist. Daß er es tatsächlich bemerkt hat, erfahren wir aus den angeführten Worten, die er dann zu Enide spricht; es war durchaus nicht nötig, dies vorher noch ausdrücklich festzustellen. Das Mab. weicht auch hier nicht von Chr. ab, wie Gaede behauptet, denn ob es, wie bemerkt, bei letzterem heißt, der Graf habe die Erlaubnis erbeten, mit Enide sprechen zu dürfen, und im unmittelbaren Anschluß daran, sie habe von Erec entfernt gesessen, oder im Mab., Loth[2] S. 163, der Graf habe zu Enide gesagt: *Veux-tu me permettre d'aller m'entretenir avec cette jeune femme là bas, que je vois en quelque sorte comme séparée de toi?*, bleibt sich doch ganz gleich!

Dagegen weicht allerdings Hartm. ziemlich stark ab, wenn er schon den Knappen die Traurigkeit Enidens bemerken läßt, V. 3498 ff.: „Als dieser Knappe hinzuritt, da begann er die bekümmerte Frau genau zu betrachten. Über ihre Art zu reisen war er sehr verwundert". V. 3662 wird dann ausdrücklich gesagt, Erec habe nicht geduldet, daß Enide sich neben ihn setze. V. 3729 ff. hören wir, daß der Graf sich darüber sehr wundert:

Den grâven nam grôz wunder
daz sî so besunder
an dem tische sâzen
und niht mit einander âzen.

Das Motiv ist also unzweifelhaft bei Hartm. deutlicher herausgearbeitet; ob aber eine selbständige Änderung Hartm.'s vorliegt oder ob er einer anderen Quelle folgt, läßt sich in diesem Falle nicht entscheiden.

9. Die Verfolgung durch den Grafen, Gaede S. 40.

Als Erec und Enide am Morgen davongeritten sind, heißt es bei Chr. einfach, V. 3522:

„Da dringen in das Haus ein hundert bewaffnete Ritter; aber darüber waren sie enttäuscht, daß sie Enide nicht gefunden haben. Da erkannte der Graf wohl, daß die Dame ihn hintergangen hatte. Er folgte der Spur der Pferde ....“

H a g e n S. 467 hat darauf aufmerksam gemacht, daß hier wieder Mab. und Hartm. gegen Chrétien darin übereinstimmen, daß bei ihnen der Graf ein Gespräch mit dem Wirte hat und diesem Vorwürfe macht:

Mabinogi S. 166:

«Où est le chevalier?» s'écria-t-il.

«Par ta main, seigneur,» dit l'hôtelier, «il est déjà à une certaine distance d'ici; il est parti depuis pas mal de temps.»

«Pourquoi, vilain, l'as-tu laisser aller sans m'avertir?»

«Seigneur, tu ne me l'avais pas commandé; si tu l'avais fait, je ne l'aurais pas laissé aller.»

«De quel côté crois-tu qu'il soit allé?»

«Je ne sais; seulement, c'est la grand'rue qu'il a prise.»

Ils tournèrent bride vers cette rue .....

Hartmann V. 4058 ff.:

Der Graf herrscht den Wirt an: „Wo schlafen deine Gäste?“

„Herr, sie sind fortgeritten.“

Mit zorniger Miene sprach der Graf: „Das sind sie nicht.“

„Wenn ich löge, Herr, dann wäre ich ein Kind.“

„Du scherzest gewiß.“

„Nein, Herr, so wahr Gott mir helfe.“

„Es ist also so; dann weise mir den Weg.“

„Nun heißt es selber suchen.“

„Seid versichert, daß ich das tun werde.“

„So habe ich auch nichts dagegen.“

„Wie lange soll ich dich fragen?“

„Seht nur selbst da zu, wo sie lagen. Warum sollte ich sie vor Euch verleugnen?“

Er sagte — und er hätte ihn am liebsten erschlagen —: „Ich glaube, du willst mich auf eine falsche Spur leiten.“

„Herr, sie sind fortgeritten, das weiß Christus.“

„Daran bist d u schuld!“

„Nein, bei Eurer Huld.“

„Sonst würden sie den Anbruch des Tages erwartet haben.“

„Sage, sind sie schon weit?“

„Nein fürwahr, Herr. Sie ritten in dieser Stunde.“

„Wo sind sie hin?“

„Das ist mir unbekannt.“

Bei Chrétien findet sich von all dem nicht ein Wort!

Mit Recht bemerkt Hagen: „Die Übereinstimmung ist von solcher Bedeutung, daß sie allein schon erweisen würde, daß Mab. nicht aus Chr. stammt, und daß dieser nicht Hartmanns einzige Quelle sein kann.“

Dagegen will Gaede auch dieses Zusammentreffen von Mab. und Hartmann durch Zufall erklären: es sei veranlaßt durch die etwas plötzliche Einführung des Grafen bei Chr. V. 3522:

beide Bearbeiter hätten ihre Vorlage ausschmücken wollen. Er meint, Mab. und Chr. hätten nicht einmal im Kern das Gleiche: der Wirt im Mab. sei seinem Herrn ganz zu Willen, „Hartmanns Wirt leistet bis zuletzt passiven Widerstand und weiß von gar nichts."

Demgegenüber ist zunächst festzustellen, daß, wie der obige Paralleldruck der beiden Stellen zeigt, Mab. und Hartmann im Kern vielmehr genau übereinstimmen:

Bei beiden forscht der Graf den Wirt aus nach dem Verbleib der Gäste, bei beiden erwidert der Wirt, sie seien davongeritten, bei beiden gibt der Graf dem Wirt die Schuld an dem Entkommen der Gäste, bei beiden lehnt der Wirt jede Schuld ab und erklärt der Wahrheit gemäß, nicht zu wissen, wohin sie geritten sind.

Wenn der Wirt bei Hartmann etwas kurz angebunden erscheint, — von eigentlichem Widerstand kann nicht die Rede sein, denn er weiß ja in der Tat nicht mehr, als er sagt —, so ist das ein ganz unwesentliches Moment, welches den Kern der Szene in keiner Weise berührt.

Wenn sodann bei Chr. der Übergang von V. 3521 zu 3522 etwas plötzlich ist, so genügte, um ihn zu beseitigen, die Angabe, inzwischen habe sich auch der Graf aufgemacht und zur Herberge begeben, nicht im mindesten aber ist jener Umstand geeignet zu erklären, daß Mab. und Hartmann beide ein Gespräch zwischen dem Grafen und dem Wirt einfügen. Vielmehr ist, besonders auch im Hinblick auf die genaue Übereinstimmung im Verlauf des Gespräches, bei diesem Zusammentreffen Mab.s und Hartm.s gegenüber Chr. der Zufall völlig ausgeschlossen, und er ist um so unwahrscheinlicher, als in der gleichen Episode das Mab. und H., zu denen hier als dritter Text die *Saga* hinzukommt, noch in einem andern Punkte gegen Chr. zusammengehen, und zwar in einem Punkte, wo sie offenbar das Ursprüngliche bewahrt haben:

Schon bei Edens S. 103 ist darauf aufmerksam gemacht, wie unlogisch es ist, „daß bei Chr. Enide ihren Gatten die ganze Nacht schlafen läßt, obgleich sie doch dem Grafen gesagt hat, er solle sie am nächsten Tage entführen, und sie nicht wissen kann, ob der Graf nicht schon zu früher Stunde sein Vorhaben ausführt, wie ja in der Tat die Ritter des Grafen unmittelbar nach ihrem Aufbruch erscheinen."

Chr. V. 3459: „Erec schlief sehr lange und in Ruhe die ganze Nacht bis kurz vor Tagesanbruch."

„Im M. ist .... alles in Ordnung. Enide erhebt sich um Mitternacht, legt Geraints Waffen bereit, und weckt ihn sofort. Diese Version ist die einzig vernünftige ..."

Die gleiche Erzählung wie im Mabinogi finden wir nun auch bei Hartmann!

Hier ist nicht davon die Rede, daß Erec die ganze Nacht geschlafen habe, ja es wird nicht einmal erwähnt, daß er überhaupt eingeschlafen war. V. 3952 hören wir, daß sich beide Gatten zu Bette legen; Enide quält sich Erecs wegen sehr, schließlich steht sie auf und macht ihm von der drohenden Gefahr Mitteilung:

V. 3992: „Ihre Treue gebot ihr das, daß sie zu seinem Bette ging und vor ihm niederkniete und ihm die Sache erzählte. Vor Furcht wurde sie bleich."

Erec steht nun sofort auf und beide reiten noch während der Nacht davon:

V. 4021: Also reit er nahtes dan.

Dabei ist noch eine spezielle Übereinstimmung zu beachten: Sowohl im Mab. als bei Hartmann wird der Lichter (des Lichtes) gedacht, die (das) sie beim Aufstehen anzünden und zurücklassen:

Mab., Loth[2] S. 165: Elle alluma la chandelle pour l'éclairer pendant qu'il s'habillait. «Laisse là la chandelle, dit-il, et dis au maître de la maison de venir ici.»

Bei Hartm. V. 4052 fragt der Graf den Wirt, als er in der Herberge erscheint: „Fürchte dich nicht, und sage an, was bedeuten diese Lichter hier?" „Das waren die, welche der treffliche Erec da zurückließ, als er sich auf den Weg machte."

Bei Chrétien ist es bei ihrem Aufbruch bereits Morgen, also hell, von Lichtern ist nicht die Rede.

Es ist vollkommen evident, daß hier Mab. und Hartmann aus der gleichen Quelle schöpfen, welche nicht Chrétien war.

Durch Foersters Hypothese einer verlorenen vollständigeren Handschrift, welche den Bearbeitern vorgelegen hätte, ist hier nichts zu erklären, denn:

a) Es ist ein ganz seltener Fall, daß eine der Chrétien-Handschriften gegenüber den anderen ein Plus aufweist, welches mehr als ein bis zwei Verspaare umfaßte; im vorliegenden Falle aber müßte eine lange Reihe Verspaare ausgefallen sein. Es ist deshalb *a priori* unwahrscheinlich, daß die ganze Verhandlung mit dem Wirt im Archetypus vorhanden gewesen sein sollte.

b) Im Chrétien-Texte ist für einen solchen Passus kein Platz. Er müßte zwischen V. 3525 und 26 gestanden haben:

3525 Qu'il n'i ont pas Erec trové.
Lors a bien li cuens esprové
Que la dame l'ot deceü.

Da aber beide Verse durch den Reim gebunden sind, so können sie nicht getrennt werden.

c) Der Aufbruch der beiden noch bei Nacht im Mab. und bei Hartmann setzt eine Verschiedenheit der Darstellung gegenüber dem erhaltenen Chrétien-Texte voraus, die sich

sonst nirgends in Chrétien-Handschriften findet und also auch für den Archetypus nicht angenommen werden kann.

Somit gibt es hier in der Tat für die gemeinsame Abweichung von M. und H. gegen Chrétien keine andere Erklärung als eine andere Quelle. Die Stelle gehört zu den wichtigsten, die bei der Vergleichung der drei Texte in Betracht kommen.

10. Erecs Weigerung, zu Artus zu kommen, Gaede S. 44.

G. erwähnt nur die Ausführungen von Edens S. 106 ff., es waren aber außerdem auch meine Darlegungen in dieser *Zeitschr.* 40¹, 1196 ff. zu berücksichtigen:

„Edens hat richtig gefunden, daß auch Pr. eine Lücke bei Chr. gefühlt und einen motivierenden Zusatz gemacht hat, des Inhalts, daß Erec gegen seinen Schwur handeln würde, wenn er seine Fahrt unterbräche. Dies ist aber Erecs Grund auch bei Ch. Wie immer drückt er ihn nicht mit Worten aus, sondern durch die Handlungen seines Helden."

Würde G. meinen genannten Artikel eingesehen haben, so würde er wissen, daß es nicht richtig ist — wie ich Smirnov zugebe —, wenn Edens meint, Erec begründe bei Ch. seine Weigerung, an Artus Hof zu gehen, nicht: er tut es V. 4011 ff., wo wir erfahren, daß der Grund, der ihn vorwärts treibt, ungeduldiger Tatendrang ist. Chrétien drückt also Erecs Grund allerdings mit Worten aus, aber von einem Schwur Erecs, seine Fahrt nicht unterbrechen zu wollen, in dem G. den Grund seiner Weigerung sieht, ist bei Chr. nirgends die Rede; dieser Schwur wird nur in der Prosa erwähnt, und er ist hier offenbar einfach aus der Stelle bei Chr. erschlossen, wo Erec sagt: *Encor m'estuet aler plus loing.* Er muß weiterziehen, so kalkulierte der Bearbeiter, *ergo* hat er einen diesbezüglichen Schwur geleistet.

G. macht darauf aufmerksam, daß auch bei H., wie im M., Erec sich seiner Wunden und seiner Müdigkeit wegen — weil er „*unhovebære*" ist — weigert, zu Artus zu gehen; Hartmann habe also selbständig die gleiche Erklärung gefunden wie das Mab. Daß Hartmann aber selbständig zu Werke gegangen sein müsse, erschließt Gaede natürlich wieder aus seiner *petitio*, daß er nur Chrétien vor sich gehabt habe. In Wahrheit erklärt sich auch diese Übereinstimmung gegenüber Chr. wieder einfach dadurch, daß auch H., wie das M., eine andere Quelle, welche diese Motivierung hatte, benutzt hat (nach Ch. V. 4106 ff. wäre Erecs Verwundung für ihn vielmehr gerade ein Grund gewesen, zu Artus zu gehen).

11. Die Erkennungsszene zwischen Gauvain und Erec, Gaede S. 45, Edens S. 108 f., *Zur Mabinogionfr.* S. 80 ff., diese *Zeitschr.* 40¹ 198, ib. 41¹ 159.

Ich bedauere, genötigt zu sein, auf diese allmählich schon bis zum Überdruß abgehandelte Episode nochmals zurückzukommen; es werden sich aber bei dieser wiederholten Erörterung wichtige neue Momente ergeben.

Nachdem Gauvain den fremden, verwundeten, im Kampfe übel zugerichteten Ritter im Walde begrüßt hat, läßt er dem König Artus sagen, er möge sein Zelt drei oder vier Meilen weiter an der Straße aufschlagen, damit er den besten Ritter zu Gesicht bekomme.

Man fragt: Wie kommt Gauvain dazu, den ihm ganz unbekannten Ritter, den er nur flüchtig gesehen hat, als den besten Ritter zu bezeichnen?

Im M. ist die Sache vollkommen klar: hier hat Gauvain in dem Ritter Gereint erkannt, der hier in der Tat, wie bei Ch. Erec, als der beste Ritter der Welt geschildert wird.[9])

Daraus erschließt Edens die Priorität der Darstellung des Mab. Die Erkennung Erecs durch Gauvain ist bei Chrétien vergessen. Gaede wirft nun Edens vor, er habe sich Ch.s Text nicht genau genug angesehen, H. und der Prosaist hätten ihn „sorgfältiger gelesen und besser verstanden".

Sehen wir zu, welche Berechtigung Gaedes überlegener Sarkasmus hat.

Gaede sagt: „Aus Ch. 4079 ff. geht deutlich hervor, daß Keus Erzählung am Hofe Eindruck gemacht hat: der König legt Wert darauf, den Fremden kennen zu lernen, Keu muß ihn gut herausgestrichen haben. Und warum soll der höfisch freundliche und doch entschlossene Erec, dessen Aussehen genug von seinen Kämpfen erzählt, auf Gauvain nicht einen imponierenden Eindruck machen?"

Ich entgegne: Es ist vollkommen klar, daß sich die Bezeichnung Erecs als des besten Ritters bei Chr. nicht auf das gründen kann, was Keus dem König von ihm erzählt hat, denn nicht A r t u s braucht diese Bezeichnung, als er Gauvain nach ihm ausschickt, sondern G a u v a i n , nachdem er selbst mit Erec gesprochen hat. Auch ist bei Chr. nicht davon die Rede, daß Keu den Erec besonders gelobt habe, vielmehr heißt es V. 4074 nur, er habe dem König den Vorgang w a h r h e i t s g e t r e u e r z ä h l t (.. *il li conte Le voir, que rien ne l'an cela).* Sodann genügen höfische Freundlichkeit und Entschlossenheit, die Gauvain an Erec bei seiner Begegnung mit ihm mochte bemerkt haben, doch in keiner Weise, um zu erklären, daß er ihn Artus

---

[9]) Als den b e s t e n Ritter kennt, nebenbei gesagt, auch der provenzalische Trobador Peire Cardenal Erec, s. gr. *Erec*, S. 15 der Einleitung:

Etz Erecs fon le meiller ses falensa
De cavalliers en faz et en paruensa.

M. *G.* 1253.

gegenüber als den besten aller Ritter bezeichnet. Die Bezeichnung ist durchaus nur verständlich, wenn er wußte, daß es Erec war.

G. weist darauf hin, daß in der Prosa — welche auf Chr. beruht — Keu von Erec berichtet, er sehe aus, als ob er vierzehn Tage nichts getan habe als gekämpft, und daß wir hier hören, Keus habe von ihm Gutes gesagt. Ich weiß nicht, was damit hier bewiesen werden soll. Natürlich handelt es sich um ausschmückende Zusätze des Bearbeiters. Oder ist Gaede der Meinung, daß wir uns bei dem Bearbeiter Auskunft erholen sollen, wie wir Chr. zu verstehen haben? Ebensowenig ist etwas daraus zu gewinnen, daß nach Hartm. V. 4815 Keus den Erec als „mannhaft" hingestellt hatte.

Anders dagegen verhält es sich mit der nun folgenden Feststellung Gaedes, daß auch bei Hartm. Erec erkannt wird, und zwar hier nicht erst von Gauvain, wie im Mab., sondern schon von Keus.

„Ohne allen Zweifel ist H. hier logischer, besser nicht nur als Ch., sondern auch als M. Demnach hätte er das Ursprüngliche?"

G. will also wieder in der Tatsache, daß Hartmann gegenüber Chr. im Kern dss gleiche wie M. hat, einen Beweis dafür erblicken, daß zwei verschiedene Bearbeiter, die nur Ch. vor sich hatten, unabhängig von einander auf die gleiche Änderung verfallen sind und daß letztere somit durch Chrétiens Darstellung nahe gelegt gewesen sein muß. Also: beide Bearbeiter finden bei Ch. die Bezeichnung Erecs als des besten Ritters, und da diese ihnen bei Chrétiens Darstellung nicht hinreichend motiviert scheint, führen sie beide das Motiv ein, daß Erec erkannt wird! Es ist G. offenbar gar nicht zum Bewußtsein gekommen, wie sehr seine vorhergehenden Auseinandersetzungen, in denen er sich bemüht, die Darstellung Chr.s zu verteidigen und als ganz vernünftig und verständlich hinzustellen, dazu angetan sind, jene Annahme unwahrscheinlich zu machen! Wenn die Bezeichnung des fremden Ritters als des besten Ritters bei Chrétiens schon aus seinem Zusammentreffen mit Keus und den Lobeserhebungen, die dieser ihm vielleicht vor Artus hatte zuteil werden lassen — ausdrücklich berichtet ja Chr. von solchen nicht, man soll es aber nach G. zwischen den Zeilen lesen können! —, vollkommen begreiflich wird, dann lag ja doch für den Verfasser des Mab. und für Hartm. hier keinerlei Anstoß vor, und sie hatten gar keinen Grund, an der Darstellung Ch.'s etwas zu ändern! G. will ja die Abweichungen, welche die Bearbeitungen Ch.'s aufweisen, immer gerade durch „Anstöße", die bei Ch. vorlagen, erklären!

Wie man sieht, hat sich G. hier sozusagen in eine Zwickmühle verrannt, aus der er beim besten Willen nicht heraus kann.

In Wahrheit liegt die Sache hier natürlich genau so wie in den anderen schon besprochenen Fällen, und die Frage Gaedes: „Demnach hätte H. das ursprüngliche?" ist, wenigstens soweit er mit dem Mab. übereinstimmt, entschieden zu bejahen.

Zunächst ist es sehr wenig wahrscheinlich, daß Mab. und Hartm. beide die Erzählung Ch.'s sollten beanstandet haben, obgleich doch wenigstens Hartm. nach G. auch bei Ch. „zwischen den Zeilen gelesen" hat, indem er Keus den Erec rühmen läßt. Der Widerspruch zwischen der Bezeichnung E.'s als des besten Ritters und der Tatsache, daß Gauvain doch von ihm noch gar nichts näheres weiß, — daß er Keus aus dem Sattel geworfen hat, kann nach der Auffassung der Artusdichtung wohl als ein Zeichen von „Mannheit", von ritterlicher Tüchtigkeit gelten, aber nun und nimmer ihn als den besten Ritter schlechthin erweisen, da ja Keus s t e t s besiegt wird — jener Widerspruch, sage ich, ist doch nur dann zu erkennen, wenn man sehr scharf zusieht, wenn man die Dichtung mit den Augen des modernen Kritikers, sozusagen mit der Lupe, betrachtet. So aber pflegen die mittelalterlichen Dichter und Bearbeiter nicht zu verfahren; einen unlogischen Zug h e r a u s f i n d e n und ihn als erster e i n f ü h r e n sind zwei ganz verschiedene Dinge! Dem Leser, der sich vom Erzähler willig leiten läßt, wird ein solcher Zug oft entgehen, besonders wenn der Widerspruch nicht sehr augenfällig ist, dem begabten Dichter, der sich doch bei allem, was er sagt, auch etwas denkt, und der nicht ins Blaue hinein faselt, wird es nicht leicht passieren, daß er einen solchen Zug e i n f ü h r t.

Aber zugegeben auch, daß sowohl der Kymre als der deutsche Dichter der ungenügenden Begründung Chrétiens für Erecs Bezeichnung als des besten Ritters inne werden und daß sie beide auf den Gedanken verfallen konnten, in dem Ritter Erec erkennen zu lassen, so spricht doch g e g e n die Annahme, daß wir es hier mit einer nachträglichen Änderung zu tun haben, der Umstand, daß die Version von Mab. und Hartm. offenbar die ältere, die ursprünglichere ist, wie das schon *Zur Mabfr.* S. 81 ff. dargelegt wurde.

Es ist notwendig, zunächst den Inhalt der Episode im Mab. und bei Hartm. genau anzugeben: beide gehen im einzelnen auseinander, und auf die Hartmannsche Version wurde a. a. O. noch nicht eingegangen.

M a b i n o g i , L o t h[2] S. 170 ff.:

Keus trifft den schwer verwundeten, schweiß- und blutbedeckten Gereint im Walde und will ihn nötigen, mit ihm zu Artus zu kommen, der in der Nähe sein Zelt aufgeschlagen hat. Gereint erkennt Keus, dieser aber nicht ihn. Gereint versetzt nun Keus mit seinem Lanzenschaft einen Stoß und wirft ihn aus dem Sattel. Keus steigt wieder auf sein Roß, reitet zurück und teilt dem Gwalchmei (= Gauvain) mit, einer seiner Diener habe im Walde einen übel zugerichteten Ritter gefunden, er

möge sich doch selbst überzeugen, ob dem wirklich so sei. Gwalchmei begibt sich nun zu Gereint: *Il reconnut Gwalchmei, mais Gwalchmei ne le reconnut pas.* Gereint weigert sich, über seine Person Auskunft zu erteilen, und will sich auch Artus nicht vorstellen. Gwalchmei rennt ihn nun mit der Lanze an, die auf dem Schilde zersplittert. Als er ihm so ganz nahe auf den Leib gerückt ist, erkennt er ihn: *«Oh! Gereint,» s'écria-t-il, «est-ce toi»?* Aber auch jetzt will Gereint nicht mit ihm kommen. Nun läßt Gwalchmei durch einen seiner Knappen dem Artus sagen, er möge sein Zelt nahe am Wege aufschlagen, damit er Gereint zu sehen bekomme. Artus tut so, Gwalchmei reitet mit Gereint bis zu Artus' Zelt, der ihn begrüßt.

Demgegenüber bietet H a r t m a n n Folgendes:

Der Anfang der Episode fehlt bei ihm, da die Handschrift eine Lücke enthält. V. 4629 setzt ein, nachdem Keus, hier Keiîn, den Erec aufgefordert hat, ihm zu Artus' Hof zu folgen.

Keiîns Absicht war, so hören wir, es am Hofe so hinzustellen, als habe e r Erec die Wunden geschlagen und als habe er ihn g e f a n g e n g e n o m m e n. Erec aber durchschaut ihn und weigert sich, ihn zu begleiten. Als nun K., unverschämt wie immer, Gewalt gebrauchen will, und Erecs Roß am Zügel faßt, da gerät dieser in Zorn, er befiehlt ihm loszulassen, und, nachdem K. gehorcht hat, stößt er ihn mit seiner umgekehrten Lanze aus dem Sattel. Auf K.'s inständige Bitte gibt er ihm sein Roß zurück. Erec weigert sich, seinen Namen zu nennen. K. kehrt zu Artus zurück und erzählt wahrheitsgetreu sein Mißgeschick. Alle bewundern die „Mannheit" des fremden Ritters und wüßten gerne, wer er war; K. erklärt, der S t i m m e nach glaube er, daß es Erec gewesen sei:

> Dô rieten se alle gelîche
> er wäre es wärliche.

Der König bittet Gâwein und K., gemeinsam Erec herbeizuholen. Gâwein erkennt nun, d a ß d e r R i t t e r i n d e r T a t E r e c i s t. Das folgende stimmt dann zu Chrétien und zum Mab., nur ist es hier K. selbst, nicht einer der Knappen, wie im Mab., der Gereints Auftrag an Artus überbringt.

Bei Hartmann wird Erec also schon von Keus erkannt, und zwar an der S t i m m e , aber doch noch nicht mit S i c h e r h e i t , und die Ritter am Hofe sind der Meinung, daß er Recht haben müsse; Gewißheit schafft dann Gawein. Im Mab. hingegen wird er zuerst von Gwalchmei, und zwar am G e s i c h t e erkannt.

Wie schon früher festgestellt, ist für die bei Chrétien sich findende Bezeichnung des fremden Ritters als des „besten Ritters" Voraussetzung, daß in ihm Erec erkannt wurde, diese im Mab. und bei Hartm. vorliegende Version muß also die ursprüngliche sein gegenüber der unverständlichen Chrétiens. Die verschiedene Art und Weise der Erkennung im Mab. und bei Hartm. hindert nicht, beide auf die gleiche Quelle zurückzuführen, denn beide stimmen auch darin überein, daß in ihnen die Erkennung, bezw. die sichere Erkennung erst durch Gauvain (Gwalchmei) erfolgt; die Erkennung setzt im Mab., wie schon *Zur Mabfr.* S. 85 festgestellt, voraus den älteren v i s i e r l o s e n Helm, der Nase, Augen und Wangen frei ließ; vielleicht kannte Hartm. nur noch

den Visierhelm, und ist dies der Grund, daß Erec bei ihm zunächst nur vermutungsweise an der Stimme erkannt wird. Es könnte aber auch sein, daß beide Versionen, die des M. und die H.s in der gemeinsamen Quelle vereinigt waren: Erec wird erst vermutungsweise von Keus an der Stimme, dann mit Bestimmtheit von Gauvain erkannt. Daß das Mab. überall das Ursprüngliche erhalten habe, ist von mir ja nie behauptet worden.

Für die Annahme nun, daß Mab.-Hartm. hier gegen Chr. das Ursprüngliche bieten, und H. hier nicht, wie Gaede will, auf Chr. zurückgeht, spricht auch der Umstand, daß noch in einem anderen Punkte in dieser Szene Hartm., und zwar hier auch gegen das Mab., offenbar die ursprüngliche Version bewahrt hat:

Man wundert sich nämlich bei der Darstellung Chr.'s und des M., welchen Grund denn eigentlich Keus hat, durchaus, und sogar unter Anwendung von Gewalt, den fremden, schwer verwundeten Ritter zu Artus bringen zu wollen. Allein bei Hartmann nun V. 4629 ff. erfahren wir einen Grund: Keus will mit ihm renommieren, er will es so hinstellen, als habe **er** dem fremden Ritter die Wunden, die er am Leibe trägt, geschlagen und als habe er ihn gefangen genommen! Diese heimtückische Absicht entspricht offenbar ganz vorzüglich dem Charakter des Keus, wie er in den Artusepen erscheint: Keus ist stets der aufgeblasene Renommist, der windige Prahlhans, zugleich aber erscheint er als falsch, als heimtückisch und boßhaft, s. z. B., was den letzteren Punkt anlangt, den *Perceval* ed. Baist V. 1026 ff. Aus diesem Grunde und aus dem schon beregten anderen, daß man bei Chrétien und im Mab. gar nicht versteht, welchen Grund denn eigentlich Keus hat, den verwundeten fremden Ritter, dessen Weigerung zum Trotz, partout zu Artus schleppen wollen, muß es als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden, daß der in Rede stehende Zug nachträglich zur Motivierung von Keus Ansinnen durch Hartm. in die Darstellung eingeführt worden sein sollte, vielmehr ist er ganz gewiß in der älteren Quelle, aus der Chr., Mab. und Hartm. hier gemeinsam schöpfen, schon vorhanden gewesen und bei Chr. und im Mab. nur vergessen worden.

Soviel über diese Episode: die Unwahrscheinlichkeit von Gaedes Annahme, Chrétien biete hier das Ursprüngliche und Mab. und Hartm. hätten beide selbständig die Erkennung Erecs nachträglich eingeführt, dürfte aus dem Gesagten deutlich erhellen.

Damit wären die von Gaede besprochenen Episoden, wo Mab. und Hartm. allein gegen Chr. übereinstimmen, erledigt.

Ich gehe nun über zu den Stellen, wo zu beiden noch die altfranzösische Prosaübersetzung hinzutritt.

II. Mabinogi, Hartmann + altfranzösische Prosa gegen Chrétien.

1. Begrüßung Erecs durch den Alten, Gaede S. 20.

Bei Chr. V. 387 fordert der alte *vavassor* Erec sofort sehr höflich auf, bei ihm zu herbergen, dagegen stimmen die anderen Texte darin überein, daß Erec, bezw. Gereint zunächst um Herberge bittet, bezw. fragt, wo er Herberge finden könne.

2. Kampf mit den Räubern, Gaede S. 37.

Nachdem Erec den ersten Räuber getötet hat, heißt es bei Chr. V. 3020 ff. einfach: *Uns des autres s'est adreciez Si s'entrevienent de randon*; im Mab., Loth² S. 155, hören wir, der zweite Ritter habe, als er seinen Genossen getötet sah, zornig Erec angegriffen, in Hartm. und Prosa will er seinen Genossen rächen.

Sowohl 1 als 2 sind ohne jede Bedeutung: da Erec Herberge sucht, so ist es sehr natürlich, daß er erst darum bittet, und daß der zweite Ritter über die Tötung seines Genossen zornig wird, ihn rächen will, ist ebenso naheliegend. Für Gaedes These beweisen die beiden Fälle gar nichts: ich bestreite ja doch nicht im mindesten, daß da, wo eine gewisse Änderung, ein Zusatz sachlich nahe gelegt ist, verschiedene Bearbeiter identisch oder ähnlich von Chrétien abweichen können, ohne daß ein Zusammenhang zwischen ihnen angenommen zu werden braucht! Damit werden aber doch die Fälle nicht erklärt, wo verschiedene der Paralleltexte in speziellen Zügen übereinstimmen, die einzuführen die Erzählung Chr.'s gar keinen Anlaß bot, oder die zu den Angaben Chr.'s geradezu in Widerspruch stehen!

3. Die Verfolgung durch den Grafen, Gaede S. 41.

Die Bearbeitungen weichen alle ab von Chrétien, stimmen aber alle drei nur darin überein, daß sie — jede in anderer Weise — Erec zu „heben" suchen. Das nötigt natürlich wieder nicht, eine gemeinsame Quelle für sie anzusetzen. Ich bestreite ja auch die Möglichkeit, daß verschiedene Bearbeiter durch Zufall einmal in der Tendenz irgend einer Änderung zusammenstimmen können, durchaus nicht, besonders wenn es sich um eine so sehr naheliegende Tendenz handelt, wie die, den Helden nach Kräften herauszustreichen!

Die Stelle beweist ebenfalls nichts für G.

Ich komme zu den Stellen, wo nur das Mabinogi und die Prosa gemeinsames haben.

III. Mabinogi + altfr. Prosa gegen Chrétien.

1. Aufbruch zur Jagd, Gaede S. 17.

Mab. und Prosa erwähnen übereinstimmend, daß die Königin von Artus die Erlaubnis zur Teilnahme an der Jagd erhalten habe, was bei Chr. nicht erwähnt wird:

Mab. S. 125: «Jeunes filles», dit-elle, «j'ai eu hier la permission d'aller voir la chasse.»

Prosa S. 254, Z. 3: «. . . la reyne . . . . aiant obtenu du roi licence d'aler au deduit . . .»

2. Als Grund, weswegen Erec den Zwerg nicht züchtigt, wird bei Chr. V. 225 ff. angegeben, daß er die Rache des wohl bewaffneten Ritters gefürchtet habe.

Im Mab. und in der Prosa erscheint dieser Grund auch, aber nur an zweiter Stelle, an erster Stelle dagegen der andere, daß es für ihn nicht ehrenvoll sein würde, einen Zwerg zu töten.

3. Die zentrale Szene, Gaede S. 29.

Mab. und Prosa geben beide an, durch wen Enide das Gerede über ihren Gatten vernimmt: nach ersterem durch den Schwiegervater, nach letzterer durch die Damen, die es selbst von den Rittern erfahren haben.

4. Mab. und Pr. bezeichnen übereinstimmend als Grund für Enidens Entschluß zur Abenteuerfahrt seine Absicht, Enidens Liebe auf die Probe zu stellen. Die Stelle wurde oben schon besprochen, s. S. 397.

5. Beim Grafen, Gaede S. 39 f.

Im Mab. macht Enide dem Gatten von dem Plane deshalb nicht sofort Mitteilung, weil sie fürchtet, er werde vor Unruhe dann nicht schlafen können; die Prosa hätte nach Gaede diese Motivierung ähnlich.

Ich bemerke zu diesen Übereinstimmungen:

III, 1 liegt nahe und kann gewiss auf Zufall beruhen, ebenso III, 3, wo eine spezielle Übereinstimmung ja gar nicht vorhanden ist: man begreift, daß verschiedene Bearbeiter sich fragten, wie denn Enide das Gerede der Leute erfahren hatte, sie beantworteten die Frage in verschiedener Weise.

Dagegen hält es bei III, 2 schwer an Zufall zu glauben: ein Anstoß liegt bei Chr. nicht vor, da ja auch bei ihm ein Grund angegeben wird, weshalb Erec den Zwerg nicht schlägt — warum in Mab. und Prosa ein zweiter Grund? Desgleichen ist III, 4, zum mindesten auffällig, s. darüber oben S. 40. In III, 5 endlich ist die behauptete Ähnlichkeit der Motivierung in der Prosa mit der im Mab. in Wahrheit gar nicht vorhanden:

Im Mab. wird Enidens Schweigen über den für den nächsten Tag geplanten Anschlag des Grafen damit motiviert, daß sie zunächst Erec einige Stunden ruhigen Schlafes gönnen will, in

der Prosabearbeitung hingegen begründet Enide mit den von Gaede aus dem Zusammenhang gerissenen Worten: *que je savoie bien que se vous avies la nuit repose vostre corps que vous n'aries garde de luy,* nicht, daß sie Erec gegenüber bisher geschwiegen hat, sondern daß sie den Grafen auf den nächsten Tag vertröstet hat, daß sie den Grafen aufgefordert hat, sie am nächsten Tag zu entführen: sie hat sich gesagt, wenn Erec durch ausgiebige Nachtruhe erst wieder gekräftigt sein werde, dann werde er schon im Stande sein, sie zu verteidigen, dann werde er die Leute des Grafen mit blutigen Köpfen heimschicken! Beide Motivierungen haben also gar nichts miteinander zu tun und es besteht hier keinerlei Übereinstimmung zwischen den beiden Texten.

Nach G. verriete sich die im Mab. gegebene Motivierung „schon durch ihre Feinheit als späterer Zusatz", weil Chrétien, wenn er sie in seiner Quelle gefunden hätte, sie nicht übergangen hätte. Diese Behauptung schwebt wieder in der Luft, denn erstens wissen wir ja gar nicht, ob die fragliche Begründung in der unmittelbaren Quelle Chr.'s noch stand, und dann ist bei Chr. das Ursprüngliche so oft durch wenig glückliche Änderungen verdunkelt, daß wir ihm das Übergehen einer guten und notwendigen Motivierung wie der vorliegenden im Gegenteil sehr wohl zutrauen können.

IV. Mabinogi + Saga gegen Chrétien.

1. Gaede S. 18. „Wie in der Saga ist (im Mab.) besonders begründet, warum die Königin nur mit einer Dienerin reitet; sie will eigentlich mehrere mit sich nehmen, aber es finden sich nur zwei Damenpferde."

2. G. S. 46. Chr. 4281 bleibt Erec nur bis zum nächsten Morgen bei Artus, obgleich der König ihn aufgefordert hat, vierzehn Tage zu verweilen. Im Mab. bleibt er einen ganzen Monat und ähnlich in der Saga vierzehn Tage.

2. G. S. 22. In Mab. und Saga verbindet Erec die Frage nach der Ursache des Treibens in der Stadt gleich mit der anderen, was es mit dem Zwergritter auf sich habe.

In allen drei Fällen kann es sich in der Tat wieder sehr wohl um zufälliges Zusammentreffen handeln: da es, wie es scheint, der Etikette widersprach, daß die Königin ohne größeres Gefolge ausritt, so konnten verschiedene Autoren an Chrétiens Darstellung Anstoß nehmen und es für nötig halten, die Nichteinhaltung jener Etiketteregel besonders zu begründen; die Begründung selbst ist ja in beiden Fällen eine verschiedene. Daß bei 2 und 3 gleichfalls der Zufall im Spiele sein kann, liegt auf der Hand und bedarf keines besonderen Nachweises. Ein Zu-

sammenhang zwischen Mabinogi und Saga braucht also nicht angenommen zu werden.

V. Mabinogi + Hartmann + Saga gegen Chrétien.

1. Gaede S. 22. Bei Chrétien V. 602 erklärt Erec dem alten Ritter, er hasse den fremden Ritter, ohne den Grund anzugeben, während er Mab. S. 133, Hartm. 479 und in der Saga über die ihm angetane Beschimpfung Bericht erstattet.

Nach G. stände auch die Prosabearbeitung hier zu den drei genannten Texten: „Auch Pr. hat einen erklärenden Zusatz: wenn der Ritter gewönne . . *ce seroit dommage* . . *Il est dur et rebelle*. . . . Also ein gemeinsames Plus von M., H., S., Pr.“

In Wirklichkeit besteht eine nähere Übereinstimmung offenbar nur zwischen den drei erstgenannten Texten, die Bemerkung in der Pr. ist ganz allgemein gehalten und kann mit dem Plus in M. H. S. nicht auf eine Stufe gestellt werden. Sie kann von dem Plus in diesen Texten ganz unabhängig sein und vom Bearbeiter herrühren, der das „*je ne l'aim pas*“ näher ausführte. Es ist also nicht richtig, daß die Bedeutung der Übereinstimmung der anderen Texte, wie G. meint, durch diesen Zusatz in der Prosa „wesentlich gemindert werde.“

Doch würde im vorliegenden Falle nichts im Weg stehen, das Plus der anderen Texte auf ein Plus von einigen Verspaaren in einer älteren Chrétien-Handschrift zurückzuführen; Gaede freilich meint, Erecs Antwort bei Chr. sei „eine in sich beschlossene Einheit, ein leidenschaftlich heraussprudelnder Ausbruch, in den eine Erklärung absolut nicht hineinpassen würde“, hier hätten die anderen Bearbeiter „nicht mitgekonnt.“ Ich vermag indessen eine besondere Leidenschaftlichkeit in Erecs Antwort nicht zu entdecken; gewiß, sie setzt lebhaft ein mit der Erklärung: „Ich kann diesen Ritter nicht leiden“, aber diese Lebhaftigkeit würde durch einige seine Abneigung erklärende Verspaare nicht im mindesten beeinträchtigt werden. Ich möchte deshalb auch, da ich völlig sicher zu gehen wünsche, die vorliegende Stelle unter den Gründen für eine von Chr. verschiedene Quelle des Mabinogi, Hartmanns und der *Saga* nicht verwenden; daß sie aber tatsächlich doch durch eine solche zu erklären ist, dafür sprechen eben andere Stellen, die sich ohne eine solche Annahme nicht erklären lassen.

2. Gaede S. 47, Anm. 1. Bei Chr. liegt Erec von einem Abend bis zum andern in Ohnmacht, in den anderen Texten erwacht er noch am selben Abend wieder. Hier sollen alle drei Texte selbständig geändert haben, weil es „für einen näher überlegenden Nacharbeiter ganz unglaublich“ sei, „daß volle 24 Stunden lang niemand es merken soll, wenn Erec nur ohnmächtig

ist." Aber warum soll es den Nacharbeitern allen unglaublich gewesen sein, wenn es dem ihnen doch an Intelligenz vermutlich nicht nachstehenden Chrétien glaublich war? Und besaßen die mittelalterlichen Autoren wirklich so gründliche medizinische Kenntnisse, daß ihnen die Möglichkeit, Ohnmacht und Tod stets zu unterscheiden, bewußt war? Das scheint mir doch sehr zweifelhaft! Es ist deshalb wieder sehr unwahrscheinlich, daß hier eine Änderung dreier verschiedener Bearbeiter vorliegen sollte, vielmehr wird die von ihnen gebotene Version die ältere sein.

VI. Mabinogi + Hartmann + Saga + Prosa gegen Chrétien.

1. Gaede S. 27. In den genannten Texten sei bei Yders Erscheinen an Artus Hof das Unrecht, das er dem Fräulein der Königin zugefügt hat, stärker betont als bei Chr., aber in allen in sehr verschiedener Weise.

Ein solcher Zusatz lag natürlich sehr nahe, und ich habe abermals um so weniger Grund zu bestreiten, daß hier ein zufälliges Zusammentreffen der Bearbeiter vorliegen kann, als sie ja nur in der Tendenz übereinstimmen, im übrigen aber verschiedenes bieten. Ich kann nur auf das verweisen, was ich oben über solche für Gaedes These gar nichts beweisende Übereinstimmungen gesagt habe.

2. Gaede S. 29. Mit Enide an Artus Hof angekommen, bittet Erec bei Chr. 1579 ff. den König um Kleider für seine Braut, in den vier Bearbeitungen ist davon nicht die Rede.

Auch diese Übereinstimmung, die ja rein negativ ist, läßt sich natürlich recht wohl erklären aus dem Umstande, daß die Annahme, verschiedene Bearbeiter hätten hier an Chr.'s Darstellung Anstoß genommen, ganz unbedenklich ist: es ist begreiflich, daß Erecs Bitte ihnen als eine eines Königssohnes unwürdige Bettelei erschien, sie können deshalb sehr gut unabhängig voneinander geändert haben.

3. Gaede S. 37. Nach ihm soll eine Übereinstimmung zwischen den gleichen Texten auch bei der Begegnung mit den vier Räubern statthaben:

Chr. 2925 ff.: In einem Tale kommen Erec und Enide fünf auf Raub ausgehende Ritter entgegen, die schon die bevorstehende Beute unter sich teilen; Erec bemerkt sie wohl, aber um Enide auf die Probe zu stellen, tut er, als sähe er nichts. Enide ruft ihn nun an und macht ihn auf die Gefahr aufmerksam.

Mab. S. 154 sehen Erec und Enide beide die Ritter, Enide beschränkt sich zunächst darauf, sie zu beobachten. Als sie näher sind, hört sie dann die Unterhaltung der Ritter, aus der hervorgeht, daß sie einen Überfall auf die Reisenden planen. Nun warnt sie den Gatten.

G. meint: „Man könnte dies als eine Änderung M.'s auffassen, die erklären soll, warum Erec nicht auf die Gefahr aufmerksam wird ... Diese Auffassung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir sehen, daß die anderen Versionen zu demselben Punkt erklärende Zusätze machen ..."

Ich verstehe nicht, was Gaede eigentlich meint: Erec wird ja, wie G. selbst anmerkt, bei Chr. tatsächlich auf die Gefahr aufmerksam, er tut nur, als sähe er nichts; es ist also keine Erklärung notwendig, warum er nicht auf die Gefahr aufmerksam wird. G. will offenbar sagen: „Man könnte dies als eine Änderung des Mab. auffassen, die dadurch veranlaßt ist, daß im M. der bloße Anblick der Ritter – beide werden ihrer ansichtig – Erec und Enide noch keine besondere Besorgnis einflößt; erst aus ihrem Gespräch vernimmt hier die vorausreitende Enide, daß sie Böses im Schilde führen." Aber wenn die in Rede stehende Änderung des Mab. veranlaßt ist durch eine andere Änderung, welche Mab. an der Darstellung Chrétiens vorgenommen hat, dann ist wieder nicht einzusehen, inwiefern die Auffassung jener ersten Abweichung von Chr. als einer Änderung dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnen soll, „daß die andern Versionen zu demselben Punkte erklärende Zusätze machen", denn diese Versionen hatten doch nach G. nur Chr. vor sich, dessen Darstellung, wie bemerkt, einer Erklärung nicht bedarf!

Auch sind diese angeblichen erklärenden Zusätze der andern Texte in Wirklichkeit gar nicht vorhanden:

Die Prosa 270, Z. 9 soll den Zusatz haben: *Erec ... faint de non les veoir*, während diese Bemerkung doch einfach die Übersetzung ist von Chr. 2961: *Erec le vit et sanblant fist, Qu'ancor garde ne s'an preïst.*

In der *Saga* soll es ein Zusatz sein, daß Enide des unfriedlichen Aussehens der Ritter inne wird, während es doch schon bei Chr. 2985 heißt, Enide habe zu sich gesagt: „Wohl erkenne ich, daß diese welche hier kommen, Übles im Sinne haben," *Bien sai que cil que vienent ça Sont de mal feire ancoragié*; und daß Enide weit voraus ist, wurde bei Chr. auch ein paar Seiten vorher gesagt, 2774: *Grant aleüre alez devant.*

Welchen Zusatz G. in Hartm. meint, weiß ich nicht, da er ihn nicht anführt. Der spätere Zusatz 4149, den G. zitiert, hat nichts mit der vorliegenden Szene zu tun; er soll zeigen, daß Chr. „in diesem Punkte ein Problem ist", während doch gerade in jener Szene Erec bei Chr. genau das Gleiche sieht und hört wie Enide!

Über die in der Szene vorliegende, von Gaede S. 37, Anm. 1 erwähnte Übereinstimmung zwischen Hartm. und *Saga*, die G. mit Foerster durch Zufall erklären will, wird später bei dem Vergleich der beiden Bearbeitungen zu handeln sein; ich stelle hier nur fest, daß von Zufall durchaus keine Rede sein kann.

VII. Prosa + Saga gegen Chrétien.

1. Die Einleitung, Gaede S. 16 f.

Chr. erzahlt, am Pfingstfeste habe Artus erklärt, er wolle „den“ weißen Hirsch jagen, von dem vorher noch mit keinem Worte die Rede gewesen ist; wir hören, daß derjenige, der den Hirsch erlegt, das Recht hat, die schönste Dame zu küssen.

Die Prosa berichtet 253, Z. 19, im Walde bei Karadigan habe es einen ganz weißen Hirsch gegeben; man habe ihn schon mehrmals gejagt gehabt, und um seine Barone anzuspornen, habe Artus die Bestimmung getroffen, daß, wer ihn erlege, die schönste Dame am Hofe küssen dürfe.

In der *Saga* 1 erklärt Artus seinen Rittern, es sei ihnen bekannt, daß im Walde ein Hirsch sei, den sie niemals erjagen konnten; wer das nun ausführe, solle die schönste Jungfrau am Hofe küssen dürfen.

G. meint, beide Bearbeiter hätten ihre Vorlage umgestaltet: „Pr. sowohl wie S. haben also für die *costume* einen außergewöhnlichen Fall eingesetzt; damit ist zugleich das seltsame Kußrecht zu einer einmaligen Bestimmung geworden.“

Edens S. 67 folgert aus der hier vorliegenden Übereinstimmung, „daß der den Verfassern der Saga und der Prosaauflösung vorliegende Erec-Text von unserem abgewichen sein muß, indem er wahrscheinlich an der betreffenden Stelle ein Verspaar enthielt, das in unserer Erec-Überlieferung verloren gegangen ist.“

Demgegenüber habe ich in dieser *Zeitschr.* 40[1], S. 201, Anm. 5 bemerkt, mir scheine eine solche Annahme nicht nötig: „Beide (Versionen) haben die *costume*, wie das ja auch am nächsten lag und wie Edens auch getan, auf die Jagd bezogen, und da nun von dem Hirsche die Rede ist, den zu jagen eine *costume* besteht, so schließen sie unabhängig von einander sehr natürlich, es sei schon wiederholt nach dem Hirsche eine Jagd veranstaltet worden, man sei seiner aber nicht habhaft geworden.“

Ich glaube auch jetzt noch, daß ein zwingender Grund, für das geringe Plus, welches hier S. und Pr. gegenüber Chr. haben, eine gemeinsame Quelle anzusetzen, nicht vorliegt. Immerhin ist die Übereinstimmung auffällig; schon Edens hat darauf aufmerksam gemacht, daß der Zug: der König setzt aus eigener Initiative die Belohnung für den glücklichen Jäger fest, gegenüber Chr. neu ist; freilich mußte es nahe liegen, diese Bestimmung auf den König selbst zurückzuführen. Nachdem sich nun in der vorausgehenden Untersuchung gezeigt hat, daß die Prosa auch an ein paar anderen Stellen zu anderen Bearbeitungen stimmt, wo Zufall nicht wahrscheinlich ist, und da es sich hier, wie in jenen anderen Fällen, nicht um eine Verschiedenheit, sondern nur um ein Plus gegenüber Chr. handelt, ein Plus, das in einem oder zwei Verspaaren ausgedrückt gewesen sein kann oder auch in einer ganz kurzen erklärenden Randbemerkung, so liegt offenbar kein Grund mehr vor, hier an eine durch die bei Chr.

vorhandene Unklarheit veranlaßte identische Änderung zu denken, vielmehr darf angenommen werden, daß entweder die von Edens vermutete Möglichkeit zu statuieren ist: Benutzung einer älteren Ch.-Hds. mit einigen Plusversen, oder: Benutzung einer Hds., die am Rande einzelne, aus einer anderen Fassung des Erec-Stoffes geschöpfte Zusätze, erklärende Bemerkungen enthielt.

Nehmen wir aber selbständige Änderung beider Bearbeiter an, so handelt es sich eben um eine solche, die durch die Darstellung Chrétiens außerordentlich nahe gelegt war; daß da, wo dieser Fall gegeben ist, Bearbeiter unabhängig voneinander zusammentreffen können, ist klar und wird von mir in keiner Weise bestritten.

G. kommt hier noch auf die Darstellung des Mab. zu sprechen. Das Verschenken des Hirschkopfes, welches bekanntlich das Mab. an Stelle des Kusses hat, will er damit erklären, daß „spätere Zeiten den Kuß in diesem Falle seltsam fanden"; er weist auf die Tatsache hin, daß die Prosa im Unterschiede von der Darstellung Chrétiens Gauvain deshalb von der Jagd abraten läßt, weil der ev. Gatte, Vater, Bruder oder Freund der erwählten Dame den Kuß nicht dulden werde. Wenn hier aber wirklich — was mir zweifelhaft erscheint — eine beabsichtigte Änderung des Bearbeiters vorliegt, und nicht vielleicht nur ein Mißverständnis in Folge flüchtiger Lektüre Chr.'s, so bleibt zu bedenken, daß das, was im 15. Jh. unwahrscheinlich erschien, es nicht auch für einen Bearbeiter des 12. Jh. gewesen zu sein braucht, da doch damals die geselligen Sitten noch in vieler Beziehung andere waren. In jedem Falle trägt das Hirschkopfmotiv ein roheres, primitiveres Gepräge als das Kußmotiv, und es ist deshalb a priori viel wahrscheinlicher, daß letzteres durch ersteres ersetzt worden sei als umgekehrt.

2. Gaede S. 18. Prosa 254, Z. 5 und *Saga* stimmen darin überein, daß Erec nicht, wie bei Chr. und im Mab. erst nach der Königin abreitet und sie unterwegs einholt, sondern gleich mit ihr aufbricht.

Dieses Zusammentreffen hat gar nichts Auffälliges und kann in der Tat sehr wohl auf Zufall beruhen: es läßt sich erklären sowohl durch absichtliche Kürzung der Bearbeiter — ob Erec die Königin nach ihrem Aufbruch einholt, oder ob er gleich bei ihr ist, ist ja doch für das Folgende ganz einerlei — als auch durch flüchtige Lektüre Chrétiens. Es ist überdies in der Prosa keineswegs deutlich ausgesprochen, daß Erec gleich mit der Königin aufbricht: Es heißt zunächst: ... *la reyne accompagnie de pluseurs dames et damoiselles ... tira apres les autres.* Und nun erst wird Erec erwähnt: *Avec la reyne avoit ung noble chevalier nomme Erec* ...; auch ist bei Chr. nicht sofort klar, daß Erec der Königin erst in einiger Entfernung folgt, sie einholt; es heißt V. 77:

Après aus monte la reine,
Ansanble o li une meschine.
Pucelle estoit, fille de roi,
Et sist sor un blanc palefroi.
Aprés les siut a esperon
Uns chevaliers, Erec ot non.

Das kann doch auch so verstanden werden, daß er ihnen unmittelbar folgt. Erst aus V. 105 wird deutlich, daß er etwas später abgeritten ist als die Königin.

VIII. Hartmann + Saga + Prosa gegen Chrétien.

1. Gaede S. 21. Bei Chr. und im Mab. besorgt Enide das Pferd des Gastes. „Bei S. erhält sie zwar den Befehl, der Vater nimmt ihr aber die Besorgung ab; bei H. bezeichnet Erec diesen Dienst als etwas Ungewöhnliches für sie, und sträubt sich, ihn anzunehmen. Prosa ändert radikal: bei ihm ist keine Rede davon, daß die Jungfrau das Pferd besorgen müßte."

Da die Bearbeiter in ganz verschiedener Weise von Chr. abweichen, so besteht natürlich zwischen ihnen hier kein Zusammenhang. Daß verschiedene Bearbeiter daran Anstoß nahmen, daß die Tochter eines Ritters Stallknechtsdienste verrichten soll, ist natürlich wieder völlig begreiflich. Wenn G. aber behauptet, es liege hier auch im Mab. gegenüber Chr. eine Abschwächung vor, weil der Ritter zu seiner Tochter sagt: *il n'y aura d'autre serviteur que toi ce soir, pour le cheval de ce jeune homme*, so ist das nicht richtig: denn es ist am nächsten Tage nicht davon die Rede, daß jemand anders das Pferd besorgt habe: *ce soir* steht vielmehr offenbar einfach im Gegensatz zu anderen Abenden, wo das Pferd von Stallknechten besorgt wird. Mab. verhält sich also zu Chr. nicht „ebenso wie die sicheren Bearbeiter", sondern stimmt genau zu Chrétien.

2. Der Zwist zwischen Erec und Enide, Gaede S. 32.

G. gibt selbst zu, daß wir bei Chr. „gerade über den Kern der Geschichte, Erecs Zorn und Entschluß zur Abenteuerfahrt, im Unklaren" sind, daß die Erzählung bei ihm nicht verständlich ist — trotzdem soll sie ursprünglich sein! Die Bearbeiter mußten hier nach G., um den Lesern die Geschichte verständlich zu machen, von ihrem Eigenen hinzutun.

Ich habe keinerlei Grund, zu bestreiten, daß, Chr.'s Darstellung einmal als ursprünglich angenommen, die Bearbeiter selbständig geändert haben können: sie stimmen ja nur in der allgemeinen Tendenz überein, die im Hinblick auf Chr.'s unverständliche Darstellung auch bei verschiedenen Bearbeitern ganz begreiflich ist — die Mittel, die sie anwenden, sind, wie G. selbst feststellt,

verschieden, ein Zusammenhang braucht also bei ihnen nicht zu bestehen.

Daß die Bearbeiter dann auch im Folgenden, Gaede 33, der gleichen Tendenz folgend, in verschiedener Weise retouchieren, ist vollkommen verständlich.

Wenn nun aber G. es so hinstellen will, als sei auch die von der Chrétienschen verschiedene Darstellung des M. hier zu erklären als eine Änderung mit einer Tendenz, welche der der anderer Bearbeiter entgegengesetzt war, so ist dagegen entschiedener Einspruch zu erheben — ich verweise auf die Besprechung der Episode bei Edens S. 90 ff., *Zur Mabfr.* S. 71 ff., Diese *Zs.* 40, 1, 202 f., ib. 41, 1, 156 ff.

G. geht bei der Gelegenheit auf diese zentrale Episode näher ein, indem er sich bemüht, die Behauptung zu widerlegen, wonach hier Chrétiens Darstellung keinen Sinn hätte.

Er fragt: Warum zürnt Erec nach Chr.'s Darstellung, und warum entschließt er sich zu der Abenteuerfahrt?

Edens hat S. 94 darauf hingewiesen, daß Enide bei Chr. doch „nichts als ihre Pflicht tut, wenn sie ihren Gemahl über die Stimmung ihrer Leute aufklärt."

Gaede wendet ein, wenn für unser Gefühl keine Schuld darin liege, daß Enide um das Ansehen ihres Gatten besorgt ist, so sei das völlig belanglos; in Erecs Augen habe sie dadurch, daß sie sich zum Echo des Geredes der Leute macht, eben doch Schuld auf sich geladen. Er weist darauf hin, daß bei Chr. 2469 von Enide, bevor sie sich äußert, gesagt wird:

> De ceste chose li pesa,
> Mes sanblant feire n'an osa;
> Car ses sire an mal le preist
> Assez tost, s'ele li deïst;

und V. 2485:

> Tel duel an ot et tel pesance
> Qu'il li avint par mescheance
> Que ele dist une parole
> Dont ele se tint puis por fole:
> Mes ele n'i pansoit nul mal.

Gaede meint: „Sie selbst ist sich bewußt zu kühn gewesen zu sein (V. 2592 f.), sie hat ihren Gatten beleidigt, indem sie an seinem Wert gezweifelt hat. Genügt diese Schuld um den Zorn des Gatten und eine Strafe wie die Abenteuerfahrt zu erklären?"

Ich erwidere: Zunächst: Enide hat ja gar nicht auch nur im mindesten an dem Werte Erecs gezweifelt, sie hat ihm nur mitgeteilt, daß die Leute an seinem Werte zweifeln!

Sodann: G. übersieht eine Kleinigkeit, nämlich, daß die Befürchtung Enidens sich bei Chr. dann gar nicht bewahrheitet: als sie ihre Mitteilungen beendet hat, heißt es bei 2576:

«Dame!», fet il, «droit an eustes,
Et cil qui m'an blasment ont droit.
Aparelliez vos or androit,
Por chevauchier vos aprestez!»

„Dame, sagt er, recht habt ihr daran getan [nämlich: daß ihr mich von dem Gerede der Leute in Kenntnis gesetzt habt], und auch die, welche mich tadeln, haben recht; nun macht euch gleich fertig, macht euch bereit, fortzureiten." Es ist ganz offenbar die Absicht des Dichters, Erec hier wie auch sonst überall, als *chevalier sans reproche* zu schildern, als den idealen Typus des höfischen Ritters, der, sobald man ihn nur darauf aufmerksam macht, sofort einsieht, daß er Unrecht getan hat, sich aus Liebe zu seiner Frau zu „verliegen", dem Waffenhandwerk zu entsagen; wenn er Enide den Befehl erteilt, sich sofort reisefertig zu machen, so spricht er damit aus, daß er entschlossen ist, unverzüglich ihrer Mahnung Folge zu geben, dem faulen Leben Valet zu sagen und durch tapfere Taten zu beweisen, daß er noch im Vollbesitz seiner ritterlichen Tüchtigkeit ist; sie selbst soll mitreiten und so Zeuge seiner Taten werden. Daß er ihr nicht zürnt, ergibt sich auch aus dem Umstande, daß er sie nachher, V. 2785 ff., für den Fall seines Todes mit herzlichen Worten der Fürsorge seines Vaters empfiehlt: die Hälfte seines Landes soll der Vater ihr dann für ihr ganzes Leben schenken! Davon, daß Erec sich hier verstelle und er der Gattin im Grunde seines Herzens doch zürne, kann keine Rede sein, denn ein solches Raffinement entspricht der kindlich naiven, treuherzigen Erzählungsweise der Dichter der Artusepen nicht. Und welchen Grund sollte Erec haben, sich zu verstellen, warum sollte er es Enide nicht ganz offen sagen, wenn er ihre Mitteilungen ihr verübelt hätte?

Enide aber versteht Erecs Befehl, sich zur Reise fertig zu machen, falsch, sie glaubt, ihr Gatte wolle sie davonjagen: „*or m'estuet aler an essil!*" „jetzt werde ich in die Verbannung geschickt", sagt sie V. 2596 zu sich selbst! Daraus schließt sie, daß ihr Gatte ihr zürne, daß sie ihn durch ihre Worte beleidigt habe! Und deshalb ist sie nachher V. 2680 verwundert, als sie hört, daß Erec selbst sich auch reisefertig gemacht hat — sie kann sich nicht denken, was das zu bedeuten hat:

Mout s'est Enide mervelliee,
Que ses sire avoit an corage.

Aber Enidens Voraussetzung ist ja falsch, sie soll nicht, wie sie meint, weggeschickt werden, folglich fehlt auch ihrer aus Erecs vermeintlicher Absicht gezogener Schlußfolgerung, daß Erec ihr zürne, die *ratio essendi*; in Wahrheit zürnt er ihr

nach Chr.'s Darstellung nicht, sondern ist ihr dankbar! Es ist deswegen unrichtig, wenn G. aus den Klagen Enidens V. 2589 ff. schließt: „sie hat ihren Gatten b e l e i d i g t, indem sie an seinem Wert gezweifelt hat." Sie g l a u b t, ihn beleidigt zu haben, weil sie g l a u b t, er wolle sich von ihr t r e n n e n!

Im Folgenden bestimmt nun Erec, daß Enide vorausreiten und nicht sprechen soll. Chr. gibt k e i n e Erklärung für diese sonderbare Maßnahme und hat sich offenbar auch selbst nichts dabei gedacht: er übernimmt die Tatsache einfach aus seiner Quelle. Die Bestimmung ist nur verständlich, wenn Erec, wie im Mab., als eifersüchtig erscheint, w e n n e r a n i h r e r L i e b e z w e i f e l t; denn das Vorausreiten hat augenscheinlich den Zweck, daß er die Gattin beständig im Auge behalten will. Indem sie nun aber vorausreitet, wird sie der drohenden Gefahren eher ansichtig, und dadurch, daß sie ihn warnt, obgleich ihr das Verbot zu sprechen ein Recht geben würde, ihn n i c h t zu warnen, offenbart sich ihre Liebe aufs glänzendste. Chr. hat das Motiv, das er nicht verstand, aus seiner Q u e l l e entnommen; es hat bei ihm keinen Sinn, wohl aber im Mab., und dadurch eben erweist sich die Darstellung des Mab. als die ältere, ursprünglichere. Enide folgert aus dem Befehl des Vorausreitens und Nichtsprechens wieder, daß Erec sie hasse, aber, nach der Auffassung des Dichters, mit Unrecht.

G. meint, gegen die Annahme, daß das Eifersuchtsmotiv bei Chr. ausgeschaltet sei, spreche „schon die Erwägung, daß die Eifersucht in keiner Beziehung zu der von Erec verhängten Strafe steht: wie kann er dadurch, daß er seine Gattin Fährlichkeiten aussetzt, in denen er ihr einziger Schutz ist, erfahren, ob sie ihn und keinen anderen liebt?"

Wie es scheint, sind G. meine Ausführungen *Zur Mabfr.* S. 73 unbekannt geblieben, wo ich mich doch über diesen Punkt mit hinreichender Deutlichkeit geäußert habe: natürlich ist es nicht die Absicht Erecs, seine Gattin Gefahren auszusetzen! Die Behandlung, die Erec Enide zu teil werden läßt, steht insofern in Beziehung zu seiner Eifersucht, als er 1., indem er sie mitnimmt, ihr die Möglichkeit nimmt, ihm in seiner Abwesenheit die Treue zu brechen, und 2., indem ihr durch das Verbot des Redens „nicht nur die G e l e g e n h e i t, sondern geradezu das R e c h t gegeben wird, ihn n i c h t zu warnen. Gereint (= Erec) sagt sich: Liebt sie mich, so wird sie mich trotzdem warnen.

Was G. in der Anm. S. 34 noch gegen die Annahme der Ursprünglichkeit des Eifersuchtsmotives vorbringt, ist auch ohne alles und jedes Gewicht: wenn das oben unter 1 erwähnte Moment im Mab. nur einmal angeführt wird, nämlich in der in Rede stehenden Szene, während der Fahrt nachher nicht mehr, so ist das doch gänzlich gleichgültig, — wozu hätte der Dichter

es wiederholen sollen? Und daß die Eifersucht „ganz plötzlich auftaucht“, wird auch im Leben wohl öfter vorkommen!

Gaede will mir gegenüber die Behauptung Foersters aufrecht erhalten, daß Erec ja gar keinen Grund habe, eifersüchtig zu sein, da Erec und Enide noch in den Flitterwochen sind und von den Hofleuten abgetrennt leben. Dagegen habe ich schon *Zur Mab.-Fr.* S. 77 festgestellt, daß im Mab. S. 152 das Verliegen erst d r e i Jahre nach der Hochzeit stattfindet, nachdem Erec mit dem Ruhm seiner Taten schon das ganze Königreich erfüllt hat und niemand mehr da ist, der ihm Widerstand zu leisten vermag, — eine Version, die sehr wohl die ursprüngliche sein könnte —, sowie auch darauf, daß wenigstens bei Chr. mit keiner Silbe davon die Rede ist, daß beide in völliger Isolierung lebten, vielmehr aus einer Stelle bei ihm hervorgeht, daß sie als im Verkehr mit der Ritterschaft stehend gedacht werden. Damit s u c h e ich nicht Foersters Argumente zu widerlegen, sondern damit s i n d sie widerlegt. Wenn im Mab. S. 152 allerdings ihre vollständige Trennung von den Hofleuten erwähnt wird — *il y avait secrètement des murmures et des moqueries à son sujet, pour se séparer aussi complètement de leur compagnie* [sc. *des gens de sa cour*] *par amour pour une femme* —, so ist doch auch unter diesen Umständen das Auftreten eifersüchtiger Regungen bei Erec keineswegs unverständlich: er denkt, Enide wolle ihn vielleicht aus dem Hause haben, weil ihr seine Gesellschaft allein nicht mehr genüge, weil sie mit ihm allein sich langweile. Gaede bemerkt: „Es kommt für uns aber nicht darauf an, ob Erec eifersüchtig gewesen sein k ö n n t e , sondern daß mit keinem Wort sonst diese Möglichkeit oder gar ein Fall gegeben ist, wie sich sein Verdacht entwickelt hätte“. Ein Verdacht braucht sich aber nicht zu „entwickeln“, sondern kann plötzlich auftauchen, wie oben schon festgestellt wurde, und der „Fall“, wie Erecs Verdacht entsteht, ist im Mab. ganz deutlich „gegeben“: Erec wittert hinter Enidens Mitteilungen die Absicht, ihn zu beseitigen, damit er ihr nicht im Wege sei; es wird im Mittelalter, wo die Ritter oft auf Kriegszügen, eventuell im fernen Orient, lange, manchmal Jahre lang von Hause abwesend waren, wohl kein ganz seltener Fall gewesen sein, daß Ehegattinnen es mit dem sechsten Gebot nicht allzu genau nahmen, und die Assoziation „Abenteuerfahrt oder Kriegsfahrt in die Fremde — eheliche Untreue“ mag deshalb in damaliger Zeit so sehr ferne nicht gelegen haben — s. z. B. die Artussage, in der Guanhumara ihrem Gemahl untreu wird, als er gegen den römischen Kaiser Lucius Tiberius zu Felde gezogen ist, G a l f r i d X, 13. Außerdem wurde oben S. 42 auf die Möglichkeit hingewiesen, daß der Verdacht ursprünglich durch Enidens, nicht für Erec-Gereints Ohren bestimmte Worte hervorgerufen war, sie habe ihren Gemahl in Schande gebracht, wie Chrétien hat.

Und im übrigen erfahren wir ja, wie nun schon oft genug festgestellt wurde, später auch bei Chr., daß Erec an der Liebe der Gattin gezweifelt hatte, und ein solcher Zweifel hat doch gewiß zur Voraussetzung den Verdacht, daß die Liebe einer anderen Person zugewandt werde; wenigstens bei der ehelichen Liebe wird sich das nicht bestreiten lassen.

Also ist das Eifersuchtsmotiv im Mab. nicht „aufgeflickt", sondern es muß auch bei Chr. vorhanden gewesen sein, wie es bei Hartm. durchschimmert, und es ist von ihm nur aus leicht ersichtlichem Grunde getilgt worden, nicht ohne daß sich Rudimente davon durch Unachtsamkeit des Dichters erhalten hätten.

S. 36 behauptet Gaede, der Zweck des Eniden erteilten Befehles des Vorausreitens und des Verbotes des Redens sei daß Erec sehen wolle „ob sie sich sicher fühlt in seinem Schutze."

Das ist eine Erklärung, die m. W. noch niemand gegeben hat, und die sich sofort als vollkommen unmöglich erweist. Also Erec sollte kalkulieren: Wenn Enide meinen Befehlen gehorcht, unentwegt vorausreitet und nicht spricht, so fühlt sie sich sicher, so hat sie Vertrauen zu mir, so nimmt sie an, ich werde selbst aller ihr drohenden Gefahren rechtzeitig inne werden und auch ungemahnt ihr schleunigst beispringen, — wenn sie dagegen die erteilten Befehle übertritt, umkehrt und spricht, so hat sie kein Vertrauen, so mißachtet sie mich? Aber warum kehrt sie um, wenn sie sich vorne nicht sicher fühlt? Doch nur, um sich in Erecs Schutz zu begeben! Also kommen wir zu dem Widersinn: Wenn Enide sich in den Schutz ihres Gatten begibt, dann dokumentiert sie damit, nach seiner Auffassung, daß sie sich in seinem Schutze nicht sicher fühlt! Es ist doch klar, daß Enide, wenn sie vorausreitet, eben nicht unter Erecs unmittelbarem Schutze steht, sie ist dann Gefahren ausgesetzt, gegen die ihr Gatte sie vielleicht gar nicht beschützen k a n n , weil er sie noch nicht bemerkt hat; es wäre also ein ganz sinnloses Verlangen, daß Enide vorausreitend, ohne die Erlaubnis, Erecs Beistand anzurufen, sich als unter seinem Schutze stehend sicher fühlen solle. Wir dürfen doch wohl nicht annehmen, daß Erec in seinem Zorne vollkommen den Verstand verloren hat, und so wollen wir seinen Anordnungen eine solche törichte Absicht nicht unterschieben!

Nach Gaede erklärt sich Erecs Unwille, sobald Enide seinen Befehl übertritt, eben daraus, daß er darin ein Zeichen mangelnden Vertrauens erblickte: „Seine Antwort ist stets *or me prisiez vos mout petit* (V. 2850, 3001, 3563). Damit meint er nicht nur, daß sie den Gehorsam verletzt, sondern auch, daß sie ihm nicht genug vertraut."

Nein, das meint er nicht damit, wie bei Chr. mit voller Deutlichkeit ausgesprochen ist: Erecs Tadel gilt nur Enidens Ungehorsam, denn Ungehorsam schließt Mißachtung ein!

V. 2850 sagt Erec zu Enide, nachdem sie ihn angeredet hat: „Jetzt achtet ihr mich sehr gering! Allzu kühn seid ihr gewesen, daß ihr mein Gebot und mein Verbot übertreten habt. Diesmal soll es euch noch verziehen werden. ."

V. 2997, nachdem sie abermals gesprochen hat: „Übel habt ihr euch bedacht, indem ihr mein Gebot übertratet [und tatet], was ich euch verboten hatte. Und gleichwohl wußte ich recht wohl, daß ihr keine Achtung vor mir habt."

Aus dieser Stelle soll nach G. hervorgehen, daß Erec der Enide zürne, weil sie ihm nicht vertraut: hier habe „ja Erec ihr durch eine Zwischenfrage zu reden gestattet, nachdem sie ihn erst zaghaft angerufen hat (V. 2984). Und doch wird er zornig, weil sie ihn gering achte, V. 3000: *Et neporquant tres bien savoie Que vos gueires ne me prisiez.*"

Ich verstehe nicht, wie sich das aus dieser Stelle ergeben soll. Welchen Sinn sollte das haben: „Ihr habt Unrecht getan, mein Verbot, zu reden, zu übertreten, und trotzdem wußte ich recht wohl, daß ihr kein Vertrauen zu mir hättet?"

Was die Stelle bedeutet, ist ja völlig klar: E. will sagen: „Ich habe euch verboten, zu reden, obgleich ich recht wohl wußte, daß ihr geringen Respekt vor mir hättet und deshalb wahrscheinlich euch um mein Verbot nicht viel kümmern würdet." Wenn Erec ihr V. 2985 auf ihren Anruf: „*Sire!*" antwortet: „*Quoi?*", *fet il*; „*que volez vos dire?*", so heißt das nur, daß er sie, nachdem sie einmal angefangen hat, zu sprechen, auch zu Ende reden lassen will, und sein nachher geäußerter Unwille bezieht sich natürlich darauf, daß sie überhaupt zu reden begonnen hat, nicht darauf, daß sie mit seinem Einverständnis sich noch näher erklärt hat. Es läßt sich also aus der Stelle für Gaedes Auffassung gar nichts erschließen.

„In diesem selben Kampfe ist noch einmal darauf hingewiesen, daß er ihr Vertrauen zu ihm erproben will. Dann [l. Denn] als die Räuber nahen, tut er, als sähe er sie nicht, V. 2961 *Erec le vit et sanblant fist, Qu'ancor garde ne s'an preïst.* Man kann im Ernst nicht glauben, daß er En. zum Ungehorsam verführen will nur, um sie ins Unrecht zu setzen und ausschelten zu können" G. s. 35 f.

Ich erwidere: Selbstverständlich ist es hier, wie während der ganzen Fahrt, Erecs Absicht, seine Gattin „zum Ungehorsam zu verführen", er wünscht, daß sie ihm ungehorsam sei und ihn auf die drohende Gefahr aufmerksam mache, aber natürlich wünscht er das nicht, um sie ins Unrecht zu setzen und schelten zu können — sein Zorn wegen Übertretung seiner Befehle ist ja doch nur Verstellung —, sondern weil sie ihm dadurch, daß sie sein Gebot nicht einhält, und ihn warnt, beweist, daß sie um sein Leben besorgt ist und ihn liebt.

Daß die Sache sich so verhält, ist bisher noch von niemand bezweifelt worden und kann auch nicht bezweifelt werden! Gaedes neue Auffassung ist völlig unmöglich!

V. 3563: Als En. ihn abermals warnt, antwortet Erec: „Wenig haltet ihr mich wert, mein Gebot mißachtet ihr sehr."

Es ist also an allen drei Stellen mit einer jeden Zweifel ausschließenden Deutlichkeit ausgesprochen, daß Enidens Mißachtung, ihr *po* oder *gueires prisier* Erecs sich darin zeigt, daß sie sein Verbot zu reden übertritt. G.'s Behauptung, ihre Mißachtung bestehe für Erec darin, daß sie zu seiner ritterlichen Heldenkraft kein Zutrauen habe, ist also *a limine* abzulehnen.

IX. Hartm. + Saga gegen Chrétien.

1. Gaede S. 42. Bei Chr. ist unklar, warum Erec von Guivret angegriffen wird, V. 3692. Hartm. und Saga geben beide als Grund an, daß Guivret sich Enidens, deren Schönheit ihn reizt, bemächtigen will. Daß beide den Zusatz machen, um Chr. zu erklären, ergibt sich nach G. daraus, daß auch die Prosa einen Grund des Zweikampfes vermißt: sie bedauert, daß zwei so edle Männer ohne Grund übereinander herfallen, und legt dann dem Besiegten die Äußerung in den Mund, er habe Rittersitte üben wollen.

Daß die Einfügung einer Motivierung da, wo Chrétien eine solche vermissen läßt, durch zwei verschiedene Bearbeiter wohl begreiflich ist, wurde schon früher festgestellt, und auch, daß sie beide dieselbe geben, ist im vorliegenden Falle zu verstehen, da die gebotene ja nach allem Vorhergehenden nahe genug lag. Immerhin zeigt doch eben die Prosa und desgleichen das Mab., daß auch eine andere Motivierung möglich war: hier ist Erec mitgeteilt worden, daß man Guivrets Gebiet nicht betreten dürfe, und deshalb, weil er dieses Verbot nicht beachtet, zieht er sich des Königs Feindschaft zu — eine Motivierung, die sehr natürlich klingt, und die recht gut die ursprüngliche sein könnte. Das Zusammentreffen von H. und S. verdient deshalb immerhin Beachtung, und da beide auch an Stellen übereinstimmen, wo selbständige Änderung nicht angenommen werden kann, so ist es wahrscheinlich, daß *de facto* eine solche auch hier nicht vorliegt. Aber beweiskräftig ist die Stelle gewiß an sich nicht.[10])

---

[10]) In Anm. 1 zu S. 41 weist G. auf eine von Kolbing S. 397, von Foerster, gr. *Erec* S. L besprochene Übereinstimmung zwischen Hartm. und *Saga* hin: in dem Kampfe mit dem Grafen, Chr. 3589 ff., werde sowohl bei Hartm. 4213 als in der *Saga* dem Grafen der Arm abgehauen. Die Angabe ist aber ganz ungenau, denn bei H. heißt es vielmehr, dem Grafen sei, als er in die Seite gestochen wurde, auch der Arm „abgebrochen", in der *Saga* heißt es, das Schwert habe seinen Kopf getroffen und ihm Ohr und Hand abgehauen. Daß der Graf in beiden Fallen der Hand verlustig geht, was bei Chr. nicht erwahnt

Ich bin mit meiner Nachprüfung der Gaedeschen Dissertation zu Ende; ich glaube, alle Stellen, welche er bespricht, berücksichtigt und jedenfalls nichts, was in seinen Ausführungen irgend von Bedeutung ist, außer Acht gelassen zu haben.

Ich war genötigt, in meinen Darlegungen sehr ins einzelne zu gehen und auch solche Stellen, über welche schon wiederholt ausführlich gehandelt wurde, von neuem zu erörtern, weil sie eben von Gaede unter neuen Gesichtspunkten betrachtet worden sind. Es mag sein, daß infolgedessen meine Untersuchung den Eindruck der Breite und einer allzu umständlichen Diskussion von Einzelheiten macht.

Aber ich glaubte mich einer solchen peinlich genauen Nachprüfung aller von Gaede behandelten Punkte durchaus nicht entschlagen zu können, weil es bei der Kompliziertheit des Problemes, mit dem die Arbeit sich befaßt, ganz unmöglich ist, auf Grund einer bloßen Lektüre der Dissertation sich ein Urteil über den Wert der in ihr gegebenen Nachweise zu bilden, und es mir nicht zweifelhaft schien, daß die Dissertation, falls ihr nicht eine exakte, vollständige Widerlegung zuteil werde, bestimmt sei, auf lange hinaus in der ganzen Mabinogionfrage eine ähnliche Rolle zu spielen, wie es bis in die neueste Zeit sehr zu Unrecht die Dissertation von O t h m e r getan hat, die unaufhörlich zitiert wurde als eine Schrift, in der die Abhängigkeit des Mabinogi von Gereint von Chrétiens *Erec* in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise dargetan sei; und von dem einen Fall schloß man dann auf ein analoges Verhältnis der beiden andern Mabinogion zu den Romanen Chrétiens: so würde es nun künftighin wohl geheißen haben, die Gaedesche Arbeit habe den unanfechtbaren Beweis erbracht, daß die Abweichungen des Mabinogi von Chrétien nicht anders bewertet werden könnten als die der anderen behandelten Texte, w e l c h e s i c h e r B e a r b e i t u n g e n C h r é t i e n s s e i e n , folglich sei auch das Mabinogi diesen Bearbeitungen zuzuzählen. Man wird diese Behauptung nach den vorausgehenden Darlegungen, die in einem zweiten Artikel eine notwendige Ergänzung finden werden, nun wohl nicht mehr aufzustellen wagen. Denn die Ergebnisse meiner Nachprüfung sind diese:

1. Gaede zeigt, daß in einer Reihe von Fällen das kymrische Mabinogi von Gereint mit einer oder mehreren der drei Erecversionen des Hartmann von Aue, der *Erexsaga* und der altfranzösischen Prosa mehr oder weniger genau übereinstimmt: er folgert daraus, daß die letzteren Versionen nur Chrétien benutzt hätten, daß die einzelnen Bearbeiter diesen jeder selb-

wird, ist ja gewiß zu beachten, immerhin scheint, auf diesen Zug reduziert, auch mir die Übereinstimmung nicht speziell genug, um irgend etwas aus ihr zu schließen. Die Erklärung, welche G. vorschlägt, ist unwahrscheinlich und fördert in keiner Weise.

ständig abgeändert hätten — folglich sei auch die Abweichung des kymrischen Textes als selbständige Änderung des Verfassers anzusehen und der Schluß auf eine von Chrétien verschiedene Quelle sei unzulässig.

Die Unhaltbarkeit dieses Schlusses wurde oben nachgewiesen; Hartmann und die Saga können unmöglich auf Chrétien allein beruhen, die Prosa braucht nicht auf einer der erhaltenen Handschriften zu beruhen. Somit beruht die ganze Arbeit auf einer unhaltbaren *petitio principii.*

2. Die Übereinstimmungen zwischen der altfranzösischen Prosa und den anderen Texten, welche Gaede herausgefunden zu haben glaubt, sind bei genauerem Zusehen zum Teil gar nicht vorhanden.

3. Auch abgesehen von 1 sind seine Schlußfolgerungen mehrfach unzutreffend, desgleichen seine Angaben über den Inhalt der Texte.

4. Seine Auffassung von der zentralen Szene des Mabinogi, wonach hier Chrétien das Ursprüngliche hätte, ist unhaltbar, ebenso wie seine Erklärung des Enide erteilten Befehles des Vorausreitens und Nichtsprechens.

5. Es ist richtig, daß einige Abweichungen, die zwei oder drei der in Rede stehenden Texte gegen Chr. gemein haben, oder auch sie alle, durch das Vorliegen irgend eines Anstoßes bei Chr. erklärt werden können, den die Bearbeiter beseitigen wollten. Das gilt aber nur von solchen Fällen, wo allein die Tendenz der Änderung den Bearbeitern gemein ist, während sie in der Durchführung derselben differieren, und wo die Gleichheit der Tendenz *a priori* nahe liegt, ferner in Fällen, wo die Änderung nur darin bestehen würde, daß irgend ein schon bei Chr. vorhandenes Motiv stärker betont wird, wie etwa die ritterliche Tüchtigkeit des Helden, oder auch da, wo irgend welche speziellere Abweichungen durch Chr.s Darstellung sehr nahe gelegt sind, wie z. B. in zwei Bearbeitungen nicht ausdrücklich erwähnt wird, daß Erec der Königin beim Aufbruch erst in einiger Entfernung gefolgt sei, er vielmehr von vornherein, wie nachher auch bei Chr., in ihrer Gesellschaft erscheint.

Aber in einer ganzen Reihe anderer Fälle ist die Erklärung gemeinsamer Abweichungen der in Rede stehenden Texte durch das Vorhandensein irgend eines Anstoßes bei Chr., der durch verschiedene Bearbeiter in gleicher Weise beseitigt wurde, nicht zulässig, indem entweder der behauptete Anstoß in Wirklichkeit gar nicht besteht, oder durch ihn die Gleichheit der Art und Weise seiner Beseitigung bei den verschiedenen Bearbeitern nicht erklärt wird, oder die in jenen Versionen gegebene Darstellung ganz offenbar die Voraussetzung der Chrétien'schen ist, so daß die letztere unmöglich auf die erstere zurückgehen kann, oder endlich es sich um längere Plusstellen speziellen Inhalts handelt,

von denen es als ausgeschlossen gelten muß, daß mehrere Bearbeiter sie in gleicher Weise ersonnen haben sollten.

In summa: Ich muß die Dissertation Gaedes sowohl hinsichtlich ihrer Methode als auch hinsichtlich der meisten Einzelheiten, die sie bringt, entschieden ablehnen.

In einem Nachtrag S. 53 ff. äußert sich Gaede dann noch kurz über das neue Werk von Ernst Windisch, *Das keltische Brittannien bis zu Kaiser Arthur, Abhandl. der k. sächs. Gesellschaft d. Wissensch.* B. 29, No. VI, Leipzig 1912, welches ihm erst nach Fertigstellung seiner Arbeit bekannt wurde.

Bekanntlich tritt Windisch sehr bestimmt für die Ansicht ein, wonach die kymrischen Märchen nicht auf Chrétien beruhen, wie Foerster will, sondern auf älteren, vielleicht ebenfalls keltischen Geschichten, welche mit den Romanen Chrétiens in letzter Linie auf die gleiche Quelle zurückgingen.

Gaede beschränkt sich im wesentlichen darauf, die Anschauung Windischs zu skizzieren, bringt aber zum Schluß ein paar kritische Bemerkungen.

Windisch hat als einen Hauptgrund gegen die Ableitung des Mab. aus Chr. angeführt, daß „die Übereinstimmung nicht derart sei, wie sie zwischen Übersetzung und Original zu bestehen pflegt.“ Dagegen wendet Gaede ein, er glaube in seiner Arbeit das Gegenteil bewiesen zu haben.

Ich stelle fest, daß dem nicht so ist: Gaede hat einmal eine annähernd vollständige Vergleichung der in Betracht kommenden Texte überhaupt nicht gegeben und nicht geben wollen, sondern er hat nur eine Anzahl Stellen besprochen, wo die Texte alle oder einzelne von ihnen gegen Chr. gemeinsames bieten, sodann hat er für die verglichenen Stellen den Beweis, daß das Mab. sich zu Chr. verhält, wie Übersetzungen sich zum Original zu verhalten pflegen, nicht erbracht, denn Hartmanns *Erec* und die *Erexsaga* sind eben nicht einfach aus Chr. übersetzt, sondern müssen beide eine zweite Quelle benutzt haben — die *Erexsaga* nach Dreyer eben Hartmann selbst —, wie das im nächsten Artikel unter Verwertung der schon von Dreyer, Hagen, Piquet gegebenen, aber von Gaede ignorierten Nachweise bis zur Evidenz dargetan werden wird.

Daß die kymrischen Erzählungen sich zu den Chrétienschen Romanen nicht so verhalten, wie kymrische Texte, von denen feststeht, daß sie aus dem Französischen übersetzt sind, zu ihren uns erhaltenen Originalen tatsächlich tun, hat soeben Loth in der Einl. zur 2. Aufl. seiner Mabinogionübersetzung S. 51 hervorgehoben, der damit die von gegnerischer Seite gehegte Erwartung, daß ein Vergleich der aus dem Französischen übersetzten kymrischen Texte mit ihren Vorlagen die Foerstersche Theorie stützen werde, zu nichte macht.

Auf die Frage, in wie weit Windischs Nachweis, daß die französischen Lehnwörter in den Mab. anglonormannischen Ursprungs sind, für das vorliegende Problem von Bedeutung ist, will ich nicht eingehen. Beachtung aber verdient jedenfalls die von Windisch hervorgehobene Tatsache, daß nirgends, wo in den Mab. französische Worte erscheinen, an der entsprechenden Stelle bei Chr. sich die gleichen Worte finden.

Ich werde nun also im folgenden Artikel zunächst Hartmanns Erec, dann die nordische Saga mit Chrétien und dem Mabinogi vergleichen; ich glaube, es wird nach den zu gebenden Darlegungen kein Zweifel mehr bleiben, daß beide unmöglich ausschließlich aus Chrétien geschöpft haben können.[11]

Rostock. RUDOLF ZENKER.

---

[11]) Nach Abschluß der obigen Untersuchung kommt mir W. Foersters, Anzeige der neuen Ausgabe des mittelenglischen *Sir Perceval of Gales* von Campion und Holthausen, Heidelberg 1913, zu Gesicht. Es war zu erwarten, daß Foerster Gaedes Behauptungen für seine Theorie in Anspruch nehmen würde. In der Tat zitiert er die Dissertation a. a. O. S. 119 und bemerkt, G. zeige, „daß alle Bearbeiter in derselben Weise, mit denselben Freiheiten, vorgehen, daß dabei jeder Beweis aus der vermeintlich besseren oder schlechteren Wiedergabe abzulehnen sei — eine Wahrheit, die bereits ich und andere, vor und nach mir, aber vergeblich, gepredigt haben." — Daß Gaede in der Einleitung und im Schlußwort sich eher im Sinne der späteren, von Othmers Dissertation beeinflußten, von Foerster so entschieden bekämpften Ansicht von G. Paris, äußert, wonach das Mab. neben Chr. noch eine andere Quelle verwertet hätte, s. oben, erwähnt F. nicht, ebensowenig, daß G. die Foerstersche Annahme der Benutzung einer besseren Chrétien-Handschrift durch die Bearbeiter, die Foerster zur Erklärung ihrer Übereinstimmungen gegen Chr. unentbehrlich scheint, ablehnt, wodurch also G. gezwungen ist, da das Walten von Zufall anzunehmen, wo F. selbst, kl. ***Erec*** S. XXX, einen Zufall für völlig ausgeschlossen erklärt.

In der gleichen Anzeige bemerkt F. gegen Windisch, Loth habe „klipp und klar erklärt, daß die wälschen Mab. französische Ritterromane sind, was eigentlich selbstverständlich war". Fernerstehende möchten vielleicht geneigt sein, hieraus zu schließen, daß Loth sich in der schon zitierten Einleitung, auf die F. hier Bezug nimmt, im Sinne der Foersterschen Ansicht ausspreche. Ich bemerke deshalb, daß Loth vielmehr für Chrétien anglonormannische Quellen annimmt und es für sehr unwahrscheinlich erklärt, daß der Verfasser der Mabinogion Chrétien auch nur gekannt habe, s. seine Einl. S. 51; er stellt sich also vielmehr zu Foerster in entschiedenen Gegensatz und vertritt diejenige Anschauung, zu der Gaston Paris sich für ***Ivain*** und ***Perceval*** stets, für ***Erec*** bis zum Erscheinen der seitdem durch Edens widerlegten Othmerschen Dissertation bekannt hat. Daß der Kymre eine französische (ev. anglonormannische) Quelle benutzt haben kann, ist von Edens und mir gar niemals geleugnet worden. Somit haben nunmehr in der Mabinogionfrage sowohl der deutsche Keltist Windisch als der französische Keltist Loth sich gegen Foerster erklärt: beide stehen, was das Verhältnis der Mabinogion zu Chrétien anlangt, genau auf dem gleichen Standpunkt, den Edens in seiner von Foerster so heftig angegriffenen Dissertation vertritt.

Zum „Marques de Rome“.

(ed. J. Alton, Tübingen 1889, litt. Verein in Stuttgart.)

Bei der Untersuchung der literarhistorischen Grundlagen des *Romans de Silence* von Heldris de Cornualle (Ms. des Lord Middleton cp. *Rom.* 42, S. 145, III, 3), über den ich nächstens eine Arbeit veröffentlichen werde, interessierte mich eine der 12 Erzählungen, die in den *Marques de Rome* eingeflochten sind. Ich machte dabei eine Beobachtung, die mich darauf führte, den ganzen Roman genauer durchzulesen. *M. de R.* ist bekanntlich die erste Fortsetzung des *Romans des sept sages* und ist nur in Prosaredaktion nachgewiesen, cp. Alton l. c. S. IX: „Wahrscheinlich hat es eine poetische Bearbeitung unsres Romans nicht gegeben“ etc. Mir fiel nun bei der Lectüre auf, daß ungewöhnlich viele Stellen im Prosatexte und zwar syntaktisch korrekte Stellen reine 8-Silber waren.

Als Schulbeispiel nehme ich die Seite 3. Es gibt natürlich Seiten, die mehr, und Seiten die weniger 8-Silber zeigen. Seite 3 scheint mir einen guten Durchschnittstypus zu bieten; und da mir hier die Häufigkeit von 8-Silbern zuerst zur Evidenz kam und nicht mehr dem Zufall zuschiebbar erschien, habe ich aus Anhänglichkeit diese Seite als Muster gewählt.

Sehen wir uns diese Seite 3 genauer an: 1. syntaktisch korrekte 8-Silber:

26 c 5 vint asseoir delez sa feme....
6 qui les servi de toz lor mes.
7 La dame ne pooit avoir.....
7 s'a la table non as . VII . saiges.....
26 d 1 les autres estoient enclines.....
1 et en richece et en service.
Et mout demandast volentiers,
qui il estoient, se ele osast.....
ele se pensa, que il n'estoit.....
que ele le savroit tot a tens.
26 d 2 Quant li baron orent mangié.....
tote jor firent mout grant feste....

3 Les dames et les damoiseles....
et se coucha dejoste li....
se furent tost aprivoisié....
Mes ne s'entrestoient vëu....
4 Quant ce vint a la mie nuit....
vers le point del jor s'esveillierent
et tant, qu'il membra a la dame.....
5 „Sire, par amors dites moi....
cil, que je vos vi hier servir?....
estoient servi ne assis?...
6 ainz estoient tel, qui mieus valent.
7 Sire, qui estoient il donc?...
qui m'ont enseignié et apris....
et servir, quar il sont preudome...
27 a 1 que roi ne que empereor?....
2 et tieus est rois ou empereres...
de sens et n'a que son avoir.
3 Sire, vaut mieus donques li sens
d'un de voz mestres que l'avoirs....
4 öil; si vos dirai por quoi....
l'en te puet bien tolir l'avoir,
ce ne puet l'en pas del savoir.
5 A tant se tut la mal pensanz
et se tret pres de son seignor.....
6 Li empereres l'amoit ja tant...
l'amor, qu'il avoit a sa feme,
li encombroit mout grant partie....
7 de parler a son hues, et dist:
„Sire, pires ne seroiz vos...
des autres; donez moi mon don...
8 öil, quar la costume est tele,
que chascuns barons doit doner...
sa feme la premiere nuit....
.I. don et si le doit tenir...
27 a 9 costume est en vostre päis...

Die Gesamtzahl der Silben der Seite 3 beträgt 708, davon sind 376 in tadellos überlieferten 8-Silbern (47·8), also über die Hälfte. Sicher ein erstaunlich hoher Prozentsatz. Ich habe eine Anzahl Seiten aus beliebig gewählten Prosastücken daraufhin durchgesehen, ob nicht vielleicht der Zufall, ein gewisser Rhythmus der Sprache, die Ursache davon sein könnte. Aber das Resultat war durchaus negativ, bloß gelegentlich stellen sich 6- oder 8- oder 10- oder 12-Silber ein, diese also durchaus okkasionell. Auch die Seite 3 des M. de R. zeigt so einen „zufälligen“ 8-Silber: 27 a 5 *besa por lui plus decevoir*. Er scheint mir als 8-Silber syntaktisch nicht konstruierbar zu sein, da das Objekt zu *besa* doch kaum im vorhergehenden oder folgenden 8-Silber

stehen kann.[1]) Ich habe deshalb diese 8 Silben natürlich nicht unter die 8-Silber gerechnet.

Das Verhältnis von als gereimt erkennbaren Stellen zur Gesamtsumme verschiebt sich aber noch beträchtlich zu Gunsten der ersteren, wenn wir Stellen, die durch Hinzufügung oder Wegnahme einer Silbe korrekte 8-Silber werden, dazu zählen, und schließlich eingeschobene Sätze wie *dist il*, die leicht interpoliert werden konnten, entfernen.

Hierfür finden wir auf Seite 3 folgende Beispiele:

26 d 2 les tables furent ostees.... — 1
3 orent couchiee l'empereriz; + 1
apres vint li empereres.... — 1
4 si s'esplomerent et endormirent.... + 1
qu'ele avoit le jor devant vëue... + 1
8 „Dame", (dist li empereres,) „ce estoient mi mestre"...
si les doi amer et henorer... + 1
27 a 1 „Sire, valent donc mieus vostre mestre,... + 1
27 a 2 Quar toz li sens est en eus... — 1
7 Ele vit, qu'il fu bien tens... — 1
8 „Dame" (dist il), „vos doi ge doner don?"
9 nos n'i somes ore mie — 1

Wenn diese Stellen in einem Gedichte in 8-Silbern ständen, würde sie jeder Herausgeber mühelos auf die richtige Silbenzahl bringen. Ich denke, ich kann sie getrost zu den gefundenen 8-Silbern hinzuzählen. Dadurch kommen die Verssilben auf 472 (376 + 96 (12·8), also genau auf $^2/_3$ von der Gesamtsumme (708) der Silben der Seite 3.

Diese schon sehr auffällige Erscheinung erhält die entscheidende Unterstützung durch den Nachweis, daß auch Reimpaare in ***M. de R.*** zu finden sind.

Eines fand sich schon auf der Seite 3.

27 a 4 l'en te puet bien tolir l'avoir,
ce ne puet l'en pas del savoir.
ferner: 36 f 1 ja li uns ne sëust, qu'est faim,
tant come li autres ëust pain.
39 a 2 „Que volez, que ge vos en die?
Fous est, qui en feme se fie.

41 a 3 et il et tuit si compaignon.
Ele en est venue a Chaton.

49 a 4 Tu porras bien tel dormir fere,
qui te tornera a contrere.

[1]) Seltsamkeiten, wie sie Tobler, *Vom französischen Versbau*[4] S. 27 anführt, vorauszusetzen, hat keinerlei Sinn.

54 c 2 des que il vos plest. Ge m'en vendroie
a mon seignor et li rendroie.

65 a 4 as chans le jor, qu'il fu perduz,
tot autresi fu cil vëuz

71 c 1 mes il n'estoient pas garni;
li eschaugaite öirent le cri

75 b 1 et si savroit mout volentiers
mes sires, qui li chevaliers

85 b 3 et vint a lui, si le reprist
de ceste chose et li dist

85 d 4 l'en ne doit pas einsi geter
au coc ce, que l'en doit amer.

mit minimaler Änderung: 56 a 1
est seignoris sor totes flors
et en beauté et en odor

Nicht ganz reinen Reim, aber wie er fast in jedem afz. Gedicht vorkommt, zeigen die folgenden 3 Beispiele:

38 d 4 Mout fu la dame chapigniee
et peliciee et desciree

39 c 3 Quant li empereres la vit,
si li en prist pitié et dist.

40 c 3 et a ses compaignons ausi,
tot por l'amor, que ge ai en lui.

Die bisher angeführten Beispiele zeigten lauter korrekte Paare von 8-Silbern. Tadellos überlieferte Gruppen von Reimpaaren finden sich nicht; immerhin aber solche, die durch kleine Umstellungen, Hinzufügung oder Wegnahme einer oder mehrerer Silben wieder hergestellt werden können:

36 d 2 les acouchiees aforciees,
li povre honteus secoru
et les iglises redreciees,
li povre prestre revestu.

wo also bloß ab ab zu aa bb umgestellt werden muß.

36 c 1 qui si povrement sont couchiees
et si petit sont esforciees.
Tot ce avez vos grant tenz vëu,
onques a riens ne vos en fu.

wo höchstens der 3. Vers eine Silbe zuviel zeigt, wenn man nicht Elision des e von ce annehmen will.

37 a 2 sire, il i a mainz sofreteus,
qui lor vie gaaigneroient,
s'il avoient .I|. pou d'äide,
meesmement li povre honteus.

Im dritten Vers gehört avoient in den Reim, und man kann s[e] il lesen, wenn man den Hiat nicht dulden will. Es ergibt sich dann ab ba, was man zu aa bb umstellen muß.

90 d 1 que se nus li ëust forfet,
por que il en venist a merci,
il le li pardonast,
ja si granz li forfez ne fust,
ne ja mes ne l'en membrast,
et le metoit del tot en obli.

In der ersten Zeile gehört ëust in den Reim; der 3. hat 2 Silben zu wenig, der 5. eine zu wenig, der 6. eine zuviel. Bringt man das in Ordnung, so erhält man das Schema acb abc. Ordnet man aa bb cc, so erhält man einen viel besseren Sinn.

41 a 3 „Ja por ce“, dist l'empereriz, „ne remaindra,
quar vostre peres i vendra
et il et tuit si compaignon.“
Ele en est venue a Chaton.

Hier ist in Vers 1 der eingeschobene Satz zu tilgen und dafür eine Silbe hinzuzufügen.

85 d 4 l'en ne doit pas einsi geter
au coc ce, que l'en doit amer;
si vos loons, que vos sofroiz
a ceste foiz.

Offenbar sollten foiz: sofroiz reimen; dem letzten Vers fehlen 4 Silben.

40 c 3 Sire, fetes le chevalier
et ge li querrai garnemenz
et si li donrai bon destrier
et a ses compaignons ausi,
tot por l'amor, que ge ai en lui.

Man könnte denken, Vers 2 ist eingeschoben, und es reimt also aa bb. Aber dem Sinne nach gehören 2 und 3 zusammen: es könnten dann donrai und querrai die Reimworte sein. Dies Beispiel bleibt ungewiß.

Das sind, soviel ich sah, die Beispiele von Gruppen von Reimpaaren, in unserm Text, die sich durch kleine Änderungen in Ordnung bringen ließen.

Auf dieselbe Weise, also unerhebliche Änderungen, läßt sich nun eine große Menge von einzelnen Reimpaaren rekonstruieren. Ich habe eine Anzahl gesammelt, ganz gewiß nicht alle, aber für unsern Zweck mehr als genug.

Ich ordne sie nach der Art der dabei vorgenommenen Änderungen, gebe je 3 Beispiele, führe die weiteren Stellen an, die ich

zur Hand habe, und überlasse es den Lesern, nach Belieben die Kolonnen zu ergänzen.

Zu wenig Silben:

30 b 4 Quant ce vint a la mie nuit
si i vëimes trestuit

46 a 3 que chevalier que escuier
et sont devenu mortrier

84 c 3 de cez .VII. saiges, si verroiz,
a quel chief vos en vendroiz.

ferner 67 d 4 florie : Lombardie; 85 c 2 tomber : baler;
66 d 1 pere : afere, dist : sofrist.

Zuviel Silben:

38 c 1 Si come l'en dut l'eve corner
et come l'en dut aler laver

43 b 3 tant que ce vint au point del jor.
La dame apele l'empereor

67 c 3 qui cez dolors m'a esmëues
et par qui ge les ai recëues.

ferner 28 d 7 reposer : ovrer; 53 c 4 percié : froissié; 65 c 2 gaige : hostage(s);
72 c 3 bonté : volenté; 88 d 1 cri : föi.

Umstellung:

26 d 1 (von der Seite 3!)
Et mout demandast volentiers,
qui il estoient, se ele osast.

demandast gehört in den Reim.

31 d 4 que de neant estöit venuz
et a neant revendroit.

estoit ist Reimwort; dem zweiten Vers fehlt eine Silbe.

37 a 4 li baron sovent le lisoient
et quant il l'avoient lëu

avoient ist Reimwort. Es fehlt dann eine Silbe.

Ausscheidung überflüssiger Worte, eingeschobener Sätze und ganzer Satzkomplexe.

49 b 1 et vit au desus un tertrel
et desus (cel tertrel) avoit .I. chastel.

35 d 3 „Les huches sont par devers vos."
„Coment, Marques?" (dist li empereres)
„Avez les vos?"

56 b 4 Marques conut bien son coraige
(et sot bien, coment il li estoit et donc ce movoit,
si en fu plus corociez,)
si ne la tint mie por saige.

Hier meine ich wegen der weitläufigen Zwecklosigkeit des Inhalts die eingeklammerte Stelle mit ziemlicher Sicherheit als interpoliert annehmen zu dürfen.

Zu diesen drei Arten der Ausscheidung gehören noch: 41 d 4 regardez : molez, (Marques); 48 c 4 Amis : vis, (Adont bis mains); 56 b 4 mangier : vergier, (et bis avant);

66 b 4 A tant se sont parti d'iluec
et (en) voudrent mener Marque avuec (eus).

66 c 1 recovree : encombree (et bis l'empereriz). Die zweite Zeile dieses Reims hat eine Silbe zu viel. Vielleicht könnte man in dem eingeklammerten Stück ein Reimpaar iroit : esmovroit rekonstruieren. Es würden dann die Reime ab ba herauskommen, die natürlich in aa bb umzusetzen wären. Unter diesen Umständen würde das Beispiel zu den Gruppen von Reimpaaren gehören s. o. S. **76** ff. 72 b 2 prist : ocist (d'Ataines); 74 a 2 privé : ovré (si bis demanda); dem zweiten Vers fehlen zwei Silben.

76 a 1 Patanz se fist apareillier
(et adober de totes armes)
et puis monta sor son destrier.

81 c 1 foiz : droiz (tant bis n'estoit); der zweiten Zeile fehlt eine Silbe.

81 d 3 onques tant com(e) la nuit dura,
ne dormi (li empereres) ne ne reposa.

91 c 4 mie : folie (devant bis sëue); 92 c 1 sovent : coment (c'est bis cuer), der zweiten Zeile fehlen zwei Silben.

Schließlich kommen noch Fälle in Betracht, wo das Reimwort rekonstruiert wird:

39 b 1 Seignor, vos avez öi dire,
que qui ne se venge en son coroz.

Es ist verlockend, für coroz ire einzusetzen.[2])

55 a 1 et tieus est petiz en richece,
qui est rois en coraige.

l. paraige für richece? Der zweiten Zeile fehlen zwei Silben.

75 c 3 Quant li empereor virent,
que tuit lor home lor furent failli l. faillirent?

Die erste Zeile hat eine Silbe zu wenig.

Über die Evidenz der so gefundenen Reimworte läßt sich natürlich streiten. Ich kann noch weitere, mehr oder weniger einleuchtende Fälle anführen; ich habe aber nicht die Ambition, das rekonstruierte Gedicht neu zu dichten. Ich will bloß zeigen,

---

[2]) *son* als fem. schon früh belegt, s. Tobler, *Vom franz. Versbau*[4] S. 58 Anm. 1.

daß man auch auf diesem Wege, vielleicht, ein neues Beweisstück liefern kann, das, an sich nicht unbedenklich, durch die andern, sichereren Argumente etwas Leben erhält und so wieder seinerseits zum Beweis beiträgt.

Ich denke, im vorhergehenden gezeigt zu haben, daß die Prosaredaktion des M. d. R. nur die Überarbeitung einer poetischen Version in 8-Silbern ist[3,4].

Ich muß zum Schluß noch die Frage beantworten, ob Gründe vorliegen, die dafür sprechen, daß die rekonstruierte poetische Version des M. de R. wirklich gerade in 8-Silbern geschrieben war und nicht in irgend einem andern Versmaße. Wie ich schon in der Einleitung sagte, ist der *M. de R.* eine Fortsetzung des *Roman des Sept Sages*. Von diesem gibt es poetische und prosaische Redaktionen. Die älteste Form ist die von Keller 1856 herausgegebene poetische Version, und die ist in 8-Silbern geschrieben. Gaston Paris gab 1876 zwei weitere Versionen des *R. d. S. S.* heraus, anscheinend beide in Prosa. Aber er weist nach, daß die eine eine Überarbeitung einer poetischen Version ist, und die gefundenen Versstellen sind 8-Silber cp. G. Paris, *deux rédactions du roman des sept sages*, Paris 1876 S. V ff.[5] Es ist daher anzunehmen, daß eine poetische Version des M. de R. auch in 8-Silbern geschrieben wurde. Also kommen wir auch rein theoretisch auf eine 8-Silber-Version, die meine Untersuchung in rein textkritischer Methode gefunden hat.

Mein Resultat ist also, daß der Altonsche Text nur eine Prosaüberarbeitung einer Verserzählung in 8-Silbern ist, und daß es auch vom *Marques de Rome* eine ältere Version in poetischer Form gegeben hat.

Jena. HEINRICH GELZER.

---

[3] Altons Ausgabe will eine kritische sein; er führt daher in der Einleitung die wichtigsten Lesarten an. Eine Prüfung der Lesarten für die von mir zitierten Stellen ergab keine Modifikation meiner Resultate.

[4] Anmerkungsweise schiebe ich einen Exkurs ein: Die Erzählung XI des *M. d. R.* 92 a f. bildet der Stoff des *Cliges*. Ich untersuchte nun, ob sich der Beweis führen läßt, daß hier *M. de R.* vom *Cliges* des Chrestien abhängig ist. Der Beweis ist nicht zu erbringen, auch die Varianten helfen nichts. Anklänge wie

Marque 92 a 4	Cliges von Chrestien
et mout i avoit bel vergier	Se ci pres avoit un vergier 6367
et quant ce vint a la nuit oscure	Tant que vint a la nuit oscure 6164
Cliges et cil, qui ses amis estoit,	Cliges en la fosse se met 6208
vindrent a la fosse, ou la dame estoit enfóie	Jert anfóie la defors 6099

sind wohl rein zufällig. Wichtiger ist vielleicht der Unterschied, daß Marque den Sarg *sarqueuil* nennt, während Chrestien das Wort *sepouture* hat 5543, 6125, 6151, 6156, 6163 u. ö. Die Prosaredaktion des Cliges hat *sarcus*.

[5] G. Paris zeigt, daß Verse sich meist bei Reflexionen des Autors oder der handelnden Personen einstellen. Für den *M. de R.* trifft diese Einschränkung nicht zu.

Die anglonormannische Versversion des Briefes des Presbyters Johannes.

Eins der interessantesten Denkmäler der mittelalterlichen Literatur, soweit sie uns mit den Wundern des fernen Orients bekannt zu machen versucht, ist der lateinische Brief eines Priesters Johannes voll sagenhafter Züge, der an den byzantinischen Kaiser Emanuel (1143—1180) gerichtet ist. Daß der Figur des merkwürdigen Priesterkönigs ein flüchtiger chinesischer Eroberer und ein historisches Ereignis aus dem Jahre 1141 (eine schwere Niederlage des Islams), dem die Gründung des bis 1216 bestehenden Reiches der Karakhataier in Turkestan folgte, zugrunde liegt, hat in seiner klassischen Studie Friedrich Zarncke[1]) mindestens wahrscheinlich gemacht. Die Betrachtung des Presbyterbriefes selbst, wozu ihm ein umfängliches handschriftliches Material zu Gebote stand, ergab die Tatsache, daß zu dem alten Text, der vor 1177 entstanden sein muß, bis zum XIII. Jahrhundert fünf Interpolationen getreten sind. Die gegenseitigen Unterschiede sind durch die Art des kritischen Abdrucks bei Zarncke klar und vortrefflich gekennzeichnet. Jener ursprüngliche Text hat schon früh auf die Volksliteraturen eingewirkt, wie Anspielungen in altfranzösischer Kunstepik[2]) und deutsche Übersetzungen[3]) bekunden, und erst recht gilt dies von den interpolierten Fassungen.

Was die romanischen (französischen und italienischen) Übersetzungen des Briefes anbetrifft, so ist Zarncke zu dem Ergebnis gekommen, daß ihre Vorlage eine Umarbeitung der Interpolation B gebildet hat, wie sie in einer einzigen Handschrift

---

[1]) Fr. Zarncke, *Der Priester Johannes.* 2 Abhandlungen in den Berichten der Kgl. sächs. Gesellschaft d. Wiss., phil.-hist. Klasse, 1879 (cap. I—III), 1876 (cap. IV—VI).

[2]) Vgl. jetzt Edmond Faral, *Recherches sur les sources latines des contes et romans courtois du moyen âge.* Paris 1913, S. 161—167 *(Le roman d'Eneas et la lettre du Prêtre Jean).*

[3]) Zarncke, *a. a. O.* 1879, S. 121 ff.

in Cambridge vorliegt.[4] Ein abschließendes Wort über dies Verhältnis scheint mir noch nicht gesprochen zu sein, da es an einer Gesamtstudie über sämtliche zahlreiche Handschriften[5] der altfranzösischen Prosa fehlt und der von Jubinal[6]) besorgte Abdruck nach einer einzigen Pariser Hs. nicht ausreicht. Nach P. Meyer ließen sich hier mindestens zwei Versionen unterscheiden. Zu derselben Gruppe gehören auch die altprovenzalischen[7]) Texte, die inhaltlich wenig Neues beibringen. Allen aber und der lat. Quelle ist gemeinsam die Übertragung des Adressaten an Kaiser Friedrich I., der den byzantinischen Kaiser eben an Ruhm überstrahlte. Diese Überlieferung tauchte übrigens schon früh beim Chronisten Alberich auf.

Doch wir besitzen einen weit älteren altfranzösischen Verstext, der als die älteste und einzige romanische Übertragung des lateinischen Originals in metrischer Form eine hervorragende Stelle einnimmt und neben seinem inhaltlichen Interesse auch als Sprachdenkmal einer uns nicht gerade sehr reichlich zufließenden dialektischen Literatur jenseits des Kanals uns in hohem Grade willkommen erscheinen muß. Dies Gedicht in 1202 Achtsilbnern ist uns in einer einzigen Hs. der großen und schönen Privatbibliothek des verstorbenen Sir Thomas Phillipps, früher in Middlehill, heute in Cheltenham von seinen Erben verwahrt, erhalten. Diese Sammelhs. trägt die Nummer 4156, stammt aus der 2. Hälfte des XIII. Jhdts., wurde in England angefertigt und bietet außer unserem Stücke noch zehn andere von gleicher Wichtigkeit: *La Bible et l'Assomption Nostre-Dame* des *Herman de Valenciennes*, die eine der beiden Versversionen der *Disciplina clericalis*,[8]) ein anglonormannisches Gedicht über

---

[4]) Zarncke, *Zwei lat. Redaktionen des Briefes des Presbyter Johannes und ihr Verhältnis zum frz. Texte*, Berichte der Kgl. sächs. Gesellschaft d. Wiss., phil.-hist. Klasse 1877, S. 134 ff. Aus einer lat. Rückübersetzung der franz. Prosa scheint sodann die englische Version hervorgegangen zu sein, vgl. Zarncke, a. a. O. 1878, S. 41 ff.

[5]) Bibl. nat. f. fr. 834. 1553. 4963. 5084. 6115. 12 237. 12 445. 24 431. n. acq. lat. 2335; Arsenal 3476. 5366; Ste Geneviève (vgl. P. Meyer, *Rom.* XXXIX (1910), p. 275 sq.; Brüssel 9310; Bern 113 388; Genf 179 bis; Carpentras 472; Brit. Mus. Royal 20. A. XI. Cotton Cleop. B. 11. Harley 4404; Cambridge, Museum Fitzwilliam, fol. 153; Oxford, Bodl. cod. Digby 86. Bodley 652. Vgl. die Liste bei P. Meyer a. a. O. p. 275.

[6]) A. Jubinal, *Œuvres de Rutebeuf*, 2e éd., III p. 356—375.

[7]) Suchier, *Denkmäler der provenz. Liter. u. Sprache* I, Halle 1883, S. 341—386. P. Meyer, *Bibl. de l'Éc. des Chartes* XXXVIII (1887), p. 502 sq.

[8]) Die angekündigte kritische Ausgabe nach allen 12 Hss. erscheint in Kürze durch A. Hilka und W. Söderhjelm als 3. Heft ihrer größeren Publikation über die *Disciplina clericalis* des Petrus Alfonsi in den Acta Societatis Scientiarum Fennicae.

das *Alte Testament*, *L'enseignement Trebor*,[9] ein Fragment des *Partonopeusromans*,[10] *La Vie de saint Eustache*[11], den *Bestiaire* des *Guillaume le Normand*, ein *Traum- und Prognosenbuch*, eine der sieben Versionen des *Purgatoire de saint Patrice*, als deren Verfasser ein Berol genannt wird, endlich ein Bruchstück von Wace's *Brut*. Der wertvolle Codex ist von P. Meyer,[12] der öfters in Cheltenham verweilen durfte, sorgfältig beschrieben worden. Seine Notiz versah er überdies mit Textproben und literarischen Würdigungen der jeweiligen Stücke. Schon früh wurde meine Aufmerksamkeit auch auf den daselbst fol. 145—152 aufgezeichneten Presbyterbrief gelenkt, den Meyer[13] ins gehörige Licht[14] setzte. Den Bemühungen und der Opferwilligkeit meines Gönners und Freundes Prof. Werner Söderhjelm aus Helsingfors verdanke ich die von ihm in Cheltenham angefertigte, peinlich genaue Kopie des Gedichts, das Ziel einer langen Sehnsucht meinerseits, und es gereicht mir zur aufrichtigen Freude, ihm für dies Geschenk auch an diesem Orte meinen verbindlichen Dank auszusprechen.

Die lateinische Quelle.

Die recht klare Textüberlieferung ermöglicht es ohne weiteres, das Vorbild des Gedichtes festzustellen. In Betracht kommt dafür nur die Interpolation B, die vor 1196[15]) abgefaßt sein muß. Diese bïetet folgende Eigentümlichkeiten:

1. In der Adresse ist der Titel *rex regum* (= Interpolation AB) *terrenorum* hinzugekommen = v. 60 *E sire a tuz reis terrïens.*

2. Die Schilderung von der Gewinnung des Pfeffers erscheint erweitert (= Interpolation AB, bei Zarncke § 25 und 26) = v. 257 — 301.

3. An den Schluß des Briefes ist die Schilderung eines zweiten Palastes angefügt (= Interpolation B, bei Zarncke § 76—96) = v. 943—1060.

Der Umdichter hat die lat. Vorlage mit großer Treue wiedergegeben, wie eine einfache Vergleichung von Abschnitt zu Abschnitt beweist. Wo er von ihr abwich, geschah es sicher nicht zum Schaden des Gesamteindrucks, der über seine Arbeit nur

---

[9]) *Les Enseignements de Robert de Ho, dits Enseignements Trebor* p. p. M. V. Young. Paris 1910, vgl. G. Paris, *Romania* XXXII (1903), p. 141—150.

[10]) Eine kritische Ausgabe nach allen Hss. ist von J. Acher (Paris) angekündigt.

[11]) Eine Ausgabe sämtlicher Eustachiusversionen wird von Holger Petersen (Helsingfors) vorbereitet.

[12]) *Notices et extraits des mss. de la Bibl. nat. et autres bibliothèques*, t. XXXIV 1 (1891), p. 197—247.

[13]) a. a. O., p. 228—235. Vom Anfange teilte er die Verse 1—80, vom Schlusse 1051—1202 mit.

[14]) «*C'est pour l'histoire de la littérature anglo-normande une acquisition importante.*»

[15]) Zarncke, *a. a. O.* 1879, S. 58. 1876, S. 121.

günstig lauten kann. Als Zusätze und Erweiterungen erweisen sich folgende Stellen: das Auftreten von Gewürm in der verlassenen Gegend des Turmes Babel (156—160), der Kampf des Zwergvolkes der Pygmäen mit den Kranichen, eine Reminiszenz aus anderen Wunderbüchern (auf Solinus und Plinius zurückgehend), etwa aus der Alexandersage (180—182); die ausschmückende Angabe, daß das Cyklopenauge auf der Stirn wie ein Spiegel sitzt (205—206), der Vogel Phönix als Einzelexemplar auftritt (209—210), den Gifttieren nur die Wahl zwischen Tod und Auswandern bleibt (225—226), der Hinweis auf die Mannigfaltigkeit der Edelsteine (245—248), den Pfefferhandel (266), die Vergleichung des Schlangengewimmels mit einem Ameisenhaufen (274) oder des unsichtbarmachenden Zaubersteins mit der aus der germanischen Mythologie wohlbekannten Tarnkappe (*cape folette* 355—356), der nachdrückliche Abschluß eines Kapitels über den wertvollen Besitz eines solchen Kleinods (363—366), über ein seltenes Naturphänomen (402—406), eine gefährliche Gegend (613—614), ein Wunderbett (737—740); im Original steht nichts davon, daß beim Nahen eines Bösewichts im Palaste oder eines Giftes die Mauern Risse bekommen (679—684), es fehlt dort die Ausmalung der Fenster (688—690), der Gedanke, daß bei den Amazonen kein Kranker verweilen darf (626). Dazu treten mitunter durch die Rücksicht auf den Reim bedingte Einzelzüge: 499—500 (die zarte Weiße jener Gewebe), 518 *(e blans e vermels)*, 541—542 (die Pferde sind für den Krieg ungeeignet), 608 (Lage des Grabes des Propheten Daniel in der Nähe des Babelturmes), 715 (Fett neben Öl), 730 *(ardant fu : vertu)*, 788 *(mecine: sardine)*, 792 *(estal: capital)*, 928 (Gott selbst war Priester), 968 *(ne freit)*, 1010 *(blancs cume leit)*. Infolge des Anfügens einer zweiten Palastbeschreibung an den ursprünglichen Schluß (942) in der zweiten Interpolation empfand unser Dichter das Bedürfnis, noch einen besonderen Abschluß der Wunderbeschreibungen zu geben, worin er der merkwürdigen Dinge unermeßliche Zahl betont und auf die zu Anfang ausgesprochene Einladung des Kaisers durch den Presbyterkönig zurückkommt (1061—1082). Das Ende des Briefes lautet deutlich genug:

Ke l'escrit vait ici finant;
L'empereür a Deu comant.

Zu Lücken läßt sich der Übersetzer verleiten, wenn ihm längere Aufzählungen vorliegen, gelegentlich bringt er dafür eine Entschuldigung vor:

V. 172 *E d'autres bestes plus ke mil*
K'en rumanz ne sai ja numer,
Pur çoe me les covient passer.

Wir beobachten Lücken an folgenden Stellen: In § 14 sind allerlei Wundertiere aufgeführt; bis cocodrili bleibt die Reihen-

folge beim Dichter gewahrt, dann führt er nach der obigen Ausflucht (als Ersatz für die seltsam klingenden Namen wie methagallinarii, ametheternis, thinsiretae) plötzlich die Irrlichter ein, die *foleteaus* (175—178), die dem Engländer-Normannen durch Vermittlung der germanischen Sage wohl vertraut waren. Es erscheint mir wahrscheinlich, daß er diese Geschöpfe an die Stelle der *fauni*, *satiri et mulieres eiusdem generis* seiner Quelle gesetzt hat. Diese Irrlichter sind knapp gekennzeichnet:

> *Asez i a de foleteaus,*
> *Ki vunt covert od lur chapels,*
> *Ki de cler jor poünt errer;*
> *Ja nes purra oil aviser.*

Es folgen die *pigmei*, dann wird zurückgegriffen auf die *leones albi et rubei* (*ursi albi* sind fortgelassen), *merulae albae* (*cicades mutae* fortgelassen), *grifones*. Unberücksichtigt bleiben *tigres*, *lamiae*, *hienae*, *boves agrestes*, erst die *sagittarii*, die wir auch aus anderen Texten kennen, werden genannt (192) und bei dieser Gelegenheit gelten die Worte *homines agrestes*, *homines cornuti* als deren Attribute. Die Hundsköpfigen werden übersprungen und der Abschnitt schließt mit den Riesen, den Zyklopen (*monoculi* ihr Attribut) und dem Vogel Phönix. — In § 22 erhalten wir eine Liste von Edelsteinen. Diese wird hingegen beibehalten, nur tritt für *saphiri* der *jaspis* (238) ein. Das Interesse an Steinbüchern (Lapidarien) hält noch immer vor. Ausgelassen sind sonst nur noch *corium* (§ 24), der ganze § 50, weil er schon vorher (§ 44) näher ausgeführt war, *pavimentum est de onichino* (§ 60), die Zahl *duae* (§ 66), die Doppelangabe von 62 Säulen (§ 69), wo aber leicht in der lat. Quelle der Augensprung vorgelegen haben mag. Dahin zähle ich schließlich auch die Auslassung des Namens *Emanuel* zu Anfang des Briefes, da mehrere lat. Hss. dieselbe Eigentümlichkeit aufweisen und dann gleichzeitig das ebenso übersetzte *Constantinopolitano* (für *Romeon*) *gubernatori* enthalten (vgl. Hss. a^4, 11, 12 bei Zencker).

Für die sonstige Behandlung des lateinischen Textes und die Freiheiten des Dichters genügen nachstehende Bemerkungen: Bei Zahlenangaben bleibt es ungewiß, wie weit die betreffende Vorlage für eine Abweichung verantwortlich ist: v. 334 bietet 30 Jahre (Zarncke: XXXII), 547 hat 30 Kreuze (Zarncke: XIII), 558 hat 200 000 Fußsoldaten (Zarncke: *C milia*), 847 zeigt 3000 Bewaffnete (Zarncke = Hss. a^4, a^6, α^1, im krit. Texte: *a XII milibus*); vgl. 855 (*duces* LXII, aber dies ist unsicher, vgl. v. l.), 858 (*comites* CCCLXV), 864 (*archiepiscopi* XII), 868 (*episcopi* XX), 978 (*de centum ferculis*), 1019 *(LX cubitorum)*, 1021 *(duo homines)*. Einen offenkundigen Fehler vermag ich zunächst nur 611 nachzuweisen, wo lat. *tyros* als *tygres* gefaßt

wurde. Dagegen bot sicher der lat. Text für 622 ein *deformes* (statt *diversiformes*), für 829 ein *confectum* (statt *consecratum*, vgl. v. l. und Zarncke ist geneigt, in *confectum* eine ursprüngliche Lesart zu sehen), für 296 ein *extrahunt* (= Hs. b³, sonst *proiciunt*), für 784 ein in den Text besser passendes *de cristallo*, *iaspide* (statt *lapide*) *et sardonico* (vgl. Hss. a⁴, a⁵, a⁶, 8). Bei Eigennamen und neuen Bezeichnungen zeigt sich der Übersetzer in einer gewissen Notlage, vgl. 171 *ypotami*, 208 *Fenix*, 229 *Ydoune*, 250 *assidios*, 312 *Olimpus*, 336 *nudiosi*, 631 *Brabamans* (B r a g - m a n i), 644 *al rei Gundeffre* (G u n d o f o r o), 648 *cethym*, 674 *cerastis* (einfach lat. Casus übernommen wie 873 *de Susis*); der Beiname *Quasideus* erhielt die Form 956 *Cum Dampnedeus*, wofern nicht dem Dichter einfach der Charakter des Eigennamens verloren gegangen war, was eher anzunehmen ist. Ich erwähne ferner 871 und 873 *l'amirail* = *protopapaten*, 143 *Sarrazin* = *inimicos crucis Christi*, 243 *sardines* = *sardii* (doch Hss. bieten auch *sardini*, *sardines*), 612 als Schlangenname *enemis* = *terrentes* (jedenfalls nicht kritisch sicher). Bedauerlich ist, daß für § 99 *princeps cocorum rex et abbas* hinter dem Marschall ein Notbehelf eintrat, da vermutlich *cocorum* in *eorum* verlesen wurde. Daher lesen wir

> V. 917: *E sire est nostre marescal,*
> *Reis e legat tuit principal;*
> *Ki princes est ja d'eus clamez,*
> *Cil est pur veir reis eabbez.*

Ungenau übertragen ist der Beginn von § 58: *Maiores palacii portae sunt de sardonico* etc.

> = V. 669: *E d'autre part, seiez seür,*
> *Les plus des peres de nos murs*
> *Sunt de ces estranges sardines.*

Unklar ist auch gleich dahinter: c e t e r a e (p o r t a e) e x e b e n o

> = V. 685: *Tut est vitré, de l'autre part*
> *D'ebonus ki ja mes nen art.*

Scheint es da nicht, als ob in den beiden letzteren Fällen lat. p o r t e in p a r t e verlesen wurde, was ja paläographisch (*p̄te* = *parte* + *porte* mancher Hss.) ohne weiteres möglich ist? So haben wir unseren Übersetzer schon bei 3 Fehlern ertappen können. Dazu gehört auch § 4 *vos* für *nos* = 91 *Vos estes hom*, wodurch freilich der Sinn des ganzen Abschnittes keine erhebliche Einbuße erleidet, während an der Stelle 74—80 die Personenvertauschung, eine Schuld des Kopisten, stillschweigend verbessert werden kann. Unsere Betrachtung über das Verhältnis des Dichters zu seiner Quelle ist erschöpft, wenn wir hinzufügen, daß er für deren lakonische Kürze mitunter eine glückliche

Erweiterung bringt, vgl. § 3 Etenim si homo sum, pro bono habeo

= V. 81: *Ke si jo sui hom de bon' eire,*
Ki bien me volt, jol doi atreire
E honurer a mun poeir;
Ki aime mei, jol aim pur veir.

Der schwerfällige § 6 lautet: *Accipe ierarcham in nomine meo et utere tibi, quia libenter utimur lechito tuo, ut sic confortemus et corroboremus virtutem nostram adinvicem. Tigna (pegma?) quoque nostrum respice et considera.* Etwas Ansprechenderes bietet dafür der Dichter:

V. 101 *Nos riches duns or recevez;*
Les vos petiz prendrum asez,
Ke par duner e enveier
Se poünt gent bien acointier.

Der Prolog und der Epilog des Gedichtes.

Dem eigentlichen Briefe ist ein Prolog (1—56) voraufgeschickt, worin der Dichter die Wunder Gottes in der Schöpfung der Elemente preist und die menschliche Schwäche hervorhebt, sie zu begreifen und Himmel, Luft und Wasser bis in ihre Einzelerscheinungen zu verfolgen. Beschränken müssen wir uns bei unserem Wissen auf diese Erde, auf der wir weilen, aber auch da noch ist uns ein Ziel des Wissens gesteckt. Von manchem wissen wir zuviel, von anderem zu wenig und viele Dinge werden uns stets ein Rätsel bleiben. Immerhin sind die meisten Menschen materialistisch gesinnt, sie glauben nur das, was sie sehen; und doch gibt es so vieles, was über unsere gewöhnliche Menschenphilosophie hinausgeht Nur dem ernsthaften Forscher tritt dies immer stärker ins Bewußtsein.

V. 43 *Mes plus i a, ke bien enquiert;*
Cum plus irra, plus ciert en iert;
Mult ad el mund qui si est grant,
Dunt ne savum ne tant ne quant.

Vor allem sind uns die Wunder des fernen Morgenlandes unbekannt geblieben; von ihnen zu hören sei all denen vergönnt, die bereit sind, den Brief des Presbyters Johannes an den Kaiser von Konstantinopel zu vernehmen.

V. 55 *L'escrit est tut dreit ordinez,*
Cum vus en cest romanz orrez.

Mit dieser philosophischen Betrachtung eröffnet der Übersetzer nicht ungewandt und die Neugier seiner Hörer *(orrez)* anfachend den Wortlaut der Vulgärbearbeitung der berühmten Epistel. Schon hierin verrät er den reflektierenden Sinn eines Mannes, dem ein bestimmtes Ziel vorschwebt. Noch dankbarer

sind wir ihm allerdings für seinen Epilog (1083—1202), da er sich hier gedrängt fühlt, uns ausführlich über die Entstehungsart dieses «Romans» Bericht zu erstatten. Diese Angaben sind uns umso willkommener, als sie uns über Heimat des Verfassers, Ursprung seines Werkes und dessen Quelle sehr erwünschte Angaben liefern. So hören wir zuvörderst, daß das Gedicht durch die uns allein bekannte lateinische Zwischenstufe aus einem griechischen Originale *en rumanz* herüber gekommen sei:

1089 *En griw esteit a primes feit,*
En latin ert de griw estrait,
En rumanz est puis translaté.

Diese Behauptung aber, ein griechischer Text sei das Original, ist durch nichts gestützt und man kann nur P. Meyer beipflichten: „*Il n'a jamais vu ce prétendu original grec, et, en fait, on n'a aucune raison de croire qu'il y ait jamais eu aucun texte grec de la lettre. Bien au contraire, l'assertion de Roau d'Arundel, affirmant que l'original a été acquis à Constantinople sous forme latine, vient appuyer l'hypothèse à la fois orientale et latine de cette fabrication*" (p. 230). Wie kam aber der Übersetzer zu jener Aufstellung? Ich vermute, daß er hierzu durch ein Incipit oder Explicit seiner lat. Hs. veranlaßt wurde. So lesen wir z. B. in der Hs. b3 (XII. Jhdt.) die vom Kopisten hinzugefügten Worte: *Incipit epistola Johannis imperatoris Indie ad Manuelem Constantinopolitanum imperatorem de diuitiis et mirabilibus regni sui, translata primo in grecum et in latinum.* In der Hs. b4 (XII. Jhdt.) heißt es gar: *quam idem Emmanuel translatam de Arabico in Latinum misit Alexandro pape*; und in den meisten Hss. der Interpolation ist dann diese Tradition mit einer anderen verknüpft worden, nämlich daß der Übersetzer des Briefes aus dem Griechischen ins Lateinische der Erzbischof Christian I. von Mainz (1165—1183) sei.[16] Sämtliche Angaben sind stark anzuzweifeln, da doch alles für sofortige lateinische Abfassung des Briefes spricht, was auch Zarncke mit gewichtigen Gründen erhärtet.

2. Mit großer Mühe sei dieser lateinische Text in Konstantinopel bei der Heimkehr eines wackeren englischen Barons, des Willeame de Ver, auf eifriges Betreiben seines treuen Gefolgsmanns, der sich als Guilleberz li buteliers bezeichnet (*V.* 1095, 1169, 1179), beschafft worden. Er sei der erste gewesen, dem dies gelungen sei, und einen ganzen Monat habe er darauf warten müssen, bis er die Kopie in den Händen hatte. So können wir auch hier den Einfluß der Kreuzzüge auf das Weiterwandern orientalischer Überlieferungen beobachten; Byzanz spielt dabei die Vermittlerrolle. Die Persönlichkeit jenes Mundschenken ist zu unbedeutend, als daß man sie in historischen

[16]) Zarncke, *a. a. O.* 1879, S. 50 und 75.

Dokumenten auffinden sollte. Dagegen hat P. Meyer[17]) leicht sehen können, daß dessen Herr Willelmus de Vere kein Unbekannter ist, entstammte er doch einem der berühmtesten normannischen Adelsgeschlechter in England, „the longest and most illustrious line of nobles that England has seen" (Macaulay). Das Geschlecht der Vere soll seinen Ursprung in Ver bei Bayeux in der Normandie gehabt haben. Nach der Invasion in England wird Albericus de Vere als Stifter dieser Familie im Domesday Book (1086) genannt, der von Wilhelm dem Eroberer einen umfangreichen Grundbesitz in Essex, Suffolk und Cambridgeshire bekam und zwei Herrensitze in Huntingdonshire sowie in Kensington in Middlesex sein eigen nennen konnte.

Dies berühmte Geschlecht darf sich einer glänzenden Laufbahn durch mehr als fünf und ein halbes Jahrhundert rühmen. Ein Sohn jenes Ahnherrn, Albericus iunior, erhielt unter Heinrich I. (1133) den Titel eines camerarius regis, späterhin den eines justitiarius totius Angliae (1139 wird er genannt als causidicus Stephans I.), doch 1141 findet er bei einem Straßenaufruhr in London seinen Tod.[18]) Bald darauf hören wir, daß seinem Sohne gleichen Namens das Herzogtum Oxford von der Kaiserin Mathilde nebst anderen Vorrechten zugestanden wurde (1142)[19]), was ihr Sohn Heinrich bestätigte. Unter den vier Söhnen des obigen Kammerherrn Albericus wird auch ein Wilhelmus de Ver genannt, der übrigens nicht nur im Magnus rotulus pipe[20]) auftritt, sondern auch vor allem in jener Urkunde der Kaiserin, wo er das Kanzleramt seines Bruders in Aussicht bekommt: „*Et preter hoc do et concedo eidem Comiti Alberico Cancellariam ad opus Willlelmi de Ver fratris sui.*"[21]) Durch nichts scheint erwiesen zu sein, daß dieser Willelmus der Verfasser des Traktats *De miraculis S. Osythae*,[22]) der nach 1163 abgefaßt sein muß, gewesen ist, ein Kanoniker in der nach dieser Heiligen in Essex benannten Abtei. Nicht ganz sicher ist auch Identifizierung mit einem Dominus 'Willelmus de Ver', der ein Pariser Studienfreund des Bischofs Arnulf von Lisieux und des berühmten Radulfus

---

[17]) *a. a. O.* p. 228.

[18]) P. Meyer nennt das Jahr 1140, aber irrtümlich, vgl. J. H. Round, *Geoffrey de Mandeville*, London 1892, p. 81.

[19]) Round *a. a. O.* p. 180 sq. Für diese und die folgenden Daten vgl. auch *The Dictionary of nat. biography*, vol. LVIII, p. 219.

[20]) P. Meyer gibt an *The great roll of the pipe for the first year of the reign of King Richard the First*, London 1844, p. 32. 58. 156.

[21]) Round *a. a. O.* p. 182. 195.

[22]) *Bibl. hagiogr. lat.* II (1900—01), p. 918. *Acta Sanctorum* 7. Oktober. Round *a. a. O.* p. 389. Eine Ausgabe der anglonorm. Version dieser *Vita S. Osgithae* (Achtsilbner) liegt jetzt von A. T. Baker vor in *Modern Language Review* VI (1911), p. 476—502; VII (1912), p. 74—93. 157—192 (nebst wertvoller sprachlicher Untersuchung dieses seinem Kern nach um die Wende des XII. Jahrh. entstandenen Denkmals).

de Diceto war. Hier ist eher mit Round[23] an den späteren Bischof William de Ver zu denken, der 1185 in Hereford investiert wurde und 1199 starb. Sollte nun diese Persönlichkeit identisch sein mit der in unserem Epilog genannten? Aber kaum würden sich dann dessen Anspielungen erklären lassen.[24] Denn die Kreuzzugsfahrt kann sich nur auf das Unternehmen Richards I. Löwenherz beziehen (1190—92); nur unser Text bietet diese Einzelheiten der Wirksamkeit eines Wilhelm in Palästina und, wie es scheint, geben auch historische Urkunden über diesen Punkt keinen Aufschluß. So erklärt P. Meyer: „Nous manquons de renseignements sur ses actes, tant en Angleterre qu'en Terre-Sainte. J'ai vainement cherché son nom dans les chroniqueurs du temps de Henri II et de Richard Ier. Quant à son séjour en Palestine, il n'est pas surprenant que les documents n'en aient pas conservé la trace: nous ne connaissons en effet qu'une très minime partie des croisés du XIIe siècle" (p. 229). Unser Gedicht rühmt in längerer Ausführung die Tüchtigkeit Wilhelms, der im heil. Lande beim König, beim Patriarchen und bei der Geistlichkeit eine solche Beliebtheit erlangte, daß man ihm die höchste Würde daselbst anbot, falls er sich entschließen sollte, dort sein Leben zu beschließen. Aber die Liebe zur Heimat war mächtiger in ihm als der Drang nach Ehren: das Heimweh erfaßte ihn, wie die Sehnsucht nach Freiheit eine Nachtigall beseelt, die trotz der liebevollsten Pflege im goldnen Käfige beständig nach dem Waldesgrün hinlugt, falls sie nicht durch einen glücklichen Zufall der Gefangenschaft entweichen kann. Aber auch nach der Heimkehr blieb er der anspruchslose und bescheidene Mann, der er gewesen, trotz aller Lockungen, die an ihn herantraten. Leider wird nicht gemeldet, zu welchem Zwecke man ihn zum nochmaligen Verlassen Englands bewegen wollte. Er lebte noch, als dieser Epilog abgefaßt ward, hochangesehen an des Königs Hof und auf den Schlössern seiner erlauchten Verwandten.

V. 1167: *Haut home est il, mes neporquant*
Empereür pot estre avant.

3. Noch während des Aufenthalts in Konstantinopel habe Guilleberz dafür gesorgt, daß eine Übersetzung in Versen in der Herberge seines Herrn stattfand, und der Name des uns sonst unbekannten Dichters wird der Nachwelt überliefert.

V. 1183: *Quil translata, Roau out nun,*
Ki d'Arundel aveit surnun.

Somit ergibt sich für uns, daß die Dichtung vom Anglonormannen Roau d'Arundel stammt, also einem Südengländer, da

---

[23]) a. a. O. p. 389, n. 5,

[24]) Vgl. besonders den Hinweis: *Empereür pot estre avant*, was auf einen Bischof schwerlich zutrifft.

Arundel in der Grafschaft Sussex liegt (doch vgl. in der Lautlehre einen unverkennbaren nordenglischen Zug, der somit eine größere Verbreitung gefunden zu haben scheint). Die Entstehungszeit muß auf das Jahr 1192 oder kurz darauf festgelegt werden, wo alles noch unter der Einwirkung des 3. Kreuzzugs stand. Man beachte auch die Angabe:

V. 1105 *Cil ki uncore venent de la,*
Assez vus cuntent de deça,
Dont nus oüm a grant espleit.

Der terminus ad quem ist durch das Todesjahr Richards I. (1199) gegeben. Denn dieser den Sängern gewogene Herrscher ist offenbar in v. 1163—1166 gemeint:

Li reis, sis sire, il autresi
Est aeisiez, la Deu merci,
E si parent qui mult l'unt cher,
D'un de ces jurs lui eshaucier.

Demnach ist auch der Zeitpunkt der Interpolation B (vor 1196 nach Zarncke) weit höher, etwa 1190, heraufzurücken.

Der Schluß der ganzen Dichtung ist durch das letzte Reimpaar V. 1185—86 deutlich angezeigt:

La resun est ici finie:
Ki plus en set, plus vus en die.

Was darauf folgt, 2 Strophen in einreimigen Achtsilbnern, ist lediglich als Werk des Schreibers anzusehen. Dadurch hätte sich auch P. Meyer nicht beirren lassen sollen, dem bei dieser Gelegenheit übrigens eine falsche Auffassung des Wortes *li bible* (allgemein = geistliche Bücher gefaßt) unterläuft: „*L'épilogue se termine par de curieuses remarques sur la foi que mérite la lettre du Prêtre Jean. Sans doute, nous dit le traducteur, il y a des fables, mais il y en a bien d'autres dans la Bible! Lisez donc avec confiance.*“ (p. 229). Vgl. aber

V. 1195 *Merveille oëz, mes plus ou tant*
Cuntent assez li bible grant
De poëstez que ci devant
Orent li roi en lur vivant.

Also sind an dieser Stelle mehr die wunderbaren Heldentaten von Herrschern (*poëstez*) gemeint. Denselben Wahrheitsversicherungen begegnen wir in der Hildesheimer lat. Hs. der Epistola am Schlusse (*Omnia infra scripta pro certo et pro vero poteritis aliis principibus vestre terre reuelare*), alsdann in allen Hss. der altfrz. und provenz. Prosa. Von den vielen Beispielen solcher Hinweise erwähne ich nur das Schlußkapitel des um jene Zeit abgefaßten lat. *Dolopathos.*[25] Dort werden unter Berufung auf

---

[25]) Vgl. S. 107 meiner neuen Edition, Heidelberg 1913 (*Sammlung mittellat. Texte*, Heft 5).

Augustinus, *De civitate Dei* XVIII, 17—18 und Isidorus Hispalensis, *Etymologiarum* VIII, 9 folgende Wunder hervorgehoben: „*Dicat et ipse michi quomodo magi Pharaonis uirgas suas in colubros mutauerint, quomodo produxerint ranas de paludibus, quomodo aquas Nili uerterint in sanguinem; dicat et ipse michi quomodo Pythonissa prophetam suscitauerit Samuelem, quomodo etiam Circe, Solis filia, Vlixis socios in diuersa transformauerit animalia, quod uere factum beatus Augustinus Ysidorusque Hyspalensis testantur. Et cum hec negare omnia non possit, nostra quoque ut recipiat necesse est.*“

Anhang. Zarncke hat von 96 lat. Hss. Nachrichten gegeben und zu weiteren Nachforschungen in Hss.-Sammlungen eingeladen.[26]) Freilich meint er skeptisch: „Für die Herstellung des Textes wird schwerlich noch Ausgiebiges neu aufgefunden werden.“[27]) Ich ergreife trotzdem die Gelegenheit, hier auf die Hss. der Breslauer Kgl. und Univ.-Bibliothek einzugehen, da sie mir sehr beachtenswert erscheinen, und gebe eine Auswahl wichtiger Sinnesvarianten.

a) Hs. IV Fol. 81 (aus der Bibl. des St. Matthias-Stiftes in Breslau), XIV. Jhdt., fol. 205va—207rb. Enthält die Interpolation A. Lesarten:

1) *et uirtute d. n. Jhesu Cr. rex regum et dominus dominancium N. Romanorum gubernatori — ad ulteriora Indie transire.* — 2) *apud m. et celsitudinem nostram.* — 3) *Et cum sim homo.* — 4) *cum tamen te hominem mort. cogn.* — 5) *ullam habere indigenciam te cognoscas.* — 7) *frui affluencia nostra.* — 10) *Denique verus sum christ. — elem. multis sust.* — 11) *magno ex.* — 14) Reihenfolge: *boues siluestres, auis que uoc. fenix . . . sunt. In terra nostra sunt huiusmodi homines: gigantes . . . sagittarii, homines agrestes, albi et rubii, cornuti, satiri, mulieres e. gen., pigmei, cenofali, monoculi caropes.* — 21) *Animalia venenosa non p. ibi habitare — aliquem l.* — 22) *Ydus de par. progr.* — 23) *spiritum aereum — et nomen e. et quare venerit. Maligni spiritus eciam in terra illa.* — 25) *p. ignem iuxta nemus, intus et extra.* — 26) *consummato igne — eiciunt.* — 29) *nidioli — reuiuiscunt.* — 42) *pelliculas quasdam.* — 48) *nec auro nec argento.* — 51) *mentiri ceperit scienter.* — 53) *qui deucaci vocantur.* — 56) *Gundeforo.* — 60) *spect. pugnantes in d.* — 67) *per centum viginti gradus.* — 68) *de cristallo, iaspide et smaragdo.* — 69) *uni soli columpne innititur — viginti due* (statt XXXII). — 71) *tali arte et mirabili formatum — quod o. mach. contra nos tollit et in omn. adi. et subiacentibus pr. a cont.* — 72) *a tribus milibus.* — 73) *duces* LXXII—97) *dign. et excellenciori nomine.* — 99) *quantum protenditur nisi unus deus qui est benedictus in secula. amen* (derselbe Schluß in Hs. a 1). *Explicit Epistola presbiteri Johannis quam de India misit ad dominum Fredericum imperatorem Romanorum de magnitudine et potencia, de nobilitate et sanitate sua et eorum qui habitant ibi.*

b) Hs. III Qu. 1, XIV. Jhdt., fol. 97va—100vb. Enthält die Interpolation B.

1) *Romeon uel Romano — cum salute g.* — 2) *dil. magestatem et exc. n. — transmittere.* — 5) *ullam habes ind.* — 6) *ierarchiam — virtutes nostras.* — 11) *magno ex.* — 23) *aereum spiritum.* — 26) *consumato igne.* — 28) *XXX annorum.* — 29) *reuiuiscunt.* — 31) *visa meliora.* — 32) *Tr. diebus.* — 42) *pelliculas quasdam.* — 47) *XII cruces*

---

[26]) *a. a. O.* 1879, S. 80.
[27]) S. 77.

— *duo milia militum.* — 51) *nec al.* *presumit* *mentiri* — *ibi scienter ment. cep.* — 53) *voc. dentes, alii dintretes.* — 55) *et difformes.* — 60) *sp. pugnantes* — *lapidum* — 62) *auro et argento.* — 67) *per CXX gradus* — 72) *a milibus tribus arm.* — 73) *XLII duces, comites* CCCLIV.

c) Hs. IV Fol. 33, XV. Jhdt., fol. 27va—30va. Enthält die Interpolation B.

1) *rex regum terr. et dom. d. gub. amore suo gaudere et gr. d. ad dulciora tr.* — 2) *ioc. munuscula* — *transmittere.* — 4) *nos te h. esse credamus* — *per ap. tuum.* — 6) *ut. legato tuo* — *virtutes nostras.* — 9) *Sept. uero reges.* — 11) *magno ex.* — 14) *sag. agr. cornuti* — *genofalli* — 21) *In alia t.* — 23) *aereum spiritum.* — 26) *consumato* — *arboribus iuuenculis conbustis.* — 28) *XXX annorum.* — 29) *reuiuiscunt.* — 42) *pelliculas quasdam.* — 51) *ibi scienter mentitur.* — 53) *voc. denices.* — 55) *deformes* — *bracmanis.* — 56) *Gundafero.* — 60) *sp. pugnantes.* — 68) *de cr., iaspide et s.* — 72) *a tribus mil. a.* — 73) *duces XLII, comites CCCLXX.* — 74) *comedunt ordinate iuxta e.* — 90) *est XL cubitorum.* — 96) *coronari uolumus.*

d) Hs. Steinwehr II Fol. 3, XVI. Jhdt. (Abschrift eines älteren Kodex), fol. 83 ra—86 va. Enthält die Interpolation B.

1) *ad altiora tr.* — 2) *transmittere* — *del. visio nostra.* — 3) *Et quoniam homo sum.* — 4) *nos te esse cogn.* — 12) *in qua beatus thomas apostolus passus est.* — 23) *aereum spiritum.* — 23) *consumato.* — 28) *XXX annorum.* — 29) *nudiosi* — *reuiuiscunt.* — 30) *et abluit inuidiam.* — 32) *Tr. diebus.* — 40) *qu. diebus.* — 42) *pelliculas quasdam.* — 48) *singulariter equ.* — *uel auro uel argento uel gemmis o.* — 51) *ibidem scienter ment. ceperit.* — 53) *voc. delitentes.* — 55) *deformes.* — 56) *Gundaforo.* — 60) *sp. pugnantes.* — 68) *crist., iaspide et sard.* — 72) *a tribus milibus mil.* — 73) *duces XLII.* — 99) *ampl. in longitudine uero nemo sc. potest.*

Die Sprache des Dichters.

Da wir durch die Angaben des Epilogs der sonst mitunter heiklen Frage nach der Heimat des Werkes enthoben sind, das uns hier ohne weiteres als das eines Anglonormannen entgegentritt, so werden wir nach all jenen dieser Literatur eigentümlichen sprachlichen Zügen zu fahnden versucht sein. Dieser Charakter ist jedoch in unserem Denkmal bei weitem nicht so stark ausgeprägt. Ausbeute bietet weniger die Laut- als die Formenlehre und die metrische Seite der Dichtung. Reim und Silbenzählung als die einzigen zuverlässigen Kriterien bieten die Grundlage zur nachstehenden kurzen Skizze, die nur das vom Kontinentalfranzösischen Abweichende bieten möge. Der bequemen Vergleichung halber halte ich mich dabei an die Reihenfolge, die J. Bédier[28]) in seiner sprachlichen Untersuchung des Tristanepos des Thomas (1155—1170) innegehalten hat.[29])

---

28) Le roman de Tristan, Paris 1905, t. II, p. 9 sq.

29) Auf die sprachlichen Eigentümlichkeiten der Hs. selbst einzugehen, erschien mir bei der geringen Ausdehnung des hier mitgeteilten Textes als überflüssig.

1. Lautlehre.

Vokale. § 1. Wir finden zwei Beispiele des Reimens von *u* (lat. *ō*, *ŭ*) mit *u* (lat. *ū*), eine Erscheinung, die bekanntlich nach H. Suchier dem Norden Englands zuzuweisen ist. Vgl. *valur* : *aventur* 228, *hure* : *sullure* 509. Den 34 reinen Reimen auf *u* stehen ebensolche 42 auf *ọ* (stets in der Schreibung *u*) gegenüber, wozu man 66 Reime auf *ọ* mit folgendem Nasal rechnen kann (*-un*, *-um*, *-uns*, *-unt*). Daß das Ergebnis von *fŏcum* nur *fu* ist trotz der Graphie *feu*, zeigen die Stellen 487 (: *perdu*), 508 (: *geü*), 730 (: *vertu*). Eine Diphthongierung von *-ōsum* > *-ous* ist natürlich ausgeschlossen, vgl. *a estrus* : *familus* 976,: *nus* (*nos*) 1070. — § 2. Die beiden *o*-Laute sind streng getrennt. Von *ǫ* sind die Reime rasch aufgezählt, nämlich *cors* : *sors* 183, *mort* : *resort* 593, *close* : *pose* 433, *or* : *tresor* 454. 583. 1013. — § 3. Es findet sich keine Spur von einer Bindung des *e* in geschlossener Silbe, das einerseits aus lat. *ĕ*, andrerseits lat. *ē*, *ĭ* entstanden ist. Für den letzteren Fall haben wir den reinen Reim *met* : *recet* 289 (vgl. Rou 9934. Brut 938 u. a.), für den ersteren *cert* : *suffert* 627, *desert*: *cuvert* 425, *deserte*: *certe* 153, ferner die Ausgänge *-este* 223, *-estre* 325. 867 (darunter bekanntes *senęstre*), auch *adęs* 802 wie in festländischen Texten. Vgl. J. Vising, Die E-Laute im Reime der anglonorm. Dichter, Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit. XXXIX (1912), S. 3. Lat. *-al* erscheint im Selbstreim als *-el* wohl mit offner Qualität, vgl. *menestrel*: *hostel* 111 und mit Nom. *s* in *charnels: mortels* 95. Dagegen ist für *-ęls* > *ellus* der Gleitlaut *a* erwiesen, so daß wir *-eals*, *-eaus* dem Dichter zuzuerkennen haben; denn *beáls*: *chivaus* 540. — § 4. Wir stoßen auf keine Bindung *ĭllos* > *ẹls*: *-els* noch *-ale* > *el*: *-ellum* > *-el*. — § 5. Lat. *-ar* reimt nicht mit Wörtern wie *hibernum*, *vermem*, vgl. *pilers*: *pers* (pares) 797, : *cler* 821. 1023. — § 5. Wir beobachten nur zwei sichere Beispiele des bei anglonorm. Dichtern so beliebten Zusammenwerfens von *ie* und *e*, nämlich *charmer*: *mester* 255, sodann *Daniel*: *Babel* 607, *Orient* : *Occident* 48, was bei Eigennamen nicht viel zu besagen hat. Der Dichter hat sonst peinlich das Bartsch'sche Gesetz gewahrt, wohin ihm freilich der Kopist nicht ganz gefolgt ist. So gilt nicht für Thomas allein Bédiers Bemerkung: „Le Saint Brendan excepté, c'est donc dans le poème de Thomas que se marque le moins (nur 3 Fälle) ce trait principalement anglo-normand" (p. 14). Im ganzen kann man nur 35 reine Reime auf *ié* (*-ier* 13 Fälle, *-iere(s)* 10, *-iez* 7, *-ié* 5 (hier auch *malveistié*)) zählen gegenüber der stattlichen Zahl von 94 reinen Reimen auf *é* (*-er* 43 Fälle, *-ez* 28, *-é* 12 (darunter *Dé* 643), *-ee(s)* 11. Beachtenswert ist auch das Aufeinanderfolgen beider Arten, vgl. 141 ff., 461 ff. — § 7. Wörter wie *ublïer*, *oblïer*, *marïer*, *fïer* sind nicht belegt. Vgl. aber *saintefïees* 748. *crïee* 213. — § 8. Wir finden ein einziges Beispiel des norm.-anglonorm. Reimes *uí*: *i* in *dequit* (*decoctum*): *dit* 305. Natürlich

gibt auch hier lat. ǒ + *i* ein *ui*, vgl. *appui (appodium)*: *lui* 806. — § 9. Hingegen begegnet uns die Reduktion *ostium* > *us* (*:plus*) 743, die aber an Beweiskraft verliert, da uns diese Lautform auch auf dem Festlande oft genug begegnet. — § 10. Nur Thomas weist die strenge Trennung der Diphthongen *ai* und *ei* auf, was Bédier nachdrücklich betont: „Par la netteté et la constance de ce trait, Thomas se distingue de presque tous les poètes anglonormands.“ (p. 16). Unser Text zeigt die Vermischung an zwei Stellen, wo es sich aber um demselben Reim *paleis*: *anceis* 771. 943 handelt. Sonst ist die Scheidung durchgeführt; hier die Reimzahlen: *-ei* 85. 165. 271. 307. 343. 363. 451. 553. 563. 907. 1077; *-eis* 465. 853. 879; *-eit* 9. 29. 531. 955. 957. 967. 1107. 1187; *-eiz* 429; *-eir* 31. 83. 107. 203. 303. 585, die Infinitive auf *-eir* sind nie denen auf *-er* angeglichen; im Reim nur *-aire* 81. 529 und *-ait* 375. 701. 737. 1009. 1089. — § 11. Nichts ist über den Lautwert von *-ais* und *-aistre* für den Dichter zu ermitteln, da die Reime hier, selten genug, ausstehen. — § 12. Ihm ist auch ein Reim *-aire*: *-erre* fremd. — § 13. Wie im Normannischen, sind *ai* und *ei* vor Nasalen miteinander verschmolzen. Dafür erhalten wir 3 Beispiele: *main*: *plein* 573, *semaine*: *peine* 421, *remaint*: *esteint* 292. — § 14. *an* und *en* bleiben stets getrennt. *a* + Nasal + Konsonant reimt rein in 31 Fällen, *e* + Nasal + Konsonant ebenfalls rein in 53 Fällen. Zu den ersteren schlagen sich die Wörter *cuvenant* 1072, *servant* 892 und *serjanz* 755. Diese deutliche Scheidung ist bis auf Eigennamen ausgedehnt, vgl. *Jerusalem*: *Bethleem* 1097 gegen *Johan*: *an* 866. 1066.

Konsonanten. § 15. Beweisende Reime für die übrigens frühe Vokalisation des *l* fehlen (Selbstreime 353, 807. 945). *multum* > *mut*, stets gebunden mit *tut* (tōtum) 167. 300. 515, was bloßen Ausfall des *l* beweist, vgl. ferner *cheinsis* (Hs. *cheinsil*) : *flur de lis* 499. — Sehr auffällig ist es, daß *r* im Ausgange *-er* bereits verstummt ist, so daß ein Reim wie *salvurer*: *verité* 392 möglich ist. Vgl. über die schwache Aussprache dieses Buchstaben Stimming, Der anglonorm. Boeve de Haumtone, Halle 1899, S. 214. — § 16. Das palatale *l* zeigt auch das Ergebnis von *camēlus*, denn wir erhalten *-ẹls* in *chamels*: *vermels* 517, wozu vgl. Suchier, Les voyelles toniques du vieuxf rançais, Paris 1906, § 65 und E. Walberg, Le Bestiaire de Philippe de Thaün, p. XLIX. — § 17. Die Dentalis ist überall im Ausland nach Vokalen gefallen, vgl. in den Substantiven *secrei*: *lei* 308, *dei* (*ditum* < *digitum*): *sei* 344, *vertu*: *Jhesu* 57, *:fu* 731, *appui*: *lui* 805, in den Participien *levé* (*:Dé*) 644, *perdu* 488, *geü* 507 (*:fu* < *focum*). Dies Verstummen wird wohl auch auf *petit* 445 auszudehnen sein, das mit *hardi* reimt. — § 18. *s* hält sich vor Konsonanz, vgl. *murist*: *ist (exit)* 275, *fist*: *gist* 149; in 305 ist *dit* für *dist* des Kopisten zu lesen. Gelegentlich fällt es in der Aussprache nach *r*, vgl. *seür*: *murs* 669.

H i a t u s. Die alten Hiatusverhältnisse bleiben in der Mehrzahl im Nomen wie im Verbum unangetastet, vgl. a) *empereür* 53. 62, *mirreür* 206, *seür* 262, *boiseür* 528, *saüil* 976. 1058, *laür* 930, *reälme* 129, *eäge* 334, *druërie* 87, *poësté* 620. 940, *traïsun* 339, *paraïs* 230. 325; *regïun* 157. 277, *scorpïun* 221, *subjectïun* 162, *passïun* 570. 1116, *temptacïun* 739, *pollucïun* 740, *champïun* 773, *revelacïun* 948, *vision* 985, *lïuns* 183; *precïuses* 236. 438 etc. b) *aürner* 548. 960, *poüm* 21, *veüm* 404. 840, *oüm* 1107, *poünt* 104. 177. 1124; *eüst* 1036. 1064, *peüst* 1178, *veü* 41. 138, *eü* 137, *beü* 330, *seü* 345, *geü* 507, *coneü* 523, *cheüz* 415, *s'espoünta* 988, *veïssez* 107, *meïst* 247. — *ïen(s)* gilt als zweisilbig, vgl. *chrestïens* 59 (: *terrïens*). 132, 164 (:*païens*), *païens* 546, *Ciclopïen* 201; in 179 ist *Pigmenïen* herzustellen. Dazu treten *escïent*: *ment* 592, *Orïent* 151. 423 (aber nur zweisilbig mit *Occident* gebunden 48) und *nïent* im Reim mit *-ent* 12. 40. 403. 457. 1131. 1138 (aber einsilbig 331. 935). — Demgegenüber stehen aber viele Kontraktionsfälle, teils Verbal-, teils Nominalformen: a) *dust* 8, *just* 1045, *conu* 238, *beneit* 144; b) *meisme(s)* 42. 724. 761. 823. 928, *proceins* 277 und *proceine* 314, *enveisure* 79, *jeun* 330, *marchant* 266, *gaignerie* 267, *runz* 789, auch *cheine* 1026, falls nicht eine verderbte Lesart vorliegt.

E l i s i o n. Der Artikel *li* vor vokalischem Anlaut hält sich im Plural *(li altre* 96. 646. 896, *li oisel* 13, *li un* 895), wie im Singular *(li hom* 186, gegen unbetontes *l'em* 233. 301. 505. 833. 838. 931, *l'um* 777), *li oiseaus* 207, *li an* 1067, *li uns* 882), auch der Dat. Sg. *li* 225. 348. 990. 1123. 1127. Desgleichen beobachten wir den Hiatus von *kë* als Relativ 36 (neben *ki* 886. 1170) und Koniunktion 157. 531. 972. 1132. 1161, dazu *quanquë* 5. Aber Elision tritt häufiger auf, vgl. die Nominative in *k'est* 69. 405. 776. 785. 873, k'*a* 788. 863, *k'al* 964, *k'en* 134. 330. 860. 892. 906, *k'el* 588, *k'assis* 828. Betontes çoe bleibt vor *est* 64.

E n k l i s e. Außer *el (= en + le)*, *es (= en + les)* 290, *nel (= ne + le)* und *nes (= ne + les)* 178, *sel*, *sil (= si + le)* 256. 300. 302 finden wir *jol (= jo + le)* 82. 84 und *kil (= ki + le)* 592. 1183.

2. Formenlehre.

N o m e n. Der Nom. Sg. *clarté* 346 nebst *malveistié* 599 und *achesun* 1094, *polluciün* 740, *mesun* 947 zeigt, daß diese Klasse der Feminina ohne das Nom. *s* auftritt. Die ursprünglichen Flexionsverhältnisse im Versinnern, die der Schreiber entweder gut erhalten hat (z. B. vor Vokal *eveskes* 916, *arceseveskes* 914 oder *sire* 917, *riches* 116 gegen *brieuns* 679 (*empereür* 1168 könnte eher *emperere* lauten, vgl. 351) oder verwischt hat, ließen sich unschwer für den kritischen Text wiederherstellen, wenn nicht die Reime ein solches Beginnen für überflüssig erklären würden. Aus den letzteren geht ohne weiteres hervor,

daß die Zweikasusflexion im Verfall begriffen ist: a) beim Substantivum: *mireür* : *grandur* 775 für *mireürs*, *mareschal* : *principal* 917 für *mareschals*, *piler* : *cler* 1023 für *pilers*, *jur* : *splendur* 1049 für *jurs*, *contenement* : *gent* 1119 für *contenemenz*; *serpenz* : *dedenz* 286 für *serpent*, *nos enemis* : *païs* 836 für *no enemi*, *reis* : *meis* 853 für *rei*. b) beim Adiectivum und Partizipium: *grant* : *quant* 45 für *granz*, ähnlich 265. 397; *halt* : *valt* 945 für *haus*, *mendifs* : *cheitifs* 134 für *mendi*, *beals* : *pomels* 658 für *bel*; *gisanz* : *granz* 799 für *gisant*, *esteint* : *remeint* 291 für *esteinz*, *dequit* : *dit* 305 für *decuiz*, *amé*: *acordé* 360 für *amez*, *cuvert* : *desert* 426 für *cuverz*, *hardi* : *petit* 446 für *hardiz*, *mort* : *resort* 593 für *morz*, *suffert* : *cert* 628 für *sufferz*, *enluminé* : *clarté* 1027 für *enluminez*, *curuné* : *nativité* 1052 für *curunez*, *finé* : *parcunté* 1067 für *finez*, *translaté* : *verité* 1091 für *translatez*; *conu* : *vertu* 238 für *conuz*. Im ganzen sind 28 Fälle dieser Störung der Flexion vorhanden. Leicht ist der Kopist zu korrigieren 521—2 (aber *habitant* 482 scheint Gerundiumfunktion zu haben). 849—50. 1009—10. 1089—90.

Das feminine Adiectivum *forte* ist ausnahmsweise 730 belegt gegen *fort* 788. Die übrigens schon alte analogische Form *grande* ist aber, weil dem Schreiber angehörig, zu beseitigen 409. 547. Dasselbe läßt sich durchweg mit *tele* bewerkstelligen 252. 370. 470. 953. 966, denn *tel* ist dort erwiesen, tritt übrigens auch 578. 1005. 1025. 1035 auf (1040 ließe sich *cele* für *tele* rechtfertigen); desgleichen stoßen wir auf *quel* 667; *quele* ist jedoch durch die Silbenzahl 1028 belegt.

V e r b u m. Analogiebildungen mit *e* oder *s* in der 1. Sing. Praes. Ind. treten nicht auf, vgl. *aim* 84, *envei* 85. 87. 1077, *vei* 451, *di* 123. 571. 985, *manju* 761, *ubli* 869; *dei* 1052, *comant* 1082, *mant* 1070. Dasselbe gilt für die 3. Praes. Coni., vgl. *gart* 431. — Wir finden für die 1. Plur. nichtperfektischer Formen die Endung vorwiegend als *-um* dargestellt (17 Reimpaare) aber für *-un* spricht der Reim *avum* : *passïun* 569. — Imperfektformen der I. Conj. kommen am Versende nicht vor, bei den anderen Conj. haben wir lediglich *sereit* : *seit* 10, *aveit* : *esteit* 955 : *dreit* 1175, *esteit* : *espleit* 1108. — Nur Selbstreim bei *-ut* in *reçut* : *murut* 1116. Unnütz wäre es, die Synkope des Futurums in *frai* 111. 1076, zu beseitigen denn die Form *friez* 1080 ist durch das Metrum gesichert. Hingegen ist das Svarabhakti unschwer zu entfernen in *avera* 351. 974, *averez* 941, *avereit* 1040, *istera* 976.

3. Metrik.

Die vielen Unregelmäßigkeiten in der Verslänge lassen sich durch zweckmäßige Änderungen hinwegschaffen. Mit diesen hat der Herausgeber den Abdruck des Textes zu versehen versucht und dabei vielleicht eher zu viel als zu wenig getan. [ ] deutet Zusätze des Herausgebers an, () Tilgungen. Dreisilbig ist *suverain* 111. 1076, *esperit* 255. 260, einsilbig sind die En-

dungen *-iens* und *-iez* im Impf. und Fut. II, vgl. *avriens* 80, *aviez* 75, *purriez* 1043, *friez* 1080. Zu beachten ist am Versende der Fortfall des unbetonten *e*, vgl. *aventur* : *valur* 227. Wie wenig sicher aber die metrische Zählung auch in diesem Gedichte ist, das auf englischem Boden entstanden ist, und welch große Vorsicht bei einer etwaigen Rekonstruktion innerhalb der vorgeschriebenen Silbenzahl zu walten hat, zeigen die Verse, die trotz des beliebten Vereinfachungsverfahrens zu lang oder zu kurz sind. Sie erklären sich zumeist durch das Nichtzählen des nachtonigen *e*. Vgl. Stimming, Boeve de Haumtone, S. 181—184. Baker, Mod. Lang. Review VII (1912), S. 78 ff., 180 ff.

227 *En cele terre par aventur.*
228 *Curt une funtaine de grant valur.*
242 *Onicles, bericles mult largement.*
510 *N'i pert [nule] tache ne sullure.*
612 *K'enemi tutes nument les genz.*
673 *De cornellines entremellees.*
780 *Porfirie, partie serpentin.*
845 *Rien nul[e] ne puet estre celé.*
926 *Surnun de Prestre me vient a gré.* Vgl. **665**, **1050** u. a.

Die Reimtechnik ist einfach, ungekünstelt und beweist kein Streben nach übermäßigem reichem Reim (fast 9 %). Identische Reime sind nicht angewandt. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß nur 7 % weibliche Reime gezählt werden können. Die Erscheinung des couplet brisé tritt recht vereinzelt auf, vgl. 63. 93. 147. 229. 231. 341. 377. 399. 535. 549. 565. 661. 675. 781. 803. 845 (neuer Abschnitt, wie auch 1017). 867. 949. 1055. 1107. 1139.

Text.

Der folgende Abdruck des Gedichts, der sich, abgesehen von den für die Silbenzählung und bei Fehlern des Schreibers als nötig erachteten Besserungen, genau nach der Hs. richtet, wurde nicht auch graphisch uniformiert. „L'éditeur d'un texte anglo-normand ne saurait jamais prétendre à restaurer les formes de l'auteur, et toute édition systématique et uniformisée serait une entreprise chimérique" (Bédier, a. a. O. p. 35). Die beigefügten fetten Zahlen drücken Zarncke's Abschnitte des lateinischen Textes aus.

Prolog.

fol. 145, b
Curteis est Deus ki tut crea,
Qui tut guverne e tuit fet a.
Tut vait a sun commandement,
[E] ciel e terre e ewe e vent;
Quanquë ad fet, ki garde em prent, 5
Miracle est tut verai[e]ment.
Del ciel ne savum si poi nun:
Ki ja en dust rendre raisun
De quel(e) nature le ciel seit,
Mult esgarré de çoe sereit. 10
De l'eir la sus tut ensement
Entendum nus poy ou nïent,
Ou li oisel sunt habitant,
Solum nature, e conversant.
E de l'ewe poi entendum, 15
Fors tant cum(e) nus a l'oil veüm,
Ou li peissun petit e grant
Solumc nature sunt noant.
De çoe dunt gueres ne savum;
N'est pas saver si (trop) en parlum. 20
De la terre poüm parlier,
Dunt Dampnedeu nus volt furmier;
Del mund, ou nus sumus manant,
Purum asez aler parlant.
Les priveitez leissum ester 25
Ke Deus ne volt a nus mustrer:
Parlum de çoe ke nus savum,
Laissum ester ke n'entendum.
Del mund savum [le] grant espleit,
Trop d'une part, poy d'un endreit. 30
Cil ki plus en quide saveir,
Quant a resun, poy set pur veir;
Ki meins entent de falseté,
Trop par en set a grant plenté;
fol. 145, c
Mes parlum ore alkes del mund 35
E des choses k[e] en li sunt:
Mult i a ke nus [ne] savum
E plus asez ke n'entendum;
Mes assez ad de cele gent
Que ne creient ke seit nïent 40
Fors sul tant cum il unt veü
E par eus meismes entendu.
Mes plus i a, ki bien enquiert:
Cum plus irra, plus ciert en iert;
Mult ad el mund qui si est grant, 45
Dunt ne savum ne tant ne quant;
Ne sevent cil de l'Occident
Les grant miracles de l'Orient,
Dunt ci poëz alkes aprendre,
Si vus volez a mei entendre, 50
Par un escrit k'avum apris,
Ke Prestre Jo[ha]n ad tramis
Al treis gentil empereür,
De Costentinoble (rei e) seignur.
L'escrit est tut dreit (issi) ordinez, 55
Cum vus en cest romanz orrez.

Der Brief.

(1) **P**restre Jo[ha]n, par la vertu
E par la grace de Crist Jhesu
Reis de tuz [les] reis chrestïens
E sire a tuz reis terrïens, 60
Mande saluz e grant amur
Al treis gentil empereür(s),
De Costentinoble avowé.
Çoe [est]: saluz li ad mandé
K'il pust uncore avant aler 65
E grand richesche conquester.
(2) **A**sez avum oï suvent
Ke vus nus amez durement,
Par la novele k'est venue,
En vostre païs espandue 70
De cele nostre grant hautesce
K'avum conquis par [grant] pruësce.
Mes chamberleins tut ensement
De vus nus ad cunté sovent fol. 145, d
K'aviez, des pece a, purposé 75
En curage e en volunté
E desiré mult durement
D'enveer nus alcun present
De beaubelés e d'enveisure,
Dunt avriens gré par aventure. 80
(3) Ke si jo sui hom(e) de bon'eire,
Ki bien me volt, jol doi atreire
E honurer a mun poër;
Ki aime mei, jol aim pur veir.
Mun chamberlein a vus envoi, 85
Ke porte beaubelés od sei,
Ke vus envoi par druërie,
Ke saver voil en quel baillie,
En quel(e) manere en Deu creez,
En quel(e) manere Deu amez. 90
(4) Vus estes hom(e), çoe savum bien,
Mes li Griffuns ne creient rien
Fors ke vus seiez Deus en fin.
Mes nus savum le dreit chemin:

60 s. de tus. — 75 K'aviens. — 78 vus. — 93 vus servez Deu.

Ke vus estes uns hom charnels 95
E cum(e) li altre sunt, mortels.
(**5**) Si vus avez de rien mester,
Ke ne l'aiez del tut plener,
Si tost cum(e) vus l'avrez mandé,
Enverai vus a grant plenté. 100
(**6**) Nos riches duns or(e) recevez;
Les vos petiz prendrum asez,
Ke par duner e (par) enveer
Se poünt (la) gent bien acointer.
(**7**) **O**re entendez bien sutilment 105
Cum Deus nus ad fet riches gent:
Si vus nel veïssez pur veir,
Nel poëz crere ne savoer.
Mes si volez a moi venir,
Pur moi ve[ei]r, pur moi servir, 110
Suverein vus frai me[ne]strel
De trestuz cels de mun hostel;
Asez avrez pur verité
De çoe qu'avum [a] grant plenté.
E quant vus nus voldrez lesser, 115
Riches en purez repairer.
(**8**) Suvenge vus de vostre fin,
E ja n'irrés en mal chemin.
(**9**) Mes si vus conuistre volez
La nostre gent hautesce asez, 120
E les terres e la baillie,
Dunt nus avum grant seignurie,
Pur veir vus di, si l'entendez
E sanz dutance le creez,
Ke jo, Prestre Jo[ha]n numez, 125
Sur tuz altres sires clamez,
Des richesces que suz ciel sunt,
Ai plus que reis ki seit el mund.
A mun realme sunt enclin
Settante reis e deus en fin. 130
(**10**) E nequedent — pas ne dutez —
Crestïens sui en fei pruvez.
Les chrestïens povres, cheitifs,
K'en ma terre venent mendifs,
Trestuz pur veir bien defendum, 135
(E) de nos almones (les) sustenum.
(**11**) **E**n desir ai lung tens eü
— Quant Deu plerra, si ert veü —
De requerre par grant amur
Le sepulchre nostre Seignur 140
E si grant ost od nus mener
Ke Sarrazin n'esteut duter,
Les enemis Deu (pur) abesser
E sun beneit nun eschaucier.
(**12**) Sachez ke jo puis fere asez, 145
K'es treis Yndes dunt vus oiez,
Avum par tut nostre baillie;
E dure (par tut) nostre seignurie
De cel[e] Ynde que rei me fist,
Ou seint Thomas l'apostre gist, 150
Des qu'en la fin de l'Orïent,
E pus repeire estrangement
Par Babiloine la deserte
Ou la voie n'est geres certe, fol. 146, b
Juste la tur (de) Babel numee, 155
Ke, des piece a, fu desertee,
Ke en icel[e] regïun
N'ad geres si vermine nun;
Ki entre tels fust herbergiez
Ne sereit (pas) del tut aeisiez. 160
(**13**) Settante deus païs par nun
Sunt mis en ma subjectïun,
De Sarrazins e (de) pa[ï]ens,
Mes poi i a de crestïens;
En chescun païs ad sun rei 165
Ki tut [rendent] triw[ag]e a moi.
(**14**) Bestes avum estranges mult,
K'en mun païs trovum par tut:
Asez i a des olifanz,
(E) dromedaries e camelz granz, 170
Ypotami e cocodril,
E d'autre[s] bestes plus ke mil
K'en rumanz ne sai [ja] numer,
Pur çoe [me] les covient passer.
Asez i a de foleteaus, 175
Ki vunt covert od lur chapels,
Ki de cler jor poünt errer;
Ja nes purra oil aviser.
Li Pigmenïen ilok(es) sunt,
Ki (les) batailles a gruës funt; 180
Li greindre d'eus iluec entur
Pié e demi unt de lungur.
Lïuns avum de hoges cors,
Les uns tut blancs, les autres sors.
Estranges oilseus mult (en) i a 185
Dunt li hom aillurs (nul) ne verra:
Asez avum iluec entur
Les merles blanches cum[e] flur.
Autres oiseus a grant plenté
Estranges [a] en cel regné: 190
Iluec conversont li griffun,
E li Sagittarie par nun:
Une gent sunt tut dis salvage
E unt cornu tut le visage, fol. 146, c
Ars e s[ai]etes od eus unt, 195
A rien k'il traient ne faudrunt.
En cel païs sunt li Geänt,
A desmesure orible e grant;
Il unt — bien (çoe) savum la verur —
Quarante cudes de lungur. 200
Iluec sunt li Ciclopien:
Plus lais ne vit onc nule rien.
K'il sunt gent [mult] orible e neir
E si nen unt k'un oil pur veir;

---

114 que nus avum — 128 que quarante ke seient. — 132 sui ne rei pr. — 142 n'estovra. — 160 aessez. — 180 grieus. — 202 vit unkes rien.

Mes icil lur siet bien amunt, 205
Cum mirreür en mi le frunt.
Iluec est o[d] nus li oiseaus,
Fenix, que mult est clers e beaus;
Ses natures estranges sunt:
N'ad fors celui en tut le mund. 210
De beste n'ad nule manere,
Ke tant seit estrange ne fere
E ke suz ciel fust [ja] crïee,
Ne seit iluec od nus trovee.
(**21**) Li mel en nostre terre surt, 215
E le lait a (grant) plenté i curt.
Un[e] autre terre aillurs avum
Ne de venim rien n'i trovum:
N'i ad crapout ne [nul] serpent
Ke puisse envenimer la gent, 220
N'i ad nul scorpïun od nus
Ne nul autre verm venimus,
Ke ne pot venimuse beste
En cel païs porter la teste:
U li estuet iluec murir 225
U, vuoile ou nun, d'iluec issir.
(**22**) **E**n cele terre par aventur
Curt une funtaine de (grant) valur,
Ke cil vunt Y d o u n e numant.
De paraïs vient (tut) dreit curant, 230
En plusurs braz est espanduz.
Tiel flum(e) ne fu unke veüz:
L'em i trove par verité
fol. 146, d
De ces gemmes a grant plenté:
Riches pieres e merveilluses, 235
Suz ciel n'ad plus precïuses —
Esmeraudes de grant vertu,
Jaspis provez e bien conu,
E[s]charbucles de grant clarté,
Topaces dunt avum (a) plenté, 240
Grisolites tut ensement,
Onicles, bericles (mult) largement,
Amatistes e les sardines
E mil autres gemmes [tres] fines.
N'est hom(e) el mund de mere niez 245
Ki cuntast lur diversetez
Ne ki meïst en parchemin,
Ke tant i a, n'e[n] sai la fin.
(**23**) **U**ne herbe en cel païs trovum
Ke nus a s s i d i o s numum, 250
Ke mult ad estrange medicine:
(E) de tel(e) vertu est la racine,
Ki la purra sur sei porter,
Fantosme nul n'esteut duter,
Maligne esperit fet charmer 255
E sel destreint par dreit mester
K'il a veire die sun nun
E dunt il se[i]t rend(r)e raisun.
En cel païs n'ose[nt] hanter
Maligne esperit n'habiter, 260
N'i osunt nul home envaïr;
Seür i puet chacun dormir.
(**24**) **E**n cel[e] autre nostre cuntree,
Ke par tant est e lunge e lee,
(Ore) est li peivre petit e grant 265
Que vus aportent li marchant.
Iluec unt autre gaignerie:
N'i arrent gent, ne seiment mie,
Del peivre achatent lur furment
E dras e autre garnement. 270
(**25**) En cele terre ad grant arbrei,
En la manere de saucei,
E de serpenz est replenie,
Si cume furmier de furmie. fol. 147, a
Mes quant le peivre [ja] murist, 275
Le pople de cel païs ist
E de[s] procein[e]s regïuns
O furkes, coples, (e) o bastuns,
Estraim e paille asez i unt,
E puis tut dreit a bois s'en vunt, 280
E attendent alcun grant vent,
E vunt a bois delivrement
De tutes pars [l]'avirunant;
Feu i funt aheuge e [si] grant,
[E] par defors e par dedenz, 285
Ke ne puissent eissir serpenz.
El feu chi[e]ent espessement;
N'i eschape nule sovent,
Si aucune dunc ne se met
Es cavernes en sun recet. 290
(**26**) E puis, quant li feu est esteint
E la chalur del feu remeint,
Portent furkes, portent pycois,
Entrent de tutes pars le bois.
Home(s) e femmes i venent enz 295
E si estraient les serpens
Od les furches k'il vunt portant,
E si en funt un munsel grant.
Assemblent puis lur peivre tut,
Sil funt sechir e batre mult, 300
Tut ausi cum l'em fet furment,
Puis sil quisent estrangement.
Nul estrange ne pot pur veir
La manere de çoe saveir
Coment li peivre seit dequit; 305
Ki meins en set, plus nus en dist.
N'est hom(e) od nus de nostre lei
Ki rien sace de cel secrei.
(**27**) **C**il bois dunt nus avum cunté,
Ou peivre crest a tel plenté, 310
El pié d'un munt est dreit assis:

205 Mes cel. — 210 fors cil. — 213 criez. — 214 trovez. — 218 ne tr. — 220 puissunt. — 223 Ke ni. — 225 estovereit. — 250 affidios. — 256 E cil. 260 ne h. — 289 a. n'est ke dunke se met.

O l i m p u s fu numé ja dis.
D'illuekes surt une funtaine,
fol. 147, b
Al bois del peivre bien proceine,
De grant clarté e de luur, 315
En sei ad checune savur
D'espieces qu'a en tut le mund;
Assez a gent ke bien en unt.
La savur est bien ke vus die:
La nuit e le jur se varie 320
E[n] mult diverses qualitez,
Dunt la savur est dulz asez.
A treis jurnees sun curs tient,
Ke par mult sutil canel vient
Dejuste paraïs terrestre, 325
Ou ja dis out Adam sun estre,
Dunt il ja dis ert eissilez
E par sun peché dechaciez.
(**28**) Cele funtaine ad tel(e) vertu:
Treis feiz k'en ad a jeun beü, 330
Pur nient autre mescine quert,
(Ja) puis cele hure malade n'iert,
E tuz les jurs k'il plus vivra,
Eäge de trent[e] anz terra.
(**29**) **L**a sunt les pieres tant amees, 335
Ke n u d i o s i sunt numees,
Que les egles ke mult unt quis,
Portent tres qu'en nostre païs,
Dunt il rejovenissent tant,
(Ke) la veüe [en] vunt recov(er)ant 340
Qui l'aveient devant oscure.
(**30**) Qui met entente e bone cure
E ait porté ensemble od sei
Une des pieres en sun dei,
Bien seit seü: en nul eé 345
Des oilz ne li faudra clarté;
Si empiriee out la veüe,
Tote seine li ert rendue.
Ki la piere set bien charmer
Solunc sun dreit e conjur(i)er, 350
Tant cum(e) [uns] hom(e) sur sei l'av(e)ra,
(Ja mes) veüe de l'oil ne perdra,
Einz pot seürement aler,
Ja nel purra oil aviser: fol. 147, c
La piere ja de çoe ne faut, 355
Cape folette contrevalt.
Ki cele piere puet tenir,
Hom(e) pur rien nel purra haïr,
A lui serrat tut acordé,
De tute gent serat amé. 360
N'est hom(e) el mund tant venimus,
Ja vers celui seit enuius.
La piere ad plus vertuz en sei
Que vus wi mes n'orrez de moi.
Pur çoe vus di: Ki la tenist, 365
Fous sereit ki [puis] la perdist.
(**31**) **M**ult ad merveilles en ma terre,
Que çoe sovent ai fet enquerre,
Ke nus i avum une mer,
Ja de tel(e) n'orrez [mais] parler: 370
Gute d'ewe n'i est trovee
Ne de fresche ne de salee;
N'i ad rien fors le pur graver,
Dunt chacun pot [s]'esmerveillier
E demander coment çoe vait 375
Ke checun jur munte e retrait,
Si cum(e) (vus) veez cele autre mer.
Ja n'iert veü[e] en pais ester:
Les wages jette vers les nues,
Ja ne serunt en pes veües; 380
Ne par nager ne par aler
N'i pot nuls hom [ja mais] passer;
Pur çoe ne savum nus de ça
K'ele pusse aver de la.
Autre merveille est en la mer 385
Dunt vus cumençai a parler:
Ja seit (içoe) ke d'ewe n'i ait rien,
Peissuns i ad, çoe sacez bien,
Ke nus trovum en nostre rive,
Dunt nostre terre est [si] plentive; 390
Li peissun sunt par verité
Duz a manger e salvurer.
De çoe peissuns avum plusurs,
Mes ne sunt pas veü aillurs.
fol. 147, d
(**32**) **D**e ceste mer a treis jurnees 395
Unes munteines sunt trovees,
Dunt un flum estranges e grant
Tut sanz ewe vient avalant;
N'ad en [cel] flum se pieres nun.
Par ma terre curt a randun 400
De ci k'en cele mer perruse
Ki vus semble [si] merveilluse;
Mes nus n'en merveillum nïent,
Pur çoe ke la veüm sovent:
(Ke) chose k'est rerement veüe 405
Plus merveilluse [en] est tenue.
(**33**) Mes cil flum ke de la nus curt,
Treis jurs en la semaine surt;
Petites i a e granz pieres
Qui sunt de diverse[s] maneres, 410
Tut ravissent od eus en fin
Quanqu'il trovent en lur chemin;
Le fust traient ahuge e grant,
Des qu'en la mer le vunt portant:
Puis k'en la mer sera cheuz. 415
Ja nuls savra qu'iert devenuz;
Ja puis del flum ne verrez piere;

---

330 ki en. — 335 amez. l. esmees? — 336 numez. — 347 empiere. — 371 de. — 409 grande. — 416 Ja ne saverez ou iert d.

Vet s'en, ne sai en quel(e) manere.
Ne pot nuls hom cel flum rer(e)us
Passer, tant cum il curt od nus; 420
Les quatre jurs de la semaine
Passerum [si] trestut sanz peine.
(**34**) **E**n cel desert ver[s] Orïent,
Ou n'abitent geres de gent,
Entre [tuz] les muns en cel desert 425
Suz terre vient un flum cuvert,
Ou hom(e) ne pot geres haunter
Ne fors par aventure entrer.
La terre s'ovre acune feiz;
Si nus vient dunc par tel destreiz, 430
Entrer i pot, mes gart sei bien
Ke trop n'i seit pur nule rien,
Ke s'il attent la terre close,
Il i terra mult lunge pose: fol. 148, a
Ja puis n'ier[t] mis en repeirer. 435
Quanque l'em trove en [cest] graver,
Trestut est piere merveilluse,
Riche e chiere e mut precïuse.
(**39**) Cil flum vient suz terre curant
De ci k'en un autre, mult grant; 440
N'i ad graver, n'i ad sablun
Si precïuses pieres nun.
La gent que sunt en cel regné
Queillent gemmes a grant plenté,
Mes n'i ad (home) ne grant ne petit, 445
Tres bien vus di (ke) tant seit hardi,
Ja nus ose en nule manere
Vendre de celes nule pere,
Des k'il seient a moi venu
E lur purchas aie veü. 450
Si nule piere bone vei,
Jo la prendrai primes a mei;
Si jo la voil metre en tresor
Ou en anel d'argent ou d'or,
Quant sun purchaz av(e)rai prisé, 455
Ne l'en durrai fors la meité;
E si n'en voil aver nïent,
A sun pleisir aillurs les vent.
(**40**) El pais ou les gemmes sunt,
Enfanz en ewe nurrir funt, 460
Manger e beivre e demurier,
Pur les pieres iluec trover;
E tant par en sunt custumier,
Un meis i demorent enter:
E, tel hure est, tut les deus meis 465
E la fiez quatre [meis] ou treis;
Ja de l'ewe fors nen istrunt,
Mes cum en terre i demurrunt.
(**41**) **O**ltre [le] flum dunt ai parlé,
Ou pieres sunt de tel(e) bunté, 470
A grant pople de ces Ebreus,
Les dis languages de Judeus;
Ja seit içoe ke cil de la
Dïent k'il aient rei[s] de ça fol. 148, b
Ke sur lur gent seient regnant, 475
De çoe n'i ad ne tant ne quant,
Ke tuz sunt en nostre servage
E de lur chief rendrunt triwage.
(**42**) **E**n un altre nostre païs,
Ke ver[s] le su[d] [i] est assis, 480
Ou li soleil eschaufe tant
N'i pot [nuls] hom estre habitant,
Une vermine illuec trovum
Ke [nus] salamandre apellum:
Mult est estrange sa nature, 485
Plus ke n'est d'autre creature,
Ke salamandre vit el feu
E mort si tost cum (il) l'ad perdu.
(**43**) Lur peals feimes sovent cuillir
Tout ke bien les sevent choisir, 490
Ke grant mester nus unt en fin;
Batre les feimes cume lin;
Les dames e les damoiseles,
K'en ma chambre ai gentes e beles,
Filent e tissent ices peals, 495
Dras en funt [mult] gentiz, e beals,
Dunt [e] jo e tut mi privé
Avum [adés] a grant plenté:
Si deugiez est cum nul cheinsil;
Cler e blanc cume flur de lis. 500
Mes aprenez [de] lur manere:
N'unt pas mester de lavandere,
Ke [çoe] sacez par verité:
Quant unt mester d'estre lavé,
L'em fet un grant feu [a]lumer 505
E trestuz en nos dras geter;
Quant alkes unt lei[e]nz geü,
Espurgé sunt cum(e) fer en feu,
Si ke tut sunt blancs a dreit[e] hure;
N'i pert [nule] tache ne sullure. 510
(**44**) Sire emperere, sacez (i)tant:
Riches sumes e [tuit] manant,
E mult avum abundaument
En cel païs or e argent fol. 148, c
E pieres precïuses mult, 515
E olifanz asez par tut,
Dromedaries e granz chamels,
Chiens gentiz e blans e vermels.
(**45**) Une verur vus pus mander
Dunt ma terre fet a loër: 520
K'entre nus n'est [nuls] habitant,
Nuls povres hom, petit ne grant:
Tuit estrange e tuit con[e]ü
Sunt entre nus tres bien venu.
En cel païs, içoe sachez, 525
Ne pot estre nuls mesaisez.
(**46**) Ne trovum nul(s) iluec entur
Ne larun ne [nul] boiseür;
Ilnec covient losengier taire;

---

457 volt. — 507 a. averunt.

Avarice n'i ad ke faire, 530
Kë home aver, chiche(z) e estrait
Od frans homes n'ont nul dreit.
Iluec, sachez pur verité,
Li champ ne sunt pas mesuré
D'erbe, de pré, de blé checun: 535
A trestut sunt li champ comun,
E trestuz cil de mun regné
De richesce unt a grant plenté.
Mes çoe sachez ke de chivaus
N'avum ke poi, ne geres beals; 540
N'est pas nature de la terre
K'ele ait chivals vaillant a guerre.
De richesce ne de grant gent
N'avum nul pier verai[e]ment.
(**47**) Quant a [la] bataille movum 545
Contre païens dunt trop avum,
Trente croiz granz faz aporter,
Ke nus fait avum aürner
D'or e de precïuses pieres.
Les croiz, k'avum haltes e cheres, 550
En curre(i)s les feimes porter,
Par sei chescune en sun lever
E chescune porter par sei
fol. 148, d
En liu d'estandart devant mei.
Diz mile chivalers par nun, 555
Checun vassal e bien barun,
Checun hardi e bien prisé,
E deus cent mile gent a pié
Estre garçuns e panetiers.
. . . . 560
(**48**) Mes quant jo vois priveement,
Dunc fais a acustumement
Porter une croiz devant mei,
Qui geres n'est de grant cunrei
Fors de fust, sanz [nule] peinture; 565
D'or ne d'argent n'avum [nus] cure,
Ne de gemmes rien n'i metum;
Mes de plein fust tute l'avum
E pur remembrance k'avum
De Deu et de sa passïun. 570
Juste la croiz, dunt jo vus di,
Devant moi faiz tut autresi
Un home porter en sa mein
Un vassel d'or de terre plein,
E si faz pur signefiance 575
Ke par çoe aie remembrance
E checun jur en [ma] memorie:
Ma char qui ore ai[t] ci tel glorie,
Que Deus de terre la furma,
E en terre revertira. 580
(**49**) Altre vassel tut ensement
Feimes porter de fin argent,
E cil est plein de gentil or,
Del plus riche de mun tresor,
Ke tuz pussent par çoe saver 585
E bien apertement veer
(**50**) Ke sire sui sur tuz seignurs
K'el munt aient fins e honurs.
(**51**) **E**ntre nus nul mentir ne pot,
Ke cil [qui] ment, murir l'esteut. 590
Tres bien vus di: si nul i ment,
Pur poi kil face a escïent,
Entre nus est tenu [cum] mort,
A nul honur n'avra resort,
fol. 149, a
(**52**) Ke verité pur veir siuum, 595
E leäument nus entreamum.
Avultres nuls n'i est trovez,
Ne nuls malveis n'i est amez;
Vice e checun[e] malveisté
Hors del païs sunt eissillé. 600
(**53**) Checun an (pur] une saison
Sumundre faz gent envirun,
Grant plenté d'ost faz ensembler
Vers Babylone pur errer,
Cele que deserte numum, 605
Ke checun an revisitum
Le cors del prophete Daniel,
Ke gist de la la tur Babel.
Ma gent i vunt tres bien armee
Pur vermine de la cuntree, 610
Pur tygres, pur autres serpenz
K'enemi[s] tutes nument les genz.
Les fors trespas si bien savum
Que sauvement en repeirum.
(**54**) **I**tel peissun prent hom od nus 615
Que sanc par ad tant precïus
Dunt il tenent cel osterin
Ke tant veez luisant e fin.
(**55**) Chasteus avum a grant plenté
E gent de mult grant poësté. 620
Mes de mentir ne vus ai cure:
Leide gent sunt a desmesure.
De l'autre part — ke ne l'oblie —
Nus avum tute la seignurie
De cele Terre de Puceles, 625
Damoiseles gentes e beles.
En cele terre — bien seez cert —
Nuls hom malade n'iert (ja) suffert;
N'unt [ja] cure de nul barun,
Ke n'i ad si puceles nun. 630
Les Brabamans tut ensement
Plus qu' autre sunt estrange gent.
Mes nepurquant saciez en fin
Ke trestuz sunt a nus enclin;
fol. 149, b
N'i ad nul sul de cele gent 635
(Ki) ne soit a mun comandement.
(**56**) **D**e[l] pales ou nus habitum.
Cum il [est] fet or vus dirum:

547 grandez. — 588 Ki el.

En la manere est tuz levez,
En les trestres dedenz turnez, 640
En murs e en autre faiture
Cum(e) cil paleis qui tut tens dure,
Que sein Thomas, l'apostle Dé,
Al rei Gundeffre aveit levé.
(**57**) Li tref e (tres)tut li chevillun 645
E li altre tut envirun
D'un fust sunt fet mult precïus:
Cethym illuec l'apelum nus.
E par defors la cuverture
De grant pris est a desmesure, 650
Ke quanqu'avum nus de la sus
Cuevre le gentiz ebonus,
Ki ne suffre, çoe saciez bien,
Ke feu mesfaire i peuse rien:
Si tut le mund arsist entur, 655
Ja le paleis n'av(e)reit poür.
Sur le paleis ad deus pomels:
A desmesure sunt i[l] beals,
De fin or sunt [il] esmeré;
En checun (de ces) nus avum enté 660
Deus escharbucles merveillus.
Pur quei est fet? dirai le vus:
Luor de jur relust mult cler,
E puis quant vient a l'[a]vesprer,
Les [es]charbucles k'en sun sunt mis, 665
Ke luisent si par le païs,
Quel(e) part que vus errer voldrez,
Cum a midi ve[ei]r (i) porrez.
(**58**) E d'autre part, seiez seür,
Les plus des perres de nos murs 670
Sunt de ces estranges sardines,
Esprovees e enterines,
De cornellines entremellees,
De serpenz cerastis numees,
fol. 149, c
Ke mult estranges vertuz unt. 675
Oiez pur quei mises i sunt:
Ne pot lei[e]nz nul hom(e) entrer
Pur tache ne venim porter;
Cum(e) mals bricun i fust venuz,
Tost i sereit aperceüz; 680
Se nuls venim vient la entur,
Sempres li mur(s) funt tel sujur
Ke s'i comencent a degaster;
Bien i purrét vos mains laver.
Tut est vitré, de l'altre part 685
D'ebonus ki ja [mes] nen art;
Les fenestres sunt de cristal,
Mult bien ouvrees a esmal,
E resflambent tut dis [tres] cler,
Ke deintez est a esgarder. 690
(**59**) E les tables ou nus mangum,
Partie de riche or avum,
D'ametiste une partie,
Bien entaill[ie]e e bien polie.
N'avum trestres en la meisun 695
Se de gentil ivoyre nun.
(**60**) Devant ma sale a une place,
Ou a asez de grant espace,
Ou sul a sul ajusté sunt
Tuit cil que les batailles funt. 700
Ore orrez coment [i]ceo vait:
Li murs de mun paleis sunt fet
De pieres, onicles numees;
De tel vertu sunt esprovees
Ke mult dunent a tute gent 705
En bataille grant hardement.
(**61**) **D**ire vus pus d'une richesce
E de grant seignur [la] noblesce:
En mun paleis dunt ai parlé,
Ardent lampes a grant plenté, 710
Si tost cum il est avespré.
Mes bien sachez en verité:
Nul jur puis estre tant enquis
Ke ja seit oile en (la) lampe mis,
Gresse de terre [n]e de mer, 715
fol. 149, d
Ne riens fors balsme pur e cler.
(**62**) **L**a chambre ou nus la nuit dormum,
De merveilluse ov(e)raine avum:
Tute est fete d'or e de pieres
Precïuses, riches e cheres, 720
Ou les onicles richement
Sunt asis(es) par [a]ürnement.
Entur checune par degré
Meimes de cele quantité
Sunt mises quatre cornellines, 725
Esprovees, riches e fines,
Ke lur vertu face [a]temprer
E alques cel[e] amesurer,
Des onicles la grant vertu,
Ke plus est forte d'ardant fu. 730
(**63**) En cele chambre v(e)reiement
N'ad fors balsme tut ensement.
Nostre lit est fet de saphir;
En nul autre ne voil dormir,
Pur la vertu k'ad de chastee, 735
Ke bien est tut esprovee.
Qui gi[s]t el lit de saphir fait,
Dormir purra trestut a trait:
N'avra la nuit temptacïun,
Ne li vendra pollucïun. 740
(**64**) Femmes avum gentes e beles,
D'autres asez e demoiseles,
Mes n'enterrunt dedeinz cel us
Fors quatre fiez a l'an au plus;

645 cheverun. — 673 entremellez. — 674 numez. — 688 ouvrez. — 698 Ow ele a. — 703 numez. — 704 esprovez. — 719 Tuit. — 726 Esprovez.

Quant jo m'i voudrai asembler 745
E pur achesun d'engendrer,
Quant par matin sunt levees,
Dunc repairent saintefïees
De nus issi par verité,
Cum de David fist Bersab(e)é. 750
(**65**) **U**ne fiez checun jur mangum,
E dunc a grant plenté avum,
Kë a ma table ai checun jur
Bien trente mil illuec entur,
fol. 150, a
Estre menestreus e serjanz 755
Alanz par tut e repairanz;
Tuit cil receivent livreisun
De ma chambre, [e] a grant foisun,
A lur chevals tant cum(e) voldrunt,
[As autres despenses k'il funt]. 760
(**66**) La table ou jo meismes manju(z),
Mult ad en sei riche vertu(z):
D'esmeraudes est bien ouvree,
Espesse mult, longes e lee;
E les trest[r]eaus grant vertu unt, 765
D'ametiste mult chieres sunt.
La vertu est de cele piere
Ke ne soffre en nule manere
Ke nuls hom(e) puisse s'eni[v]rer
Ki a (la) table set al dignier. 770
(**67**) Devant les portes del paleis,
Juste cel liu ou dis anceis,
Ke cumbatent li champïun
A fort escu e [a] bastun,
Iluec est fet un mireür 775
K'est de merveilluse grandur,
O l'um munte sovent asez
Par cent e vint e cinq degrez.
(**68**) Li degré sunt mult riche e fin,
Porfirie, partie serpentin, 780
De labastre tuit ensement.
Puis en aprés cume hom(e) descent
La tierz partie est riche e fine,
[De] cristal, jaspe e de sardine.
E cele part qu'est la desus 785
D'ametiste est [tres]tuit le plus,
D'ambre e [de] jaspe e de sardine,
De pantiere k'a fort me (di)cine.
(**69**) Li mireür est runz e l(e)ez,
D'un sul piler est suz portez. 790
Sur cel piler un capital
Ke quatre portent fort estal;
E sur cel capital amunt
Deus pilers [ja] asis i sunt;
Sur ces pilers a dunt asis 795
Un capital, bien joint e mis, fol. 150, b
E sur celui quatre pilers,
Trestuit ouvels e trestuit piers;
Sur cel un capital gisanz,
E sur celui wit pilers granz; 800
E autre capital aprés,
E sezze pilers granz adés
Sur celui sunt [mult] sutil(e)ment;
E dunt un capital s'estent
Ki sur les sezze a sun(t) [ap]pui, 805
E trente deus pilers sur lui;
Sur ces pilers uncore en haut
Un capital ke mult i valt;
E sur cel[u]i tuit droit amunt
Seisante quatre pilers sunt; 810
Sur ces pilers est engingnez
Un capital bien entalliez;
Sur celui de geinte façun
Si unt [mis] trente deus par nun.
E puis tut dreit en descendant 815
Vunt les pilers amenuisant
Al descendre par dreit numbrer,
Cum[e] cil furent al munter;
De plus en meins les cunterez,
Desqu'a un sul pilier vendrez. 820
(**70**) Li capitel e li piler,
Ki tant sunt [e] gentil e cler,
[Sunt] tuit de meisme la manere,
De(s) checune espruve[e] piere,
Dunt li degré sunt entaillé 825
E par sutif art engingné.
(**71**) Tuit dreit sur cel piler suv(e)rein,
K'assis i fu par sage main,
Li mireür est bien assis,
Mult loing veü par le païs: 830
Par tel art est apareilliez
E par tel mestrie engingnez
K'iluec pot l'em tut esmirer
Apertement e esgarder
Les guerres de checun païs, 835
Ke [ja] ferrunt nos enemis:
(Ne) ja n'iert si loigteine la terre,
Ou l'em nus voile muver (la) guerre,
Ne traïsun de nule gent,
Ke [nus] nel veüm errantment. 840
N'avum mestier de nul espie
Ki les nouveles tost nus die,
Ke tuit veüm el mireür,
Nos enemis e lur atur;
Rien nul ne puet estre celé. 845
(**72**) Illuec avum par verité
Treis mil armé e nuit e jur,
Pur bien garder le mirreur,
K'il ne puissent estre engingnez,
Abatu ne ja depessez, 850
K'enemis n'i puisse(nt) adesser;
Si mult par fet bien a garder.
(**73**) **S**achiez ke nus servent set reis.

---

747 leveez. — 748 saintefiez. — 771 D. le deiz paleis porters. — 776 Ki est. — 783 terce.

Trestut en ordre checun meis,
E duc quarante deus par nun 855
A ma table tuit envirun,
Treis cent cuntes de noble gent,
Quarante cink tuit ensement,
Estre autres bien vaillanz e fiers
K'en ma curt unt divers mesters. 860
(74) A ma table par verité
Manjuënt (de) juste mun costé,
K'a la destre me sunt asis,
Unzze arceveskes de grant pris,
Al mangier tuz les jurs de l'an 865
Seent (de) juste Prestre Johan;
Tuit cil me sunt asis a destre.
Trente eveskes ai a senestre,
Estre celui ke n'ubli pas:
L'arceveske [de] sein Thomas, 870
E l'amirail de Sarmaganz,
Ki riches est e mult puissant,
E l'amirail k'est de Susis:
Ces treis par nun se(i)ent tut dis
(De) juste la trone e le soler, 875
fol. 150, d
Pur ma glorie plus eshaucier,
De tute[s] parz mun halt estal
Qu'ai el paleis tant principal.
En sun païs checun de[s] reis,
Trestut par renc, s'en vet sun meis; 880
Li dui remainent, çoe sachiez,
Desque li uns seit repeirez,
Si ke nul jur par verité
Ne departent de mun costé.
(75) Abbez servent en ma chapele, 885
Ki est [e] mult riche e [mult] bele;
Par numbre i sunt tuit atitlé,
Tant cum(e) sunt jurs en l'an numbré;
La fin del meis s'en vunt tut dis
Tuit cil abbé en lur païs, 890
E revenent dunc autretant
K'en la chapele sunt servant,
E puis tuit dis el meis fini
S'en venunt cil tut altresi:
Tuz jurs, quant li un sunt alant, 895
E li autre sunt repairant.
(97) **S**ire emperere, or entendez,
Çoe que dirrai bien le creiez:
Vus avez bien oï cunter,
Prestre Johan me faz numer, 900
Ke cel surnun ai asez chier;
Ne vus devez esmerveiller
Pur quei n'ai [jo] plus halt surnun;
Ore vus voil rendre raisun:
(98) En ma curt ai asez plusurs 905
K'an seinte [e]glise unt grans honurs
En cele chrestïene lei.
Ke surnun unt plus halt de mei,
Tant cum afert a digneté
Ke seinte [e]glise ad ordiné. 910
Li senescal de ma maisun
Primas e reis est fet par nun;
Ensement est un botilliers
Arceveskes e rei[s] mult fiers;
Mi chamberlenc est vereiment 915
Eveskes e reis ensement; fol. 151, a
E sire(s) est nostre marescal,
Reis e legat tuit principal;
Ki princes est [ja] d'eus clamez,
Cil est pur veir reis e abbez. 920
Pur [ce] qu'est ma curt si plenere
De ces hauz nuns en tel manere,
Jo voil aveir de çoe surnuu
Dunt tant avum en ma maisun:
Pur achesun d'umilité 925
Surnun de Prestre me vient a gré;
De çoe si ai dreit e raisun:
Deu[s] meismes fu prestre par nun.
Ma terre d'une part s'estent
En dreite laür v(e)raiement, 930
Tant cum l'em puet tenir chemin
En quatre meis tuit enterin;
Mes ceo sachez: de la lungur
Ne set hom suz ciel la verur.
(100) Pur nient de ceo me requerez, 935
Ke bien di: se vus poez
Les esteiles del ciel numbrer
E la gravele de la mer,
Dunc acuntez ma seignurie,
Ma poësté e ma baillie; 940
Quant tut av(e)rez cunté de la,
Dunt [vus] purrez cunter de ça.
(B 76) **U**ncore avum un autre paleis,
Estre celui dunt dis anceis:
N'est pas lung, mes est halt, 945
E plus est beals e mult plus valt.
Sachez que la noble mesun
Fait[e] iert par revelacïun
Ke mun piere ja dis avint.
Quant s'esveilla, bien li suvint, 950
Puis si cunta a ses privez,
Uncore pas n'esteie niez.
Mi pieres fu de tel(e) bunté(e),
De justise e de leäuté,
E de tute gent k'il aveit, 955
fol. 157, b
Cum(e) Dampnedeus numez esteit.
(B 77)
Vint une voiz que li diseit:
Fai un paleis mult bel lever
E richement bien aürner, 960
A l'oés tun fiz qui te nestra,
Ki reis sur altres reis serra

876 De. — 907 En la chr. — 938 de cele mer. — 955 kii li veit.

E sire sur tuz [les] seignurs
K'al siecle aient fins e honurs.
(**B 78**) Al paleis que f[e]ras lever, 965
Tel(e) grace te volt Deus doner:
Ke nuls home ke dedenz seit
Ne sentira ne faim ne freit
Ne meseise de nule rien;
Ki lai[e]nz ert, ceo saciez bien, 970
Ne pot suffrir enfermeté
Que ignele pas n'ait sanité,
Ne nuls ne pot murir le jur
Ki(l) fet av(e)ra lei[e]nz un tur.
Si nuls i entre familus, 975
Saüls ist(e)ra tuit a estrus,
Pur poi k'un poi [i] ait estu,
Cum(e) siz cent mes i ait eü;
E si nuls (hom) est de mal grevez,
. . . . 980
Entre laienz e un petit
I demore, cum vus ai dit,
Trestut iert sein de maintenant,
Cum mal unkes n'eüst devant.
(**B 85**) **L**a visïon ke jo vus di, 985
A mun piere el avint issi.
Puis al demain, quant il leva,
Mult durement s'espoünta
De ceste revelacïun
Ke li avint de la mesun; 990
Poi enaprés fet comander
Icest paleis mult tost lever;
En murs ne fet metre envirun
Se precïuses pieres nun.
Cuchiez i est mult bien menu 995
. . . .
(**B 88**) Un ciel dedenz i est ovrez
De ces saphirs luisanz asez,
E les topaces ensement fol. 151, c
I sunt ovrez espessement; 1000
Vus [en] savez bien la verur:
Ke li saphir unt tel culur
Cum li ciel, quant [il] pert si bien
Ke de nües n'i veüm rien;
Les topaces tel culur unt 1005
Cum esteiles que la sus sunt.
Pur ceo resemble la voute asez
Al ciel, quant est bien esteillez.
(**B 89**) Li pavement est trestut fet
De grans cristals, blancs cum(e) leit. 1010
N'ad chambre nule en la maisun
Ne d'entreclos nule façun.
Cinquante pilers de pur or,
— N'ad plus gentil en mun tresor —
Cum aguille checun formiet, 1015
En cel palais sunt ordinez
Juste les murs trestut entur.
(**B 90**) Checun piler ad de lungur
Cinquante cutes largement,
E de grossur tuit ensement, 1020
Tant cum nus hom pot embracier,
Chescun owel e tuit entier.
El somet a checun piler
Un [es]charbucle bel e cler;
N'ad cel ne seit de tel grandur 1025
Cume une cheine tuit entur:
Li paleis est enluminé
Trestuit issi de lur clarté
Cum[e] li mund en dreit mi jur
Del solail e de la luur. 1030
(**B 91**) Si vus n'avez bien entendu
Pur quei li piler sunt agu,
Cum aguilles sunt dreit amunt,
Bien vus dirum pur quei ceo sunt:
Si tel grossur cum il unt jus, 1035
Checun piler eüst desus,
Il tousissent par verité
Des [es]charbucles la clarté,
Ke li paleis trestut entur fol. 151, d
N'av(e)reit pas tele resplendur. 1040
(**B 92**) Si grant clarté dedenz par a
Ke nuit e jur ja n'i faudra:
Vus ne purriez el mund trover
Rien si petite ne penser,
Pur poi k'il just al pavement, 1045
Ne fust veü tost erraument.
(**B 93**) N'i ad louer, n'i ad fenestre,
Ne nul overt i suffrum estre,
Ke li solailz e li cler jur
Tousist as gemmes lur resplendur. 1050
(**B 96**) Le jur de ma nativité,
Quant jo doi estre curuné,
Dunc i entrum comunalment
E sumes itant lungement
Cume seent gent a lur manger; 1055
E puis issum trestut premier,
Aprés nus dunc cel[e] autre gent,
Issi saül vereiement
Cum fuissent refait, quanqu'il sunt,
De tuz (les) gentils mangers del mund. 1060
Sire emperere, ore avez (i)ci
De ma richesce alques oï,
Ne mie tuit ne la meité:
Ki vus eüst ja (a)cumencié
E fust contant de ci k'un an 1065
Les merveilles Prestre Johan,
En cuntant fust li an finé,
Ainz k'il eüst bien parcunté.
Or(e) pensez de venir a nus;
E jo vus mand tut a estrus, 1070
Cum [en] l'escrit vus dis avant,

964 fiz. — 977 Pur quei. — 1004 ne. — 1065 de ci k'en un an.

Bien vus en tendrai cuvenant;
Si vus el chemin vus metez,
Pur moi servir, a moi venez;
De tuz cels k'ai desuz ma main 1075
Frai vus menestral suverain.
Par messages que vus envei,
Vostre pleisir mandez a mei.
Si m'escrivez certainement fol. 152, a
Ke vus friez de cest mandement, 1080
Ke l'escrit vait ici finant;
L'empereür a Deu comant.

Epilog.

Seigneurs, en cest rumanz ai dit
Apertement [tres]tuit l'escrit
De chief en chief, cum(e) mei est vis, 1085
Ke Prestre Johan ad tramis
Al riche home dunt vus a(i) dit.
Bien est oï en cest escrit.
En griw esteit [a] primes feit,
En latin ert de griw estrait, 1090
En rumanz est puis translaté,
Cum(e) ci orrez la verité:
De cest rumanz faire par nun
Tut de primes fu achesun
Dans Gillebers li butelie r[s], 1095
Ki pelerins fu e paumers,
E ad veü Jerusalem
E la cité de Bethleem,
Asez autres tuit envirun,
Od Willeame de Ver par nun, 1100
Son chier seignur, od ki (il) ala.
Od li lung tens i demura,
Ke mult esteit iluec amez
De tute gent e honurez.
Cil ki uncore venent de la, 1105
Assez vus (re) cuntent de deça,
Dunt nus oüm a grant espleit.
E Willame de Ver esteit
En cel païs mult honurez,
Cheri par tut e apelez. 1110
Del rei tint il comencement,
Del patriarche numeement,
Des esveskes de cel païs
Qui cunsilé l'unt e requis,
Pur Deu amur k'iloc muru(s)t 1115
E passïun pur nus reçu(s)t,
K'en cel[ui] païs sujurnast
De tut en tut e demurast.
Mult lur plest sun contenement fol. 152, b
E quant a Deu e quant a gent; 1120
Si el païs volt demurer
E a tut dis od eus ester,
Jurié li unt e dit mult bien
Failir ne li poünt pur (nule) rien
K'en hautesce tost ne seit mis 1125
Sur tuz autres en cel païs.
Mustré li unt apertement
En quele manere e coment
La sue hautesce est purparlee
Des principals de la cuntree. 1130
Mes il ne volt faire nïent,
K[ë] il ama trop tendrement
Engleterre, dunt il ert niez,
E ses parens e ses privez,
Ke hom(e) laisse la terre enviz 1135
Dunt checun est niez e nuriz.
Willame de Ver ensement
Ne se pot consirer nïent
D'Engleterre, k'il tant ama.
Le russinol bien resembla 1140
Ki fors del bois est pigun pris
E puis en kage enclos e mis:
Ja tant ne sera danzelez,
Swëf nuri ne bien amez
Ke, s'il pot eissir (hors) de la kage, 1145
Tut dreit n'en ault vers le boscage;
Ja tant nen iert (si) swëf nuriz
Ke hors del bois n'en seit enviz;
Se plus ne pot, quant est en garde,
Sevals de l'oil le bois esgarde, 1150
Ke çoe que quor aime forment,
Ou tost ou tart, li oil i tent.
Willame de Ver altresi
Nulli offre ne recuilli,
N'en cel païs al revenir 1155
Hom [ne] li pot richesce offrir,
Tant promettre ne tant requerre,
Ke lesser vousist Engleterre.
Mes dunt revint, e fist mult bien, fol. 152, c
Ke nul de vus ne dute rien 1160
K[ë] il ne seit de grant lignage,
De haute gent e de (grant) parage.
Li rei[s], sis sire, [il] autresi
Est aeisiez, la Deu merci,
E si parent qui mult l'unt cher, 1165
D'un de ces jurs lui eshaucier.
Haut hom(e) est il, mes neporquant
Empereür pot estre (uncore) avant.
Danz Guille[ber]z dunt jo vus di[s]
K[i] od lui vint hors del païs, 1170
Uns de[s] primiers, saciez en fin,
Purchaça l'escrit en latin,
Ke Prestre Johan enveia

1085 De chief en autre. — 1164 Bien est assez.

L'empereür, k'il mult preișa;
E si sunt cil de ki l'aveit 1175
De Constentinoble tut dreit,
Ou (il) demura un meis entier,
Ainz k'il l'escrit peüst baillier.
Danz G u i l l e b e r s fi[s]t translater
Icest rumanz e [tut] rimer 1180
Par requeste e par [grant] amur
Enz en l'ostel [de] sun seignur.
Qui[l] translata, R o a u [out] nun,
Ki d'A r u n d e l aveit surnun.
La resun est ici finie: 1185
Ki plus en set, plus [vus] en die.

Qui cest escrit, si seit beneit
De Jhesu Christ qui par tut veit;
Bien dit e dist e bien le creit
Tant cume cunust ke veirs seit. 1190
Si nuls enquert bien estreit
L'escrit, des fables, mult plus i veit;
Rien ne tramist ne ne diseit
Ke bien n'estut crere par dreit.
Merveille oëz, mes plus ou tant 1195
Cuntent assez li bible grant
De poëstez que ci devant
Orent li rei en lur vivant.
Or enquerez estudiant, fol. 152, d
E sil verez tut dis avant. 1200
Riens ne dutez ne tant ne quant,
Mes bien creez ke cist vus mand.

Explicit. Issi finist de Prestre Johan l'escrit.

Index nominum et rerum.

1175 de ki il a. — 1182 Enz el ostel.

Breslau. ALFONS HILKA.

Studien zur wallonischen Dialektsyntax.

Kapitel IV.
Wallonische und Galloromanische Dialektsyntax.

(Nach dem Atlas linguistique de la France.)

72. Im dritten Kapitel habe ich an einigen Beispielen zu zeigen gesucht, in wieweit man im Innern des wallonischen Sprachgebiets von einer einheitlichen Syntax sprechen darf, und wie man für einzelne Fälle aus den vorhandenen Quellen Unterabteilungen gewinnen kann. Hieran schließt sich als nächste Frage die nach der Verbreitung syntaktischer Erscheinungen über das galloromanische Gebiet. Ist eine syntaktische Form dem Wallonischen (oder nur einem Teilgebiet dieser Dialektgruppe) eigentümlich, oder ist sie auch außerhalb dieses nach lautlichen Gesichtspunkten abgegrenzten Gebietes anzutreffen? Wie häufig? Wie ist die Verteilung über das galloromanische Gebiet?

Einer einigermaßen befriedigenden Lösung dieser Fragen standen bis vor kurzem schier unüberwindliche Hindernisse entgegen. Ich will nicht wieder von dem Gegensatz zwischen Schriftsprachen- und Dialektsyntax und von dem Unterschied der Syntax in der Sprache der verschiedenen sozialen und intellektuellen Schichten sprechen, obwohl diese Gesichtspunkte bei einer syntaktisch-geographischen Untersuchung sich immer wieder vordrängen und weniger leicht auszuschalten sind, als ähnliche störende Momente bei anderen sprachgeographischen Untersuchungen. Ich möchte nur die Hauptschwierigkeit bei der Benutzung der Parallelbeispiele aus anderen Dialekten hervorheben.

73. Selbst wenn man die spärlichen Sammlungen, die es gibt, aus Wörterbüchern und Dialekttexten so reichlich wie möglich ergänzt, selbst wenn man dabei gegen die vereinzelten syn-

taktischen Angaben der Dialektmonographien sich weniger skeptisch verhält, als es vielleicht notwendig wäre, selbst dann hat man es im ganzen mit einer Art Z u f a l l s e r g e b n i s zu tun.

Aus zwei Gründen muß das fast immer ein Zufallsergebnis sein. Erstens ist die Z a h l der syntaktischen Parallelbelege meist zu gering, um über die Verbreitung einer Erscheinung urteilen zu können. Daher kommt es, daß man sich das Problem der Verbreitungsart syntaktischer Vorgänge so selten gestellt hat, und sich mit mehr oder weniger vereinzelten Parallelbelegen begnügt hat, die zum Verständnis, zur psychologischen Erklärung von syntaktischen Besonderheiten, von interessanten Einzelfällen der untersuchten Dialekte dienen können.

Zweitens ist die A r t der Parallelbeispiele, die man aus Wörterbüchern und Texten zusammenstellen kann, für die geographische Betrachtung nicht ermutigend. Man kann nur behaupten: dort und dort habe ich denselben Vorgang wie z. B. im Wallonischen gefunden, an anderen Stellen nicht, aber es ist bei solchen Sammlungen schwer zu entscheiden, ob die verschiedenen Formen auch wirklich vergleichbar sind; ob sie also auf möglichst ähnliche psychologische Bedingungen zurückgehen, und ob sie mit annähernd gleichgroßer Regelmäßigkeit auftreten. Die Unterscheidung von Regelmäßigkeit und Möglichkeit ist, wie wir sehen werden, nicht zu vernachlässigen.

Der Hauptnachteil dieser Zufallsvergleiche — mit denen ich mich im zweiten Teil, bei der Darstellung, natürlich meist auch begnügen muß —, ist der, daß die Resultate, wie die nach derselben Methode angelegten Anmerkungen Schiepecks und andere Arbeiten zeigen, unanschaulich und unübersichtlich werden, und daß sie von der Verbreitungsart syntaktischer Erscheinungen ein sehr unvollständiges oder auch falsches Bild geben.

74. Der im Jahre 1910 vollendete *Atlas linguistique de la France* kann für einige Fälle, wenigstens in gewissem Umfange, über diese Schwierigkeiten hinweghelfen. Die auf seinen Blättern wiedergegebenen Sätze bieten vor allen anderen Quellen den Vorteil, daß sie zahlreiche, über das ganze Gebiet verteilte Parallelbeispiele bringen, und daß diese Beispiele überall nach den gleichen Gesichtspunkten gesammelt sind und sich infolgedessen unmittelbar vergleichen lassen. Obwohl als Zweck des Unternehmens die Erschließung der Syntax französischer Dialekte ausdrücklich in der Einleitung mitgenannt wird, so gibt es doch keine größere Arbeit, die sich zum Ziel setzt, syntaktische Probleme, die die galloromanischen Dialekte in so reichem Maße bieten, mit dem Material des Atlas zu lösen.

75. Ich bezweifle natürlich nicht, daß auch bei nichtsyntaktischer Problemstellung und auf Grund anderen Materials

für die Dialektsyntax verwertbare Resultate erzielt werden können, oder auch erzielt worden sind. So behandelt z. B. F. Meder[56]) eine Einzelfrage, die der Dialektsyntax zugerechnet werden kann, nämlich die nach den Ausdrücken, die in verschiedenen Gegenden in altfranzösischer Zeit als einfaches Negationsfüllwort gewählt werden; mit dem Atlas kann man die gegenwärtig übliche Wortwahl ungleich leichter und sicherer feststellen. Als Beispiele für die Arbeiten, in denen bescheidene Resultate über die geographische Verteilung syntaktischer Erscheinungen im galloromanischen Gebiet bei nichtsyntaktischer Fragestellung mit herauskommen, mögen die von F. Bender[57]) und von F. Hild[58]) dienen. Bender zählt S. 43 ff. die Orte auf, an denen der Konjunktiv der Vergangenheit von seinen Quellen als fehlend bezeichnet, resp. nicht ausdrücklich vermerkt wird, dann die, in denen die Existenz dieser Form ausdrücklich bezeugt wird. Für eine Anzahl der fehlenden Formen werden Ersatzformen angegeben: Der Konjunktiv des Präsens, der Conditionnel des Präsens, das Passé défini, das Imperfekt des Indikativs in verschiedenen Punkten. Für unsere Fragestellung gibt ein einziges Blatt des Atlas ein vollständigeres und richtigeres, namentlich aber ein übersichtlicheres Bild als diese sorgfältige Sammlung von den verschiedenen Zeiten und Modi, die in einem Einzelsatz dem französischen Imperfekt des Konjunktivs entsprechen. Für die Lösung des eigentlichen dialektsyntaktischen Problems versagen die meisten der von Bender herangezogenen Quellen.

Hild muß sehr häufig von seinem eigentlichen Thema abgehen, und ehe er darüber handelt, wie die Präsensformen von *avoir*, die auf den Atlasblättern vorkommen, historisch und phonetisch zu erklären sind, öfters untersuchen, ob schwer erklärbare Formen überhaupt in diesen Fällen den Formen des französischen Musterbeispiels syntaktisch entsprechen. Die Abweichungen werden als störend empfunden, weil sie für den formellen Vergleich ausfallen. Aber man kann den Spieß umkehren, und gerade auf diese das Augenmerk richten. Zahlreiche Beispiele bei Hild zeigen, daß sich das lohnt (SS. 24, 30, 33, 36, 39, 48, 49, 52, 53 ff., 58 etc.). Eine methodische Ausnutzung des syntaktischen Materials, das der Atlas enthält, gewährt sogar eine viel reichere Ausbeute, als es solche Bemerkungen, wie die von Hild, vermuten lassen, und als man bei der Benutzung des Atlas für andere Zwecke anzunehmen geneigt ist. Es ist nur

---

[56]) *Pas, mie, point im Altfranzösischen*, Marburg, Diss. 1891.

[57]) *Die vom Perfektstamm gebildeten Formen des lateinischen Hilfsverbs esse in den lebenden französischen Mundarten.* Diss. Gießen 1903.

[58]) ***Praesens (Indikativ) und Futur von Avoir nach 22 Blättern*** *des Atlas linguistique de la France in historisch-phonetischer Behandlung.* Diss. Bonn 1905.

notwendig, von vornherein von einer dialektsyntaktischen Fragestellung auszugehen.

76. Es ist nicht leicht zu beurteilen, inwieweit die syntaktischen Beispiele dem tatsächlichen dialektischen Brauch entsprechen, und also einer Untersuchung zugrunde gelegt werden können. Die Parallelbeispiele, die sich auf den Blättern des Atlas finden, sind auf Grund eines französischen Fragebogens gewonnen worden, und gestatten also eigentlich nur eine Prüfung der Übersetzungs fähigkeit bei den einzelnen befragten Individuen, und der Übersetzungs möglichkeit bei den verschiedenen syntaktischen Erscheinungen.

Einige Worte muß ich dieser Frage widmen, obwohl ich keineswegs die ganze galloromanische Dialektsyntax auf Grund des Materials des Sprachatlas behandeln will, sondern mir ein, durch mein Thema begrenztes, viel engeres Feld für meine Untersuchung abgesteckt habe. Ich will nur die Fälle berücksichtigen, in denen an einem oder mehreren Punkten des wallonischen Gebiets das französische Beispiel nicht wörtlich übersetzt erscheint, und ich will zu zeigen versuchen, wie sich in dem übrigen Bereich der Sprachatlaskarten die wörtlichen und die nicht wörtlichen Übersetzungen verteilen und zueinander verhalten. Diese Beschränkung hebt die methodischen Schwierigkeiten noch nicht auf; oft ist es sogar unmöglich zu sagen, ob eine Übersetzung syntaktisch als wörtlich zu bezeichnen ist oder nicht; aber sie ermöglicht exakte Arbeit.

Schon der syntaktische Gebrauch des Verbs, auf den es mir in dieser Arbeit vor allem ankommt, bietet erstaunlich viele Beispiele und die Ergebnisse sind überraschend.

77. Merkwürdigerweise ist das erste und auffallendste Ergebnis methodischer Art. Die Kartenresultate zeigen, daß die Bedenken, die man gegen die Benutzung des Sprachatlasses für solche Untersuchungen haben kann, und auch geäußert hat, zum großen Teil hinfällig sind. Man kann das Material für die Dialektsyntax aus Übersetzungsbeispielen gewinnen, weil das verschiedene Übersetzungsgeschick der Gefragten nicht ausschlaggebend ist, weil vielmehr ein gewisser Übersetzungszwang herrscht. Es stellt sich nämlich heraus, daß syntaktische Erscheinungen nicht von Ort zu Ort wechseln, sondern sich über größere Gebiete gleichmäßig ausbreiten. Nun sollte man erwarten, daß zwar stets die wörtliche Übersetzung gewählt würde in den Gegenden, wo der gleiche syntaktische Brauch herrscht, wie ihn das französische Beispiel zeigt, in den Gegenden aber, wo er abweicht, das individuelle Übersetzungsgeschick ausschlaggebend sein sollte, so daß, bunt durcheinander, einmal die ortsübliche Ausdrucksweise, ein andermal die durch das Französische beeinflußte sich finden müßte. Das letztere ist aber nicht der

Fall. Nicht nur die Gebiete mit wörtlicher Übersetzung, sondern auch die mit nicht wörtlicher Übersetzung, also mit abweichenden syntaktischen Brauche, sind zusammenhängende Gebiete. Der Schluß liegt nahe: Der individuellen Übersetzungsfähigkeit wird wenig Spielraum gewährt, der syntaktische Brauch ist ziemlich fest; im ganzen kann er mit Hilfe eines französischen Fragebogens, wie es im Atlas geschehen ist, annähernd richtig ermittelt werden.

Nur für die Grenzen der Gebiete gilt eine Beschränkung. Gewiß gibt es Gegenden, für die nur der dem Französischen gleiche syntaktische Gebrauch, andere, für die nur der davon abweichende gilt, aber dazwischen stehen solche, in denen zwei Tendenzen sich kreuzen, in denen man Regel und dialektische oder individuelle Freiheit schwer oder gar nicht scheiden kann. Für diese Grenzgebiete ist das aus den Karten gewonnene Bild nicht ganz richtig. Die Tendenzen, welche zu der mit der französischen übereinstimmenden Form führen, werden bei der Aufnahmemethode nach französischen Beispielsätzen stärker berücksichtigt, als die von ihr abführenden; die Gebiete der wörtlichen Übersetzung sind also zu groß.

78. Ein Vorteil der Kartenbilder des Atlas ist die unmittelbare Anschaulichkeit der sprachgeographischen Resultate. Erst die Übersicht ermöglicht eine richtige Beurteilung der dialektsyntaktischen Beispielgruppen. Diese Übersicht kann man aber weder auf den Sprachatlaskarten selbst, noch durch Zahlensammlungen erreichen. Ich war jedesmal wieder überrascht, wenn ich auf meinen, nur isolierte syntaktische Erscheinungen berücksichtigenden Karten die meist übersichtlichen Bilder entstehen sah. Fast nie hatte ich sie mir trotz der Arbeit an den Blättern selbst richtig vorstellen können.

Ich habe die syntaktischen Erscheinungen, die in Betracht kamen, auf etwa 200 Blankokarten in der üblichen Weise mit Zeichen eingetragen. Davon gebe ich eine Anzahl als farbige Beilagen (Karte **12**—**17**), eine größere Zahl (27), von denen ich mir sehr kleine Bildstöcke habe anfertigen lassen, unter dem Text.[59])

Diese Karten sollen nicht nur die Darstellung verkürzen und anschaulicher gestalten, sie sollen auch zeigen, daß die graphische Darstellung für den Gang der Untersuchung notwendig ist.

Karte **11** dient als Übersichtskarte und soll die Benutzung aller übrigen Karten erleichtern. Sie zeigt die Grenzen und die Namen der Départements, und die Nummern, mit denen wie auf den Sprachatlasblättern die Lage jeder der 639 berück-

[59]) Die Ätzungen zu allen diesem Kapitel beigefügten Karten sind von der graphischen Kunstanstalt von Carl Siebe & Co., Leipzig, ausgeführt.

sichtigten Orte angegeben wird. Auch die alten Provinzgrenzen sind eingezeichnet. Mit Hilfe dieser Übersichtskarte kann man bei jedem der auf den kleinen Schwarzdruckkarten erscheinenden Punkte den Namen des Départements und nach der Lage zu den Départementsgrenzen auch die Ortsnummer ziemlich leicht finden und das Beispiel im Atlas nachprüfen. Die zusammenhängenden Gebiete der beobachteten syntaktischen Erscheinungen sind schraffiert und durch Verbindungslinien zwischen benachbarten Grenzpunkten herausgehoben. So kann Häufigkeit und Regelmäßigkeit einer syntaktischen Form im fraglichen Gebiet auch dort unterschieden werden, wo die Nummern fehlen, und einzelne aus der Umgebung herausfallende Punkte sind als solche sofort erkennbar. Die in den Text aufgenommenen Karten erscheinen in zwei Maßstäben: die in sehr kleinem Maßstab gedruckten umfassen das ganze Gebiet der Sprachatlasblätter, die anderen in etwa 5 mal größerem Maßstab zeigen nur das wallonische und diesem benachbarte Gebiete. Dieser größere Maßstab konnte bei den Erscheinungen gewählt werden, die außerhalb des dargestellten Gebietes auf den Karten nicht vorkommen.

79. Trotz der großen Zahl der in Frage kommenden Blätter darf man nicht erwarten, daß darin die für das Wallonische charakteristischen syntaktischen Erscheinungen irgendwie v o l l s t ä n d i g vertreten wären. Bei der Kürze der Beispiele fällt vielerlei von selbst weg. Und in den meisten Fällen haben gerade die wallonischen Besonderheiten eine Bedeutungsnuance, die im Französischen keine Entsprechung hat, und es existiert daneben noch eine andere, dem französischen Beispiel näherstehende Ausdrucksweise. Diese wird vom Übersetzenden leichter gewählt. So ist es fast ein Zufall, daß der im Wallonischen sehr verbreitete Fall der syntaktischen Kreuzung zwischen präpositionaler Pronominalergänzung und präpositionaler Infinitivergänzung, wie zwischen *pour lui* und *pour ne pas courir* zu *pour lui ne pas courir*, wobei *lui* das Subjekt des Infinitivs ist, oder von *pour nous autres* und *pour (ne) point nous plaindre* zu *pour nous autres point nous plaindre* je einmal auf einem Sprachatlasblatte zu finden sind, und zwar steht Blatt 896, P. 295 der Typus: *pour lui ne pas courir ...* statt: *pour qu'il ne puisse pas (courir dans le pré)*, und Blatt 898, P. 294 der Typus: *pour nous autres point nous plaindre* (neben: *pour point n. p.*) statt: *(il faut que nous soyons bien bons) pour ne pas nous plaindre.*

80. Das unbetonte Subjektpronomen *il* wird im Wallonischen vor der 3. Person sing. häufig nicht gesetzt. Daneben besteht überall die Form mit *il*, die einem langsameren Sprechtempo entspricht. Wenn nun das französische Beispiel mit *il* isoliert vorgesprochen wird, so verwendet der Gefragte nicht die Dialekt-

form ohne *il*, die für uns historisch oder phonetisch interessant wäre. Deshalb fehlt nicht nur das persönliche *il* auf wallonischem Gebiet nie auf den Sprachatlasblättern (z. B. Blatt 774: *il lit le journal*), auch das neutrale *il*, dessen Fehlen bei den älteren Analphabeten eines größeren wallonischen Gebietes als das Regelmäßige bezeichnet werden muß, wie es auch bei den weniger gebildeten Parisern sehr häufig fehlt (vgl. Siede), ist auf den Blättern 632: *i l gèle*, 531: *i l fait si chaud*, 1315: *i l tonne*, 534: *i l faut savoir bien nager* (ebenso Blatt 263 und 253) stets zu finden.

Günstigen phonetischen Umständen ist es zu verdanken, wenn *y avo* etc. als Übersetzung von *Il y avait (une fois)* auf Blatt 95 westlich von der Linie P. 199, 290, 270 und P. 192 erscheint, während P. 291 das mouillierte *l̦* und östlich davon das mouillierte *n̰* als Verschmelzung des Personalpronomens mit dem Ortsfürwort zu deuten ist.

81. Darf man so aus der syntaktischen Armut des Atlas keine zu weitgehenden Schlüsse auf den Bestand des Wallonischen an syntaktischen Eigentümlichkeiten ziehen, so muß man andrerseits bei einigen Fällen vorsichtig sein, sie als Belege für sonst im Wallonischen nicht nachgewiesene Erscheinungen zu benutzen.

Blatt 103, 194 steht *na sto yü (il y a été eu)* als Übersetzung des französischen: *il y a eu (beaucoup de fruit)*. Man möchte das als eins der zahlreichen wallonischen Überkomposita (analytisches Perfekt + Partizip), wobei der Typus *a eu / été* durch *a été / eu* ersetzt sei, erklären, also: analytisches Perfekt von *être* + Partizip von *avoir* statt analytisches Perfekt von *avoir* + Partizip von *être*. Hier kann man auch die Fälle anführen, die Hild S. 58 und 59 bespricht, speziell Blatt 103, 197 *n̰ a to ü (il y a été eu)* und Punkt 990 *al̦ sta avü (elle* [*a*] *été eu)*. *Sum habutus* für *habui statum* findet sich in mehreren Dialekten. Im Atlas Blatt 338 zeigt sich dieser Typus *(est habutum)* als analytisches Perfekt von *être* aber nur in der F r a n c h e C o m t é und zwar in folgenden Formen: H. M: P. 27: *ę yœ*, P. 38: *ę œ*; H. S: P. 46: *ä ü*, P. 45: *ǫ evü*, P. 35: *ę evü*, P. 44: *o evü*, P. 25: *a evü*, P. 65: *o avü*; D: P. 43 u. 54: *o evü*, P. 53: *sõ ü*, P. 32: *et evü*. Damit vergleiche man die Beispiele, die Hild S. 52 ff. für das Durcheinandergehen von *statum* und *habutum* anführt, und die Konjugation des Perfekts von *esse* in Bournois, die Roussey folgendermaßen angibt (Bournois S. XLV): *i sǫ evü (je suis eu)*, *tę evü*, *el a evü (il est eu)*, *nǫ sǫ evü*, *voz ę evü*, *ę*, *ęl sõ evü*; dazu die Konjugation des Plusquamperfekts des Futur: *i sra ü (je serai eu)*, *te srę evü* etc.; und in Grande Combe die Perfektform *i sœ evü batü (ils sont eu battu)*, die Boillot fälschlich als *ils sont été battus* erklärt. (Vergl. auch *Grande Combe* S. 31). Für diese Gegend entsprechen die Angaben des Atlas einer r e g e l m ä ß i g e n syntaktischen Erscheinung.

82. Rousselot hat für seine Heimat C e l l e f r o u i n (Rousselot, *Congruentia* S. 25) dieser Besonderheit eine ausführliche Erörterung gewidmet. Den ursprünglichen 4 vulgärlateinischen Formen: 1. *habeo habutum*, 2. *sum habutus*, 3. *habeo statum*, 4. *sum statum*, von deren zweiter sich altfranzösisch einige Reste in der Schriftsprache gehalten haben (Belege s. ebd.), entsprächen, sagt er, in seinem Dialekt auch noch vier. Vom Typus *sum habutus* führt er folgende Beispiele an: *s'un s ętę agü trua bubãsię (s'il ne s'é t a i t e u trouvé bombancier)* und die Entsprechungen von: *était eu*, *nous sommes eu bien malades*, *serait eu*, *êtes eus partis*, *sont eus chers*, *ça est eu sec*, *je suis eu malade.* Aber, sagt er, die Formen mit dem Partizip *statum* ü b e r w i e g e n. Deshalb habe ich weder in der Charente, noch wo *sum habutus* sonst m ö g l i c h sein mag, auf den Blättern des Atlas sichere Belege dafür gefunden; und doch ist es eine Erscheinung, die für die Gegend von Cellefrouin charakteristisch ist. — Nur mögliche, nicht notwendige syntaktische Fügungen erscheinen, wie wir schon gesehen haben, selten auf dem Atlas, wenn sie vom Französischen abweichen; oft vermissen wir deshalb gerade die charakteristischsten Wendungen.

83. Bei dem Beispiel jedoch, von dem wir ausgegangen sind *(n a sto yü)*, muß man umgekehrt sagen, daß es trotz des wallonischen Beleges (oder mit P. 194 der zwei Belege), im Atlas nicht als Charakteristikum der wallonischen Syntax angeführt werden darf; denn es fehlt sonst an Beispielen dafür. Und wenigstens als heuristisches Prinzip muß man für die Dialektsyntax die Hypothese aufstellen, daß die gleichen psychologischen und historischen Bedingungen n i c h t in jedem beliebigen Dialekt die gleichen Resultate hervorbringen können.

Zur Erklärung unseres Falles könnte man folgendes anführen. Für *il y a* ist wallonisch *il est* (resp. *il y est*) üblich, auch abweichend vom französischen Gebrauch. Ein älteres Beispiel: *Cam'rad q u'e s t - i de l'fer?* (*Camarade, qu'est-il de le faire?* Mathi l'Ohai, Choix 137) und ein modernes: *èt gn'en est ink qui vûde les bîtes (et il y en est un qui vide ler „bîtes"*, Bull. Dict. I. 148). Danach kann wallonisch *n a sto* für *il y a eu* stehen und dies ist mit dem französischen vorgesprochenen Beispiel *il y a e u* zu *n a sto yü* verschmolzen. — Der Sprachatlas enthält fehlerhafte syntaktische K o m p r o m i ß b i l d u n g e n, die aber stets i s o l i e r t stehen.

Die letzten Beispiele sollten zeigen, daß die Verwendungsmöglichkeit des Atlas für die Kenntnis der Syntax der Einzeldialekte beschränkt ist. Man würde daraus ein unvollständiges und zum Teil unrichtiges Bild gewinnen. Als Kriterium der Zuverlässigkeit hat, wo andre Quellen nicht zur Verfügung stehen, das g r u p p e n w e i s e Auftreten einer Erscheinung zu dienen.

84. Die Verwendung des Atlas für syntaktische Zwecke wird aber außerdem oft erschwert durch die Schwierigkeit der formellen Deutung der in Frage kommenden Beispiele.

Blatt 103: *Il y a eu beaucoup de fruit*, dasselbe Blatt, dem das letzte Beispiel entnommen war, und ein Parallelfall zu dem vorher besprochenen Blatt 95: *il y avait une fois*, zeigt die Schwierigkeiten, die es machen kann, aus phonetisch geschriebenen Texten schon eine so einfache syntaktische Tatsache, wie das Fehlen oder das Vorhandensein des Personalpronomens herauszulesen. Im wallonischen Gebiet ist *il* und *y* nebeneinander wiedergegeben: P. 191, 184, 182, 176, 199; der Anlaut ṳ läßt mit ziemlicher Sicherheit auf eine Verschmelzung der beiden Pronomina schließen: 186, 185, 189, 177, 181, 167 . ., der Anlaut *u* mit geringerer Sicherheit; *il* allein auf das Fehlen des *y*: 292, 291: der Halbvokal ı̧, y allein ist mehrdeutig.

Blatt 1408: *j'eus le plaisir de le voir* ist das *de* im wallonischen Gebiet auf mehreren Punkten durch eine Form dargestellt, die als Präposition + Artikel gedeutet werden könnte (*dę*, *dę̨*). Aber es ist sehr fraglich, ob die Sprecher sie als Präposition + Artikel empfunden haben; nur in diesem Falle aber dürfte man diese Beispiele als Belege der im Wallonischen nicht seltenen syntaktischen Erscheinung verwenden, daß der Infinitiv mit *de* durch den Artikel substantiviert werden kann. Die historische Entstehung und die syntaktische Verwertung einer Form ist in solchen Fällen zu scheiden.

85. Auf Blatt 1137: *je veux qu'il le reçoive* läßt sich oft nicht ermitteln, ob die Formen mit analogischer Präsens- oder Imperfekt-Konjunktiv-Endung, Präsens- oder Imperfekt-Bedeutung haben.

Bei Blatt 518: *Il faut que nous ayons de la patience et que nous soyons bien bons* kann uns meist der Stamm (*fu* oder *es*) sichere Auskunft geben, wo wir behaupten können, daß das Präteritum des Konjunktivs an die Stelle des französischen Präsens des Konjunktivs getreten sei. Nach dem Kriterium der verschiedenen Stämme würde das für folgende Punkte zutreffen: wallon.: P. 294, 291, 290, 189; nichtwallon.: Somme: P. 264, 265; Aisne: P. 262, 261; Nord.: P. 272, 271, 270; Meuse: P. 165, 156, 164, 144, 143, 174, 86; Schweiz etc.: P. 74, 979, 989, 64, 967; vereinzelt: P. 811, 920, 750, 752 etc. Nun kommen aber dazu Konjunktivformen vom *es*-Stamme mit Präteritalendungen (wie *sęyāh*, *sęyōš*). Deren Analyse ist deshalb schwer, weil sie sowohl in Beispielen mit präsentischem wie auch in solchen mit präteritalem Hauptverb erscheinen. Wie also die Syntax hier die morphologische Deutung nicht erleichtert, so läßt die Unsicherheit in der Formdeutung eine feste syntaktische Gebietsabgrenzung nicht zu. Wenn man nämlich diese zweifel-

haften Formen dazunimmt, so erweitert sich das oben abgegrenzte Gebiet, in dem das Präteritum des Konjunktivs für das Präsens eintritt, um folgende Punkte: wallonisch: P. 292, 188, 196, 197, 198, 182, 186, 190; nichtwallonisch Somme: P. 277, 257; M. et M.: P. 181, 173, 171, 163, 162, 89, 180; H.-Marne: P. 132; Schweiz: P. 988 etc.

86. Deshalb kann exakte Abgrenzung der dialektsyntaktischen Gebiete ebensowenig wie Vollständigkeit von den nach dem Atlas linguistique gezeichneten Kartenbildern verlangt werden, die im folgenden besprochen werden sollen. Aber wie das eine, ungünstige, Beispiel zeigt, wird dadurch das Gesamtbild von der Verbreitungsart dieser Erscheinungen wenig beeinflußt. Das sichere dialektsyntaktische Ergebnis des Blattes 1137, daß nämlich für diesen Fall die Vertretung des präsentischen Konjunktivs durch einen präteritalen Konjunktiv sich in einem Streifen längs der germanischen Grenze ausbreitet, bleibt bei beiden Methoden der Formbenutzung bestehen. Es war aus keiner Veröffentlichung vor dem Atlas linguistique zu gewinnen.

87. Nach alledem ist der Sprachatlas wenig geeignet, für die Erforschung der Syntax des Einzeldialekts als Quelle zu dienen, um so geeigneter aber, und durch kein anderes Hilfsmittel zu ersetzen, die Verbreitungsweise einzelner auf den Sprachatlasblättern zutage tretender syntaktischer Eigentümlichkeiten eines Dialekts über das galloromanische Gebiet zu zeigen. In diesem Sinne, und mit der angedeuteten Kritik verwendet, bergen die Sprachatlaskarten, trotz der Knappheit der Satzbeispiele, eine Fülle dialektsyntaktischen Wissens, um das uns die Germanisten beneiden könnten.

Ich werde mich nicht auf einzelne Karten beschränken, sondern alle für die wallonische Dialektsyntax wichtigeren Fälle, die der Atlas bietet, wenigstens soweit sie mit dem Verb zusammenhängen, behandeln. Auf Vollständigkeit mache ich keinen Anspruch.

Das ist möglich wegen der methodischen Beschränkung auf die syntaktischen Besonderheiten eines Dialekts. Nur diese ermöglicht es auch, aus dem Gewirr von Übersetzungstypen mancher Karten einfache Resultate herauszuholen. Und nur weil man wegen der relativen Einfachheit des Verfahrens alle in Betracht kommenden Karten berücksichtigen kann, erhält man ein Bild von der Fülle der Ergebnisse, die sich aus dem Atlas auch auf dem Gebiet der Syntax gewinnen lassen, wenn schon die Vergleichung mit einem Dialekt so vieles zutage fördert.

Bei der Darstellung der wallonischen Syntax im zweiten Teil kann ich mich dann mit einem Hinweis auf die einzelnen Karten begnügen.

Die einzelnen Karten.

1. Tempora und Modi.

88. Die Sprachatlasblätter 517 und 518 (siehe zur Veranschaulichung die Kärtchen unter dem Strich) bieten Beispiele für den oben unter Nr. 85 behandelten Fall, daß auch in einigen Gegenden außerhalb des Wallonischen das Präteritum des Konjunktivs für das Präsens des Konjunktivs eintritt. Blatt 517 heißt der französische Mustersatz: *qui veux-tu que ce soit.* Die schwarzen Punkte deuten die Orte an, an denen bei der Übersetzung an Stelle von *soit* die 3. Pers. Sing. des Imperfekts des Konjunktivs eintritt, ohne daß dadurch der Sinn des französischen Musterbeispiels geändert würde. Ihre ungefähre Lage im Verhältnis zu den Grenzen Frankreichs ist sofort zu erkennen; genauer bestimmbar ist sie mit Hilfe der Übersichtskarte 11 im Verhältnis zu den eingezeichneten Départementsgrenzen.

Außer dem westlichen Teil des Wallonischen zeigen der südliche Teil des pikardischen Gebietes, ein Teil des Lothringischen und das Nordschweizerische die gleiche Erscheinung. Außer diesem Streifen, der sich in der Nähe des germanischen Sprachgebietes hinzieht, bemerkt man nur in Südfrankreich vereinzelte Punkte.

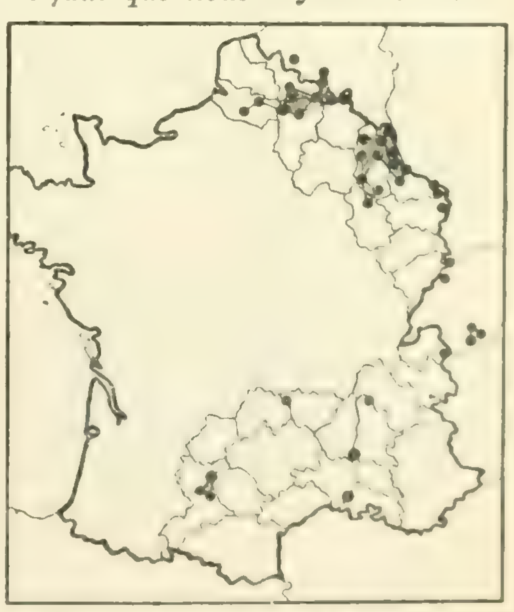
Der vorher besprochene Fall Blatt 518: *Il faut que ... nous soyons bien bons* (s. u.) zeigt für die 1. Pluralis dieselbe Tempus-

Blatt 517
Qui veux-tu que ce **soit**



• = 3 sing. Impf. Konj.
[Typus: *fût*]

Blatt 518
Il faut que nous **soyons** *bien bons*



• = 1 Plur. Impf. Konj.
[Typus: *fussions*]

vertauschung. Die Gebiete des Imperf. Konj. stimmen auf den beiden Karten ziemlich genau überein. Eine größere Übereinstimmung darf man billiger Weise bei syntaktischen Tatsachen nicht verlangen.

Die Überlegung, daß an einigen Punkten die Form des Präsens des Konj. bei einzelnen Verben oder in einzelnen Personen geschwunden ist, und deshalb durch eine andere Form ersetzt werden muß (vgl. Nr. 75), kann vorläufig beiseite gelassen werden. Die Unterschiede zwischen den beiden Kärtchen zeigen, daß oft präsentische neben präteritalen Konjunktivformen von *esse* existieren, und doch die Ersatzform gewählt wird. Die ungewöhnlichere 1. Plur. wird seltener ersetzt; die Art des Ersatzes wird durch Fälle wie Blatt 517 P. 262 veranschaulicht, wo *füš* neben *sœš* notiert ist.

89. Auf Blatt 470[60]: *voulez-vous que j'aille ou que j'envoie quelqu'un*, und Blatt 1085: *pour qu'il ne puisse pas courir dans les prés*, die die gleiche Verteilung veranschaulichen könnten, ist die Formanalyse unsicherer. Es mag genügen zu bemerken, daß Blatt 470 Formen wie wallonisch P. 184 *avoįüš*, 182 *avuiš*, 175, 176: *avoyiš* etc. etwas über das oben abgegrenzte Präteritalgebiet hinausgehen, daß sich aber auch hier die als Imperf. Konj. erkennbaren Formen außer im Wallonischen im Pikardischen und Lothringischen finden, im Zentrum nie. Für Blatt 1085 gelten ähnliche Beobachtungen.

90. Im Anschluß hieran können die wenigen Fälle besprochen werden, in denen für das Imperfekt des Futurs (Conditionnel) ein anderes Tempus eintritt.

Blatt 498: *Il me serrait si fort que je croyais qu'il m'étranglerait*, erscheint im Wallonischen das Imperfekt P. 186, ebenso etwas südlich P. 251, 169, was sonst höchst selten ist und erst westlich P. 283, südlich P. 108, 109 vereinzelt wieder erscheint; die Futurumschreibung mit Imperf. von *aller* P. 291 bietet nichts Merkwürdiges, mehr schon die Gruppe an der Süd-Westgrenze des Wallonischen, wo Plusquamperfekt des Futurs sich zeigt [*m'aurait étranglé*]: P. 185, 198, 281, 274, 273.

Blatt 1366: *J'ai cru qu'ils ne viendraient pas* steht das präsentische Futurum (des nichtabhängigen Satzes) einmal im wallonischen Gebiet P. 190; es scheint von dieser naheliegenden Vertauschung in Nordfrankreich kein Fall weiter vorzukommen. Formen wie P. 986 *venerō*, P. 945 und südlich *vẽdrọ* sind nicht einfach als Futura anzusprechen.

91. Die nächsten Kärtchen und die Karten **12** und **13** der

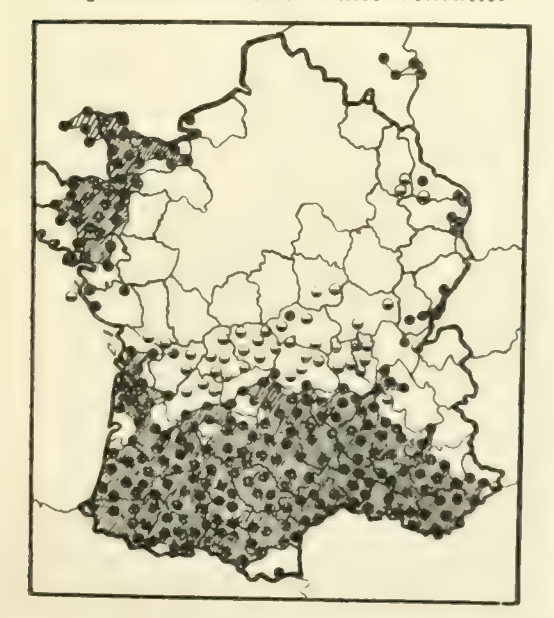
---

[60]) Im Anschluß an jede reproduzierte Karte werden eine Reihe ähnlicher syntaktischer Fälle auf anderen Sprachatlasblättern behandelt.

Beilage veranschaulichen die Gebiete, in denen das französische synthetische Präteritum (Passé défini) nicht wie in der Umgangssprache durch ein anderes Tempus ersetzt ist. Die Verteilung von synthetischer und analytischer Perfektform läßt sich auf diese negative Weise klarer darstellen, als wenn man die Ersatzformen aufzeichnet (vgl. unter Nr. 94). Diese Fälle sind besonders lehrreiche Beispiele für die geographische Ausbreitung syntaktischer Erscheinungen; doch hat jede Karte ihre Schwierigkeiten. Keineswegs immer ist an den Punkten, wo das Passé défini ersetzt wird, die Form des synthetischen Präteritums verloren; denn je nach der Bedeutung des Tempus im französischen Beispielsatz ist die Verbreitung verschieden. (Man vergleiche hierzu, auch wegen der Ergebnisse die Favreschen Paralleltexte des enfant prodigue, oben Nr. 59 ff.) Die Karten sprechen nicht für die Annahme, auf die die Vermutung Meyer-Lübkes, (III. 127, Anm.), dieser Ersatz gehe vom Deutschen aus, begründet ist.

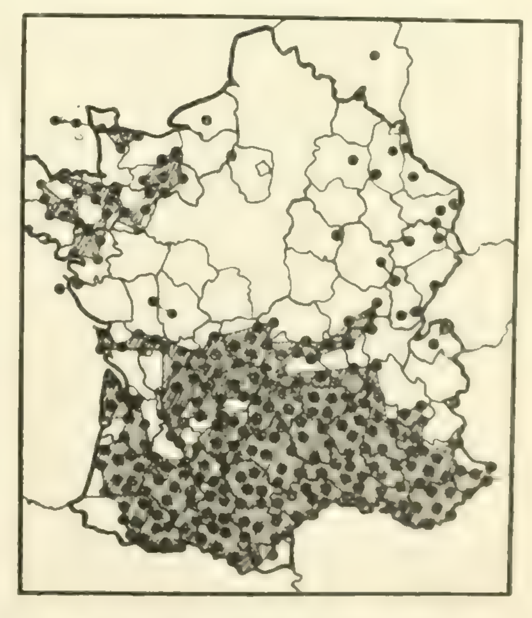
92. Blatt 976: *il partit au bout d'une semaine* (s. u.). Das Präteritum ist terminativ, es bedeutet die momentane, eintretende Handlung. Das Wallonische ist weithin von einem Gebiet umgeben, in dem ausschließlich die analytische Form gebräuchlich ist. Auch innerhalb des Wallonischen ist das „synthetische" Gebiet kleiner, als man nach den Paralleltext-Karten des enfant prodigue (**1** bis **4**) erwarten sollte. Der Unterschied kann von der Verschiedenheit der Materialsammlung,

Blatt 976.
*Il **partit** au bout d'une semaine*



• = synthetisches Präteritum
[partit]

Blatt 338
*Son sèjour **fut** bien court*



• = synthetisches Präteritum
[fut]

vielleicht aber auch daher kommen, daß inzwischen 40 Jahre verflossen sind. Aus allen Karten aber geht als sicher hervor, daß der wallonische Osten gegen einen weiten Umkreis um Paris steht, in dem auch der wallonische Westen eingeschlossen ist. Zwei große Gebiete im Westen und im Süden Frankreichs zeigen die synthetische Form; außer im Wallonischen finden sich kleine Gruppen und vereinzelte Formen an der elsässischen und Schweizer Grenze. Nördlich von dem großen südfranzösischen Gebiet ist eine Zone, in der das unbetonte Personalpronomen [*il*] (Vokalverdumpfung von el durch vokalisiertes l) der 3. sing. Präs. des Hilfsverbs [*a* oder *est*] gleich oder ähnlich ist, wo infolgedessen bei Gleichklang von Partizip und Passé défini eine scharfe syntaktische Grenze tatsächlich nicht zu ziehen ist.

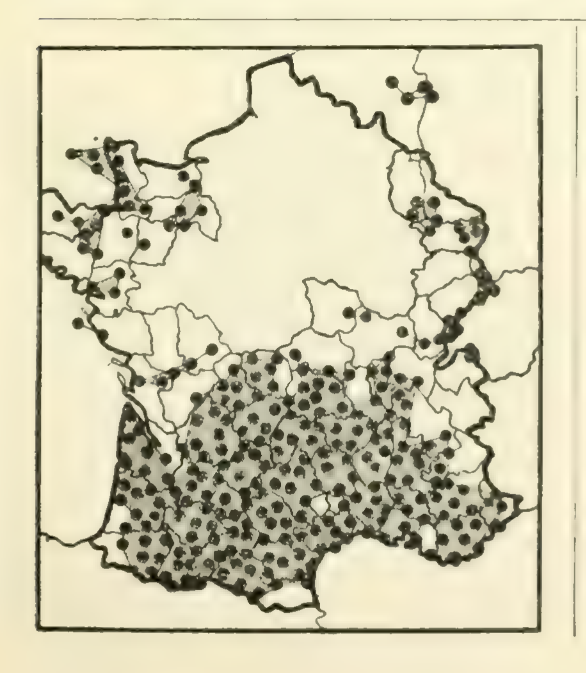
93. Diese formelle Schwierigkeit beseitigt zum Teil Blatt 338: *Son séjour f u t bien court* (s. o.), wo das Pronomen fehlt und wo man wegen des Stammesunterschieds Präteritum und Partizip stets unterscheiden kann. Fast das ganze Gebiet, das bei Blatt 976 zweifelhaft war, gehört hier der synthetischen Form. Das Ergebnis darf man auch auf Blatt 976 übertragen. Da das Gebiet der synthetischen Form im Westen und im Wallonischen bei Blatt 338 kleiner ist als bei Blatt 976, wird es ja wohl auch im Süden nicht größer sein. Bei Blatt 976 wird man sich also, wenn die Form Zweifel zuläßt, für das synthetische Präteritum entscheiden. An der Ostgrenze sind bei Blatt 338 die beiden Tempora weniger gruppenweise voneinander geschieden. Der Unterschied im Verbreitungsgebiet der Tempora auf beiden Karten erklärt sich daraus, daß bei Blatt 338 das historische Präteritum nicht eine eintretende Handlung, nicht eine terminative Aktionsart bezeichnet.

94. Solche s y n t a k t i s c h e I n d i f f e r e n z z o n e n, wie die oben besprochene, scheinen beachtenswert. Formeller Gleichklang scheint wirklich syntaktische Unsicherheit in ganzen Zonen zu bedingen. Z. B. bin ich im Wallonischen beim Ersatz von [*fui*] auf eine solche Zone gestoßen. *asti (a été)* wird im Westwallonischen meist nicht als analytische Form, sondern vielmehr als ein dem Imperfekt nahestehendes Präteritum empfunden, das mit dem analytischen Präteritum nur zufällig gleichlautend sei. Wegen der Formen s. Grignard, *ouest-wallon*, S. 89. Auf dem Atlas kommt das nicht zum Ausdruck, da die Worttrennung willkürlich ist. Damit vergleiche man die Tatsache, daß syntaktische Ausweichungen sich fast stets auf den Grenzen zweier Gebiete finden, z. B. Blatt 338 P. 10, 917, 877 Imperfekt; P. 7 Überkompositum, und andere Fälle. Dagegen mögen für die starke formale Umgestaltung des synthetischen Präteritums, die eintritt, „weil die Zeitform weniger fest im Gedächtnis haftet“ (M.—L. III. 126), als Muster

dienen die 4 wallonischen Beispiele Blatt 96: *quand il rentra au pays, j'e u s le plaisir de le voir.* Neben den organischen Formen 197: *džü*, 193 *džu*, stehen die analogischen 191: *džavu*, 196: *džava*.

95. Das nächste Blatt 1150: *Quand il r e n t r a au pays* ... ist, als besonders hübsches Beispiel der Ausbreitungsgebiete der synthetischen Form, in größerem Maßstabe in Karte **12** der Beilage wiedergegeben. Hier hat die Satzart, Verbsatz oder Teilsatz, weniger Einfluß auf die Verbreitungsweise der Tempora, als man nach Nr. 62 annehmen sollte. Die Gebiete der synthetischen Formen, die sich auf dieser Karte zeigen, passen gut zu denen, die sich vorhin, bei Blatt 976 als wahrscheinlich ergeben haben, weil die Temporal b e d e u t u n g e n ähnlich sind. Man beachte die Einbrüche in das südfranzösische Gebiet: Dép. Isère etc., Pyren. Or., Gironde bis Bas-Pyren.

96. Zum Überfluß sei auf dem nächsten Kärtchen (s. u.) noch ein ähnlicher Fall dargestellt nach Blatt 1154: *Il partit au bout d'une semaine. Nous ne le r e v î m e s plus.* Darin steht die Bedeutung des Präteritums der des eigentlichen Perfektums sehr nahe. Auf die wallonischen und ostfranzösischen Beispiele scheint diese Bedeutungsnuance ohne Einfluß zu sein: das Gebiet in der Westecke Frankreichs ist aber deswegen vor dem Gebiet mit analytischen Formen zurückgewichen. Im Süden ist das Gebiet der synthetischen Formen nur wenig zerstückelt. Aber diese Formen selbst sind dort interessant. Die Wiederholung *(r e vimes)* wird in einem geschlossenen Gebiet (Dép. 60, 61, 77, 77, 78 etc.) durch die Umschreibung mit *tourner* ausgedrückt, z. B. P. 676: *ne lu turnem pa bẹzẹ (ne le tournâmes pas voir)*; andrerseits erscheinen die 3. Plur. Praet. durch die volle Entwicklung der Endsilbe (nicht immer Akzent-



Blatt 1154
noue ne le revimes plus.

. = synthetisches Präteritum
[rezimes, tournâmes voir]

verlegung, P. 31 *no ne lu revœrõ plõe)* den Futurformen ähnlich oder gleich, und zwar in einem großen Gebiet vom Limousinischen bis zur Provence. Zweifel werden häufig, wenn auch nicht immer, gehoben durch den Vergleich mit Teilkarte 1696: *nous nous reverrons.*

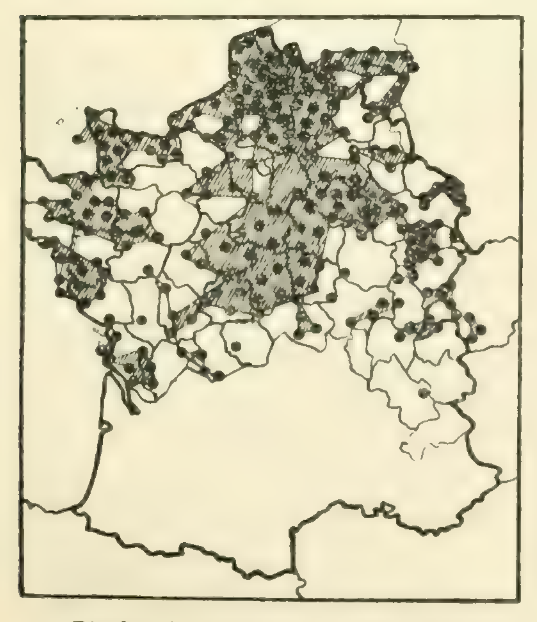
97. Auf Karte 13 der Beilage, nach Blatt 360: *nous crûmes qu'il fût resté*, sind einmal die Ersatzformen des synthetischen Präteritums eingezeichnet. Wegen der in *crûmes* liegenden Bedeutungsnuance ist dieses Präterialgebiet noch mehr als sonst eingeschränkt. Aber erst recht hat aus diesem Grunde das Gebiet der sonst üblichen Ersatzform, des analytischen Präteritums an Ausdehnung eingebüßt: Was geblieben ist, ist in Schwarz eingezeichnet. Außer kleineren Gruppen in der Normandie, bei Paris und im Poitevinischen ist es vor allem ein Streifen von Norden nach Südosten, alles Gebiete, die demjenigen unmittelbar benachbart sind, das bisher dem synthetischen Präteritum zufiel. Der Hauptkonkurrent des analytischen Präteritums als Ersatzform ist das Imperfekt. Es ist ganz vorsichtig durch blaue Schraffierung der zusammenhängenden Gebiete angedeutet, weil es im Norden häufig vom Präsens, im Süden vom synthetischen Präteritum nicht zu unterscheiden ist. Auch der Vergleich der Endungen mit denen auf Karte 1201: *nous savions* hilft nicht immer. Inwiefern der formelle Zusammenfall von Imperfekt und synthetischem Präteritum die syntaktische Empfindung beeinflußt, ist ein noch ungelöstes Problem.

Es treten aber noch andere Ersatzformen auf, deren Erklärung methodisch noch interessanter ist. Die wenigen (nicht eingezeichneten) Imperfekta des Futurs erweisen sich wegen ihrer Vereinzelung als individuelle Versehen (z. B. P. 479). Anders ist es mit dem Plusquamperfekt des Futurs [*aurions cru*]. Dies ist in einigen Fällen als gleichberechtigt neben dem synthetischen Präteritum notiert (z. B. P. 523). Aber häufig ist es schlechthin Ersatzform. Hier ist es nicht sowohl die Tatsache der Gruppenbildung, die besonders auffällig ist — obwohl es gewiß Beachtung verdient, daß ein solcher nur aus dem Satzzusammenhange verständlicher Ersatz in geschlossenen Gruppen auftritt — als vielmehr die Lage dieser Gruppen. Sie liegen alle auf der Grenze zwischen den Imperfektgebieten und denen, wo das synthetische Präteritum oder sein gewöhnlicher Ersatz, das analytische Präteritum herrscht. Wie die Bedeutung dieser Verbform in diesem Falle zwischen Präteritum und Imperfekt indifferent in der Mitte liegt, so ist auch die geographische Lage eine Mittellage. Diese Erscheinung ist danach als Übergangserscheinung zu verstehen und zu bewerten, man könnte sie vielleicht als „syntaktische Puffererscheinung" bezeichnen.

Die wenigen auf der Karte verzeichneten, diesen Fällen nahestehenden, Plusquamperfekte, erfüllen dieselben Bedingungen. Sie sind nur im Pikardischen häufiger.

98. In seltenen Fällen ist umgekehrt die analytische Form des Präteritums durch die synthetische ersetzt. Da aber solche Fälle wie Blatt 361, P. 191: *džu pẽnsef* [eig. = *je pensais*] ganz isoliert stehen, können sie nicht mehr zeigen als die Vorliebe des einen gefragten Individuums für die synthetische Form.

99. Blatt 519: *nous crûmes qu'il fût resté* zeigt den Ersatz von Plusquamperfekt des Konjunktivs im Teilsatz durch eine Vergangenheitsform des Futurs (s. das Kärtchen unten). Südfrankreich ist nicht berücksichtigt, weil da die Ähnlichkeit des Futur und Imperfektstamms von *être (ero, eram)* die Bestimmung unsicher macht. Die Tatsache des Ersatzes kann entweder darauf deuten, daß die Form des Imperf. Konj. in den fraglichen Gebieten ungebräuchlich ist, oder darauf, daß das Abhängigkeitsverhältnis des Teilsatzes ein anderes, ein weniger inniges ist, als im französischen Beispielsatz. In den weitaus meisten Fällen steht das Plusquamperfekt des Futurs [*qu'il serait resté*], das Imperfekt des Futurs *[qu'il resterait]* muß man für ein individuelles Mißverständnis des Sinnes halten und deshalb erstaunt sein, diese Ungenauigkeit in Gruppen (1. lothringisch etc. 2. poitevinisch) vereinigt zu finden. Auch andere Indikative ersetzen den Konj. auf diesem Blatte sehr häufig; so findet sich im wallonischen Gebiet (außer P. 192 und vielleicht P. 294) kein Konjunktiv; P. 186, 182 steht Plusquamperfekt, P. 198 Perfekt, Ardennen P. 167, 166 Imperfekt des Indikativs, P. 178 die Kontaminationsform: *kil i frwa ręstę.*



Blatt 519
Nous crûmes qu'il ***fût*** *resté*

• = Plusquamperfekt des Futurs
[*serait resté*]

100. Auf anderen Blättern ist der Ersatz der Konjunktive durch Indikative in Teilsätzen nicht gerade häufig. Entscheidend ist der Grad der Abhängigkeit. Fürs Wallonische gelten folgende Fälle:

Blatt 1148: *il faut qu'il vienne et que nous lui rendions son argent* P. 294, 199, 290 Indikativ; im ähnlichen Beispiel Blatt 409: nur P. 291; Blatt 1364: *il faut qu'il vienne* nie; Blatt 576: *Je veux qu'il le reçoive et que ça finisse* nur ein Fall des Indikativs P. 294.

101. In Fällen, wo die innere Abhängigkeit des Teilsatzes nicht so betont wird wie in den letzten von: *je veux* und: *il faut* abhängigen Beispielen bleibt der Konjunktiv weit weniger regelmäßig erhalten.

Blatt 1298: *crois-tu qu'elle tienne* erscheint auf wallonischem Gebiet zweimal das Futur P. 291, 188, (lothringisch P. 170, einmal Pas de C.) Präsens Indikativ, soweit man ihn erkennen kann, auf einem geschlossenen Gebiet im ostwallonischen (P. 194, 191, 192, 184, 193, 186, 195, 197, 187, 185, 199); Ardennen P. 178, 177, 167) und ganz vereinzelt an der wallonisch-pikardischen Grenze P. 295 und an der deutsch-lothringischen. Charakteristischer für dieses Blatt sind aber die außerordentlich zahlreichen Fälle (z. B. wall. P. 198), in denen Präsens Konjunktiv des französischen Beispiels durch das Futur vertreten werden kann, aber nicht vertreten werden muß, wo also zwei Ausdrucksmöglichkeiten nebeneinander stehen. Ob man an den Stellen, wo sowohl Konjunktiv wie Futur bei den gleichen Punkten auf dem Blatt stehen, einen Bedeutungsunterschied zwischen den beiden empfindet, ist aus dem Atlas nicht zu ersehen.

102. Gewöhnlich stimmt Imperfekt Indikativ überall mit dem der französischen Beispielsätze überein. Blatt 1405: *Il buvait moins, quand sa femme vivait encore* machen im Wallonischen nur einige Punkte Schwierigkeiten, an denen die Imperfektform der Form des Präteritums gleich oder ähnlich ist; und Blatt 359: *Il me serrait, si fort que je croyais qu'il m'étranglerait* ist das eine Imperfekt des Futurs P. 190 *ki d krürę (que je croirais)* eine vereinzelte Attraktion an das folgende Tempus.

103. Das nächste Kärtchen (s. u.) nach Blatt 511: *si c'était bien cuit, j'en mangerais bien* veranschaulicht den Ersatz des Imperfekt Indikativs im si-Satze. Dem einen wallonischen Imperfekt des Futur P. 198 entspricht ein ganz geschlossenes Gebiet im Pikardischen, und nur dort.

Auch zwei andere Vertretungen des Imperfekts, das Präsens in der Südschweiz, und das Imperfekt des Konjunktivs längs der italienischen Grenze, treten gruppenweise auf. Bei letzterem ist der italienische Einfluß in die Augen springend. Vereinzelte schwer analysierbare Formen (P. 918, 938, 957, 61) lasse ich vorläufig beiseite.

104. Blatt 1418: *Ils feront ce qu'ils voudront* (Kärt-

chen s. u.) bezeichnet man nur P. 295 an der wallonischen Grenze die Gleichzeitigkeit mit dem Futurum der Haupthandlung statt durch das Futurum durch das Präsens [*veulent*]. Dem entsprechen zwei Gruppen, eine an der italienischen, eine größere an der spanischen Grenze. Auf dem ganzen übrigen Gebiet kommt der Ersatz nicht vor.

Das Futurum des Hauptsatzes wird Blatt 575: *Finiras-tu* im wallonischen Gebiete einmal P. 293 durch *vouloir* + Infinitiv [*veux-tu finir*] wiedergegeben. Dem entsprechen einige Punkte in der Westschweiz und in der Nähe davon.

105. Der Imperativ 2. Sing. wird fast überall durch die entsprechende Form wiedergegeben. Nur zeigt Blatt 1268: ***suis-nous seulement***, *nous connaissons bien le chemin* wallonisch P. 198 dafür die Futurumschreibung mit *aller* [*tu vas me suivre*], 270 die mit *pouvoir* [*tu peux me suivre*]. Im Pikardischen wird die Nuance, die durch *seulement* zum Imperativ hinzukommt, durch den Typus [*tu n'as qu'à nous suivre*] ausgedrückt (Nord P. 295, 281, 280; Pas d. C. überall außer P. 287, 274, 273); aber nur in diesem Gebiet, sonst nirgends.

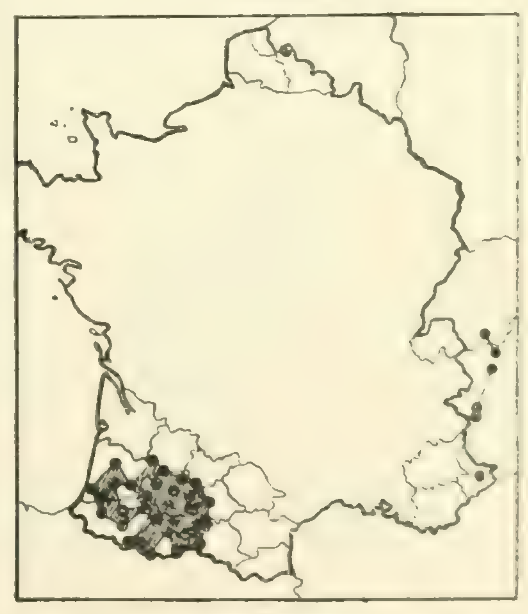
Bei dem unvollständigen Imperativ-Beispiel-Blatt 101: *n'aie*

Blatt 511
si ***c'était***
bien cuit, j'en mangerais bien



• = Imperfekt des Futurs
[*serait*]
| = Indikativ Praesens
[*c'est*]
○ = Imperfekt des Konjunktivs
[*fût*]

Blatt 1418
Ils feront ce qu'ils
voudront



• = Präsens
[*veulent*]

pas peur sind im Wallonischen die analogischen Formen bemerkenswert und die Verwendung des Präteritums des Konjunktivs mit nachgestelltem Personalpronomen an Stelle des Imperativs P. 184: *n avüš tü nẽ pür* [*n'eusses-tu pas peur*].

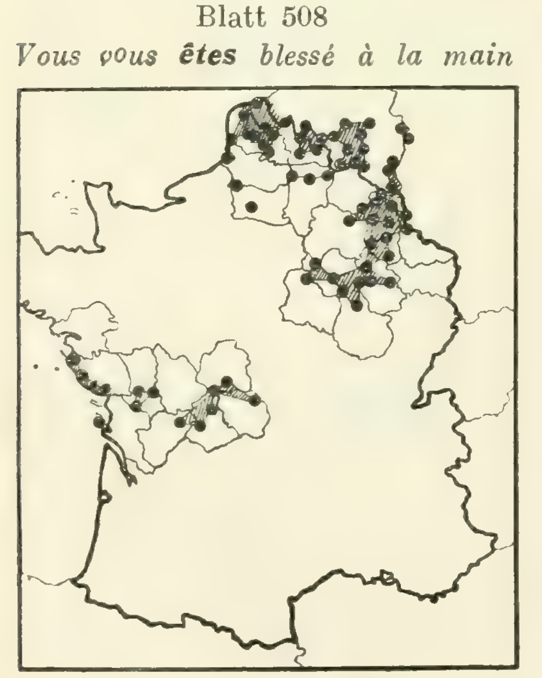
2. Hilfsverb.

106. Die Kärtchen (s. u.) nach Blatt 508: *Vous vous ê t e s blessé à la main* und Blatt 500: *Je me s u i s assis sous un arbre* veranschaulichen die Gebiete, in denen *habere* statt *esse* als Hilfsverb bei zusammengesetzten Zeiten des Reflexiven Verbs verwendet wird.

Das Verbreitungsgebiet von *habere* ist beschränkt. Es umfaßt Blatt 508 fast das ganze Wallonische (darin ein Streifen mit *esse* südlich von P. 194), westlich davon ein pikardisches, südlich ein lothringisches Gebiet (um die Départements Meuse und Aisne) und außerdem ein kleineres in der Vendée und östlich davon. Auf Blatt 500 umfaßt das *habere*-Gebiet nur die Hälfte des Wallonischen und das ganze lothringische Gebiet, auch Paris 226 gehört dazu; es breitet sich mehr nach Süden, weniger nach Westen aus, als das von Blatt 508. Der Unterschied ist in der Verschiedenheit der Person und in der Verschiedenheit der Bedeutung des reflexiven Verbs begründet. Bei Blatt 508 liegt der passive, bei Blatt 500 der zuständliche Sinn des reflexiven Verbs näher.

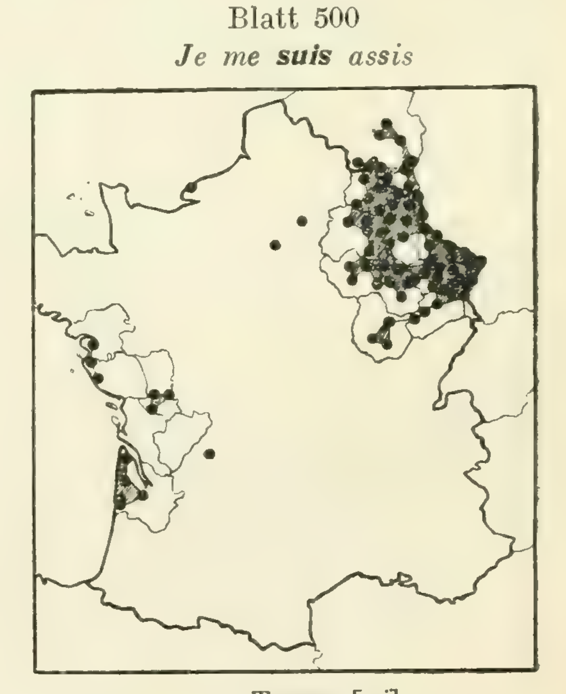
107. Für die Erkenntnis der Verteilung der Hilfsverben

Blatt 508
Vous vous **êtes** *blessé à la main*



• = Typus [*avez*]

Blatt 500
Je me **suis** *assis*



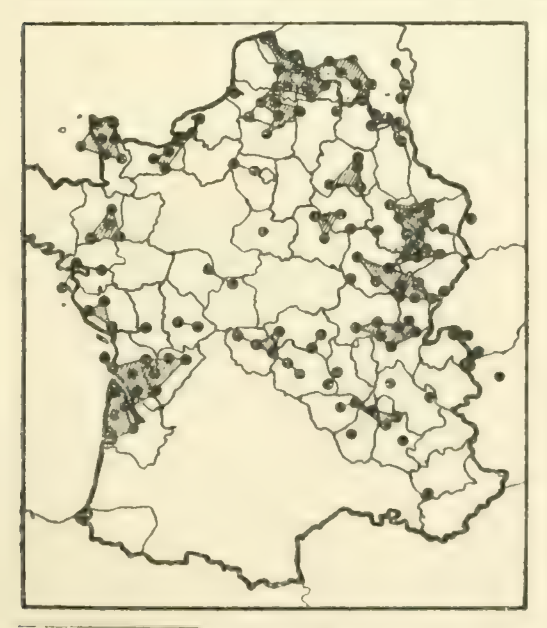
• = Typus [*ai*]

bei Intransitiven ist der Atlas nicht ergebnisreich. Während Typus [*sont allés*] auf Blatt 32: *Les garçons sont allés dénicher les nids d'oiseaux* in ganz Frankreich sehr häufig durch [*ont été*] ersetzt ist, und die vier wallonischen Fälle die [*ont allé*] zeigen (P. 296, 283, 284, 274) ganz isoliert dastehen, ist den Beispielen mit [*tomber*] und [*cheoir*] Blatt 1312: *Une branche pourrie m'est tombé sur la figure* das Hilfsverb *habere* in den nordfranzösischen Dialekten fast das alleinherrschende, und die wenigen wallonischen Beispiele mit *esse* (P. 199, 292, 188; 185, 183, 176, 182) stehen ziemlich isoliert.[61])

In der Mitte zwischen diesen beiden Fällen etwa steht die Verbreitung von *habere* auf Blatt 519 : *Nous crûmes qu'il fût resté.* (Kärtchen s. u.) Die Gruppen sind immerhin auffällig. Ich lenke das Augenmerk besonders auf die Verteilung im Pikardischen, im Burgundischen und um die Gironde, sowie auf das fast völlige Fehlen in Südfrankreich. Der Einfluß des Germanischen scheint wie der Nordeinbruch ins Wallonische und der *habere*- freie Grenzstreifen zeigt, der Entwicklung von *habere* feindlich zu sein. Sonst scheint die nordfranzösische, annähernd ringförmige Verteilung der *habere*-Gebiete auf ein neueres Vordringen des *esse*-Typus vom Zentrum aus zu deuten.

3. Numerus.

108. Die nächsten zwei Kärtchen (s. u.), in größerem Maßstabe (vgl. Nr. 78), sollen auf Grund einer größeren Zahl Sprachatlasblätter die geographische Verteilung des Numerus in der Anrede veranschaulichen.



Blatt 519
nous crûmes qu'il ***fût*** *resté*

. = Form von *avoir* [*eût, aurait*]

[61]) Wegen *sum habutus* vgl. Nr. 81—83, wegen *sum status* Hild S. 54 ff; 76 ff.

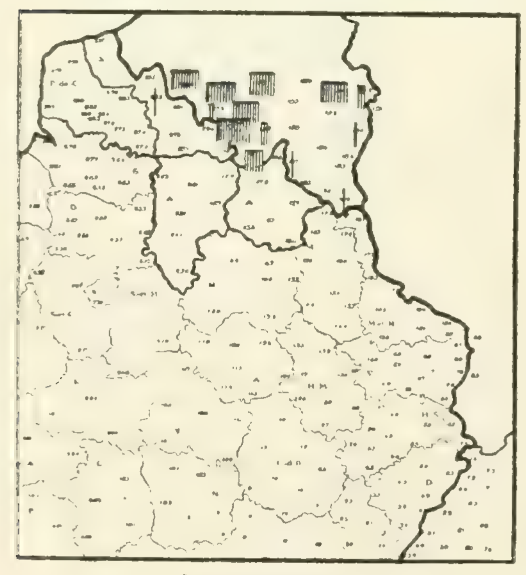
Auf Blatt 1416: *Qui veux-tu que ce soit* wird nur auf zwei Gebieten des Wallonischen die 2. Person Singularis durch die zweite Person Pluralis ersetzt. 13 weitere Blätter zeigen mehr oder weniger regelmäßig an den gleichen Stellen, und nur an diesen, den gleichen Ersatz (Blatt 24, 28, 84, 85, 94, 98, 358, 406, 444, 501, 956, 1340, 1362, 1416). Die Häufigkeit des Ersatzes an jedem Punkte ist durch senkrechte Striche angegeben. Am regelmäßigsten tritt er bei P. 290 (13 mal) und in der Umgebung ein, während ihn einige Punkte nur einmal zeigen. Blatt 25: *où vas-tu?* (ganz ähnlich Blatt 411) vermeidet ebenso nur in P. 194 und den Gebieten P. 294, 293, 199, 291, 290, 298, 270, 289 die als gemein empfundene Singularanrede.

Dem entspricht, daß Blatt 1307: *Tant pis pour toi* ... das Pluralpronomen auf den Punkten 294, 199, 290, 293, 194 erscheint und sonst nirgends. Derselbe Ersatz ist Blatt 38: *ton ami*, dafür [*votre ami*], auf die Punkte 291 und 194 beschränkt.

109. Umgekehrt steht merkwürdigerweise die Singularanrede für die Pluralanrede Blatt 408: *Tantôt vous dites oui, tantôt non* (Kärtchen s. u.) auch nur im Gebiet des Wallonischen oder in der Nähe. Das Ergebnis bleibt dasselbe, wenn man in derselben Weise wie vorhin die Parallelfälle der Blätter 99, 1140, 92 einzeichnet.

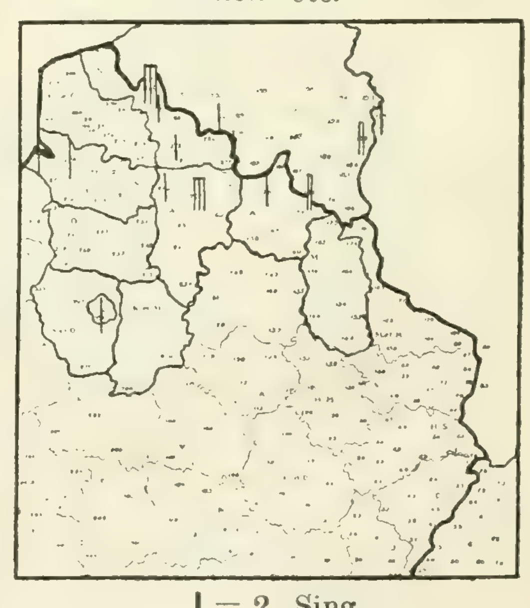
Das Gebiet, in dem man, auch wo es im französischen Beispiel anders vorgesprochen wurde, den Plural zur Anrede verwendet, und das, wo man ebenso den Singular braucht,

Blatt 24, 28, 84, 85, 94, 98, 358, 406, 444, 501, 956, 1340, 1362, 1416
Qui **veux-tu** *que ce soit?* etc.



| = 2. Plur.
[*voulez-vous* etc.]

Blatt 92, 99, 408 1140
Tantôt **vous dites** *oui, tantôt non.* etc.



| = 2. Sing.
[*tu dis* etc.]

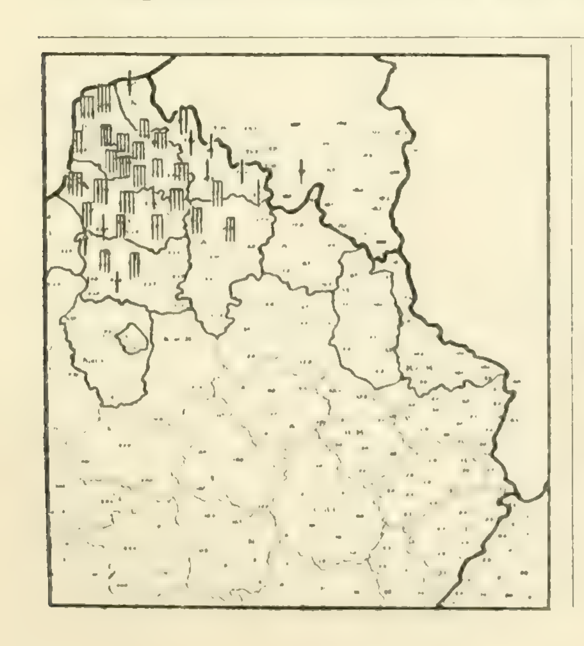
sind also benachbart. Man scheint demnach in dieser Gegend e i n e n Numerus zur Anrede zu bevorzugen, während im ganzen übrigen Frankreich beide gebraucht und unterschieden werden. Die Fälle, in denen, wie Blatt 31: a l l e z ensemble vous trois P. 281 *va* t*ẽ* [va t'en] der Singular, vielleicht mit einer kollektiven Nebenbedeutung, bei der Pluralanrede steht, die sich an mehrere Personen richtet, sind zwar ganz vereinzelte, aber charakteristische Übersetzerunbeholfenheiten.

110. Aus den vereinzelten Beispielen, in denen die P e r s o n der Verbalform vom französischen Beispiel abweicht, läßt sich kein verwertbares Ergebnis gewinnen. Blatt 100: *Il faut que n o u s a y o n s de la patience* steht P. 282 die 2. Plur., P. 194 die 3. Sing. [*on aie*]; Blatt 27: *nous allons* P. 295 ebenso *ẽ va (on va).* Unpersönliche 3. Sg. statt 1. Pl. ist auch sonst häufig volkstümlich. (Vgl. z. B. Hild 74, 76.) Die vielen isolierten, z. B. wallonischen Fälle, deuten darauf hin, daß diese Bescheidenheitsform spontan gebildet wird. Jedenfalls ist es auch für Savoyen nicht nötig, geographischen Zusammenhang mit dem Lombardischen, wo dieser Ersatz regelmäßig eintritt, zu suchen, was Hild zu wünschen scheint. Die übrigen Abweichungen auf der Karte 295 im S.-O.-Gebiet des Wallonischen betreffen nur das Personal p r o n o m e n; wie in vielen anderen Gegenden, z. B. Lothringen, wird das Singularpronomen der 1. Person [*je*] auch für den Plural mit verwendet.

4. E r g ä n z u n g d e r V e r b f o r m e n.

111. Die übrigen syntaktischen Ergebnisse des Atlas linguistique, die beim Verbum behandelt werden können, beziehen sich nicht auf die Flexionsformen des Verbs allein.

Das nächste, auf Grund von 4 Blättern gewonnene Kärtchen (s. u., größerer Maßstab; die Zahl der senkrechten Striche deutet



Blatt 311, 343, 383, 1064
Les pommiers ***commencent*** *à fleurir* etc.

| = Wiederholung des Subjekts durch Pronomen.

[*Les pommiers,* ***ils*** *commencent à fleurir* etc.]

die Häufigkeit des Vorkommens der Erscheinung an), veranschaulicht die Wiederholung des Subjekts durch das beim Verb stehende Personalpronomen. Dies wird als zur Verbform gehörig empfunden. Diese Erscheinung, die auch im übrigen Wallonischen nicht selten ist, ist im Westwallonischen besonders beliebt, fast regelmäßig. Im Atlas linguistique findet sich auf wallonischem Gebiet nur ein Fall, Blatt 311: *Les pommiers commencent à fleurir* P. 198 [*Les pommiers ils commencent à fleurir*], sonst ist sie regelmäßig aufs Pikardische beschränkt. Die drei Parallelbeispiele zeigen vollständige Beschränkung aufs pikardische Gebiet. Blatt 383: *Les cerisiers ont déjà commencé à fleurir* [*les cerisiers ils ont déjà commencé....*], Blatt 343: *Le ciel est couvert de nuages* [*le ciel il est couvert..*], Blatt 1064: *Les chênes portent des glands* [*les chênes ils portent..*]. Das Verbreitungsgebiet ist Blatt 383 nur wenig kleiner, Blatt 343 nur wenig größer als auf Blatt 311; 1064 ist es bis hart an die belgische Grenze nach Nordosten etwas verschoben. Leider fehlen geeignete Beispiele für das Femininum.

112. Die Aufnahme des Subjekts durch ein Pronomen bei einem zweiten Verbum, Blatt 896: *Le roseau plie mais ne rompt pas* [*mais il ne rompt pas*] ist über ein ähnliches, zwar größeres, aber auch beschränktes Gebiet verbreitet. Auch hier ist Pikardisch das Zentrum (bis P. 371, 361, 340), das Zentralwallonische schlägt sich dazu, während südlich und westlich nur vereinzelte Fälle vorkommen.

113. Umgekehrt ist die Weglassung des subjektaufnehmenden Personalpronomens, das im französischen Musterbeispiel steht, über ein weites Gebiet verbreitet. Blatt 502: *celui-ci il est bon, mais il ne vaut pas le mien* [*celui-ci est bon*]. Das Wallonische (P. 293, 199, 196, 292, 189, 195, 192, 193, 190, 184, 183, 186, 185, 176) steht durch P. 177, 167, 166 mit einem großen lothringischen Gebiet südlich von 165, 174 in Verbindung, im Westen ist diese Weglassung nicht ganz selten zu finden, und in Südfrankreich herrscht sie naturgemäß überhaupt. (Wegen der „pleonastischen" Natur dieses Subjektpronomens vgl. die Bemerkungen zu Nr. 130.)

114. Zur Verbform gehört in gewissem Sinne auch noch die Tatsache, daß in einem Teile des wallonischen Gebiets das nt-Partizip bei Gerundivbedeutung regelmäßig mit [*tout*] statt mit *en* verbunden wird. Wenn als Ausdehnung dieser Erscheinung auf Blatt 1151: *en rentrant* [*tout rentrant*] sich nur die Ostecke des Wallonischen, östlich von der Linie 196—184 ergibt, und wenn sich auf Blatt 1325: *chanter en travaillant* gar nur 3 Punkte (196, 193, 191) finden, die den Typus [*tout travaillant*] zeigen, während einer P. 197 die Form aufweist, die im Französischen die betonte Gleichzeitigkeit bedeutet [*tout en*

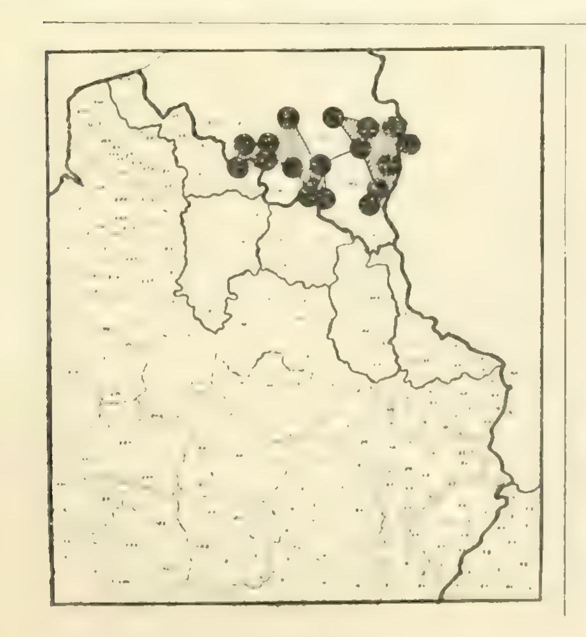
travaillant], so ist der Einfluß der französischen Musterbeispiele unabweisbar.

5. Bedeutung der Verbformen.

115. Wie für morphologische so ist auch für lexikalische Probleme, für Probleme der Wortlehre, die Dialektsyntax von Bedeutung. Das ergibt sich schon aus dem nächsten Kärtchen (s. u., größerer Maßstab), und aus Karte **14** der Beilage, die beide t-Partipia darstellen.

Blatt 707: *c'est un ivrogne, il est soûl tous les jours.* Dem substantivierten Adjektiv entsprechen häufig andere Substantiv- und Adjektivtypen [*soulot*], [*soulard*], [*soulant*], [*plein*] z. B. Poitou, aber nur im Wallonischen ein *t*-Partizip [*soûlé*], das hier nicht nur den erreichten, sondern den gewöhnlichen Zustand des Trunkenseins bezeichnet, weil es für ein Adjektiv eintritt, das keine terminative Aktion, überhaupt keine „Idee der Handlung" (M.-L. III. 19) enthält. Vgl. Grandgagnage 216: *forsôlé, c'est on forsôlé.* Ob hier etwa die Femininform, die im Wallonischen in solchen Fällen häufig ist, vorliegt [*soûlée*] ist nicht zu entscheiden, aber nach den Endungen nicht wahrscheinlich. Diese Zustandsbedeutung des Partizips hat natürlich nichts Auffälliges (vgl. z. B. *débauché*), merkwürdig ist nur die Beschränkung im Raum.

116. Was hier für die Funktion des wallonischen Partizips sich negativ ergibt, das wird durch Karte **14** positiv veranschaulicht. In dem Beispielsatz Blatt 1386: *tu me trouvers vieilli* ist dem Partizip eine terminative Aktionsart eigen; es bezeichnet das Endresultat einer Entwicklung. In einem großen Gebiet an der germanischen Grenze und in mehreren Gebieten Südfrankreichs, außerhalb dieser aber nur an ganz vereinzelten



Blatt 707

C'est un ***ivrogne****, il est soûl tous les jours.*

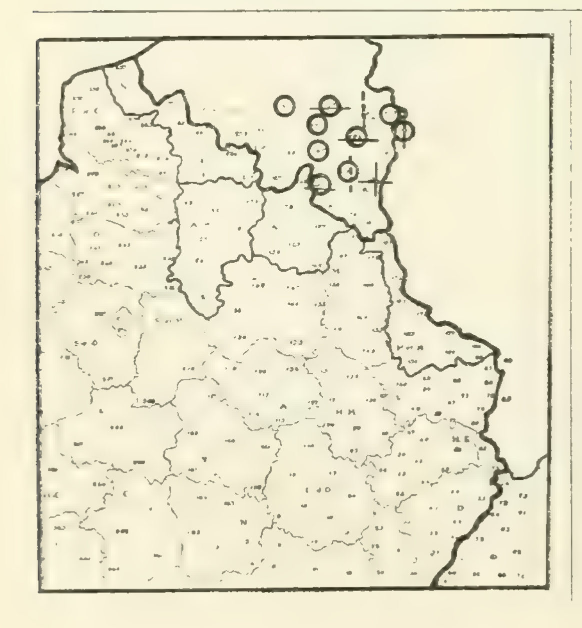
• — t-Partizip [soûlé]

Punkten, beschränkt man sich darauf, den durch den Verbalbegriff hervorgerufenen Zustand als Eigenschaft durch ein Adjektivum [*vieil*] wiederzugeben. Wo man jedoch Wert darauf legt, den erreichten Zustand als Resultat einer durchs Verb ausgedrückten Entwicklung zu bezeichnen, da geschieht das auf verschiedene Weise. Im Wallonischen erscheint nur an drei Punkten (191, 194, 293) das Partizip des einfachen Verbs, sonst das eines Kompositums, wodurch nicht der Sinn, sondern die Aktionsart des Verbs geändert wird; und zwar erscheint im größten Teile des Wallonischen ein Kompositum mit der Präposition *a* [*avieilli*], im angrenzenden Teile des Pikardischen mit *en* [*envieilli*]. Im ganzen übrigen Gebiet der Karten steht das Partizip des einfachen Verbs, wenn man nicht die wenigen Fälle noch absondern will, in denen im [*vieil*]-Gebiet die angegebene Absicht durch den Typus [*devenu vieil*] erreicht wird (P. 78, 44, 968, 706). (Vgl. auch Ravanat, *Grenoble* S. 193 *veillassu* = *devenu vieux*.)

117. Hiermit kann man Blatt 674: *Le médecin l'a saigné et il est guéri maintenant* vergleichen, wo man die Funktion des Partizips an der germanischen Grenze (wallonisch: P. 196, 194, 193, 191, 184; 282; 88) und sonst nur in der Gruppe P. 122, 121, 130 durch das in den Dialekten übliche Intensiv-Suffix *re* präzisiert (in Anlehnung an *refait).* Daneben kann man stellen die Gruppe P. 371, 370, 361, in der der Typus [*re-gai*] und die Gruppe P. 87, 86, 78, in der der Typus [*re-mieux*] herrscht.

118. Die vollständig adjektivische Natur des Partizips zeigt sich fürs Wallonische, und nur fürs Wallonische, darin, daß es an der dort üblichen Voranstellung des Adjektivs teilnimmt (Kärtchen s. u.; größerer Maßstab).

Blatt 125: *Eau bénite* ist das Partizip nur in einem Ge-



Blatt 125: *Eau* ***bénite***

○ = [*benite eau*]

Blatt 195: *du lait* ***caillé***

— = [*caillé lait*]

Blatt 1076: *Une branche* ***pourrie***

| = [*pourrie branche*]

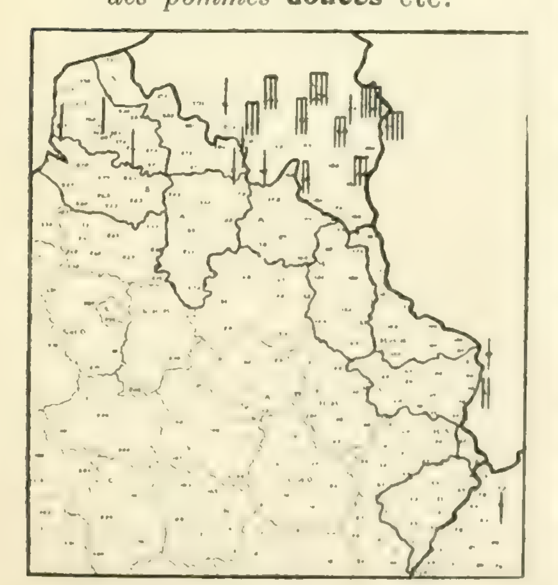
¦ = [*sèche br.*]

biete des Wallonischen vorgesetzt [*bénite eau*]. Das Gebiet der Voranstellung des Partizips bei Blatt 195: *du lait caillé* stimmt, da P. 194, 191, 186 ganz fehlen, gut damit überein, ungefähr auch Blatt 1076: *Une branche pourrie m'est tombé sur la figure* [*pourrie branche*], obwohl da an zwei Punkten 194, 186 wirklich ein Adjektiv [*sèche*, *morte*] dafür eingetreten ist.

119. Auf den nächsten zwei Kärtchen (s. u.) sind zum Vergleich 12 Beispiele für die vom französischen Muster abweichende Voranstellung des Adjektivs vor das Substantiv vereinigt. Bei der ersten Karte handelt es sich um 8 Adjektive, die zwar den Substantivbegriff verengern, aber doch mit ihm eine Einheit bilden, und ihn nicht gegenüber gleichzeitig erweckten Vorstellungen anderer Bestimmungen individualisieren. Zugrunde gelegt ist Blatt 421: *des pommes douces*, wo das Adjektivum genau auf demselben Gebiet vorangestellt wird [*douces pommes*], wie auf dem letzten Kärtchen die Partizipia; es kommt nur P. 88 an der deutschen Grenze dazu. Die anderen 7 berücksichtigten Blätter (432 und 607: *de l'eau fraîche*, 1055: *une pomme tendre*, 923, 936, 1055, 1191, 1302) verhalten sich ähnlich; außerwallonisch kommen nur 3 pikardische und noch 3 germanische Grenzfälle in Betracht. Für das zweite Kärtchen sind 4 Adjektive mit zweifellos unterscheidendem Sinn als Beispiele gewählt (die Blätter 629: *de la main gauche*, 68, 196, 568).

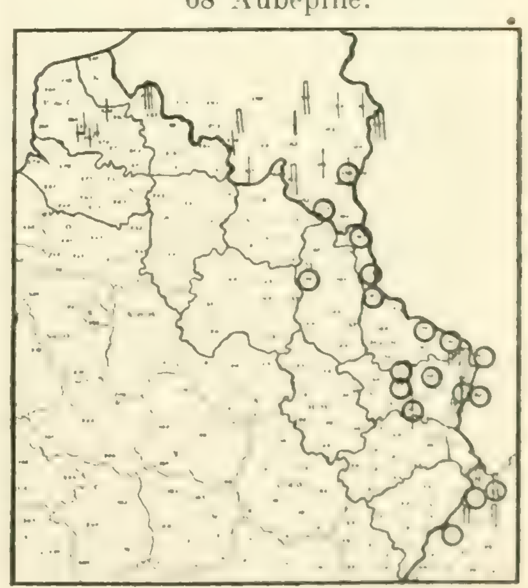
Das Ergebnis ist ein doppeltes. Erstens sieht man, daß bei der Übersetzung der französischen Musterbeispiele das „indivi-

Blatt 421, 432 (607), 923, 936, 1055, 1191, 1302.
des pommes **douces** etc.



| = Vorangestelltes Adjektiv [*douces pommes* etc.]

Blatt 629, 196, 568.
de la main **gauche** etc.
68 Aubépine.



| = Vorangestelltes Adjektiv [*gauche main* etc.]
○ = Typus [*blanche épine*].

duelle Moment" (M.-L. III. S. 781 ff.) keine so große Rolle spielt, wie der dialektische Zwang, denn die Voranstellung tritt in bestimmten Gruppen auf. Zweitens sieht man, daß die Gebiete, in denen die Adjektiva der ersten Art [*douces pommes*] und diejenigen, in denen die der zweiten Art [*gauche main*] vorangestellt erscheinen, nicht zusammenfallen. Die Adjektiva der ersten Art werden fast ausschließlich im Wallonischen vorangestellt (34 : 7), für die der zweiten Art stehen 17 wallonischen Beispielen 42 außerwallonische gegenüber, die fast alle eng der germanischen Grenze folgen: Die Voranstellung begriffsmodifizierender Adjektiva, wozu die Nr. 118 behandelten Partizipia gehören, ist eine Eigentümlichkeit der wallonischen Dialektsyntax; die Voranstellung distingierender Adjektiva scheint auf ein Übergreifen germanischer Ausdrucksweise zu deuten.

Besondere Beachtung verdient Blatt 68: *Aubépine.* Das Wort wird nicht selten in seine etymologischen Bestandteile zerlegt. Das distingierende Adjektiv [*noire*, *blanche*, *rouge*] steht im Wallonischen zweimal nach, dreimal vor; vor auch in einem schmalen Streifen von 17 Punkten längs der Grenze gegen das Deutsche. Wo außerhalb dieses Streifens die Zerlegung in Substantiv und distingierendes Adjektiv vorkommt, steht das Adjektiv stets nach; nur das nach dem Klang *(une aubépine)* volksetymologisch zerlegte: *noble épine* P. 179 zeigt Voranstellung des allerdings nicht mehr unterscheidenden Adjektivs.

Mit allen diesen Adjektivstellungen muß man aber Blatt 1331: *acier bien trempé* und Blatt 37: *avoir un goût amer* vergleichen. Bei beiden findet sich im wallonischen Gebiet keine Abweichung von der Stellung des französischen Musterbeispiels. Die erweiterte Form des ersten hat schwerlich Einfluß. Beide Beispiele scheinen von den Wallonen als fremdartig empfunden zu werden und deshalb nicht in der heimischen Art umgestellt zu werden.

120. Bei den Blättern 975: *je pars . . .* und 1367: *Venez donc jusqu'ici* gehen wieder syntaktische und lexikalische Probleme Hand in Hand. *Partir* wird sehr häufig, z. B. im Pikardischen, durch das Reflexivum *s'en aller*, sonst durch *aller* und andere Verba ersetzt, nur in einem Gebiete des Wallonischen aber durch intransitives [*en aller*], wenn auch die fünf Punkte 196, 197, 191, 184, 187 dieser im Wallonischen ganz geläufigen Erscheinung ein zu kleines Gebiet zumessen.

Nach *(s')en aller* ist *en venir* auf Blatt 1367 [*venez en*] gebildet, das sich auf einen kleinen Streifen südlich der Südecke des Wallonischen findet, außerdem auch in dem nach *allez vous en* gebildeten Typus [*venez vous en*] an einzelnen Punkten des Normannischen.

Blatt 462: *Vous vous êtes blessé à la main, elle enfle* tritt nur in einem scharf umrissenen Gebiet des Pikardischen und wallonisch P. 291, 189 das Reflexivum [*elle s'enfle*] ein; Blatt 1162: *Le roseau plie, mais ne rompt pas* nordfranzösisch nur P. 182 der Typus [*se rompt*], nach dem sehr häufigen, mit [*casse*] wechselndem [*se casse*].

Für das Beispiel Blatt 439: *Il fait des éclairs* steht im ganzen wallonischen Gebiet ein besonderes unpersönliches Verb, wodurch die dort unbeliebte Umschreibung mit faire unnötig wird [*il allume*]. Das findet sich auch sonst vereinzelt. In größeren Gruppen in der Normandie, Auvergne, Jura, Südschweiz und in einem breiten Streifen am Mittelmeer.

121. Blatt 704: *Moi je me tiens ici, toi ...* wird *ici* nur in der nordwestlichen Hälfte des wallonischen Gebiets durch das aus einer Verbverbindung entstandene [*voici*] ersetzt, Blatt 784: *toi tu iras là* das là nur auf zwei Punkten dieses Gebiets durch *vela* [*voilà*] P. 197, 195. Der verbale Charakter des verbalen Bestandteils von [*voici, voilà*], ist dort völlig verloren.

Das *Voici* des französischen Beispiels jedoch, Blatt 1406: *voici des bêtes sauvages* wird im wallonischen Gebiet stets beibehalten, nur formal durch Redaktion des Verbalstamms P. 189 (*evsi*), 188, 185, 183 verändert.

6. Verbindung der Verben.

122. Bei den dialektischen Unterschieden der satzeinleitenden Konjunktionen tritt die lexikalische Bedeutung hinter der syntaktischen ganz zurück.

Wie Karte **15** der Beilage veranschaulicht, stimmt auf Blatt 995: *avant de penser aux autres, je pense à moi-même* im weitaus größten Teile Frankreichs die satzeinleitende Konjunktion mit der des Musterbeispiels überein, und wenn sich wallonisch und in einigen Fällen im Gaskognischen und im Centre dafür der Typus [*devant de*] zeigt, so ist das als lexikalischer Unterschied für uns weniger wichtig. Nun steht aber daneben ein Oststreifen und mehrere vereinzelte Fälle mit [*devant que de*] oder [*avant que de*] + Infinitiv, im Pikardischen ausschließlich [*devant*] oder [*avant*] + Infinitiv, an einigen Punkten Südfrankreichs gar [*devant que*] + Infinitiv; das beweist, daß es auf dialektischen Unterschieden beruht, wieweit que-Satz und Infinitiv-Konstruktion einander beeinflussen, und wieweit das *de* als zum konjunktionalen Infinitiv gehörig empfunden wird.

Auch Blatt 1370: *Quand il fait du vent* zeigt, daß auch die Verbindung des *quand* mit dem allgemein teilsatzeinleitenden *que* [*quand que*], die als Charakteristikum der Volkssprache bekannt ist, keineswegs überall gleich notwendig ist. Im Wallonischen ist die Erscheinung nicht selten, aber der Atlas zeigt

sie nur P. 191; dagegen ist sie im ganzen Zentrum des Pikardischen und an einigen anderen Punkten den Leuten so geläufig, daß sie sich auch in den Übersetzungsbeispielen des Atlas zeigt (P. 476, 328, 318, 306, 303 etc.). Die Gebiete, auf denen sich [*quand que*] zeigt auf Blatt 1109: *Il buvait moins, quand sa femme vivait encore*, stimmen damit überein.

Damit sind wir bei den syntaktischen Faktoren angelangt, die im Satzzusammenhang auf das Verb einwirken, von ihm abhängig sind, oder sonst eine Beziehung zu ihm haben. Ihre systematische Einteilung wird durch das sporadische Material des Atlas und dadurch, daß sie ganz verschiedene Wichtigkeit für die wallonische Dialektsyntax besitzen, fast unmöglich gemacht. Sie würde ja auch, da sie keinem herkömmlichen Schema entspricht, das Aufsuchen nicht erleichtern. Eine äußerliche Aneinanderreihung einiger Fälle muß sie ersetzen.

7. Pronomen.

123. Eine rein dialekt-morphologische Erscheinung ist es, wenn Blatt 76: *aux autres* der Artikel Pikardisch mit der Präposition nicht verschmolzen erscheint, und wenn auch noch Wallonisch 4 Punkte dasselbe zeigen P. 294 und 184 a lẹz ọt, 191 a zẹz ọt, 290; und sie interessiert uns in der Dialektsyntax nur wegen der verschiedenen Gruppierungsweise der voll- und mindertonigen Satzstellen in verschiedenen Dialekten, auf die die räumlich enge Begrenzung dieser Formen hinzuweisen scheint.

124. Auch Blatt 220: *chacun pour soi* [*chacun pour lui*] gehört nur sehr indirekt zu der Verb-Syntax. Den wallonischen, pikardischen, lothringischen [*lui*]-Gebieten stehen große [*soi*]-Gebiete gegenüber.

Blatt 764: *Je me lève si vous vous levez* ist P. 293 [*si vous se relevez*] der im Wallonischen häufige und auch sonst bekannte Ersatz des der Person des Verbs entsprechenden Reflexivpronomens durch das beim Infinitiv und der 3. Sing. übliche Pronomen bemerkenswert.

125. Die nächsten beiden Kärtchen (s. u., größerer Maßstab) veranschaulichen die Gebiete, in denen das Possessivpronomen steht, anstatt des modern-französischen bestimmten Artikels, weil dort die im Verbum liegende Bestimmung des Besitzers nicht ausreicht, sie im Objekt unnötig zu machen.

Das erste Kärtchen vereinigt die Beispiele von zwei Sprachatlasblättern. Blatt 171: *Il a mal a u bras* zeigt nur die größere Hälfte des wallonischen und das pikardische Gebiet das Possessivpronomen [*son*], die sonstigen ganz vereinzelten

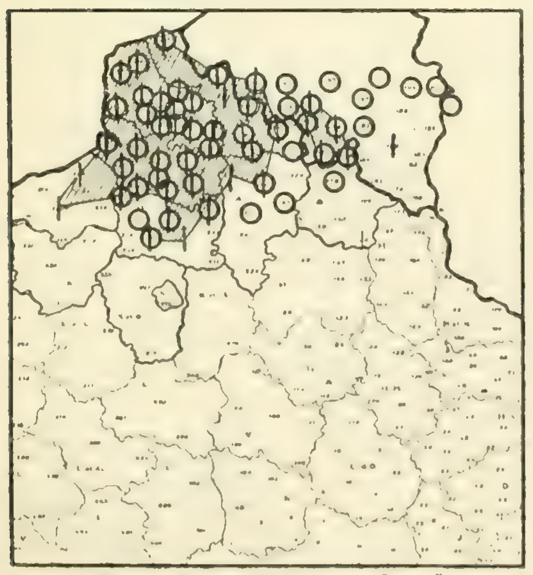
Fälle (P. 805, 478) sind individuelle Abweichungen und beweisen nur, daß diese sogenannte „p l e o n a s t i s c h e" Ausdrucksweise auch anderswo möglich, aber nur in dem angegebenen Gebiet n o t w e n d i g ist, eben weil sie dort nicht pleonastisch ist.

Das andere in dasselbe Kärtchen eingezeichnete Beispiel ist Blatt 797: *Vous vous êtes blessé à la main.* Das völlig zusammenhängende Gebiet, in dem dafür der Typus [*à sa main*] eintritt, ist schraffiert. Es ist namentlich Wallonisch kleiner, als beim vorigen Beispiel, weil man dort bei der zweiten Person Pluralis den Unterschied vom vorgesprochenen französischen Beispiel stärker empfunden hat. Im Süden und Westen des Gebiets sind jedoch einige Pluspunkte.

126. Die P e r s o n a l k r a f t der Verbform ist also in dieser Gegend schwach. Daher kommt die Gewohnheit, das Subjekt, von dem etwas ausgesagt wird, in der Verbergänzung durch ein Possessivum nochmals zu bezeichnen. Diese Gewohnheit ist so stark, daß sie auch beibehalten wird, wenn, wie beim Infinitiv, kein persönliches Subjekt angegeben ist. Das wird durch zwei Beispiele auf dem zweiten Kärtchen veranschaulicht. Blatt 797: *écrire de la main gauche* herrscht der Typus mit dem Possessivum [*sa main*] fast auf dem ganzen Gebiete des letzten Beispiels. Das Gebiet des Possessivums auf Blatt 328: *Empoigner par le cou* [*par son cou*] ist kleiner, reicht aber etwas weiter ins Wallonische.

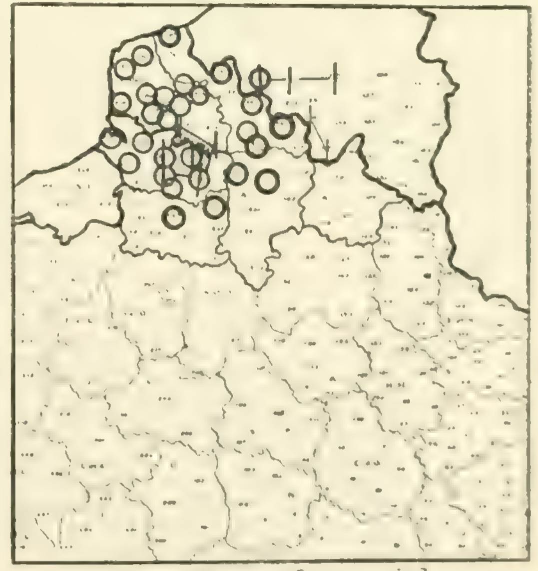
Man kann hiermit Blatt 1257: *Il a les sourcils épais* vergleichen. Der Typus [*ses sourcils*], wallonisch P. 290, pikardisch häufig, erscheint als kleine Sinnesänderung.

Blatt 171: *Il a mal au bras.*
Blatt 797: *Vous vous êtebslessé à la main.*



○ = Typus [*à son bras*].
| = Typus [*à votre main*].

Blatt 797: *écrire de la main gauche.*
Blatt 328: *empoigner par le cou.*



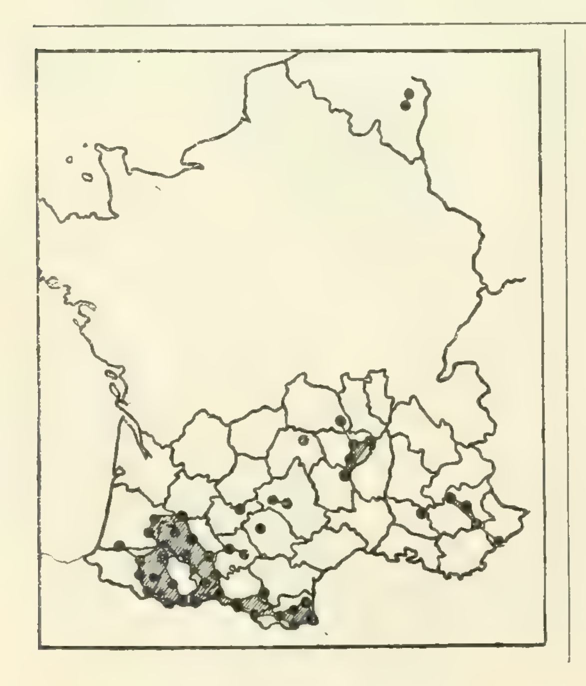
○ = Typus [*sa main*]
| = Typus [*son cou*].

127. Blatt 1063: *charger du fumier pour le porter dans les champs* wird das Objekt beim präpositionalen Infinitiv an drei Stellen n i c h t nochmals durch ein Pronomen ausgedrückt [*pour porter*]: 1. wallonisch P. 197: pu pọrtẹ, 192; 2. südpikardisch P. 232, 242, 230, 241; 3. Südschweiz P. 977, 978. Dort ist also die t r a n s i t i v e Kraft des Infinitivs gering.

8. S t e l l u n g.

128. Blatt 400 (und 1233): *Tu as oublié que vous deviez nous faire signe* (Kärtchen s. u.), steht an zwei Punkten des wallonischen Gebiets das zum Infinitiv gehörige D a t i v - p r o n o m e n v o r d e m H i l f s v e r b [*vous nous deviez faire*]. Hilfsverb und Infinitiv bilden also eine durchs Pronomen nicht trennbare, jedenfalls nicht getrennte, Einheit. Diese Stellung ist fürs Wallonische als die regelmäßige zu bezeichnen, aber nur an zwei Punkten hat sie sich bei der Übersetzung als zwingend erwiesen. Im übrigen Nordfrankreich nie. In den südfranzösischen Gebieten, Pyrenäenvorland, Cevennen, Meeralpen, wo dieselbe Erscheinung in Gruppen auftritt, ist sie etwas anders zu beurteilen, weil da das häufige Fehlen des Personalpronomens eine andere rhythmische Gruppierung bedingt.

129. Ähnlich liegt es bei den Fällen, wo das zum Infinitiv gehörige A k k u s a t i v p r o n o m e n nicht, wie im Französischen, nach dem Hilfsverb steht. Blatt 65: *Je veux l'attacher au poteau pour . . .* Der Typus [*je le veux attacher*] erscheint wallonisch nur P. 191, 184; sonst nur südfranzösisch häufig, nicht nördlicher als P. 60. Dasselbe zeigt Blatt 1277 (und 98): *Tu aurais dû te taire*, wo das Pronomen vor dem Verbum finitum



Blatt 400 (1233)

vous deviez ***nous*** *faire signe*

• = Typus [vous nous deviez f.]

[*tu t'aurais dû taire*] wallonisch zweimal (P. 191, 184) außerdem in einigen Départements Südwestfrankreichs (Lourdes 2, B.-Pyr 6, Lot et Gar. 1, H. Pyr. immer, H. Garonne 4 Fälle) vorkommt, und Blatt 745: *Il fallait le laisser où il était*, wo das Akkusativpronomen zweimal im Wallonischen (P. 186, 191) vor dem Hilfsverb steht, sonst nur einmal an der italienischen Grenze P. 987 und häufig südlich von Punkt 807 [*il le fallait laisser*].

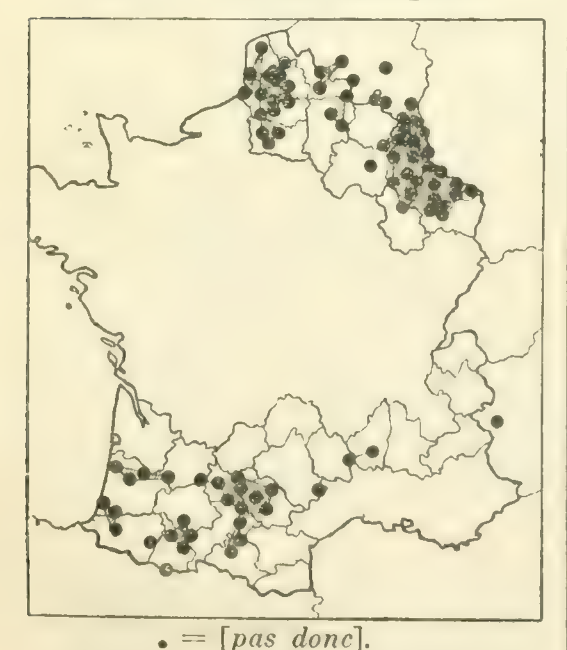
Mit dieser Pronominalstellung bei Verbum finitum + Infinitiv steht das Wallonische also im Nordfranzösischen allein (Unerwartetes Resultat, vgl. Haase § 154c, und oben Nr. 68).

130. Dagegen ist die Stellung zweier Pronomina zueinander nach dem Imperativ in dem Beispiel Blatt 410 dis-le-moi weithin anders als im Neufranzösischen. Das Personal-Dativpronomen ist in der Regel ohne Eigenton dem Verb angehängt, Wallonisch zeigt den verbreiteten Typus [*dis-me-le*] immer außer in P. 182 (*dīlmū*).

131. Wegen der Stellung der zum Infinitiv gehörigen Adverbien beim Hilfsverb vergleiche man Blatt 1200: *il faut savoir bien nager* [*bien savoir*], Blatt 1077: *Ils devaient pourtant venir aujourd'hui* [*devaient venir pourtant*] und 1360, wo stets Hilfsverb und Infinitiv bei den Abweichungen eine engere Verbindung zeigen, und wo vereinzelte abweichende Punkte des Wallonischen wieder mit anderen Gebieten übereinstimmen (lothringisch etc.).

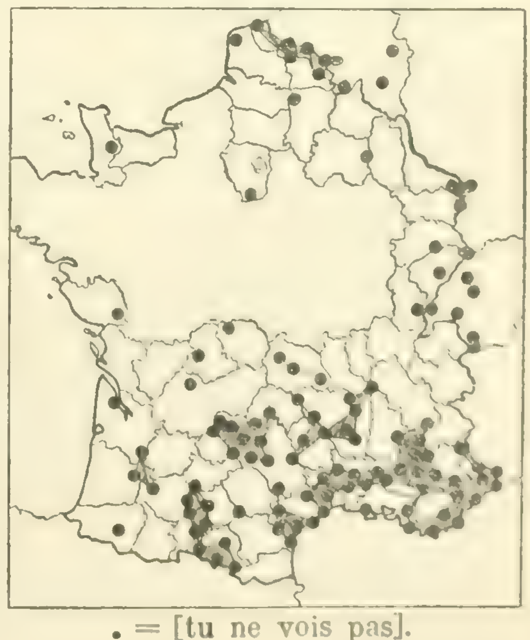
132. Aus den Beispielen für die Stellung der Adverbien beim Verb greife ich nur noch einen Fall heraus, Blatt 1409: *tu ne vois donc pas* (s. u. zwei Kärtchen). Da erscheint erstens

Blatt 1409
Tu ne vois **donc pas** *que . .*



• = [*pas donc*].

Blatt 1409
Tu ne vois **donc** *pas que . .*



• = [tu ne vois pas].

in zahlreichen wallonischen und auch sonst in geschlossenen Gruppen (Meurthe et M., Meuse, S. W.) die Stellung *pas donc*. Zweitens aber bleibt das *donc* sehr oft ganz weg, woraus man schließen muß, daß an diesen Punkten das negierte Verb allein die Nuance ausdrücken kann, die sonst durch das *donc* dazugefügt wird. Diese Fälle bilden, mit großen Unterbrechungen, einen Halbkreis vom pikardisch-wallonischen Gebiet über die Schweiz nach den Pyrenäen. Der Innenraum bleibt fast vollständig frei.

9. Funktion des Verbs.

133. Solche, häufig nur in einer Bedeutungsnuance bemerkbaren Abweichungen der Funktion der Verben von der aus der Schriftsprache bekannten bilden für die syntaktische Charakterisierung der Dialekte, speziell des wallonischen Dialekts, einen wesentlichen Bestandteil (vgl. schon oben Nr. 116—118, 125—127). Dieser Gesichtspunkt verlangt deshalb besonders sorgfältige Beachtung, weil es sich um schwer greifbare Unterschiede handelt, auf die man sein Augenmerk nicht zu richten pflegt. Der Atlas bietet von diesen Funktionsunterschieden nur wenige und wenig günstige Fälle, die Erscheinung soll deshalb an anderer Stelle im Zusammenhang besprochen werden. Hier nur einige Beispiele.

134. In dem Satz Blatt 34: *j'allume ma pipe* wird in allen auf der Karte verzeichneten Übersetzungen ein mit einem geeigneten Präfix zusammengesetztes Verb gewählt, das ausschließlich den Beginn der Tätigkeit bezeichnet. P. 190 aber steht *džə m va brülẹ* (je me vais brûler), ein Verb, das sicher außer dem Beginn auch den Zustand des Brennens bedeuten kann.

Blatt 723: *joindre deux bouts* wird Wallonisch die in dem Verb liegende Tätigkeit als durch das einfache Verb nicht ausreichend bezeichnet angesehen; man sagt dafür [*mettre ensemble*] P. 282, 181, 290, 270 (auch P. 89, germ. Grenze), oder mit dem häufigen Intensitätspräfix *re* [*rejoindre*] P. 190, [*remettre*] P. 293, 292, [*relier*] P. 280. In der Nähe P. 261, 176 sagt man nur [*mettre*]. Vgl. oben Nr. 65.

Blatt 60: *arroser* kommt nur wallonisch mit demselben Intensitätspräfix *re* vor.

Blatt 1175: *sauter outre un ruisseau* wird das Verb in verschiedenen Gegenden durch *outre*, durch *pardessus de*, *de l'autre côté de*, oder auch ohne Präposition mit seinem Objekt verbunden. Nur Wallonisch steht *outre de* P. 199, 197, 196, 194, 193, 191, 195, 186, 183, 188, 189. Das wirft ein Licht auf die dialektische Funktionsnuance des Verbs. (Aktivitätsgrad. Vgl. Nr. 125—127.)

Blatt 578: *Les poules ont fini de pondre* wird nur im Wallonischen und in einigen Fällen des Pikardischen durch den Typus

[*ne pondent plus*] ersetzt; an Stelle des aus der vollendeten Handlung resultierenden Zustands tritt einfach der gegenwärtige Zustand ein. P. 197, 198, 291, 292; 280, 270, 179, 271, 261, 283, 288; außerdem nur P. 247 und P. 86. (Vgl. auch Nr. 116 f.)

135. Das nächste Kärtchen (s. u. größerer Maßstab) Blatt 1334: *Je me suis assis sous un arbre, appuyé contre le tronc* zeigt nur im pikardisch(-wallonischen) Gebiet und in einigen ganz vereinzelten Punkten (über das Gebiet der Karte hinaus P. 967, 985, 868) den Typus [*appuyé contre*] ohne *le tronc*, wobei in der Verbindung von Verb + Präposition, einer Art trennbarem Kompositum, das aus dem vorhergehenden Adverbiale [*sous un arbre*] zu ergänzende Objekt schon enthalten erscheint. —

Hiermit kann verglichen werden Blatt 226: *Charger du fumier pour le porter dans les champs.* Bei der mit der Ortspräposition eingeleiteten Ergänzung des Verbs wird im größten Teile des Wallonischen das Resultat, hier das Ergebnis der Tätigkeit des Tragens, unabhängig vom Verb ins Auge gefaßt (weshalb dort auf den Blättern 203: *descendre dans la cave* und 973: *percer un trou dans le mur* die Präpositionen unter sich und mit Blatt 223 nicht übereinstimmen), während sonst in ganz Nordfrankreich die Angabe der Bewegungsrichtung dem Verb überlassen ist (vgl. Nr. 65). Auf unserem Blatt 223 steht [*düvẽ*] P. 196, 194, 193, 192 (im wesentlichen übereinstimmend mit Blatt 984: *dans ce pays il n'y a pas de source*); [*sü*] P. 292, 280, 187; [*dəsü*] P. 281, 184, 189. Die in der Verbverbindung des Musterbeispiels liegende Zielrichtungsangabe erscheint nur wallonisch zerlegt in Anfangstätigkeit und Endzustand (Vereinzelte schweizerische und südfranzösische Parallelfälle sind vernachlässigt).



Blatt 1334

Je me suis assis sous un arbre appuyé **contre le tronc.**

• — [*appuyé contre.*]

136. Blatt 842: *Regardez donc, comme il ressemble à sa mère* zeigt einen Fall der R e k t i o n des Verbs. Nur im pikardisch-wallonischen Gebiet, von wenigen sonstigen Ausnahmen abgesehen, wird statt des Verbs mit präpositionalem Objekt ein Verb mit Akkusativobjekt gewählt [*ressembler sa mère*].

10. N e g a t i o n.

137. Die Frage, welche Ausdrücke als N e g a t i o n s - f ü l l w ö r t e r erscheinen, gehört mehr ins Gebiet der Dialektwortlehre als der Dialektsyntax.

Nach Blatt 897: *J'ai cru qu'ils ne viendraient pas*, und damit übereinstimmend nach den Blättern 152, 806, 12 u. a. wird im Wallonischen das Füllwort *pas* regelmäßig durch das Füllwort *nẽ* ersetzt, und zwar im ganzen wallonischen Gebiet, mit Einschluß der Punkte 282, 280, 272 (295), aber mit Ausschluß der Punkte 182, 176, wo das lothringische *mie*, und P. 185, wo das zentralfranzösische *pas* steht.[62])

Blatt 900 gibt zwei Beispiele wieder: *Elle n'est plus entière* und *deux minutes après il ne bougeait plus.* Beide zeigen im Wallonischen keine Abweichung in der syntaktischen Verwendung der Negation.

Dem Negationsfüllwort *guère* Blatt 673: *Des pommes nous n'en avons guère* entspricht Wallonisch das nur lautlich abweichende *wer*, in einigen Fällen ist es durch Umschreibungen (*nẽ bẹkō* etc.) ersetzt.

138. In allen den angeführten Fällen fehlt *ne*, die Negation beim Verb, nie im Wallonischen, soweit das auf den Karten

---

[62]) Über die dialektische Verteilung der Negationsfüllwörter „pas, mie, point" im Altfranzösischen handelt Meder (s. o. Nr. 75). Danach ist *mica* für das Lothringische charakteristisch, *mica* und *punctum* sind im Pikardischen häufig, *punctum* kommt im 14. Jahrhundert noch etwa ebenso häufig wie *mica* im Lothringischen vor. *passum* ist das charakteristische Füllwort des Normannischen. Diese für das Altfranzösische gefundenen Verhältnisse passen noch ziemlich zu den gegenwärtigen, die sich auf den oben erwähnten Atlasblättern finden. Für das engere W a l l o n i s c h e führt Meder nur Gregor an. Seine Resultate bedürfen der Ergänzung. Hier will ich nur folgendes erwähnen: Bis zum 13. Jahrhundert sind, wie im Lothringischen und Pikardischen *mica* und *punctum* die üblichen Füllwörter der einfachen Negation. Vom 14. Jahrh. beginnt das moderne Füllwort vorzuherrschen (Jacques de Hemricourt *nint* 2, 11; *nient* 5, 5 etc.). Schon vorher aber nähert sich die Bedeutung des Negationsobjekts (*nient, niant, neient;* Bedeutung: nichts) der der Negationspartikel (Bedeutung: nicht). *Poem. mor.* 282b: *ne demoreiz niant,* 261b: *se niant ne retient,* (aber auch 352d: *ke rien facet d'esploit*); Gregor 134, 18: *ne faites nient de mal=* *nolite malum facere*, 136, 2: nient comparablement = incomparabiliter; *Rois* 336: *n'ont nient de pastur*; *St. Lambert* II, 470 (1291): *et nient autrement.* Ausführliche Belege später. Der Grad der Reinheit der Dialektsprache ist nicht bestimmbar. Wegen der Etymologie vgl. Meyer-L., Etym. W. 5882.

zum Ausdruck kommt; ebensowenig Blatt 899: *Le blé est mûr, mais l'avoine n'est pas encore mûre.*

Ne fehlt nur, und das Füllwort übernimmt die negierende Funktion, beim verneinten I n f i n i t i v , wo *ne* und *pas, point,* (nẽ etc.) zusammenstehen würden.

Blatt 898: *Il faut que nous soyons bien bons pour ne pas nous plaindre* [*pour pas nous plaindre*] wird im Südwestwallonischen, im größten Teile des Pikardischen und in vereinzelten Punkten sonst das Füllwort allein zur Negation des Infinitivs benutzt.

Blatt 1082: *Je ne peux pas perdre, ça c'est sûr* liegt die dialektische Verschiedenheit mehr in dem verbalen Ausdruck als in der Negation. Bei diesem Beispiel greifen die im Französischen gebrauchten Füllwörter *(pas, point)* im Westwallonischen etwas in das Gebiet über, wo sonst *nẽ* herrscht, im Südwallonischen und im größten Teile des Lothringischen herrscht der Typus [*je ne saurais*] ohne Füllwort.

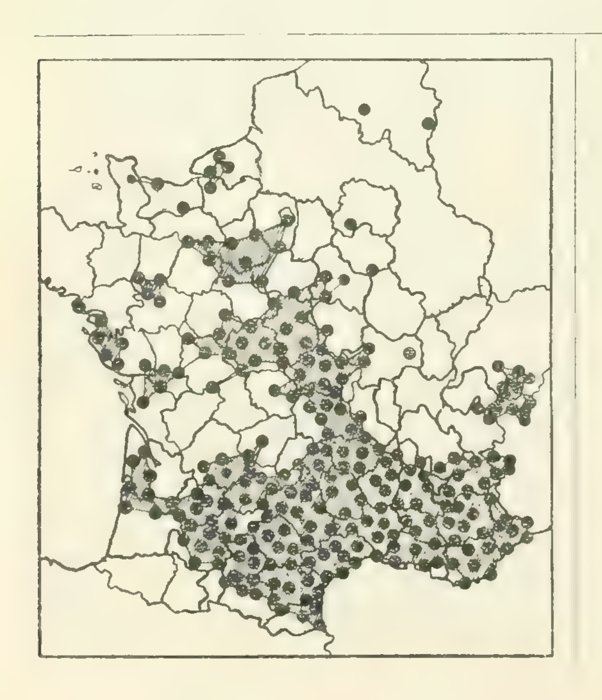
139. So scheinen die Beobachtungen im Wallonischen auf wichtige dialektische Unterschiede in der Verwendung der Negation nicht hinzudeuten. Nur das Beispiel der Blätter 901 und 1084: *Je ne pouvais ni avancer ni reculer*, veranschaulicht durch drei Kärtchen unter dem Strich, lassen einen höchst interessanten Blick in die Verbreitungsweise dieser Erscheinungen tun.

In dem durch das erste Kärtchen veranschaulichten Beispiele: *je ne pouvais ni avancer ni reculer* stehen zwei durch *nec-nec* verbundene Infinitive nach dem Hilfsverb. Die Negation [*ne*] f e h l t bei diesem Hilfsverb im ganzen Südfrankreich, mit Ausnahme des Pyrenäenstreifens, und in einem nordwestlich verlaufenden Band, quer durch Frankreichs Mitte, das bei Paris und der Grenze der Normandie Halt macht. Dazu kommt die Südschweiz und ein Streifen am Ozean. Die übrigen Fälle sind so vereinzelt (z. B. wallonisch P. 291, 190), daß sie nichts gegen das auffällige Ergebnis beweisen. Die Negierung oder Nicht-Negierung des Hilfsverbs vor zwei durch *nec-nec* verbundenen Infinitiven ist durch dialektischen Brauch g e r e g e l t , und nur in bescheidenem Maße der individuellen Wahl überlassen. Und zwar ist das Gebiet dieses Brauchs völlig von dem abweichend, auf dem [*ne*] beim präpositionalen Infinitiv fehlt, weil die Negierungsfunktion auf das Füllwort übergegangen ist (vgl. Nr. 138). Ob man an einzelnen Punkten unseres Beispiels in dem Fehlen des *ne* einen phonetischen Vorgang (die Negation ist wegen ihrer Unbetontheit in dem Anlaut des Hilfsverbs aufgegangen) zu sehen hat, oder eine syntaktische Erscheinung (bei nachfolgendem durch nec-nec negierten Infinitiven wird das Hilfsverb nicht negiert), ist nach den Beispielen des Atlas nicht zu entscheiden.

140. Die nächsten zwei Kärtchen veranschaulichen die Verteilung der zweiten Hälfte der Negation in demselben Beispiel Blatt 1084 (s. u.). Das erste Kärtchen stellt die Punkte dar, in denen statt *je ne pouvais ni avancer ni reculer* der Typus [*je ne pouvais pas* . . .] eintritt, wo also das Hilfsverb ohne Rücksicht auf das folgende *nec-nec* vollständig (durch Negation und Füllwort) negiert wird. Nun muß man wieder zwei Fälle unterscheiden. Erstens den Typus [*je ne pouvais pas ni avancer ni reculer*], wo das durch *nec-nec* verbundene Infinitivpaar dem völlig negierten Hilfsverb selbständig nachfolgt. Dieser Typus ist auf dem zweiten Kärtchen dargestellt; er findet sich an der italienischen Grenze und in einem größeren südwestfranzösischen Gebiet. Dort ist er mit dem andern Fall untermischt, den man unterscheiden muß: [*je ne pouvais pas reculer ni avancer*]. Dieser Typus umfaßt die auf dem ersten Kärtchen übrigen Fälle. Er herrscht also außer im S.-W. im pikardischen Gebiet (Ausstrahlungen ins Wallonische und Normannische) und in einem dem Loirelauf benachbarten Bogen. Hier ist der erste Infinitiv enger an die Negation gebunden als der zweite.

Dasselbe gilt von den Fällen, in denen in demselben Beispiel nach Blatt 901 der erste Infinitiv ohne [*ni*] an das ohne Füllwort verneinte Hilfsverb angeschlossen ist [*je ne pouvais avancer ni reculer*]. Dieser (nicht dargestellte) Typus herrscht an der germanischen Grenze (Wallonisch P. 194, 186 und besonders Lothringisch), sonst kommt er nur ganz vereinzelt vor, z. B. viermal in der Bretagne. Vgl. Nr. 138 das Gebiet von [*je ne saurais perdre*] statt [*je ne peux pas p.*].

141. Zur Negation gehört auch die auffällige Vertei-



Blatt 1084 (901)
je **ne** *pouvais ni avancer ni reculer*

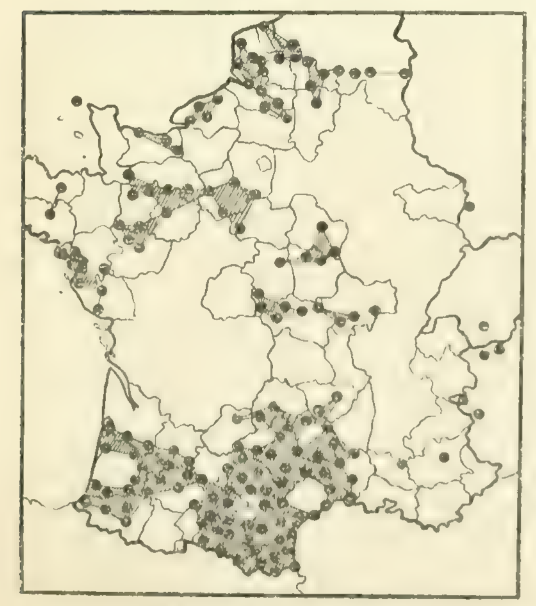
. = Hilfsverb nicht negiert [*je pouvais.* .]

lung von *sans rien* und *avec rien* beim nicht negierten Verb auf Blatt 1158: *Vous êtes venu sans rien.* Wenn man die Fälle, die [*avec rien*] zeigen, wo also *rem* allein die negative Funktion erfüllt, die sonst in dem *sine* liegt, auf eine Karte aufzeichnet, so bemerkt man drei scharf abgegrenzte Gruppen: Die größte Wallonisch, die zweite Schweiz, die dritte Poitou und Loiremündung. Die vereinzelten Fälle finden sich nur im Norden und Osten.

11. Frage.

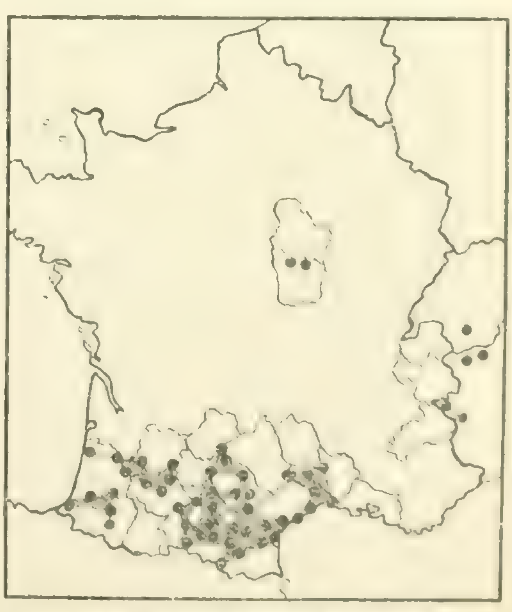
142. Um die Verbreitungsart der syntaktischen Mittel zu untersuchen, durch die der fragende Charakter des Verbs ausgedrückt wird, muß man zwei Arten Fragen unterscheiden: solche ohne Fragewort, in denen nach dem Verb gefragt wird, und solche mit Fragewort, in denen nach etwas anderem gefragt wird. Als Beispiel für die erste Art dient Blatt 1417: *Voulez-vous que j'aille ou que j'envoie quelqu'un.* Im Zentrum des Wallonischen, an den Punkten 293, 292, 280, 291, 290, 189; 197, 195, 186, 187, 188 fehlt das nachgestellte Pronomen [*voulez*]. Dieses geschlossene wallonische Gebiet steht damit in ganz Nordfrankreich allein. Erst im Südfranzösischen, nicht nördlicher als P. 806, wo das Personalpronomen überhaupt fehlen kann, finden sich die Parallelfälle. Dies kann als ursprüngliches Fehlen, wie im Süden, oder als nachträglicher Schwund erklärt

Blatt 1084
je ne **pouvais ni** *avancer ni reculer.*



• = [*je ne pouvais* **pas**.]

Blatt 1084
je ne **pouvais ni** *avancer ni reculer.*



• = [*je ne pouvais* **pas ni** *avancer . . .*]

werden. Die altwallonischen Beispiele scheinen von altfranzösischen Beispielen aus anderen Dialektgebieten nicht wesentlich abzuweichen (vgl. Schulze, der afz. Fragesatz § 211). Man beachte das Fehlen des Pronomens in der Frage bei 2. Plur. im Poem. mor. 106a: *S a v e i z comment deus suelt les pechiez oblieir?* 216d: *et quidiez qu'il ait donc cure de repentir?* gegen 511d: *et quidons nos ke deus n'en doit prendre justice?*

Üblich ist die Erklärung der pronomenlosen Frageform im Wallonischen als Verschmelzung von [*voulez-vous*] zu [*voulou*] P. 197 *vlō*, P. 195 *vlō*, P. 188 *vlū*. Das gilt für die im Westen nicht seltenen Formen wie P. 459 *vlu*, P. 461 *vlū* etc. Im Wallonischen stehen dem aber schwere Bedenken entgegen. Erstens gibt es im Zentrum lautgesetzliche Formen auf o[63]), und daneben stehen Formen mit betontem ẹ der Endsilbe, z. B. P. 189 vlẹ; zweitens ist der Vokal des nachgestellten Pronomen der einer ganz schwachtonigen Enklitika vė, vȯ P. 192: vlǫv, 191 volǫf etc. Also kann schwerlich eine verkürzte Verschmelzungsform mit Anpassung des Vokals der Endsilbe an den des nachgestellten Pronomens, sondern höchstens Schwund des auslautenden v, f vorliegen. Die zweite Erklärungsmöglichkeit ist die, daß die in der wallonischen Frage übliche Aussagestellung [*vous voulez*] zugrunde liegt [*v voulez* > *voulez*]. An anderen Punkten auf diesem Blatte findet sich die Aussagestellung freilich nur da, wo die Frage durch die Partikel *ti*, wie im Lothringischen, angedeutet wird [*vous voulez-t-il*], oder wo ein Nebensatz steht [*est-ce que vous voulez*] nur P. 88, 74; [*si vous voulez*] P. 69, 973. Passende Parallelbeispielblätter, etwa für eine andere Person, weist der Atlas nicht auf. Es genügt hier das Resultat, daß die pronomenlose Frageform sich sonst i n N o r d f r a n k r e i c h n i c h t findet.

143. Für die F r a g e m i t F r a g e w o r t stehen drei Blätter zur Verfügung. Blatt 355: *Comment crie-t-il?*, dargestellt auf Karte **16** der Beilage, Blatt 1416: *Qui veux-tu que ce soit?*, dargestellt auf Karte **17** der Beilage, und Blatt 1291: *Quel temps fait-il?* Die Verteilung der syntaktischen Mittel zur Bezeichnung der Frage über das galloromanische Gebiet stimmt auf diesen drei Karten im wesentlichen überein. Das Wallonische weist normaler Weise zwei Frageformen, die beide dem Schriftsprachengebrauch des Französischen entsprechen, auf. Erstens die Form des Musterbeispiels: [*comment crie-t-il*] etc., zweitens die Umschreibungsform [*comment est-ce qu'il crie*] etc. Aber die Verbreitungsgebiete dieser beiden Formen sind ganz verschieden. Das [*crie-t-il*]-Gebiet bildet, abgesehen von der wallonischen Gruppe, einen H a l b k r e i s u m P a r i s, von Haute-Saône über Haute-Vienne-Charante bis Ille et Vilaine; es stößt im

[63]) Vgl. Doutrepont et Haust, *Mélanges wallonnes* S. 5; Niederländer, *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1900, 279: — ētis = ǫ in Namur; dazu Hild, *Praesens und Futur von avoir* S. 82.

Süden an das [*crie*] Gebiet, wo das Pronomen fehlt. Eine selten beobachtete Umschreibungsform mit *ille*, von der auch Duret, *Grammaire Savoyarde*, nichts erwähnt, stellt der in Savoyen und der Dauphiné sich findende Grenztypus: [*comment est-il qu'il crie*] dar. Gegen diese Deutung führe man nicht an, daß die beiden *ille* lautlich nicht immer zusammenfallen; die Tonverhältnisse in dem enklitischen *est i l l e* und dem proklitischen *i l l e quiritat* sind verschieden, so daß es verständlich erscheint, daß der Vokal im ersten Fall heller (*e* etc.) ist als im zweiten (*u* etc.). Blatt 1291 stimmt mit dieser Verteilung fast genau überein [*fait-il*]. Das der Sprache Ungebildeter fremdartigere Beispiel Blatt 1416: Süden an das [*crie*] Gebiet, wo das Pronomen fehlt. Blatt 1291 stimmt mit dieser Verteilung fast genau überein [*fait-il*]. Das der Sprache Ungebildeter fremdartigere Beispiel Blatt 1416: *Qui veux-tu que ce soit* (s. Beilage Karte **17**), zeigt auch im Innern einige dem vorgesprochenen Beispiel syntaktisch entsprechende Fälle und der Halbkreisstreifen, der [*qui veux-tu*] zeigt, ist etwas breiter; im ganzen aber ist die Verbreitungsart dieser Frageform auch hier genau dieselbe.

144. Die im Innern dieses Halbkreises, im weiten Umkreis um das Zentrum r e g e l m ä ß i g e F o r m ist der mit der unbestimmten Abhängigkeitspartikel *que* an das Fragewort angeknüpfte Aussage-Teilsatz: [*comment qu'il crie*], [*quel temps qu'il fait*], [*qui que tu veux*]. Die logisch vollständigere Form, der scheinbare Vorläufer dieser Typen, findet sich außer an ganz wenigen verstreuten Punkten nur in einem O s t s t r e i f e n, zu dem auch ein Teil des wallonischen Gebiets s. o. gehört [*comment est-ce qu'il crie*], [*quel temps est-ce qu'il fait*], [*qui est-ce que tu veux*]. Bei dem zweiten, ganz alltäglichen Beispiel (Blatt 1291) ist das Gebiet der vollständigeren Form [*quel temps est-ce qu'il fait*] aufs äußerste reduziert: wallonisch P. 292, 291, 290, 189, 183; außerhalb P. 181, 75, 74, 35, 31.

Andere syntaktisch auffällige Formen zeigt von diesen drei Blättern nur Blatt 1416 (Karte **17**). [*qui veux*] erscheint, außer natürlich im Südfranzösischen, nur wallonisch P. 198, 189 (vgl. oben No. 142 die Frageform ohne Fragewort bei der 2. Plur.); [*qui tu veux*] in vier Fällen P. 179, 251; 440; 973; immer an der Grenze des [*veux-tu*] Gebiets; [*qui est-ce veux-tu*] vielleicht wie wallonisch *wisse est-i* = *où est-ce est-il* (vgl. Haust, *Komm. zu Tâtî* V. 24) in seiner syntaktischen Struktur nicht mehr gefühlt, häufig im Pikardischen, außerdem P. 88, 75, 104 an den Grenzen anderer Gebiete. Unter diesen syntaktisch auffälligen Formen sind zweifellos Kompromißbildungen zwischen den üblichen und den vorgesprochenen Formen, aber der Boden für diese ist eben nicht überall gleich günstig (vgl. No. 94).

G i e ß e n. ARTHUR FRANZ.

(Fortsetzung folgt.)



George Sand et ses romans.[1]

I. Comment G. Sand composait ses romans. Plans, titres, sujets. Invention. Questions de critique et d'art.

Alfred de Musset écrit, dans l'*Histoire d'un merle blanc*, et l'allusion à George Sand ne paraît point douteuse: «aucun effort ne coûtait à son esprit (pour écrire), aucun tour de force à sa pudeur: il ne lui arrivait jamais de rayer une ligne, ni de faire un plan, avant de se mettre à l'œuvre». — Cette *Histoire* est due à la plume d'un ancien amant, devenu, comme de raison, un ennemi sans pitié; et il faut se fier moins encore à ce que Paul de Musset, frère vengeur, ajoutera, en *Lui et elle*: «Sand écrivait partout et au milieu du tapage, entre la bouteille de bière et le sucrier, au bruit des verres et de la conversation.» Comme il arrive parfois, heureusement, dans cette vallée de mauvais sujets, que le mal engendre le bien, et que la médisance prouve les bonnes qualités de ses victimes, il ressort de là que notre écrivain possédait une puissance de concentration vraiment singulière, et une netteté d'idées que ses accusateurs auraient dû lui envier. Qu'est-ce qu'il y a d'ailleurs de vrai en cette accusation? Est-ce que Sand se mettait généralement à son bureau sans savoir à qui elle allait écrire, au petit bonheur de la première idée chargée d'amener les autres? Un examen superficiel de son œuvre semble donner gain de cause aux frères Musset. On lit, par ex., à propos d'*Indiana*, dans l'*Histoire de ma vie*: «J'écrivis tout d'un jet, sans plan», et en maint endroit sa *Correspondance* révèle qu'elle composait parfois ses romans, poussée à cela par des besoins d'argent, des sollicitations d'éditeurs, et surtout par la fougue de son naturel. En 1834, elle écrit à Hippolyte Chatiron: «Je regrette que mes affaires d'argent me forcent de faire toujours sortir quelque chose de mon cerveau, sans me donner le temps d'y faire rien entrer», et en parlant de *Flamarande*, elle ajoute: «Quel travail

[1]) Cf., pour la bibliographie, le *Répertoire* de Lorenz, l'*Intermédiaire des chercheurs et curieux*, le *Manuel* de G. Vicaire, le *Guide* de H. P. Thième et le *Manuel* de M. Lanson (IV vol. pp. 1308—1312).
Sand a attiré l'attention de beaucoup de savants et d'artistes et les études principales, touchant sa vie et ses romans, seront citées au cours de cet ouvrage.

que d'écrire à mesure qu'on imprime! Il ne faut pas s'arrêter un jour[2])». Dans ses lettres aux éditeurs, elle n'oublie pas, surtout dans les débuts, d'indiquer que la besogne marche rapidement; à Venise c'est une obsession; elle expédie des tas de feuilles. et demande, en échange, un peu de ce vil métal que les poètes. en général, méprisent en théorie et aiment en pratique. Il s'ensuit qu'au bout d'un certain temps, Sand oublie ce qui est sorti de sa plume. Elledira à Flaubert: «*Consuelo*, la *Comtesse de Rudolstadt* qu'est-ce que c'est que ça? Est-ce que c'est de moi? Je ne m'en rappelle pas un traître mot». Relire ses romans c'est un supplice pour elle: «Je suis toute honteuse et toute effrayée, moi qui ne me relis que contrainte et forcée»; et dans ses *Souvenirs et impressions littéraires*,[3]) à propos de *Pauline*, composée en deux époques, «au bout de trois jours, je ne me souvenais déjà plus de ce que j'avais voulu faire».

Il y a donc quelque chose de vrai dans cette accusation de manque de plan et d'excès de hâte, mais la critique, même la plus éclairée, a tant soit peu exagéré la chose, et le meilleur des biographes de notre écrivain, a le tort de s'écrier: «Sand n'a ... aucun plan fixé d'avance: elle ignore même le titre de son roman: elle n'a qu'une idée vague, ou plutôt une rêverie conçue en sommeillant».[4]) Zola, à son tour, crie au scandale[5]): Peut-on composer un roman sans un ordre systématique, sans que le roman soit avant tout dans la tête de celui qui l'écrit?

Il faut, tout d'abord, n'attacher qu'une importance très relative à ces petites confidences de notre auteur. Les écrivains romantiques, dans leur sublimité, dédaignent les enfantements réguliers des esprits inférieurs. Lorsqu'ils prennent la plume, un dieu intérieur les inspire; ce qu'ils écrivent d'un seul jet s'impose à l'humanité; relire c'est une peine inutile. Tout cela n'est souvent que de la blague. Ils corrigent, raturent, modifient, comme tout le monde: Sand a refait plusieurs de ses romans. Quant au plan de ses œuvres, est-il possible de composer au petit bonheur de l'inspiration changeante de tous les jours, surtout lorsqu'il est question de romans de longue haleine, à l'intrigue compliquée et dont il faut bien serrer les fils dans sa main de peur de s'égarer? Et la logique des personnages et l'unité de leur action? Ecoutez-la elle-même: dans sa *Correspondance* Sand dit à Alfred de Musset: «J'irai certainement (au Tyrol) y composer le plan de *Jacques*»; et à Sainte-Beuve, à propos d'un roman qu'elle voudrait faire sur un prétendu fils

[2]) III, p. 262 — V. 65, 169 — VI. 336 et *passim.*
[3]) éd. Hetzel.
[4]) Wladimir Karénine, *G. Sand, sa vie et ses œuvres.* IIIe vol., Paris 1912, p. 650.
[5]) Émile Zola, *Documents littéraires, études et portraits.* Paris 1898, p. 195.

de J. J. Rousseau: «Je ne veux pas vous ennuyer de mon plan.» Donc plan y a, dirait Panurge. Et les témoignages abondent. L'auteur remarque, dans la préface d'*Adriani*: «Quand vous lirez ce roman, quand il sera fait, il est bien certain que l'exécution ne me satisfera pas, et que, comme d'habitude, je n'aurai pas réalisé la *conception* qui m'apparaît vive et riante au début». «Conception», «plan», cela revient au même. *Jean de la Roche* a été imaginé en Auvergue, où l'auteur «suivait les traces imaginaires des personnages de son roman à travers les sentiers embaumés», et dès les premières pages, ou fixe le pivot sur lequel l'action va se dérouler: la jalousie d'un enfant. En *Pierre qui roule*, Sand nous présente le géant Morambois et nous prie de ne pas l'oublier car le rôle qu'il va jouer sera très important, et il l'est en effet. Le domestique qui raconte l'histoire de *Flamarande*, en parlant, dès le commencement, d'un certain château, a soin de nous avertir: «J'étais loin de penser que j'y viendrais volontairement finir mes jours» et c'est là ce qui arrive au dénouement. Le même personnage décrit ce château et ajoute: «Je demande qu'on ne me reproche pas ces détails, absolument nécessaires au récit que je prends la peine d'écrire». Il en est de même d'une chapelle que l'on décrit minutieusement au début du *Compagnon du tour de France*[6]: «Cette chapelle, cet escalier et cette tourelle auront trop d'importance dans le cours de notre récit pour que nous n'ayons pas cherché à en présenter l'image à l'esprit du lecteur». Plus loin, Sand ajoute que son héros lit les romans de Walter Scott: «Vous saurez bientôt combien ce plaisir si pur devint dangereux, et combien il subit l'influence de cette dernière lecture.» Enfin en *Impressions et souvenirs*, elle écrit à Rollinat qu'à Tamaris près de Toulon elle composait *La Famille de Germandre*: «J'avais posé tous mes personnages, je les connaissais bien, je savais leurs situations dans le monde, leurs caractères, leurs tendances, leurs idées, leurs rapports. Je voyais leurs figures. Il ne me restait qu'à savoir ce qu'ils avaient à faire, et je ne m'en inquiétais pas, ayant le temps d'y songer le lendemain ...» On ne saurait être plus explicite. Lorsqu'au commencement de son ouvrage, le plan n'avait pas été régulièrement conçu, elle le corrigeait ensuite «quand l'ouvrage terminé — dit-elle — est entier dans mes mains».[7])

Gardons-nous bien cependant d'exagérer dans un autre sens; par ci par là, je trouve des traces évidentes de confusion, de désordre. Dans le *Meunier d'Angibault*, le héros, c'est-à-dire le meunier, a tout d'abord «des yeux noirs et bien fendus»: ces yeux deviennent ensuite «d'un bleu clair»; même «clair», vous le voyez. Dans le *Piccinino*, Sand s'aperçoit, au cours de son

6) IIIème ch.

7) Cfr. *Souvenirs et impressions littér.* à propos de *Consuelo*.

ouvrage, qu'il faut modifier l'âge de la Princesse et celui de Michel pour que le dernier puisse être le fils de la première. Et elle le fait sans se préoccuper, d'aucune façon, de corriger l'âge indiqué précédemment. — Les répétitions abondent. En trois romans, *La filleule*, *Ma sœur Jeanne* et *La Tour de Percemont*, vous voyez une jeune fille se sauvant d'un couvent au bras d'un amant, et ces trois fougues entraînent les mêmes conséquences. — Dans sa préface au *Chantier de Charles Poncy*, l'auteur fait un échange assez plaisant entre Hérode et Ponce Pilate; c'est Hérode qui se lave les mains. Ailleurs, et c'est Albert Le Roy qui le remarque, on lit en *Isidora*: «Lorsqu'une main plus hardie cherche à soulever un coin du voile, elle aperçoit....» — Parfois encore des images d'une exagération comique, qu'un moment de réflexion aurait fait rejeter: «Les larmes, dit-on en *Lélia*, et c'est de Trenmor que l'on parle, tombaient au fond de sa coupe dans un festin, comme une pluie d'orage dans un jour brûlant.»[8])

Presque partout les négligences abondent et deviennent même plaisantes. Elle place la scène de *Piccinino* en Sicile, sans connaître le moins du monde ce pays, puis elle se met à la recherche des noms avant de savoir encore de quoi il s'agira; «le choix des noms est ce qu'il y a de plus embarrassant pour un romancier...» Pour le moment, comme l'aventure se passe en Italie, il suffira de rimer « en *a*, en *o*, ou en *i*». Tout cela pour l'exacte représentation du milieu ambiant et de la vérité historique. Le lieu de la scène et les noms des personnages trouvés, il faut maintenant aller en quête de ce qui attirera le plus l'attention du lecteur: «D'abord j'ai besoin d'une princesse.» Et l'époque? De quelle époque va-t-il s'agir? L'époque, les mœurs, tout cela c'est le moindre de ses soucis.

Quelquefois cependant elle a essayé aussi de la *documentation*. On lit dans l'*Histoire de ma vie*[9]) qu'elle demandait des renseignements à Calamatta pour ses *Maîtres mosaïstes* et à l'ingénieur Léon Brothier pour sa *Ville noire*, la ville des usines. Elle sollicitait parfois aussi des conseils littéraires et priait Musset et Sainte-Beuve de lire ses manuscrits; elle a tâché enfin de remanier quelques-uns de ses romans, *Lélia*, par exemple, mais sans beaucoup de succès.[10])

---

[8]) Les grandes phrases parfois vides de sens paraissaient alors sublimes. Alfred de Musset écrit á Sand: «Il fant que je cesse.... de me manger le cœur pour nourrir mon cœur...» (*Corresp.* éd. Séché, p. 67). A la même: «Ma vie est dans la gueule d'un canon, et moi, la mèche haute, j'hésite à mettre le feu» (*Ibid.* p. 72).

[9]) III, 76, 81; IV, 22 etc.

[10]) Voyez dans les lettres à Sainte-Beuve (ouvr. cité p. 13) l'envoi à celui-ci du *Secrétaire intime*, «un pastiche de Hoffmann et de moi» avec prière de le modifier et de le corriger surtout pour ce qui est des «expressions louches» et des mauvaises constructions.

La précipitation a donc nui beaucoup à ses œuvres. Les corrections, les ratures, les variantes des manuscrits des écrivains vraiment supérieurs sont là pour nous prouver que Molière n'avait pas raison de dire que le temps ne fait rien à l'affaire, ce qui ne lui a pas empêché de modifier et de soigner son *Tartufe*. L'œuvre du génie est une œuvre de patience et Sand comprenait elle aussi l'utilité du «dessivage» qu'elle applique par exemple à Valvèdre[11]) et qui l'aurait fait entrer plus vivante dans l'immortalité.

Quant aux titres de ses romans, ils ne nous disent rien du tout. Les écrivains du temps passé, ceux surtout qu'on appelle classiques, aimaient les en-têtes compréhensifs, synthétiques, parfois retentissants, tels que *Le roman bourgeois, le Roman comique* ou ceux qui annonçaient des thèses et des caractères. Voyez pour le théâtre, Molière et ses *Précieuses*, les *Femmes savantes*, l'*Avare*, le *Bourgeois Gentilhomme* etc.; voyez un siècle plus tard, pour les contes et nouvelles, Voltaire, Diderot et d'autres encore et souvenez-vous de *Ce qui plaît aux dames*, de *Candide ou l'Optimisme*, de l'*Ingénu* et de la *Religieuse*. Victor Hugo aime lui-aussi les titres alléchants: *Notre Dame de Paris*. *Les Misérables*, *Les Travailleurs de la mer*, *Le Roi s'amuse*. *Rose et Blanche*. que Sand écrit en collaboration. porte à son tour un sous-titre significatif, *La comédienne et la religieuse*. mais dans la plupart des cas, les noms des protagonistes de notre auteur font double emploi: *Indiana*, *Valentine*, *Lélia*, *Jacques*, *André*, *Simon*, *Mauprat* etc. Qu'est-ce qu'ils signifient ces noms, quelles idées éveillent-ils en nous ?

Je sais bien qu'il ne faut pas attacher trop d'importance à ces minuties, mais il est évident que le titre, par exemple, de *Notre Dame de Paris* évoque en nous le monument célèbre. C'est là que la fantaisie du poète va nous transporter; les monstres qui en décorent la façade nous racontent déjà leurs légendes. Rien de plus captivant que ces indications, que ces coups de pinceau qui excitent des idées, font revivre un paysage, soulèvent, pour ainsi dire, un coin du rideau, juste ce qu'il faut pour que nous éprouvions l'avant-goût de l'émotion artistique. Plus tard et en quelques romans isolés, Sand a essayé de retrouver des titres plus captivants: *La ville noire*, *La Confession d'une jeune fille*. *Le dernier amour*, mais n'oubliez pas que son œuvre se compose de plus de cent volumes.

Bien plus qu'au plan de l'ouvrage et à ces questions de détail, Sand s'intéresse à ses personnages. C'est pour les mettre en lumière qu'elle crée les intrigues: «Je me mets dans la peau de mes bonshommes»[12]) — et autre part: «il faut créer les personnages pour le sentiment qu'on veut décrire, et non le sentiment

[11]) Cfr. *Hist. de ma vie*. IV, 229.
[12]) *Hist. de ma vie*. V, 153.

pour les personnages».[13]) Comme ce sont les «bonshommes» qui la préoccupent, elle ne saurait donc attacher beaucoup d'importance aux sujets. Ceux-ci ne sont que des prétextes. Il y a des braves gens qui lui proposent des «situations» et elle les envoie promener.[14])

Si les romans de Sand gardent parfois l'empreinte de sa personnalité, cela n'empêche pas qu'elle ne s'efface le plus souvent derriére ses héros. La narration directe est laissée généralement de côté. Après *Indiana* et ses premiers essais, c'est le forme épistolaire qu'elle préfère, faisant aussi une large part aux narrations exposées par ses personnages. C'était l'époque où tout le monde littéraire se confessait sous l'influence de J. J. Rousseau: c'était l'époque aussi où la *Nouvelle Héloïse* avait mis à la mode la correspondance sentimentale, toute composée de frémissements, de soupirs, d'apostrophes, de cris de mort et de larmes. Des lettres donc en *Jacques*, des lettres en *Marcie*, des lettres en *Isidora*, des lettres dans la *Filleule*, en *Adriani*, en *Mlle La Quintinie*, en *Flavie*, *en Monsieur Sylvestre*, dans *Le dernier amour* dans *Le Marquis de Villemer*, des lettres enfin un peu partout. Mêlez à cela aussi des pages de journal, des notes particulières de tel ou tel autre personnage: parfois l'auteur intervient directement et comble les lacunes — Quant aux confessions, elle les distingue en deux catégories. Les héros racontent leurs aventures, en y mêlant des réflexions, comme en *Leone Leoni*, dans la *Dernière Aldini*, en *Daniella*, en *Valvedre* etc. Dans tous ces cas, le manque de naturel des longues descriptions, des observations morales, qui s'entremêlent aux récits, des portraits etc., rend préférable l'autre forme, celle du journal, où les pages écrites au jour le jour ont parfois un décousu agréable, où la peinture des scènes garde l'apparence et l'intérêt de l'impromptu. Ajoutez l'attrait qu'éveille le protagoniste analysant lui-même ses sentiments et ses impressions.

Encore faut-il remarquer que Sand a introduit, dans le choix de la forme, quelque chose qui lui appartient en propre, c'est-à-dire la narration faite par des paysans avec toutes les grâces du langage rustique. Le peuple qui joue un rôle si sympathique dans son œuvre, le peuple surtout de la campagne, raconte ainsi ses souvenirs, ses amours, ses légendes et notre auteur tâche de lui laisser la plus ample liberté de parole, en respecte le lexique et les images, agit enfin, vis-à-vis de lui, comme une folkloriste consciencieux de nos jours. S'il y a en tout cela un maître à reconnaître, ce maître c'est Nodier, un maître d'ailleurs qu'elle ne cache point. — L'histoire des *Maîtres sonneurs* est exposée par un vieux villageois: des campagnards font le charmant récit

---

[13]) *Souvenirs et impress. littér.* — Cfr. *Lucrezia Floriani.*
[14]) *Ibid.*

de la *Mare au diable*, et Nanon, une paysanne, raconte l'histoire de sa vie. Cependant l'effacement de l'auteur n'est jamais si complet qu'on ne puisse entrevoir la créatrice derrière ses créations, surtout lorsqu'il est question de femmes passionnées et impérrieuses, et il lui arrive aussi de se mettre tout à fait dans la peau de ses bonshommes.

Pour ce qui est des sujets, Sand nous offre le contraste si commun entre la théorie et la pratique, entre le criticisme et l'art. En théorie, elle voit clair: les exagérations, les fantaisies étranges de ses confrères la rebutent. Relisez la préface de *Lucrezia Floriani*, où elle combat l'engouement pour les romans qui sont des tissus «d'horreurs, de meurtres, de trahisons, de surprises, de terreurs, de passions bizarres, d'événements stupéfiants». — «Je m'assieds, ajoute notre auteur, au bord du chemin et je regarde passer les brigands, les traîtres, les fossoyeurs, les étrangleurs, les écorcheurs, les empoisonneurs, les cavaliers armés jusqu'aux dents, les femmes échevelées . . .» Dans la *Confession d'une jeune fille*, le tableau qu'elle fait de la littérature contemporaine est encore plus saisissant. Il s'agit d'une institutrice anglaise qui a la rage des lectures: «Ce n'étaient pas de mauvais livres à coup sûr, mais c'étaient de bien mauvais romans. Des histoires de sentiments contrariés, presque toujours des amants séparés par des aventures de brigands, ou par des préjugés implacables de famille. Cela se passait presque toujours en Italie, ou en Espagne. Les héros s'appelaient presque toujours don Ramire ou Lorenzo. Il y avait partout des clairs de lune magnifiques pour lire des lettres mystérieuses, des romances chantées sous le balcon du manoir, des rochers affreux pour abriter de vertueux solitaires dévorés de remords, des fontaines murmurantes pour recevoir des flots de larmes. Il y avait aussi une consommation exorbitante de poignards, d'héroïnes enlevées et cachées dans des couvents introuvables, de lettres toujours surprises par des traîtres toujours apostés, de reconnaissances inattendues entre la fille et le père, le frère et la sœur, d'amis vertueux méconnus et justifiés, de jalousies noires et de poisons terribles dont un vieux moine compatissant connaissait toujours les antidotes». —

On dirait bien qu'elle fait ici la satire de ses sujets. Les italiens parlent d'un père Zappata qui «predicava bene e razzolava male»; c'est, jusqu'à un certain point, le cas de notre écrivain. Je m'assieds, moi aussi, au bord de la route; je vois passer les personnages de Sand et j'entends le récit de leurs aventures. Voici, tout d'abord, l'amant mystérieux d'*Indiana*, pénétrant nuitamment dans la maison; un coup de fusil, un blessé, puis Noun qui se tue, des querelles, des remords, et des désespoirs et la retraite en sauvage des amoureux à l'île de Saint-Maurice. En *Valentine*, d'autres coups de fusil et des morts à foison. En

Lélie un délire; des coups de pistolet et des coups de poignard; meurtres, suicides, moines mystérieux, un ancien forçat plus mystérieux encore et le couvent où l'heroïne s'abrite et les orgies où le gentil Sténio tue son corps et son âme. Je passe sur ce que l'on dit de ces étoiles transformées en témoins de toute sorte de serments, sur les manteaux et les ombres cachant nos héros, sur ce choléra si complaisant permettant, comme en *Corinne*, les longs discours et les tendres embrassements, sur les danses échevelées, l'ascétisme monacal et les fièvres de l'érotisme. A la fin du roman, il nous revient à l'esprit cet acteur se présentant au dernier acte d'une tragédie pour licencier le public: «n'attendez plus les personnages de la pièce, ils viennent tous de mourir».

Dans le *Secrétaire intime*, le tableau est moins sombre, mais non moins romantique: une princesse déguisée priant sur la pierre d'un tombeau qui ne renferme personne, un mari caché qu'on visite dans les ténèbres, des geôles qui donnent la chair de poule, des fêtes somptueuses, des mascarades, puis la princesse étranglant presque son secrétaire, et dans une Italie fort conventionnelle, un petit état où règne le bonheur et qui n'existe pourtant nulle part. Des duels en *Jacques* et le suicide d'un mari sublime: en *Leone Leoni* une succession étourdissante de vols, d'enlèvements, puis encore une princesse empoisonnée et des brigands, des traîtres, des surprises, autant que l'institutrice anglaise dont il est question ci-dessus, pouvait en souhaiter. Et quels agréables frissons de peur n'aurait-elle pas ressentis, notre institutrice, en lisant en *Mauprat* l'histoire de ces apparitions, de ces «mystères» d'après le goût d'Anne Radcliffe! Des assassins, des meurtres, des violences, un château incendié, un tombeau qui s'ouvre et une voix sépulcrale retentissant dans la nuit! Et encore, dans l'*Uscoque*, des brigands, des crimes féroces, des dévouements absurdes, des combats de terre et de mer, des apparitions, des duels, des incendies, des pillages, un banquet digne de César Borgia, où l'on empoisonne tous les convives, et l'amour fatal, irrésistibile et déraisonnable!

En *Spiridion*, un mort vivant et des tombeaux où l'on cherche le sens de la vie; des apparitions, des brigands en *Mont-Revêche* et dans *L'homme de neige*, des reconnaissances, un crime fatal, que le héros dévoile suivant la ruse d'Hamlet, des fantômes plus ou moins légitimes, des chasses à l'homme et à l'ours, des dévouements héroïques, et des coups de toutes les armes possibles et imaginables.

Encore un roman à la Radcliffe, les *Dames vertes*; encore des meurtriers, des naufrages, des déguisements et des coups de scène en *Mademoiselle Merquem*: un autre naufrage, d'autres brigands, un château hanté, et des apparitions en *Pierre qui roule*: Radcliffe et Hoffmann à la sance rousseauiste et des délires en *Césarine Dietrich*, qui appartient à l'âge le plus avancé de

notre auteur. Partout des larmes, des hélas et des cris de désespoir et la «consommation exorbitante» de tout ce qui peut frapper l'imagination du lecteur. N'y a-t-il pas dès lors beaucoup de pose en ce que Sand ajoute sur son manque d'imagination romanesque[15]) ? Alfred de Musset, dans l'*Histoire d'un merle blanc*, a bien l'air de se moquer de tout le fatras romantique de sa sublime amante, lorsqu'il fait allusion aux écrivains «choisissant toujours les sujets les plus dramatiques, des parricides, des rapts, des meurtres, et même jusqu'à des filouteries, ayant toujours soin en passant d'attaquer le gouvernement et de prêcher l'émancipation des merlettes.» Ainsi les critiques de notre romancière se retournent contre elle-même.

La même contradiction pour le roman historique. Sand nous assure, dans la préface de 1834 à son *Secrétaire intime*, qu'elle n'a aucune disposition pour cette sorte d'invention: «l'auteur ... craindrait de s'égarer dans le hardi pélerinage au travers des siècles passés, et s'en tient à ce qu'il a vu, aux émotions dont il a été le témoin, aux douleurs et aux espérances qu'il a pu comprendre, il n'essayera pas de réchauffer les cœurs qui battaient sous les armures aujourd'hui rouillées. Elle se sent trop inhabile pour une tâche si périlleuse». Tout cela est vrai, pour ce qui est des armures rouillées, bien que dans *Les Beaux Messieurs de Bois-Doré* notre écrivain nous présente des paladins, flamberge au vent, prêts à donner leur vie pour la dame de leurs pensées. Mais ce qu'il nous importe de constater ici c'est que «l'évocation historique» n'est nullement absente de ses pages. Dans le roman que nous venons de citer, vous rencontrez des personnages célèbres, Louis XIII, Richelieu et Condé, et qui plus est, des tableaux de mœurs, la description détaillée des «hostelleries, gîtes et repues», de la vie des troupes mercenaires, de la campagne livrée au brigandage, des intrigues de cœur et des guerres, le tout un peu à l'eau de rose avec des amours sentimentales, des douceurs fades et le rêve précieux de l'Astrée, «ce livre dit-elle, qui est, au milieu des turpitudes sanguinaires, des discordes civiles, un cri d'humanité, un chant d'innocence, un rêve de vertu».

Comment peut-elle dire, notre Sand, qu'elle ne possède pas l'art des péripéties intéressantes et des pages qui tiennent le

---

[15]) Voyez la «notice» de *Jeanne*: «Alexandre Dumas et Eugène Sue possédaient ... au plus haut point, l'art de finir un chapitre sur une péripétie intéressante qui devait tenir sans cesse le lecteur en haleine, dans l'attente de la curiosité et de l'inquiétude. Tel n'était pas le talent de Balzac, tel est encore moins le mien. Balzac, esprit plus analytique, moi, caractère plus lent et rêveur, nous ne pouvions lutter d'invention et d'imagination contre cette fécondité d'événements et ces complications d'intrigue». Caractère rêveur tant qu'elle veut, mais épris, ainsi que ses confrères romantiques, de tout ce qui était hors de la vie réelle!

lecteur en haleine ? Voyez, dans ce même roman, l'intérêt croissant, les situations qui tiennent notre âme en suspens. Est-ce que le traître espagnol qui s'introduit dans le château trompera la générosité de son hôte ? Lequel l'emportera, le bon ou le mauvais génie ? Les bohémiens, les reîtres, les prêtres, vont-ils détruire le rêve doré, vont-ils ensevelir les Beaux Messieurs sous les ruines de leur manoir ? — Sanche tuera-t-il le pauvre enfant et ce délicieux marquis comment va-t-il se tirer d'affaire sous son déguisement de marmiton ?

En *Consuelo* et dans sa suite *La comtesse de Rudolstadt*, on prend à tâche de peindre la cour de Frédéric le Grand et on côtoie le souverain de Prusse, Voltaire, Métastase, La Mettrie, Algarotti et des artistes tels que Haydn et Porpora. On tâche même de présenter, dans un grand tableau, l'histoire des luttes de la Bohême pour son indépendance et en *Nanon* c'est la révolution française qui se déroule sous nos yeux, avec ses scènes d'horreur et ses personnages historiques. En *Daniella*, vous rencontrez des souvenirs de Pie IX et du cardinal Antonelli et la reproduction du mariage «à la pianeta» de Renzo et de Lucia.[16] — Enfin dans les *Maîtres mosaïstes*, l'art d'Italie avec le Titien, Tintoret Paul Véronèse, le Pistoia et les «compagnies» ou confréries d'artistes, celle de «la calza» et les «compagnons du lézard». Au fond du tableau le doge Luigi Mocenigo et Henri III de France.

---

[16]) La question de la source n'est pas, du moins cette fois, douteuse, pour la simple raison que Sand cite elle-même les *Fiancés* de Manzoni. Le curé dont il s'agit et que l'on surprend, ne ressemblait pas, remarque notre écrivain «à ce rocher poilu auquel l'auteur des *Fiancés* compare la triste figure de Don Abondio. C'était une figure réjouie, luisante de santé» mais elle oublie, qu'à ses bons moments, la figure du curé de Manzoni n'était pas moins épanouie. Des détails de ressemblance: la peur des amants, dans l'obscurité et dans l'attente; ils avancent «sans bruit», Daniella effrayée s'appuie à son fiancé, puis la surprise du prêtre et «Voilà ma femme». «Voilà mon mari». Remarquez toutefois que cette imitation a un vice d'origine. Lucie est pure et chaste; Daniella au contraire a eu des rapports intimes avec son amant et le mariage n'est, pour elle, que la consécration officielle de ses libres amours.

Il me semble retrouver encore un écho de la lecture des *Fiancés* dans le rôle que jouent les portraits des aïeux dans les romans de Sand. Il est vrai que notre pensée court aussi à la fameuse galerie des portraits de Victor Hugo, mais ici je trouve quelques traits particuliers qui me paraissent appartenir en propre à Manzoni. Voyez dans *La dernière Aldini*, ces terribles personnages qui, de leur toile, toisent le jeune «barcarolo» osant lever les yeux sur la princesse, leur parente. «Leurs figures enfumées, leurs barbes taillées en carré, en pointe, en losange, leurs robes de velours noir et leurs manteaux doublés d'hermine, leur donnaient un aspect imposant et sombre. Presque tous avaient été sénateurs, procurateurs, ou conseillers; il y avait une foule d'oncles inquisiteurs; les moindres étaient abbés, canoniques ou *capitani grandi*. Des gens, enfin, habitués au commandement et à inspirer la crainte. Dans le *Piccinino*, autre galerie d'aïeux. D'un côté «un fier guerrier armé de pied en cap», de l'autre «un vieux magistrat», plus loin une «antique et vénérable abbesse».

Heureusement on remarque dans ces sujets quelque chose de différent et qui vaut bien davantage. C'est tout d'abord le sentiment exquis de la nature dont nous parlerons ailleurs, c'est ensuite l'étude psychologique du cœur humain qui se dégage parfois avec une finesse et une profondeur remarquables du milieu du délire romantique et de la prolixité féminine. Et quelle prolixité! Les personnages font de longs discours, des monologues dignes de la tragédie classique et nous restons surpris lorsque l'auteur déclare qu'ils sont «silencieux». Qu'est-ce donc que cette femme entendait par silence? Le sujet de la *Dernière Aldini* est un rêve d'amour. Une princesse qui s'éprend d'un tout jeune «gondoliere», rêve qui se répète dans tous les romans d'inspiration socialiste, surtout après les leçons de Pierre Leroux. *Simon* tout d'abord, puis *Le compagnon du tour de France*, *Consuelo*, *La comtesse de Rudolstadt*, *Le Meunier d'Angibault* etc., où elle tâche, a-t-on dit, de résoudre le problème social par le mariage d'une dame riche et noble avec un pauvre ouvrier. La thèse répétée jusqu'à l'ennui fait sourire le lecteur, mais que de passions, que d'élans que le timidité réprime et quel enthousiasme au dénouement! D'autres sujets se rapportent à la vie des artistes, maîtres d'ateliers, sculpteurs, peintres, mais surtout des gens de théâtre, des chanteurs et des comédiens que notre auteur peint d'après nature. C'est en suite l'analyse de son âme en *Lucrezia Floriani*, où l'action se resserre, où les événements extraordinaires sont mis de côté; enfin la simplicité admirable de la *Petite Fadette*, de *La Mare au Diable*, de *François le Champi*, du *Marquis de Villemer*, d'*Antonia* etc.

En matière de sujets, Sand conçoit parfois des plans gigantesques. Ainsi que Balzac se proposait d'exposer en différents tableaux toute la comédie humaine, notre écrivain en racontant *Les amours de l'âge d'or*, *Évênor et Leucippe*, visait à un ouvrage de longue haleine. «C'est comme le discours préliminaire, dit-elle dans la préface, sous forme de récit, d'un ouvrage que j'avais entrepris et auquel je n'ai pas tout à fait renoncé; ouvrage qui serait, à la fois, le roman et l'histoire de l'amour à travers tous les âges de l'humanité.»[17] En attendant, la réprésentation des premières amours des hommes, une sorte de Bible de son cru. Vers le même temps, il lui était venu à l'esprit une autre entreprise littéraire, une série d'études champêtres qu'elle se proposait de réunir sous le titre de *Veillées du Chanvreur* et c'est vraiment dommage que ce projet ne se soit pas réalisé.[18]

---

[17]) Ces grands tableaux ont captivé beaucoup de romanciers. Tout d'abord Sue, Dumas, V. Hugo, puis Zola *(Rougon Macquart)*, Flaubert *(Éducation sentimentale)*, Anatole France *(Histoire contemporaine)*, Peladan *(Décadence latine)*, Romain Rolland *(Jean Christophe)* etc.

[18]) Cfr. *Souvenirs et impress. littér.*, à propos de la *Mare au diable*.

Ce qui anime la matière morte, ce qui donne à l'art de notre écrivain un charme particulier, c'est la puissance de sa fantaisie. «Lorsque j'étais toute petite», raconte-t-elle dans l'*Histoire de ma vie*, «mon imagination faisait d'une butte de trois pieds une montagne, de quelques arbres une forêt, du sentier qui allait de la maison à la prairie, le chemin qui mène au bout du monde, de la mare bordée de vieux saules, un gouffre ou un lac». Elle chérissait alors «l'obscurité mysterieuse», rendait un culte à un dieu mythique, Corambé, engendré par sa fantaisie, elle avait peur de son ombre et cette peur lui causait des frissons agréables. Plus tard, et c'est dans les *Lettres d'un voyageur que* l'on trouve ce souvenir, elle ajoute d'autres détails: «Il est remarquable qu'étant excessivement poltronne j'aime autant la vie d'anachorète. C'est que j'aime ma peur elle-même; elle me détache du monde réel» et dans ses rêves, un gros chat noir lui fait penser à Faust et à sa légende; des fantômes, des âmes en peine l'entourent, la menacent, la supplient. A un certain moment elle se trouve même à la tête de l'armée française en Russie. Dans ses *Lettres*, Sand ajoute que dans la vapeur flottante «une haie de vieux arbres mutilés par la cognée, au bord d'un fossé, devenait un peuple de tritons et de naïades». Enfin dans *Les Charmettes*, elle donne d'autres détails intéressants sur les envolées de sa fantaisie: «Je n'ai jamais regardé certaines mousses dans mon herbier sans me retrouver sous l'ombre épaisse des yeuses de Frascati. Une petite pierre me fait revoir toute la montagne d'où je l'ai rapportée et la revoir avec ses moindres détails ... l'odeur du liseron-vrille fait apparaître devant moi un terrible paysage d'Espagne, dont je ne sais ni le nom, ni l'emplacement, mais où j'ai passé avec ma mère à l'âge de quatre ans».

C'est ainsi qu'une impression des sens excite chez l'artiste tout un monde de visions, se succédant les unes aux autres, par une association parfois bizarre, décousue. La vue d'un château dessiné par n'importe quel crayon, peuple l'esprit du poète de cavaliers, de dames et d'amours et le parfum d'une rose le transporte, même en plein hiver, dans les jardins parfumés de l'Orient. Il suffit donc à Sand d'un détail de lecture, du spectacle d'un paysage, pour que son imagination prenne son libre essor vers toutes les latitudes et à travers les âges les plus éloignés. La bise soufflant dans les ruines d'un cloître chante à son oreille les mystères de la nuit; des fantômes sortent des tombeaux et les légendes du Berry l'entraînent aux frontières de l'au-delà. Toutes les croyances se mêlent dans cette imagination puissante et la vieille Gaule elle-même lui raconte par ses dolmens et ses menhirs, l'histoire d'une humanité primitive, les haines, les passions de l'âge de la pierre. L'*Uscoque* est né d'une page de *Lara*. «*Le secrétaire intime*, dit-elle dans ses *Souvenirs et impressions littéraires*, est une fantaisie sans rime ni raison qui m'est

venue en 1833, après avoir relu les *Contes fantastiques* de Hoffmann.» Quant à *Leone Leoni*, c'est à la suite de la lecture de *Manon Lescaut* qu'elle le conçoit et le broche à la hâte: «Je m'étais dit que faire de Manon Lescaut un homme, de Desgrieux une femme, serait une combinaison à tenter» et c'est un effort pour nous de trouver cette filiatian, cette association d'idées.[19] C'est à Nohant, pendant l'hiver de 1837 à 1838, qu'elle compose son *Uscoque*. D'où a-t-elle tiré ses paysages, ses combats, cette mer orageuse qui gronde dans toutes les pages de ce roman? «J'avais très froid, dit-elle, dans ma chambre, et, en m'endormant, je voyais des paysages fantastiques, des mers agitées, des rochers battus par les vents.» Voyez donc où les sources historiques vont se nicher![20] *La Mare au diable* c'est une gravure qui le lui suggère;[21] quant au *Meunier d'Angibault*, «ce roman est comme tant d'autres, le résultat d'une promenade, d'une rencontre, d'un jour de loisir, d'une heure de «*farniente*». L'imagination lui permet de s'isoler complètement et d'oublier ce qui se passe autour d'elle. S'il est vrai, comme nous le verrons bientôt que les aventures de sa vie lui ont suggéré parfois des scènes et des caractères, c'est qu'elle a visé surtout à sa défense, c'est qu'on l'attaquait et qu'il fallait se défendre, c'est que l'artiste tire ses inspirations de son cœur aussi bien que de sa fantaisie. Mais à part tout cela, l'œuvre d'art lui permet de se transporter dans un monde irréel et d'oublier les heures pénibles. «Il est rare, dit-elle, que la fantaisie des artistes ait un lien direct avec leur situation. Du moins elle n'a pas de simultanéité avec les préoccupations de leur vie extérieure. L'artiste a précisément besoin de sortir, par une invention quelconque, du monde positif qui l'inquiète, l'oppresse, l'ennuie ou le navre. Quiconque ne sait pas cela, n'est guère artiste lui-même.»[22]

Nous abordons ainsi les problèmes qu'elle se pose sur des quist ons de critique et d'art. Pour la critique, elle n'a pas ces dédains qu'affectent parfois des auteurs de son époque, Lamarine, par exemple qui l'appelait «la puissance des impuissants.» Elle connaît Sainte-Beuve et en apprécie la valeur. «Le rôle de critique bien compris, remarque Sand dans sa *Correspondance*, est un rôle tout aussi grand que celui de créateur, et de grands esprits philosophiques n'ont pas fait autre chose que la critique des idées et des préjugés de leur temps.» Elle s'en mêle aussi, fronde Lamartine et Victor Hugo, mais avec beaucoup d'égards. «Jocelyn est un mauvais ouvrage. — Pensées communes, sentiments faux, style lâche, vers plats et diffus» cependant, il renferme

[19]) *Souvenirs et impress. littér.*

[20]) *Ibid.*

[21]) *Ibid.*

[22]) *Souvenirs et impr. litt.*, à propos de *Gabriel*.

des pages «qui n'existent dans aucune langue».[23]) Quant à l'auteur d'*Hernani*, «c'est une magnifique intelligence qui manque de synthèse».[24]) Les *Questions d'art et de littérature* causent assez agréablement de Senancour, d'*Hamlet*, des poètes populaires, de *Lamartine utopiste*, de la Réception de Sainte-Beuve à l'Académie française, de *Salammbô*, du *Réalisme*, et partout dans sa correspondance, dans son *Histoire*, des articles, des jugements sur Lamennais, sur Balzac, sur les Dumas, sur tout ce qui aménera, à raison ou à tort, du bruit autour d'elle. Ce qui nous intéresse bien plus que ces faibles essais, qui ne sont pas cependant dépourvus de valeur horsqu'il s'agit surtout de folklore, c'est sa conception de l'art et sa façon de l'exprimer. «L'art, écrit-elle à Flaubert en 1875, n'est pas seulement de la peinture . . . L'art n'est pas seulement de la critique et de la satire; critique et satire ne peignent qu'une face du vrai. Je veux voir l'homme tel qu'il est. Il n'est pas bon ni mauvais; il est bon et mauvais.»[25]) Et ailleurs: «l'homme est . . . un être changeant . . . Est-ce que nous ne sommes pas tous des exceptions par rapport aux autres, dans le détail infini de nos organisations ? Si certaines lois communes font de l'humanité un seul être, n'y a-t-il pas, dans l'analyse de cette grande synthèse, autant d'êtres distincts et dissemblables que nous sommes d'individualités» ? A quelle vérité répondent-ils «les insupportables justes». ?[26]) Malheureusement Sand a le cœur tendre et les «insupportables justes» dominent son œuvre où l'innocence a toujours le dessus.

«Je veux voir triompher le bien: que les faits écrasent l'honnête homme, j'y consens, mais qu'il n'en soit pas souillé ou amoindri.»[27]) On comprend par là que son «réalisme» doit être fort borné; non pas qu'elle se professe d'une école différente; vers la moitié du siècle dernier tout le monde se nommait vériste ou réaliste, comme tout le monde aujourd'hui s'appelle libéral.[28]) Mais qu'est-ce que le vrai ? Qu'est-ce que l'artiste doit peindre ?

---

[23]) *Correspond.* I. 361. Dans une lettre adressée, en 1850, à Mazzini, elle ajoute: «Lamartine . . . bavarde, radote, divague . . . abondant en phrases . . . et pauvre d'idées.» Lamartine, à son tour, n'épargne pas les critiques à notre écrivain; lisez ce qu'il écrit, à propos de *Balzac et ses œuvres*, de ces romanciers — et il ne craint pas de nommer George Sand — qui «pour flatter tantôt l'aristocratie, tantôt la religion, tantôt la démocratie du temps, chantent depuis les licencieuses amours de la *Nouvelle Héloïse* ou depuis les ridicules systèmes d'éducation de l'*Émile* . . . . jusqu'aux rêveries grotesques et féroces d'un socialisme et d'un communisme qui nient la nature, et qui prétendent refaire le monde mieux que le Créateur. Admirables prosateurs, détestables philosophes, ils préparent, pour désaltérer le peuple, non de l'eau salubre, mais de l'opium ivre de rêves et de convulsions.»

[24]) *Autour de ma table.*

[25]) éd. citée. VI. 368.

[26]) *Lucrezia Floriani.*

[27]) ibid. p. 380.

[28]) Cfr. Sand, *Questions d'art et de littér. — Le réalisme.*

Lui est-il permis de rechercher la laideur, l'infirmité physique et morale et peut-il employer librement toutes les couleurs de sa palette? Dans la préface de *Jean de la Roche*, notre auteur déclare: «Selon nous l'artiste doit . . . se dire qu'il lui a toujours été et qu'il lui sera toujours commandé d'utiliser son expérience et de tracer *la peinture du cœur humain*.» Ce cœur humain c'est le sien «tel qu'il s'est révélé à lui», c'est celui des gens qu'il a connus. On doit donc procéder par l'analyse. Ailleurs[29]) elle parle de la *curiosité* obligatoire pour tout auteur qui étudie l'homme: «l'auteur est un explorateur que rien ne doit arrêter» puis elle ajoute: «Je crois que l'art a besoin d'une palette toujours débordante de tons doux ou violents suivant le sujet du tableau.» donc toutes les cordes de la lyre, toutes les couleurs de cette palette! Cependant cette curiosité, cette exploration s'arrête, chez elle, aux frontières de la sensibilité feminine. En parlant du *Compagnon du tour de France*,[30]) Sand rapporte une conversation qu'elle a eue à ce propos avec Balzac, «un grand maître». «Je voyais les choses humaines sous un tout autre aspect». Que Balzac écrive sa *Comédie humaine* ou pour mieux dire sa Tragédie humaine; quant à moi « je voudrais faire l'*églogue* humaine». Si Balzac peint «l'homme tel qu'il est sous vos yeux», moi je le représenterai «tel que je souhaite qu'il soit» et je nierai toute «prétendue infériorité de race ou de sexe». Et dans la notice de *La mare au diable:* «L'art, dit-elle, n'est pas une étude de la réalité positive; c'est une recherche de la vérité idéale.» Cela signifie, en d'autres termes, que ce n'est pas la verité qu'elle peint, mais plutôt la vérité en tant qu'elle est agréable à ses sentiments et que cette vérité elle se réserve le droit de la façonner à sa guise. Il s'agit donc d'une sorte d'interprétation artistique: la vérité n'est plus nue: on l'habille et le vètement l'altère et la fausse aussi parfois. On ne veut peindre que la sublimité et c'est la médiocrité qu'il faut représenter, car la médiocrité constitue l'état général de la société.

Heureusement le cœur de Sand a eu beaucoup d'orages, sa vie beaucoup de mouvement: elle a connu, aimé et haï bien des gens et dans la vie commune, en compagnie de ses amants, sa psychologie masculine s'est affinée. Elle a dû étudier les sentiments de ses intimes et les siens et a été tentée de peindre, par ci par là, l'histoire de ces orages et de ces âmes. C'est ce qui lui permet d'être parfois dans le vrai aussi bien que Balzac, mieux que Balzac même; mais Balzac décrit toute la vie, tous les intérêts, tandis que Sand se borne, en général, à l'amour et à la nature. «L'artiste, dit-elle à propos d'*Adriani*, n'est pas, ce qu'un vain peuple pense . . . Il n'est ni blasé, ni sceptique,

[29]) *Corresp.* V. 135. 259.
[30]) *Souvenirs et impress. litter.*

ni moqueur quand il regarde au fond de lui-même. On croit que nous ne pleurons pas de vraies larmes . . . et que toute notre âme est dans nos nerfs . . .». Puis, avec plus de largeur d'idées: «il faut contempler le vrai dans l'homme face à face, être pour ainsi dire en tête-à-tête avec l'âme de l'humanité dans les conceptions de l'intelligence et dans les inspirations du cœur.»[31])

Quant au monde extérieur et surtout pour ce qui est de la nature, personne n'aime moins la «maniera» que notre Sand, elle le répète et parfois le prouve; elle connaît mieux cette campagne où elle a passé la plupart de sa vie que tous les peintres des «Paysans» et de la «Terre». Dans ses *Promenades autour d'un village*, elle s'écrie avec satisfaction: «voilà donc un vrai village, non pas un village d'opéra-comique . . . . Du réalisme comme il faut en faire, en choisissant dans le réel ce qui vaut la peine d'être peint . . . L'art aime et voit aujourd'hui tout ce qui est naïf, même une brouette cassée qui, avec une urne renversée, compose un tableau sur le fumier blond où le coq se promène d'un air aussi vaniteux que s'il foulait un tapis de pourpre, et où la poule gratteuse et affairée semble toujours absorbée dans la recherche de cette fameuse perle dont elle ne saurait que faire. Sentir que tout est du ressort de l'artiste, voilà, quant à moi, tout ce que je peux entendre au mot de réalisme.»

Cependant rien de plus difficile que la représentation de ce qui est simple. Comment fera-t-on parler les paysans? Est-ce qu'on devra leur prêter notre langage artificieux, est-ce qu'on devra reproduire le leur, presque incompréhensible? Il faut que l'auteur s'efface derrière ses personnages, qu'il soit pour ainsi dire l'écouteur et le reproducteur du «discours naturel», s'écrie Sand dans sa préface à *François le Champi*. «En *Jeanne*, dit l'ami de l'auteur, tu as eu le tort de comparer ton héroïne à une druidesse, à Jeanne d'Arc.» La *Mare au diable* est un récit plus spontané, mais tu y montres encore de temps en temps le bout de l'oreille.» Pour écrire ce que le peuple dit, il faut donc une fraîcheur d'âme et une naiveté naturelle; il faut que l'interprète se tienne dans les coulisses.

Une autre question qui se rattache à la précédente est celle des rapports entre art et science. Le naturaliste profane-t-il l'art et porte-t-il sur lui une main impie? Non, au contraire, science et art se complètent. C'est là ce que notre auteur proclame bien haut en toute occasion et surtout dans *Laura, voyage dans le cristal*. En maint roman, son amant est un naturaliste ou devient tel pour arriver au cœur de celle qu'il aime. Et faites attention: sa science n'est pas une petite affaire, une simple curiosité, avec l'impertinence des demi-connaisseurs; ainsi que les études newtoniennes de Voltaire, auprès de la belle Emilie.

[31]) *Ibidem.*

Loin de là, Sand comprend toutes les difficultés, toutes les lenteurs de la recherche consciencieuse, tout ce qu'une conquête, dans les champs de l'expérience, coûte de peine et de persévérance. Lisez ce qu'elle en dit en *Valvèdre*: «Les sujets ne s'improvisent pas dans la science; s'ils éclatent parfois comme la lumière dans les découvertes, c'est par des faits qu'il faut bien posément et bien consciencieusement constater avant de s'y fier, ou par des idées, résultats d'une logique méditative, devant laquelle les faits ne plient pas toujours spontanément. Tout cela demande non pas des heures et des jours, comme pour faire un roman, mais des mois et des années ...» Notez bien la modestie avec laquelle elle fait allusion à l'œuvre du romancier! L'art et la science peuvent-ils se développer indépendamment l'un de l'autre et y a-t-il un vrai contraste entre le savant et l'artiste? Sand le nie; elle ajoute même que l'art et la science «doivent se fondre» dans l'interprétation de la nature; que la dernière en fouille les secrets, que le premier en exalte les merveilles. «La recherche du beau ne se divise donc pas en études rivales et en manifestations d'autagonisme» et les génies des deux champs se complètent: «Rossini et Newton, Mozart et Shakespeare, Rubens et Leibnitz, Michel-Ange et Molière.» Elle aurait pu mieux choisir ses rapprochements, mais, au fond, c'est fort bien dit.

Tout cela paraît anti-romantique et rappelle de près ce que le chef de l'école parnassienne, Leconte de Lisle, écrivait dans la préface des *Poèmes antiques* (1852): «Il faut se réfugier dans la vie contemplative, et savante .... L'art et la science, longtemps séparés par suite des effets divergents de l'intelligence, doivent donc tendre à s'unir étroitement, si ce n'est à se confondre. L'un a été la révélation primitive de l'idéal contenu dans la nature extérieure; l'autre en a été l'étude raisonnée et l'exposition lumineuse.»

D'autres idées que je trouve éparses dans l'œuvre de notre romancière me paraissent aussi dignes de remarque. «L'artiste, ajoute-t-elle, dans *La dernière Aldini*, a pour patrie le monde entier ... les temps sont venus où l'inspiration divine n'est plus arrêtée aux frontières des états par la couleur des uniformes et la bigarrure des bannières» .... Et Sand donne l'exemple de cette universalité de la pensée. Elle voyage beaucoup au delà des frontières et connaît, du moins par des traductions, les chefs-d'œuvre de l'Angleterre, de l'Allemagne et de l'Italie. Le classicisme a vécu dans un champ restreint; le romantisme a pris un libre essor et a proclamé la fraternité de la pensée de tous les peuples. Ajoutez que notre écrivain — et c'est là aussi un trait commun à la plupart des romantiques — ne reconnaît pas non plus de barrières entre les différentes manifestations de l'art. Poésie, musique, peinture, sculpture, tout se complète dans son esprit, tout devient sujet de ses méditations. Elle a

vécu avec des musiciens illustres et elle était musicienne elle aussi, du moins pour le sentiment; elle a été en rapport d'amitié avec Paul Delacroix et d'autres rois du pinceau et du ciseau et son admiration n'est jamais inconsciente.[32])

Le théâtre, même dans ses détails techniques, l'a beaucoup occupée, particulièrement dans le *Château des Désertes*, où elle examine le degré de collaboration de l'artiste dramatique à l'œuvre qu'il interprète et les bornes de l'illusion scènique. Seulement les libertés de Boccaferri et de sa troupe nous paraissent excessives car nous ignorons quel pot-pourri étrange va sortir de ce mélange que l'on fait des *Don Juan*, de Molière, de Mozart et de Hoffmann.[33])

Ce que Sand comprend mieux encore c'est le but auquel l'artiste doit viser dans son rôle d'observateur. Tout d'abord qu'il ne se propose pas la démonstration d'une thèse: «Le roman n'a rien à prouver».[34]) Ensuite, qu'il regarde, mais qu'il engage ceux qui lisent à regarder aussi, qu'il fouille son cœur, mais qu'il pousse le lecteur à fouiller le sien aussi . . . .[35]) «Tout l'office de l'écrivain consiste à vous faire réfléchir.»[36]) Elle en veut, d'une manière particulière, aux dénouements, qui lui paraissent absurdes. «Si je suivais en ce point ma conviction et ma fantaisie, aucun roman ne finirait, afin de mieux ressembler à la vie réelle.»[37]) et ailleurs, dans le *Piccinino*, elle revient sur cette question. A quel point la roman doit-il s'arrêter? Lorsque les amants

---

[32]) Lisez ce qu'elle dit en *Adriani*, à propos des rapports entre musique et poésie: «La musique peut exprimer des idées aussi bien que des sentiments, et ne saurait pour cela obéir à la poésie. «Quand vous me peignez en quatre vers l'alouette s'élevant vers le soleil, à travers les bises embaumées du matin, vous faites une peinture qui ne laisse rien à l'imagination, ... Or, la musique, c'est l'imagination même . . . Si vous me dites tout bonnement l'alouette monte ou l'alouette vole, c'est bien assez pour moi . . .». En d'autres termes que la poésie se borne à suggérer l'idée.

[33]) Molière, ajoute-t-elle, est, dans sa pièce, admirable surtout pour le style mais «il manquera toujours à son œuvre la scène de Donna Anna et le meurtre du Commandeur, ce terrible épisode qui ouvre si violemment et si franchement l'opéra (de Mozart); le bal où Zerlina est arrachée des mains du séducteur est aussi très dramatique; donc le drame manque un peu chez Molière». Sand voudrait un Don Juan mûr, de quarante-cinq ans, «avec l'expérience et le cœur froid du séducteur», comme si la beauté et la fraîcheur de la jeunesse n'avaient pas plus de force que toute la diplomatie des vieux roués! Don Juan nous intéresse précisément parce qu'il représente le printemps de la vie, parce que dans son insouciance, dans sa hâte de courir au plaisir, il se moque même des voix sortant du tombeau. Il a la valeur d'un chevalier des anciens temps, sans autre foi que celle bien païenne de la beauté féminine.

[34]) Préface à *Mont-Revêche*.

[35]) Voyez la notice de sa *Marc au diable*.

[36]) *Lucrezia Floriani*.

[37]) *Ibid.* (Préface).

sont heureux? C'est ce qu'elle fait, mais elle ne se cache pas que c'est là une pure illusion, que le bonheur ne dure qu'un instant, que ceux mêmes qui paraissent satisfaits essuient bientôt des déceptions, qu'enfin le roman de la vie n'a pas de conclusion et ne finit jamais. Les dénouements ordinaires: «ils se marièrent et furent heureux» ne sont, donc, qu'un mensonge; si l'on y regarde de près, aux joies passagères, suivent les ennuis de tous les jours et les regrets du passé. La bonheur ne saurait être que relatif. C'est là ce que pensait Manzoni aussi; il marie à la fin ses fiancés, mais au fond de cet horizon qui paraît si limpide, des nuages, montent lentement, l'exil à Bergame, les critiques à la mariée, des nuages qui pourront ternir le ciel du lendemain. — C'est le bonheur dans l'attente du malheur, la plus vériste des visions véristes.

II. Personnalité de l'artiste.

On a douté parfois et non sans raison de l'utilité des études biographiques, lorsqu'il s'agit de certains écrivains qui n'ont peint ni leur époque, ni un état particulier de leur vie, mais ce doute n'est pas possible pour la plupart des romantiques dont la personnalité perce à chaque page de leurs œuvres. De là cette manie des confessions et des mémoires à laquelle nous venons de faire allusion. J.-J. Rousseau, Chateaubriand, Mme de Staël, Benjamin Constant *(Adolphe)*, Lamartine, Senancour *(Obermann)*, Mme de Krüdener *(Valérie)*, Sainte-Beuve *(Volupté)*, Alfred de Musset, Fromentin *(Dominique)*, notre Sand et bien d'autres encore ont raconté, sous des voiles transparents, l'histoire de leurs passions et de celles qu'ils ont excitées. Lorsque deux romantiques de sexe différent avaient entre eux des rapports galants, ils s'empressaient d'en faire part au public et l'amour se transformait ainsi en entreprise éditoriale. On répandait des larmes à flots et de l'encre à torrents; âmes remuantes et fières de leur superiorité, ils exigeaient que tout le monde prît part à leurs troubles, à leurs extases, à leurs brouilles et à leurs raccomodements. Ils aimaient pour les siècles à venir. Alfred de Musset écrit à Sand: «Mais je ne mourrai pas, moi, sans avoir fait mon livre, sur moi et sur toi (sur toi surtout); non, ma belle, ma sainte fiancée, tu ne te coucheras pas dans cette froide terre sans qu'elle sache qui elle a porté. Non, non, j'en jure par ma jeunesse et par mon génie... La postérité répètera nos noms.» On écrit donc pour la posterité! Ce n'est pas de l'amour, mais le bruit de l'amour;[38]) ce n'est pas de la passion, mais de l'orgueil de surhomme. Remarquez aussi que Musset croit

[38]) *Corresp. d'Alfred de Musset*, éd. Séché, p. 92.

donner, lui, l'immortalité à la femme que le génie avait rendue immortelle.

On écrivait aux heures grises: «mon cœur est libre, je n'aimerai plus personne, je me livre à la solitude», et le jour suivant: «je l'aime, je l'aimerai toujours, c'est mon âme jumelle», quitte peu de temps après à imprimer une lettre de faire-part annonçant, d'un ton désespéré, les funérailles des amours. Ils se créaient, nos romantiques, des confidents attitrés, ils prenaient surtout le grand public comme juge de leurs aventures et arrangeaient la vérité de manière à jouer toujours le beau rôle. Ajoutez les créations artistiques derrière lesquelles ils se cachaient fort peu modestement, des personnages sublimes contemplant tout le monde du haut de leur grandeur, la manie de se singulariser et le profond mépris de la «gent épicière»!

George Sand a été, en cela aussi, la fille de son siècle et pour comprendre les traits autobiographiques dont son œuvre est parsemée, il faut bien que nous rappelions, rapidement, certaines pages de sa vie, la vérité et la fiction, ce qu'elle a été réellement et ce qu'elle a voulu paraître.

C'est tout d'abord ce volume tout entier où elle nous raconte ses origines illustres. Son père était «morganatiquement arrière-petit-fils d'Auguste II, roi de Pologne», ce qui lui permet d'ajouter: «De ce côté je me trouve réellement proche parente de Charles X et de Louis XVIII.»[39]) Elle aura ensuite l'air de se moquer de cette question des ancêtres, mais les personnages de ses romans portent le plus souvent, des noms sonores; ce sont des comtes, des marquis, des ducs et des lords: ils roulent carrosse et affichent le mépris pour la fortune qui les entoure.

Ce sont ensuite des pages sur J.-J. Rousseau, dont elle a entendu raconter la vie par sa grand'mère, qui l'a connu et apprécié, ce J.-J. Rousseau dont elle va devenir, comme on a dit, l'élève; puis la bohème échevelée de ses origines du côté maternel, Mme Victorine Delaborde, fille du peuple, ignorante, immorale, entretenue d'abord par un général, puis par son père Maurice, qui l'épouse lorsqu'elle allait enfanter notre George. D'un côté, donc, la dignité du rang, et une certaine retenue de femme respectant du moins les apparences, de l'autre des exemples d'amour libre, avec la successivité des amants, sans honte, sans remords, *ad libitum* du *carpe diem*. Puis, sur ces premières années, la grande vision de l'aigle impérial; Bonaparte, l'homme supérieur le surhomme par excellence, que les romantiques prennent sans l'avouer pour leur idéal, dominateur, fascinateur et fatal, et encore une autre vision, en Espagne, ce champ de bataille, ces morts, ces blessés, ces gens en guenilles que la faim harcèle et qu'elle peindra ensuite, transformés par sa fantaisie. Une grande

---

[39]) *Histoire de ma vie.*

partie de sa vie, surtout sa première jeunesse, s'est passée à la campagne, tout d'abord à Nohant, puis dans ce pensionnat des Anglaises où la belle nature continuait à lui sourire, puis de nouveau à Nohant, au Plessis-Picard près de Melun, chez les Duplessis, puis les voyages, les Pyrénées, la lagune, les Alpes et encore et toujours, après ses courtes installations parisiennes, son Nohant, sa chère Vallée Noire, à laquelle elle retourne avec l'enthousiasme mélancolique de la vieillesse recherchant ce qui a charmé son passé. Son œuvre est là en grande partie; c'est ce paysage qu'elle décrit dans toutes ses nuances, terre calme et plantureuse, hantée par de vieilles légendes qu'elle n'oubliera pas non plus.

Cette fantaisie qui est dans sa nature même et qui se façonne sous l'influence des lieux où elle vit, a pris, au couvent, une direction particulière. Toute petite, les contes étranges et les vies des saints s'étaient fondus dans son esprit, et elle avait érigé un temple a Corambé, dieu issu de son imagination. Plus tard, au milieu des religieuses, elle subit des crises de mysticisme. Les légendes des ermites la séduisent et au delà des frontières de la vie sensible, elle poursuit les fantômes d'un monde surnaturel. Certain tableau du chœur de son couvent, représentant la mort du Christ, lui paraît s'illuminer tout-à-coup et lui parler des yeux. Un soir, elle s'attarde dans la chapelle: «Je ne sais, dit-elle dans l'*Histoire de ma vie*, ce qui se passait en moi. Je respirais une atmosphère d'une suavité indicible, et je la respirais par l'âme plus encore que par les sens. Tout-à-coup un vertige passe devant mes yeux, comme une lueur blanche dont je me sens enveloppée. Je crois entendre une voix murmurer à mon oreille: *Tolle, lege.*» Cette crise, elle l'attribuera plus tard à l'une des femmes de ses romans et le tableau de Spiridion du récit homonyme s'illuminera soudain comme le Christ du couvent des Anglaises. C'est alors, pour notre Sand, le rêve de Sainte Thérèse, le rêve de toutes les grandes amoureuses, car il y a du mysticisme en certaines passions mondaines ainsi qu'il y a de la sensualité en certaines extases religieuses. Elle se confesse avec ardeur, porte un cilice, se tourmente par des jeûnes et des austérités, se réjouit de sa langueur et au moment où l'on s'attend qu'elle prenne le voile, sa jeunesse part d'un éclat de rire et joue une farce aux sœurs, en leur donnant le fruit défendu de Molière. Plus tard encore une crise d'un genre différent, mais où vous voyez toujours sa soif du surnaturel, ce crâne de fille, qu'elle garde sur sa commode et qui fait dire aux gens qu'elle a une mauvaise tête.

Je glisse rapidement sur son mariage; il suffit que nous sachions que M. Dudevant était grand chasseur, grand buveur et qu'il troussait joyeusement les servantes; nous verrons certains maris des romans de Sand partageant les mêmes goûts et

nous verrons aussi le souvenir de sa première idylle avec Aurélien de Sèze, l'Aurélien de le *Fille d'Albano.* Les oiseaux qui remplissent sa chambre d'accouchée, nous les retrouvons de même en *Tiberius*, et le souvenir d'une petite campagnarde berrichonne formera un des épisodes les plus émouvants de la *Petite Fadette*: «Ma mère l'aimait beaucoup, dit Sand dans son *Histoire*, et quand elle avait la migraine, elle était soulagée par les petites mains fraîches qu'Ursule passait sur son front bien longtemps et bien doucement.» Ce qui la distingue à cette époque c'est le désir du nouveau, des contrastes entre les jours de mélancolie profonde et l'activité fiévreuse des voyages. On dirait qu'elle se meurt et on la voit chevauchant sur les montagnes et courant en gamine sur la plage de la Méditerranée; on dirait que son mari lui a brisé l'âme, qu'elle languit comme *Indiana*, et tout à coup la voilà à Paris, habillée en homme, vivant dans la bohême artistique avec Duvernet, le géant Henry, Félix Pyat et Sandeau, fumant comme une automobile, dormant en odalisque sur des coussins, et courant les cafés et les théâtres. Et les tendres liaisons commencent, se suivent: si son génie ne l'eût sauvée, elle aurait fini Dieu sait où. C'est tout d'abord le petit Sandeau «aimable et léger comme le colibri des savanes parfumées» très léger surtout, sansforce de volonté, paraissant, peut-être, plus tard en *Horace*. Sandeau collabore à son premier roman: *Rose et Blanche*, et lui donne le moitié de son nom. Il arrive, parfois, que Sand lui donne en retour la moitié de sa bourse.

C'est ensuite l'«ânerie» de Prosper Mérimée, puis le coup de tête d'Alfred de Musset, l'histoire des amants de Venise, la maladie du poète, la double cure de Pagello et tout ce que vous savez et que je ne répéterai point. Il faut plutôt que j'attire votre attention sur ce qui nous aidera à comprendre ses caractères de femmes, sur ce que, n'en deplaise aux sandistes, j'appellerai son manque de sincérité, tranchons le mot, son hypocrisie. Remarquez tout d'abord, qu'à son dire, chacune de ses liaisons lui brise l'âme et le corps. Après l'aventure de Sandeau, elle écrit à François Rolinat: «Mon cœur a vieilli de vingt ans, et rien dans la vie ne me sourit plus», et la voilà presque tout de suite fraîche et enjouée dans les bras de Mérimée. Merimée liquidé, elle s'ennuie, médite le suicide; elle y pense à ce suicide, comme elle y avait pensé jadis, comme elle y pensera ensuite, en femme qui a lu *Werther*, mais qui tient encore beaucoup à cette vallée de larmes. Musset la console de Mérimée et des autres et après le grand drame, après une lettre où elle demande à Sainte-Beuve si elle doit en finir avec la vie (elle est bien sûre d'avance de la réponse négative!), d'autres amours, d'autres désespoirs, jusqu'à un âge avancé, on elle prend sa retraite et joue le rôle de grand'mère.

Partout, dans ces souvenirs, des cachotteries et de la feinte. Voyez, en *Elle et lui*, si Sand sait se faire blanche comme neige,

aux dépens de cet amant qui n'est plus et qu'elle a l'air de plaindre! Si Thérèse (lisez Sand) cède, c'est que Laurent (Musset) l'a suppliée à genoux. «Ce qui l'attachait à lui, c'était cette «immense pitié», et «elle aimait» avec douceur, avec abnégation», pour «satisfaire à tout prix cet élan maternel...» qui les faisait «se livrer l'un à l'autre»: contamination de mots et de sentiments dont nous lui verrons faire, systématiquement, l'abus le plus étrange. Lui-même, malgré ses passions honteuses, pour le vin et pour les filles, malgré son scepticisme écœurant, s'est transformé, dit-elle, à son côté, en petit chérubin. «C'est moi, dit Laurent qui me sens redevenir chaste comme l'enfance, et les femmes que je vois me disent que je suis bon à faire un moine». Quant à Sand, dans son œuvre de charité, «elle se mourait de fatigue et de chagrin» et l'invocation à Dieu: «Dieu me pardonnera un dévouement inutile, lui qui sait combien il est sincère!». Musset épure son langage auprès de Sand: «un mot leste lui semblait un outrage.... elle était trop sérieuse, trop fière, trop pudique... Elle était sobre en tout et ne comprenait rien aux appétits capricieux, aux fantaisies immodérées.» Appétits capricieux, fantaisies immodérées: Dieu sait ce que Musset prétendait d'extraordinaire! La liaison avec Pagello ne devrait pas offenser le jeune Alfred et ce ménage à deux ne devrait pas même empêcher un ménage à trois, car elle adresse en même temps c'est-à-dire en 1834, des lettres assez tendres à son mari: «Je t'embrasse de tout mon cœur», écrit Madame qui veut bien lui faire savoir qu'elle s'est rendue en Italie rien que pour «essayer de guérir les rhumatismes dont je suis abîme cette année». Les rhumatismes appelaient en définitive les soins d'un médecin![40])

Remarquez un détail comique. A son retour de Venise d'où elle revient avec un nouvel amant, Pagello, Sand a l'air de s'étonner de la froideur de son mari: «Je ne prévoyais pas d'ailleurs, lit-on dans son *Histoire*, que mes tranquilles relations avec mon mari dussent aboutir à des orages.... Tout le temps que j'avais passé à Venise, M. Dudevant m'avait écrit sur un ton de bonne amitié et de satisfaction parfaite»(!) Ensuite, après avoir quitté Musset pour le jeune médecin de Venise, elle sent le besoin de reprendre le premier, tout en gardant son successeur. De Trévise, le 30 mars 1834, elle écrit à Mussset: «Dans tous les cas, certes, je te verrai aux vacances, avec quel bonheur alors!

---

[40]) Pagello n'est pas aussi sot qu'on a voulu le faire. Il poétise même et Sand, dans la seconde de ses *Lettres d'un voyageur* (15 juillet 1834) rappelle de ses vers, où revit la Venise des amours:

Ti xe bela, ti xe novene
Ti xe fresca come un fior!
Vien el tempo de le lagrime.
Ridi adesso e fa l'amor!

Comme nous nous aimerons bien! n'est-ce pas, n'est-ce pas mon petit frère, mon enfant? Ah, qui te soignera, et qui soignerai-je? Qui aura besoin de moi, et de qui voudrai-je prendre soin désormais? Comment me passerai-je du bien et du mal que tu me faisais? ... Je ne dis rien de la part de Pagello, sinon qu'il te pleure presque autant que moi ....» Que ce Pagello l'emporte en complaisance sur M. Dudevant! Par la suite, le 1er avril, Sand revient à l'assaut: «Ne crois pas, ne crois pas, Alfred, que je puisse être heureuse avec la pensée d'avoir perdu ton cœur. Que j'aie été ta maîtresse ou ta mère peu importe.» Mais non, elle a été l'une et l'autre à la fois et c'est de cette découverte étonnante qu'elle parle à la page qui suit: «Tu as raison, notre embrassement était un inceste, mais nous ne le savions pas, nous nous jetions innocemment et sincèrement dans le sein l'un de l'autre. Eh bien! avons-nous un seul souvenir de ces étreintes qui ne soit chaste et saint? Tu m'as reproché, dans un jour de fièvre et de délire, de n'avoir jamais su te donner les plaisirs de l'amour. J'en ai pleuré alors, et maintenant je suis bien aise qu'il y ait quelque chose de vrai dans ce reproche, je suis bien aise que ces plaisirs aient été plus austères!»[41])

Notez le mélange des mots «étreintes et chasteté» et notez que nous ne savons pas ce que le jeune homme, habitué à la débauche et excité par le vin pouvait prétendre dans un jour de fièvre et de délire. Ce qui importe le plus à Sand c'est de le persuader, cet amant delaissé, que leur amour reste ce qu'il était auparavant, que Pagello est un bon ami de tous les deux et que ses rapports avec elle sont d'une chasteté (employons encore le mot que Sand affectionne) vraiment exemplaire. «Je vis à peu près seule ..» (cet «à peu près» vaut un trésor!) «Pagello vient dîner avec moi et me quitte à huit heures», c'est-à-dire à l'heure des tendresses. «Il est occupé de ses malades». Mais lorsqu'ils dînent ensemble, à quoi passent-ils leur temps? Aucun soupçon d'aucune intimité: «Je passe avec lui les plus doux moments de ma vie à parler de toi ... Il comprend si bien ma tristesse, il la respecte si religieusement!» Quelques détails pour faire comprendre que ce «respect» est absolu. Sand dort avec Giulia, la sœur du médecin; Pagello occupe une chambre à l'étage supérieur et il est «dehors toute la journée». Il a, en outre, une maîtresse, Arpalice, qui les menace tous les deux «d'una coltellata»; Sand assure qu'elle fait de son mieux pour réconcilier Arpalice et Pagello; et comment jouerait-elle ce rôle étant vraiment éprise du docteur? — Enfin mère avec Musset, sœur avec Pagello. Les deux amants savent cependant, chacun de son côté, la vraie

---

[41]) Cfr. P. Mariéton, *Une histoire d'amour* et le *Journal intime* de Sand qu'on y cite. Voyez surtout sa correspondance en général et ses *Lettres à Alfred de Musset et à Sainte-Beuve*, éd. Rocheblave citée, p. 75.

acception de ces mots. En attendant, des conseils intimes; qu'il ne boive pas, qu'il ménage sa santé» — «pas encore de vin, pas encore de filles», mais en mère indulgente, elle lui permettra plus tard quelques distractions «quand la nature viendra te le demander impérieusement».[42])

Suivent les petites commissions comme gages d'intimité. George charge Alfred de lui acheter à Paris douze paires de gants glacés, deux paires de souliers de satin noir, un quart de patchouly etc., puis une autre commission pour le bon Dieu, avec promesse de retour: «Adieu, mon petit ange, si tu rejoins Dieu avant moi, garde-moi une petite place là-haut près de toi. Si c'est moi qui pars la première, sois sûr que je la garderai bonne».[43]) Et ce pauvre Pagello, où va-t-on le fourrer? Pas une petite place pour lui auprès de la divinité. N'est-ce pas dire à Musset que son seul rêve, ici-bas comme là-haut, c'est de vivre à son côté? Par ci, par là des lignes effacées, avant de livrer la correspondance au public, mais quelque chose échappe à sa prudence. Nous lisons par exemple: «Quelquefois je me mets à rire, toute seule au souvenir de nos bêtises et puis il se trouve que cele me fait pleurer». Ah, le doux regret du passé! et l'invitation à une nouvelle rencontre: «Oh! nous nous reverrons n'est-ce pas?»; et peu de lignes après: «Dieu m'est témoin .... que je mépriserais celui qui me prierait, non pas seulement de te maudire, mais de t'oublier.» Mais alors à quoi bon ce Pagello qui ne sait pas faire oublier? Pagello, répond Sand, n'est qu'un ami, que le confident attitré de Musset: «l'ami auquel tu m'a confiée» et après: «Tu m'a remise dans les mains d'un être dont l'affection et la vertu sont immuables»; enfin Sand et Pagello chantent ensemble le *duo*: «Il nostro amore per Alfredo» et contemplent la lune, la larme au coin de l'œil, au souvenir de l'être chéri: «Ton nom est une parole solennelle que je prononce le soir dans le silence des lagunes et auquel répond une voix émue ... *io t'amo*».[44])

Ajoutez la câlinerie flatteuse aux dépens du remplaçant: «Pagello, écrit-elle à Musset ... n'a pas lu *Lélia* et je crois bien qu'il n'y comprendrait goutte.» Et ne trouvez-vous pas de l'hypocrisie et de l'audace à la fois dans ces lignes qui suivent, indiquant sa passion équivoque? «J'ai besoin de nourrir cette maternelle sollicitude qui s'est habituée à veiller sur un être souffrant et fatigué (lisez Musset). Oh! pourquoi ne pouvais-je vivre entre vous deux et vous rendre heureux sans appartenir ni à l'un ni à l'autre?». D'ailleurs, qu'importe qu'elle ait appartenu à tous les deux? «Crois-tu donc qu'un amour ou

---

[42]) Corresp. citée, p. 20, 21, 25, 29, 35, 38, 42 etc.
[43]) Ibid. p. 52.
[44]) *Ibid.* pp. 45, 51, 66, 70, 73 etc.

deux suffisent pour épuiser et flétrir une âme forte?»[45]) C'est ce qu'elle démontrera par la suite. Enfin Pagello la suit à Paris, Musset revoit Sand, l'amour les reprend et le médecin vénitien est flanqué à la porte. Comment! ce Pagello «lui qui comprenait tout à Venise, du moment qu'il a mis le pied en France, il n'a plus rien compris et le voilà désespéré?» — Eh, bien! qu'il s'en aille. «Je ne le retiendrai pas ... il n'a plus la foi, par conséquent il n'a plus d'amour ...» et le mélange incestueux des mots qui nous choque encore davantage: «Je l'aimais comme un père et tu étais notre enfant à tous deux». Enfin la note comique qui veut paraître sublime: «Il souffre et je tâcherai de le consoler et tu m'y aideras». Pagello part et Sand de s'écrier: «Adieu donc le beau rêve de notre sainte amitié.»[46])

N'allez pas croire pour cela que Musset soit poursuivi; il poursuit lui aussi, il lance d'ardents appels à l'amour car il sait bien que ses appels seront écoutés; tous les deux ont «soif» l'un de l'autre.[47]) Musset peut bien lui écrire des paroles brûlantes: «Je meurs d'amour» — «Dis-moi que tu me donnes tes lèvres, tes dents, tes cheveux»; elle l'écoute agitée, éperdue, elle partage son érotisme. N'oubliez pas ce qu'Alfred écrit d'elle, dans un livre très favorable à son amante, *La confession d'un enfant du siècle*, où vous voyez le trio Octave (Musset), Brigitte (Sand) et Smith (Pagello); Brigitte est là frémissante, voluptueuse «ses joues couvertes de rougeur, toutes brillantes de pourpre», et encore: «elle allait et elle venait toute folle d'amour, toute vermeille de joie; et elle ne savait qu'imaginer, quoi faire, quoi

---

[45]) *Ibid.* pp. 62, 30, 73, 77, 49 et introduction citée *passim.*

[46]) *Ibid.* Voyez aussi Albert Le Roy, *G. Sand et ses amis*, 3me éd. Paris 1903. — p. 298.

[47]) On n'a qu'à lire la correspondance d'Alfred de Musset dans l'éd. citée de Léon Séché aux p. 50, 51, 54. 119 et suiv. Aussitôt parti, le 5 avril 1834, Musset écrit à Sand: «Je t'aime encore d'amour, George.» Puis la répétition des mêmes sentiments: «C'est un inceste que nous commettions.» Il est heureux de la voir «appuyée sur un homme (comme Pagello). Brave jeune homme! Dis-lui combien je l'aime, et que je ne puis retenir mes larmes en pensant à lui.» Les sentiments de son amante s'imposent aux siens, du moins pour le moment. Plus tard, il le maudira cet italien, dont les souffrances lui causent de la joie (p. 102). D'ailleurs, il s'était aperçu même auparavant que son affection pour Pagello était ridicule (p. 61). Après son délire amoureux, après des expressions passionnées, le froid de la séparation. Alfred écrit à Sainte-Beuve, en novembre 1834: «Mme Sand sait parfaitement mes intentions présentes, et si c'est elle qui vous a prié de me dire de ne plus la voir, j'avoue que je ne comprends pas bien par quel motif elle l'a fait, lorsqu'hier au soir même j'ai refusé positivement de la recevoir à la maison» (p. 114). Les contradictions, la haine, les doux souvenirs de cet amour ont été étudiés par les critiques. Ajoutons un détail se rapportant à l'écrivain. Dans un *Caprice*, qui est de 1837, on lit ce bout de dialogue:

«Mme de Léry — Aimez-vous les romans de Mme Sand? Chavigny — Non, pas du tout» et Chavigny est censé homme de bon goût.

dire, pour se donner et se donner encore, corps et âme et tout ce qu'elle avait.» Je crois que cela suffit, mais si mon lecteur est plus exigent dans sa curiosité, qu'il regarde les dernières pages de l'histoire des amants de Venise. Musset la reprend, la quitte, et elle de se couper les cheveux et de les lui envoyer et quelles lettres et quelles notes dans son *Journal!*[48]) «Dis-moi ce que tu veux, fais ce que tu veux, ne t'occupe pas de moi, je vivrai pour toi aussi longtemps que tu voudras et le jour où tu ne voudras plus, je me résignerai sans cesser de te chérir et de prier pour toi». Puis, à cette apparente résignation, suivent des cris de délire: «l'amour, c'est le bonheur qu'on se donne mutuellement. ... Me voici par terre, me roulant avec mon amour désolé comme avec un cadavre ..». «Mon seul amour, ma vie, mes entrailles, mon frère, mon sang, mais tuez-moi en partant»: et toujours dans son *Journal*: «si j'allais casser le cordon de sa sonnette jusqu'à ce qu'il m'ouvrît la porte? Si je m'y couchais en travers jusqu'à ce qu'il passe?» — «Caresse-moi, puisque tu me trouves encore jolie malgré mes cheveux coupés». Quand tu seras fatigué de moi «renvoie-moi, maltraite-moi, mais que ce ne soit jamais avec cet affreux mot: Dernière fois». Enfin une sorte de contrat qu'elle voudrait passer avec le bon Dieu. Qu'il lui rende son amant et en échange elle l'adorera, «mes genoux useront les pavés des églises!» En voulez-vous encore davantage? Voici dans ce *Journal* la même contamination de sentiments: «O mes pauvres enfants; que votre mère est malheureuse!» et la passion qui jette les voiles, le souvenir «des nuits brûlantes» et l'allusion au spasme suprême: «O mes yeux bleus, vous ne me regarderez plus! Belle tête, je ne te verrai plus t'incliner sur moi et te voiler d'une douce langueur. Mon petit corps souple et chaud, vous ne vous étendrez plus sur moi.»[49]) Et encore: «Pourquoi mon sang s'est-il changé en feu et pourquoi ai-je connu, au moment de mourir, des embrassements plus fougueux que ceux des hommes?»[50])

Tout cela cependant c'est de la passion et la passion peut s'excuser, mais que dire après une nouvelle et passagère liaison, lorsque c'est elle qui met à la porte Alfred, de ce cri d'une femme de plus de trente ans, plus âgée que son amant: «jamais je ne me suis plainte d'avoir été enlevée à mes enfants?» Mais c'est elle qui l'a enlevé lui à sa mère, c'est elle qui a prié celle-ci de permettre à son fils de la suivre à Venise, démarche étrange de la part d'une femme qui a conscience de sa dignité! Et que dire

---

[48]) *Ibid.* et *Corresp.* de Sand p. 87 sqq.

[49]) Ce délire érotique avait été exprimé par Musset même, en 1833, dans une lettre adressée à Sand: «Jamais amant aimé mourant sur sa maîtresse N'a dans deux yeux plus noirs bu la céleste ivresse...» (*Corresp.* éd. Séché, p. 63.)

[50]) Cfr. Le Roy ouvr. cité, p. 295 et suiv.

aussi de ces derniers mots: «Je t'ai aimé comme mon fils, c'est un amour de mère»? Est-ce que Paul de Musset en *Lui et elle* a tous les torts comme le veulent certains critiques, lorsqu'il fait qu'Édouard (Alfred) dise à Olympe (Sand): «Ma chère, vous parlez si souvent de chasteté que cela devient indécent?»

Sa liaison avec Alfred est finie, mais on s'en souviendra en lisant plusieurs pages de ses romans. Sand souffre d'une crise hépatique, puis la voilà debout reprenant ses travaux dans le calme de la campagne, nouant d'autres amours et se présentant ensuite en victime aux juges, assistée d'un nouvel amant, pour plaider sa séparation conjugale. Ne nous étonnons donc pas si ses personnages jurent, à chaque instant, qu'ils vont mourir et si nous les voyons, au dernier chapitre, solides et d'humeur enjouée. Ils participent à la nature de leur auteur. Après avoir donné «la moitié de son sang» je ne sais combien de fois, vous voyez Sand, s'éprendre de plus belle de Michel de Bourges, l'orateur passionné, le tribun entraînant, chauve, vieux en apparence mais «des dents magnifiques» et la «tête belle et vaste». Michel passe (on s'apercevra plus tard qu'on s'est trompé sur son compte!) et Pierre Leroux s'empare de l'esprit de notre artiste mais non pas, à ce qu'il paraît, de son corps. C'est l'apôtre du socialisme, agitant des idées grandioses et rêvant d'une évolution progressive de l'homme par des passages continuels d'un corps à l'autre, inspirateur des romans socialistes de notre écrivain et de son nouveau mysticisme.[51])

Et encore un amour, cette fois plus modeste et dans l'ombre, une distraction champêtre, avec le précepteur de ses enfants, Félicien Mallefille, pour lequel elle donnerait encore une fois «la moitié de son sang»; puis, enfin, après la purification chrétienne que son culte pour Lamennais représente, son entraînement pour la musique et pour Chopin, un de ces grands hommes, dont elle déclare «avoir plein le dos» mais auxquels elle revient sans cesse en femme qui aime avec les sens et l'esprit.[52]) Entre temps, une nouvelle preuve de son hypocrisie féminine envers la comtesse d'Agoult, en art Daniel Stern, qu'elle va tourner en ridicule en *Horace* et à laquelle elle écrit avec une servilité aussi étonnante que peu sincère: si vous m'accordez votre amitié, vous ferez de moi ce que vous voudrez. «Je vous porterai sur

---

[51]) On sait que Leroux a été le collaborateur de *Spiridion*, le correcteur du remaniement de *Lélia* et l'inspirateur de *Consuelo*, de la *Comtesse de Rudolstadt*, de *Ziska*, de *Procope le Grand*, du *Coup d'œil général sur Paris*, du *Meunier d'Angibault*, du *Péché de M. Antoine*, *d'Horace*, du *Compagnon du tour de France* et de *Jeanne*, mais il faut reconnaître, dans ces romans, d'autres influences, celles surtout du monde slave dont nous allons parler.

[52]) Voyez sur cet amour, outre l'étude du comte Wodzinski: *Les trois romans de Chopin*, l'excellent ouvrage cité de Wladimir Karénine. — IIIe vol., pp. 24 suiv.

mon dos. Je vous ferai la cuisine. Je laverai vos assiettes... Si vous marchez dans quelque chose de sale, je trouverai que cela sent bon».[53]) La glorification du slavisme, dans son œuvre, s'explique par Chopin et Mickiewicz et sa passion pour les artistes de la scène, chanteurs, musiciens, comédiens, s'expliquera de même par Chopin, Liszt, Meyerbeer, Mme Dorval comédienne et Pauline Garcia, c'est-à-dire Mme Viardot, cantatrice célèbre et «mezzo soprano» comme le Consuelo du roman homonyme.

Grâce aux recherches diligentes et intelligentes de la dame qui se cache sous le nom de Karénine, nous possédons aujourd'hui un nouveau document psychologique.[54]) Il s'agit d'une lettre que Sand adresse au comte Grzymala, ami de Chopin, lors de sa liaison avec celui-ci. Après avoir pris pour confidents de ses amours passées Sainte-Beuve, Delacroix et Jules Boucoiran (Alfred Tattet était celui de Musset), c'est maintenant le tour d'un étranger. Les nombreux «confidents» de ses romans découlent de là.

Ce qui nous frappe le plus, dans cette lettre, c'est le calcul froid, l'exposition mesurée et calme de sa situation. Elle a, à ce moment, une liaison avec Mallefille; quant à Chopin, il n'a pas oublie une autre femme: Marie Wodzinska. «S'il peut être heureux par moi, sans cesser de l'être par elle, moi je puis faire de même de mon côté». C'est ce qu'un comptable appellerait «partie double»; on dirait en effet, qu'elle veut garder Chopin pour l'esprit et Mallefille pour le reste. Ma nature, ajoute Sand, n'est pas «inconstante», (déclaration curieuse au moment où elle s'apprête à changer d'amant) et au fond de mon cœur gronde «un foyer encore menaçant». Enfin elle se sent bien disposée à serrer Chopin «chastement» dans ses bras. Ce «chastement» explique le reste. D'ailleurs cette question de l'amour sensuel ne répugne pas à sa nature et n'éveille, dans son âme, aucun scrupule. Elle l'avoue avec assez de franchise, ce qui serait méritoire à un certain point de vue si elle n'abusait pas, en même temps, des mots de chasteté et de retenue. Imaginez-vous la piètre mine du confident lorsqu'il se sent chargé de faire comprendre à son ami, que la lionne est bien disposée à *l'amour complet!* Il doit en outre écouter patiemment ce que Sand ajoute sur l'embarras que lui causent maintenant les caresses de Mallefille «cet ange», et des efforts qu'elle fait pour lui cacher sa gêne. Remarquez le ton pédant de la disquisition: «Ce mot d'amour physique dont on se sert pour exprimer ce qui n'a de nom que dans le ciel, me *déplaît* et me *choque*, comme une impiété, et comme une idée fausse en même temps. Est-ce qu'il peut y avoir, pour les natures élevées, un amour purement physique et pour les natures sincères un amour purement intellectuel?» Chopin

[53]) *Corresp.* I, p. 318.
[54]) Ouvr. cité, p. 44 suiv.

a tort si les embrassements lui répugnent: «Il a donc eu une maîtresse indigne de lui? Pauvre ange!» On voit qu'il s'agit maintenant de deux anges! «Il faudrait pendre toutes les femmes qui avilissent aux yeux des hommes la chose la plus respectable et la plus sainte de la création, le mystère divin». Elle ne le dit pas, mais on comprend facilement comment elle va réhabiliter aux yeux de Chopin ce qu'elle appelle le «mystère divin»! — Cet excellent comte Grzymala est chargé, en outre, de «fouiller» les sentiments de son ami, afin qu'elle «sache ce qui se passe». A ce point nous pourrions croire avoir affaire à une âme un peu froide mais sincère. Avant de s'engager en de nouveaux liens, et de dénouer les anciens, elle veut savoir à quoi s'en tenir; aucun calcul d'interêt, aucune lâcheté de procédé; son cœur est encore ardent et elle peut bien en disposer à son gré. Si sa morale n'est pas celle des bonnes mères de famille, il faut rappeler les conditions du temps, son mauvais mariage et son génie surtout. Car n'oubliez pas ce que Sand dit en *Elle et lui*: aux artistes «on doit pardonner des entraînements plus soudains et des impressions plus fièvreuses... Et puis le monde exige des artistes le feu de l'inspiration et il faut bien que ce feu qui déborde pour les plaisirs et les enthousiasmes du public arrive à les consumer eux-mêmes».

Ne raisonnons donc pas comme la «gent épicière» et oublions *Philotée* et les beaux discours de Fénelon sur l'éducation des filles et des femmes. Celles qui applaudissaient le pieux évêque n'étaient peut-être pas meilleures pour cela. Malheureusement, dans cette lettre qui paraît aller droit à son but, vous entendez encore des «accents maternels» qui sont désespérants et ce qui n'est pas moins sujet à caution, vous voyez Sand en quête de prétextes pour mettre à la porte le «petit», c'est-à-dire Mallefille: «les prétextes ne manqueront pas et les soupçons ne lui viendront jamais»; ce qui signifie que cette femme, qui vante sa sincérité, trompera, à cœur joie, ce pauvre amant, «le seul homme qui se soit donné entièrement et sincèrement à moi», pour le seul plaisir du changement. En effet, Mallefille est envoyé au Havre en compagnie de Maurice, le fils de notre écrivain, témoin importun lui aussi de ces nouvelles amours.

Lorsque Chopinet, Chip, Chip-chip, Chip-chop, (que de diminutifs caressants en cette femme si mûre!) se sera dûment installé chez Sand, tous les deux pourront faire retour, l'un pour connaître son successeur, l'autre pour embrasser le nouveau papa de contrebande.

Sand, à l'en croire, est surtout une garde-malade, une sœur du bon secours pour ses amoureux: elle a soigné tout le monde et elle soignera Chopin mieux que les autres. Même l'amour elle le lui ménage, plutôt en médecin qu'en femme passionnée. Mais prenez garde; elle a trop crié sur les toits

tout le bien qu'elle a fait à Musset, du temps de sa maladie, ses veillées, ses souffrances, pour qu'il n'y ait pas là un peu de pose de femme dévouée, de sœur charitable. Il en est de même avec Chopin. Au fond, ce rôle de garde-malade lui donne de l'ennui et l'écœure. «Le bon Chopin» qui «n'est pas brillant de santé», qu'on doit garder comme «un enfant», deviendra, à Majorque et à son retour de l'île espagnole, «un *fiasco* épouvantable» et, qui plus est, «un malade détestable». Elle fait, à ses amis, des confidences étranges sur ses rapports intimes avec le musicien; à l'en croire encore, elle a revêtu la blancheur des lys. A Paris, Chopin et Sand s'installent en deux rues diverses, mais il se réunissent plus tard rue Pigalle. Karénine remarque fort à propos que toutes ces déclarations sur le sacrifice qu'elle fait pour un malade, sans être «illusionnée par une passion» n'est qu'un «essai absolument manqué et fort inutile de donner l'explication d'un fait qui n'avait pas besoin d'être expliqué, et de lui donner une apparence qui ne pouvait tromper personne.»[55]) Ce que Sand expose dans l'*Histoire de ma vie* a pour seul but de s'attribuer le beau rôle; Chopin y est représenté, jaloux, nerveux, irascible, toussant et crachant, ainsi que Musset avait été représenté auparavant, dans ses autres écrits, comme un fort mauvais caractère, jaloux lui aussi, fantasque, coureur de filles et ivrogne par dessus le marché. On est même frappé par les traits de ressemblance des deux portraits qui paraissent se fondre en celui du prince Karol du roman *Lucrezia Floriani.* Et Sand se peint encore une fois remplissant sa mission, et lorsque Chopin s'éloigne d'elle, l'âme et le corps brisés, et qu'il l'accuse de ne l'avoir jamais aimé, elle s'écriera encore une fois, en serrant sur son cœur le petit Maurice: «Quel blasphème après ces huit années de dévouement maternel!» Le même dévouement dont il était question pour Musset.

La passion a une beauté rayonnante, mais à la condition d'être sincère. Cependant la manière de notre auteur d'envisager le genre masculin, peut bien plaider les circonstances atténuantes. — Sand écrit à Boucoiran. «J'ai assez vu les grands hommes pour savoir qu'ils sont les plus petits de tous. Je les fuis comme la peste», et plus tard elle ajoutera ce que vous savez: «J'ai des grands hommes plein le dos», ce qui ne lui a pas empêché d'y revenir même après ces déclarations. Or, si la femme d'un artiste est presque toujours la victime de son mari, pensez donc comment la chose doit se passer lorsque deux intelligences supérieures, toutes deux vouées aux muses, toutes deux excitables et nerveuses, se mettent ensemble, en communion complète; lorsque le sens critique de l'un s'exerce aux dépens de l'autre, lorsque chacun d'eux affiche son indépendance et sa personnalité ombra-

[55]) Ouvrage cité, pp. 111—112.

geuse! Tout ménage a besoin de calme et de condescendance et les fièvres des beaux esprits romantiques devaient naturellement amener des heures de détente, de découragement, de soupçons et de méfiance. Ce qu'il y a de mieux à faire pour un artiste, c'est d'épouser une femme aux sens tranquilles qui admire sa grandeur et excuse ses faiblesses; quant à la femme de génie, elle se trouve, en ménage, qu'il soit libre ou légitime, dans une position presque toujours fausse: elle ne saurait endurer un homme inférieur et un homme intelligent ne supporterait pas ses airs de supériorité. C'est ainsi que George Sand a été vraiment malheureuse en amour, bien qu'elle ait fait de son mieux, par des changements successifs, pour trouver l'âme sœur; faute de la trouver en réalité, elle a créé l'homme idéal, l'homme de ses rêves et de ses romans.

III. Reflets de Sand dans son œuvre.

L'iconographie de Sand nous présente un fait assez commun et auquel les romantiques eux-mêmes ne pouvaient se soustraire: à la fleur de l'âge, la taille mince, fluette, le visage sentimental; puis, passé le milieu de la vie, rondeurs insolentes et double menton. En *Lui et Elle*, Paul de Musset la décrit: «brune, pâle, olivâtre, avec des reflets de bronze et des yeux énormes comme une indienne». C'est le portrait d'un adversaire qui ne flatte point. Balzac, en *Béatrix* la peint, et c'est le portrait d'un ami, sous le pseudonyme de Mlle des Touches, lorsque ses grâces sont déjà un peu mûres. La description de sa beauté est très détaillée: «notre personnage, dit l'auteur, est d'une taille ordinaire; elle n'a pas cinq pieds mais on les lui donne. ...Elle a ce teint, olivâtre au jour et blanc aux lumières, qui distingue les belles italiennes... Cette particularité (de ne rougir que faiblement) prête à son visage une impassibilité de sauvage. (Cette impassibilité impose)... Les cheveux, noirs et abondants, descendent en nattes le long du col... Ce front est plein, large, renflé aux tempes, un front puissant et volontaire, silencieux et calme.» Quant aux yeux: «la prunelle est brune. Dans un moment de passion (cet œil) est sublime, l'or de son regard allume le blanc jaune et tout flambe; mais, au repos, il est terne; la torpeur de la méditation lui donne même, parfois, l'apparence de la niaiserie.» Son aspect est triste, mélancolique, le nez mince et droit... la bouche, arquée à ses coins, est d'un rouge vif... le menton... est un peu gros... Il est nécessaire de dire que le dessous du nez est légèrement estompé par un duvet plein de grâce... Le buste est large. Le corsage est mince et suffisamment orné... le col présente, par moments, des plis d'une magnificence athlétique... les mains sont mignonnes, pleines de fossettes grasses... Elle effraye par son silence et par ce regard

profond d'une profonde fixité ... Chacun tremble de rencontrer dans cette femme (il la compare à Cléopâtre) les corruptions étranges d'une âme diabolique ... Ce tempérament sanguin-bilieux est le seul qui puisse repousser l'action du temps. La pulpe incessamment nourrie de cette peau comme vernissée est la seule arme que la nature ait donnée aux femmes pour résister aux rides, prévenues d'ailleurs, chez Camille, par l'impassibilité de la figure».

Edouard Grenier[56]) a remarqué, à son tour, la beauté de ses yeux à larges paupières et noirs, mais nullement brillants, le front haut, encadré de longs cheveux noirs; mais, comme elle a atteint la quarantaine, c'en est fait de sa jolie taille de femme sentimentale. Enfin, en tout temps, ceux qui out connu notre Sand, ont décrit la pâleur de son visage, la beauté de sa chevelure d'ébène, la finesse de ses extrémités, et l'expression particulière de ses yeux.

Or il s'ensuit un fait curieux et en même temps fort naturel, si l'on pense au sexe de notre artiste. En parlant du type esthétique de ses femmes, nous verrons bientôt que celles-ci, dans ses premiers romans, sont fluettes, pâles, languissantes; celles des romans successifs, participent, au contraire, de l'épanouissement progressif de leur auteur et étalent des rondeurs. Le type de la femme intelligente, à laquelle Sand réserve le triomphe, a pour règle constante, les yeux, et les cheveux noirs, le visage pâle et ce front haut et encadré dout Balzac vient de nous parler. Plus tard notre romancièra permettra aussi à ses héroïnes les tons gris. En d'autres termes, ses femmes, Sand les peint en consultant son miroir.

Je glisse sur d''autres reflets qui ont été constatés. En *Rose et Blanche* des détails de sa vie de couvent et la reproduction du portrait de l'archevêque d'Arles; en *Indiana*, des souvenirs plus personnels encore. Au dire des critiques, le colonel Delmare ne serait qu'un calque de M. Dudevant ce qui fait qu'Aurore se réfléchit en Indiana. Je nie la copie mais j'admets quelques points de contact. Ne nous laissons pas, tout d'abord, dérouter par ces changements. C'était la mode de l'époque; on obligeait le lecteur à déchiffrer des énigmes; les caractères devenaient des devinettes; la biographie à clef l'emportait; voyez *Lui et Elle. Elle et Lui*, *Lui* de Louise Collet et la *Confession* de Musset. A l'exposition exacte on préférait l'allégorie. En *Indiana*, l'héroïne a pourtant quelques traits de Sand sans être Sand et l'histoire se prête à certaines allusions sans devenir pour cela une page autobiographique. La protagoniste rappelle donc notre George en tant qu'elle est incomprise, délaissée, en tant qu'elle cherche l'âme sœur, quant au reste, ce n'est que de la fiction, y compris ce mari qui n'est M.

---

[56]) *Souvenirs littéraires*. 1894.

Dudevant que parce qu'il paraît indigne de sa femme et qu'il est ancien militaire et chasseur. Dans le *Secrétaire intime*, de 1834, remarquez un fait qui va devenir ensuite une règle générale; l'héroïne a trente ans et même davantage et est plus âgée que son amant. A mesure que Sand vieillit, les femmes de ses romans acquièrent quelques années de plus et l'auteur a soin d'ajouter que le nombre des printemps ne fait rien à l'affaire, que la vraie jeunesse est, jusqu'à un certain point, indépendante de l'âge. Ce «certain point» recule lorsque Sand approche et dépasse la quarantaine; on rencontre alors, dans ses romans, des femmes tout à fait mûres et que l'on adore, entre autres la protagoniste de la *Filleule*. Quintilia Cavalcanti du *Secrétaire intime* a déjà acquis de l'embonpoint, cet embonpoint jadis abhorré; elle a ce genre de beauté dont on devine le modèle. «Quintilia ... était admirablement belle à la clarté des bougies (hélas!) le ton de la peau un peu bilieux dans le jour (c'est le ton de la peau de Sand) devenait le soir d'une blancheur mate qui était admirable.» Sa chevelure faisait surtout son charme: «Elle était d'un noir de corbeau, lisse, égale, si luisante sur les tempes, qu'on eût pris le double bandeau pour un satin brillant; si longue et si épaisse qu'elle tombait jusqu'à terre et couvrait toute la taille comme un manteau.» Quant aux yeux, «grands et noirs», ils «semblaient s'enfoncer dans ses orbites». Voulez-vous d'autres traits caractéristiques? La princesse Quintilia (Olympe, dirait cette mauvaise langue de Paul de Musset) fumait à la file «une douzaine de cigarettes», s'habillait en homme et vivait en bon camarade avec les représentants du sexe masculin. Et l'auteur de proclamer ainsi que ses adorateurs devaient le faire: «Elle était debout et belle comme un ange sous son costume d'homme. »N'oubliez pas non plus son grand mépris pour l'opinion publique acharnée contre elle où vous entendrez l'écho de la correspondance de Sand: «Je suis décidée à laisser dire. Je ne me baisserai pas pour regarder si l'on a mis de la boue sur le chemin où je dois passer». Femme supérieure en toute chose, Quintilia aime les voyages, brille en Italie et affecte un profond dégoût pour l'institution du mariage, du moins telle qu'elle a été conçue jusqu'alors. Le mari qu'elle choisit joue le rôle de l'amant que l'on cache; c'est un esprit supérieur, sans doute mais qui s'efface devant Quintilia et lui baise les pieds. Quintilia est enfin une dominatrice et, qui plus est, affiche, vis-à-vis de ses adorateurs, des airs maternels. Est-ce là un autoportrait? Je ne le dirais pas, mais, en écrivant les aventures de la princesse Cavalcanti, Sand pensait aux siennes et, en esquissant les traits caractéristiques de sa figure et de ses mœurs, elle jetait un coup d'œil sur elle-même et aspirait, en même temps, avec volupté, le parfum d'une cigarette.

En *Jacques* les critiques ont retrouvé bien des souvenirs personnels surtout dans le héros qui s'efface pour donner le bon-

heur à la femme aimée.[57]) Ce brave Jacques qui confie son épouse à son rival, la lui recommande et se tue, rappelle, sans doute, Musset vis-à-vis de Pagello.

On n'a pas remarqué, cependant, que *La princesse de Clèves* développait à peu près la même donnée reproduite aussi dans la *Nouvelle Héloïse*. Ajoutez qu'entre les caractères de Musset et de Jacques il y a tout un abîme et que ce n'est pas la femme de Jacques, faible, douce, insignifiante, qui peut jouer le rôle de notre auteur. Regardez plutôt de côté et vous verrez Sylvia, la sœur de Jacques, celle qui a repoussé les avances d'Octave «esprit supérieur» qui «ne sent pas le besoin d'un appui» méprisant toutes les faiblesses, plus âgée que son amant, aux grands yeux noirs, à la chevelure plus noire encore. Sylvia s'écrie que «le plus noble amour d'une femme pour un homme doit ressembler à la tendresse d'une mère pour ses enfants» et c'est là un mot révélateur. Octave, plus encore que Jacques, nous fera des confidences comme le Musset de la *Confession:* «en proie à mille soupçons, tourmenté, incertain, tantôt craignant d'être la dupe de la plus insigne coquette, tantôt craignant d'avoir outragé la plus pure des femmes.» Relisez la *Correspondance* du poète et cette *Confession* et vous y trouverez les mêmes accents: «Vingt fois elle m'a chassé, et vingt fois j'ai été lui demander sa grâce. ... Elle ne se plie à aucune de mes imperfections; elle ne pardonne à aucun de mes défauts; elle tire argument de tout pour me démontrer à quel point son âme est supérieure à la mienne.» Voici le salut de Sylvia «la femme sublime» à Octave qui est parti: «J'emporte de vous l'idée d'un caractère faible, mais honnête, d'une âme non sublime, mais pure.» Puis un autre accent que nous connaissons: «Pardonnez-moi les chagrins que je vous ai causés, comme je vous pardonne ceux qui me sont venus de vous». Enfin un petit trait que nous connaissons aussi: «J'ai chéri en lui cette faiblesse qui me fait souffrir maintenant.» Remarquez surtout ce qu'elle ajoute d'un accent désabusé «J'ai aimé un être que je n'ai point possédé et que je ne posséderai jamais, parce qu'il n'existe pas. Tous les hommes que j'ai essayé d'aimer lui ressemblaient de loin, mais, vus de près, ils redevenaient eux-mêmes, et je ne les aimais plus du moment où je les connaissais ... Je me sens dans l'âme une soif ardente

---

[57]) Voyez ce qu'en dit Albert le Roy dans son ouvrage cité. Pour lui Octave, c'est Saint-Preux et Fernande, c'est Julie de la *Nouvelle Héloïse* (p. 223). M. Luigi Foscolo Benedetto est revenu tout récemment sur cette question (*A propos d'un roman de George Sand* art. paru dans la *Revue d'histoire littéraire de la France*, Juillet-Septembre 1911, pp. 553—565) et il a fait un excellent parallèle entre M. de Wolmar et Jacques. Pour lui, Sylvia c'est Giulia, la sœur de Pagello. Les amours de Sylvia et d'Octave sont les amours de George et d'Alfred. Nous verrons plus loin comment Alfred de Musset avait, avant l'apparition de *Jacques*, développé le même sujet.

d'adorer à genoux quelque être sublime et je ne rencontre que des êtres ordinaires.»

C'est de la sorte que Sand devait raisonner après ses déceptions, après ses rapports avec les grands et les petits hommes. — Les *Lettres à Marcie* représentent, plutôt qu'une page de sa vie, l'histoire d'une influence, celle de Lamennais, qui amène un retour au mysticisme chrétien, nébuleux d'ailleurs et flottant. Le maître n'a été guère satisfait de cette œuvre, parce qu'il n'y trouvait pas la vraie foi, bien qu'il y ait des traces même de son style: «Nous ne sommes, écrit Marcie, qu'enflure et vanité; nos plaintes ne sont qu'emphase et blasphème» Sand loue la chasteté et l'esprit de l'Evangile, «doctrine céleste de l'idéal, essence de la vie de l'âme» Ainsi la parole du grand croyant et la lecture de la Bible jouaient pour son âme le rôle que Nohant y jouait d'habitude: elles lui donnaient une heure de calme, de douceur, entre les orages de la vie. Et les orages l'entourent, l'entraînent; le verbe socialiste résonne plus haut à son oreille que celui du ministre du Christ et les *Lettres à Marcie* restent inachevées et tombent dans l'oubli. En attendant, une petite et méchante vengeance et, en même temps, un portrait digne de la Bruyère, celui de la comtesse d'Agoult, l'amante de Liszt.[58]) La comtesse, réduite au rang de vicomtesse, sous le nom de Léonore de Chailly, personnifie ce monde aristocrate où Sand ne se trouvait guère à son aise, elle qui, malgré son origine, était désormais devenue bohême à Paris et paysanne dans la Vallée Noire.[59])

---

[58]) *Horace.* Voyez Karénine ouv. cité, Vol. III p. 277, et n'oubliez pas qu'elle aurait chargé Balzac de la même vengeance.

[59]) «La vicomtesse Léonie de Chailly n'avait jamais été belle; mais elle voulait absolument le paraître, et à force d'art se faisait passer pour jolie femme. Du moins elle en avait tous les airs, tout l'aplomb, toutes les fantaisies, toutes les allures, et tous les privilèges. Elle avait de beaux yeux verts d'une expression changeante, qui pouvaient, non charmer, mais inquiéter et intimider. Sa maigreur était effrayante, et ses dents problématiques. Mais elle avait des cheveux superbes toujours arrangés avec un soin et un goût remarquables. Sa main était longue et sèche, mais blanche comme l'albâtre et chargée de bagues de tous les pays du monde. Elle possédait une certaine grâce affectée qui imposait à beaucoup de gens. Enfin elle avait ce qu'on peut appeler une beauté artificielle.» Quant à la partie morale et intellectuelle: «La vicomtesse de Chailly n'avait jamais eu d'esprit, mais elle voulait absolument en avoir, et elle faisait accroire qu'elle en avait. Elle disait le dernier des lieux communs avec une distinction parfaite, et le plus absurde des paradoxes avec un calme stupéfiant. Et puis elle avait un procédé infaillible pour s'emparer de l'admiration et des hommages; elle était d'une flagornerie impudente avec tous ceux qu'elle voulait s'attacher, d'une causticité impitoyable pour ceux qu'elle voulait leur sacrifier ... Elle se piquait de savoir, d'érudition et d'excentricité. Elle avait lu un peu de tout, même de la politique et de la philosophie; et vraiment c'était curieux de l'entendre répéter, comme venant d'elle, à des ignorants, ce qu'elle avait

Remarquez, dans ce portrait, ces yeux verts à l'expression changeante, cette maigreur effrayante, ce sein artificiel, ces fausses dents et cette main longue et sèche et souvenez-vous, comme contraste, du portrait plantureux de G. Sand à la même époque. Des souvenirs personnels se retrouvent aussi en *Consuelo*. D'abord Consuelo «mezzo soprano» est bien l'amie de Sand, Mme Viardot, mais l'auteur lui prête beaucoup de ses sentiments, comme elle lui prête Chopin. Certains passages des *Lettres d'un voyageur* expriment, mot pour mot, la même joie des excursions pédestres, des dangers et des aventures. La ressemblance atteint presque l'identité lorsque Consuelo s'habille en homme et s'amuse des méprises causées par son déguisement. Elle se moque de la grave sentence d'un curé, sorte d'excommunication adressée, peut-être, auparavant à l'auteur: «Il y a, dans les Saintes-Ecritures, un verset qui condamme à mort tout homme on femme coupable d'avoir quitté les vêtements de son sexe.» — Plus tard, en 1846, Sand compose *Isidora*. Son héroïne a quarante cinq ans et fait encore des conquêtes; Sand en a quarante-deux et il faut bien laisser un peu de marge pour l'avenir. Toutes les deux cependant tournent le regard vers cette vieillesse qui les attend comme un port tranquille après une traversée orageuse et renoncent à l'amour avant que celui-ci les chasse de ses rangs. «Vraiment, dit Isidora, la vie est meilleure qu'on ne croit.» La vieillesse «est peut-être l'heure la plus pure et la plus sereine de notre pénible carrière». Comment une femme peut-elle songer sans frémir à l'effacement de sa beauté, comment peut-elle renoncer aux hommages que l'autre sexe lui rend, à ce frémissement de murmures flatteurs qui s'éveillent à son passage? «Moi vieillir... devenir grasse, lourde, désagréable à voir.... quand une femme me regardera sans envie et un homme sans désir...?» Mais il faut bien prendre son parti et alors quoi de mieux à faire que d'entourer la candeur des cheveux d'une auréole de pureté? «Ma vieillesse, c'est Sand qui parle par la bouche d'Isidora, est innocente de mes erreurs passées; elle les ignore parce qu'elle ne les comprend plus.» C'est l'absolution de la bonne dame de Nohant. Et elle avance désormais avec une douceur sereine,

---

appris le matin dans un livre, ou entendu dire à quelque homme grave. Enfin elle avait ce qu'on peut appeler une intelligence artificielle.

La vicomtesse de Chailly était issue d'une famille de financiers qui avait acheté ses titres sous la régence, mais elle voulait passer pour bien née, et portait des couronnes et des écussons jusque sur le manche de son éventail. Elle était d'une morgue insupportable avec les jeunes femmes, et ne pardonnait pas à ses amis de faire des mariages d'argent. Du reste, elle accueillait assez bien les jeunes gens de lettres et les artistes. Elle tranchait avec eux de la patricienne tout à son aise, affectant, devant eux seulement, de ne faire cas que du mérite. Enfin, elle avait une noblesse artificielle, comme tout le reste, comme ses dents, comme son sein, et comme son cœur.»

vers un autre port, un port inconnu, bien plus calme que celui où elle vient d'entrer; elle regarde son passé: que d'attaches, que de regrets et de haines! Oublions pour que l'on nous oublie; oublions et pardonnons. Le temps est venu où l'on marche en liberté, sans craindre les chutes, où l'on regarde, en souriant, les passions et les erreurs des autres: «Je n'aime plus les hommes, moi! Je n'ai plus besoin de leurs louanges, j'en ai assez et je sais ce qu'elles valent.»

Un rapprochement singulier qui prouve la vérité psychologique de ces pages. Christine Trivulce Belgiojoso, qui se sent vieillir, écrit à Mme Jaubert: «Après tout, si le sentiment qui accompagne la vieillesse n'est pas plus amer, je salue cette heure inévitable en lui disant: Sois la bienvenue! Combien j'ai redouté son arrivée! Que j'avais tort de croire que quelque chose dans la nature pût être entièrement mauvais!»[60]) Ce qui forme la conclusion d'*Isidora* constitue l'essence d'un autre roman, *Metella*, paru six ans après, analyse des sensations, des déceptions et de la résignation d'une femme pour laquelle l'heure de la crise vient de sonner et qui voit l'indifférence, l'abandon, le mépris de l'homme auquel elle a dédié toute sa jeunesse et que ses rides chassent pour toujours. Elle se cramponne, de toutes ses forces, au temple de Cythère et, avant de clore sa carrière, elle a encore un amour qui la console, un rayon de soleil couchant. Nous avons vu ce qui a consolé de même l'automne de notre écrivain et, si vous désirez quelque chose de plus intime et de plus approchant, voyez encore *Isidora*, où l'on fait l'apologie de «l'instituteur du fils», modeste et timide, qui fait l'amour avec la mère de son élève et songez à Mallefille. En *Isidora* paraissent aussi d'autres réminiscences, des sensations de sa vie. Jacques, à Paris, a la nostalgie de la campagne. Il s'est rendu dans la grande ville pour y écrire des livres, pour gagner sa place au soleil, mais il regarde avec tristesse, du haut de sa mansarde, les toits, les cheminées et, plus en bas, en raccourci, les arbres tristes, rabougris et poussiéreux des boulevards: «Ils poussent en hauteur, ils ont beaucoup de feuillage, mais la tige est parfois d'une ténuité effrayante.» Ce sont comme les enfants de la ville «beaux d'une langueur gracieuse mais grêle.» Jacques recherche un jardin qui lui donne l'illusion de la campagne et bien d'autres personnages de ces romans chercheront de même le coin tranquille et vert, l'île solitaire où l'on oublie. C'est là, vous le savez, le rêve constant de Sand. Rappelons rapidement, avant d'aborder le roman le plus personnel de Sand, *Lucrezia Floriani*, d'autres souvenirs autobiographieques qui ne sont pas douteux. Le héros de *Simon* est en relations étroites avec Michel de Bourges, Huguenin du *Tour de France* c'est Perdignier embelli; l'ami

[60]) Voyez, Léon Séché, *Alfred de Musset*, Paris 1907, 11 vol. p. 1011.

de Sand, Calamatta, devient Valerio des *Maîtres Mosaïstes*;[61]) la bourrée que dansent *les paysannes de la* Vallée Noire est bien celle qu'elle dansait à Nohant; le caractère de Delatouche, jaloux, exclusif, paraît le modèle de celui de Porpora en *Consuelo* et l'amie de Sand, Mme Dorval, la comédienne, célèbre, nerveuse, qui avait bien joué en des «troupes ambulantes» joue, à son tour, un rôle dans *Le beau Laurence*. Sans suivre un ordre rigoureusement chronologique qui, dans ce cas, nous paraît inutile, pénétrons dans le *Château des Désertes*, où l'on représente des pièces «endiablées», avec beaucoup de tapage. Les braves gens qui passent sont aux écoutes; bien sûr on fait le sabbat, ou la maison est hantée. Dans son *Histoire*, notre Sand raconte que l'aventure s'était passée réellement chez elle. Dans la *Filleule*, une demoiselle capricieuse, sensuelle, qui a bien des traits de Solange, la fille de Sand, et qui, comme celle-ci pour Chopin, s'éprend d'amour pour l'homme qu'elle devait considérer comme une sorte de beau-père. Ce n'est pas une copie mais peut-être un souvenir. Le petit jockey du *Péché de M. Antoine* reproduit Sylvain Charasson, devenu plus tard le cocher de Sand; en *Adriani*, en *Monny Robin*, le mari chasseur et oublieux de son nid, n'est pas sans rappeler M. Dudevant.

L'écho du passé de l'auteur retentit aussi dans la nouvelle *Lavinia*. La femme qui porte ce nom renouvelle la folie de Sand, coupe ses beaux cheveux et en fait «un sacrifice à l'amour» et ce sacrifice rappelle à George que «l'empreinte du premier objet qu'on a aimé ne s'efface jamais entièrement: elle semble évanouie; on s'endort dans l'oubli des maux qu'on a soufferts; mais que l'image du passé se lève, que l'ancienne idole reparaisse, et nous sommes encore prêts à plier le genou devant elle.» En écrivant ces lignes notre Sand pensait bien à son passé, à ce retour de tendresse pour Musset et à ce désespoir qui l'avait suivi et c'est pour cela qu'elle s'écrie en lionne blessée: «Oh! fuyez, fuyez, fantôme et mensonge! Nous n'êtes qu'une ombre, et si je me hasardais à vous suivre, vous me conduiriez encore parmi les écueils pour m'y laisser mourante et brisée!» Dans le *Piccinino*, *le* singulier mélange de l'amour de femme et de mère, amène presque un inceste; en *François le Champi*, l'héroïne, ayant l'âge d'être la mère de celui qu'elle épouse, renchérit sur la fusion des deux amours. On ne parle que de caresses maternelles, mais la soi-disant mère et le soi-disant fils s'épousent tout de bon. Laissons de côté le triomphe des *burattini*, dans *L'homme de neige* et ces saynètes qu'on y joue comme à Nohant, les aventures de Mlle Merquem du roman homonyme, habillée en homme et vivant en homme, Carmen de *Malgré tout* éprise d'un violoniste, Abel

[61]) Cfr. Karénine pour Pierre Huguenin et Perdiguier (ouvr. cité p. 245 suiv. et pour Calamatta voir la *Corres.* de Sand II. 56. «J'ai pensé à vous (à Calamatta) en traçant le caractère de Valerio.»

(Chopin), Carmen qui veut se tuer, ainsi que veulent se tuer d'autres protagonistes de ces romans à l'instar de celle qui les a créés. Voyons plutôt en Carmen, dont l'amour s'appelle encore une fois «maternité et tendresse» le beau rôle de la garde-malade; elle veille son amant et le soigne et la même aventure se passe en Mlle *Merquem*, en *M. Silvestre*, en *Pierre qui roule* et ailleurs. La garde-malade, la sœur du bon secours, deviennent partant une institution. Ailleurs, certaine jeune fille, Marie, de la *Tour de Percemont*, a, au couvent, des crises mystiques; on est tenté de se croire toujours au couvent des Anglaises auprès de la jeune Aurore. Et encore, en *Valvèdre*, une contamination de l'histoire des amants de Venise; Alida, à sa dernière heure, appelle à son chevet son mari et celui qui l'a remplacé, serre la main à tous les deux et leur recommande de vivre désormais en bons amis: «Je voudrais mourir, s'écrie-t-elle entre vous deux, lui qui a tout fait pour sauver ma vie, vous qui êtes venu pour sauver mon âme.» Et ces braves messieurs sortent émus et vivent tranquillement côte â côte.

Je passe sous silence d'autres détails moins intéressants pour attirer l'attention de mes lecteurs sur cette *Lucrezia Floriani* où Sand a mis tant de son âme, où elle a plaidé sa cause avec autant et même plus de finesse que dans son *Histoire* et dans sa réponse à Paul de Musset. Sincérité, ruse, prudence, tout s'y mêle dans une fiction qui déroute et intrigue. Ce roman n'est pas une confession: en aucun livre, Sand ne s'est confessée, pas même peut-être dans ce *Journal* qui renferme pourtant des échos d'une passion désespérée. La confession, si difficile de la part d'un homme — et celle de Jean-Jacques est bien sujette à caution — devient impossible de la part d'une femme, arrêtée, à chaque instant, dans ses aveux, par la retenue, la pudeur, par cette dissimulation de ses sentiments qui est le propre de la nature féminine. Les confessions, quel que soit le sexe de celui qui les écrit, sont surtout des plaidoyers; celles des femmes sont hérissées, plus encore que celles des hommes, de vanité, de griefs et de vengeance.

Lucrezia Floriani est une artiste, ce qui pourrait aider au rapprochement, mais nous apprenons aussitôt que sa vie a été tellement libre, qu'elle a aimé si au-dessous d'elle que le rapprochement paraît d'abord irraisonnable. Mais prenez garde, c'est là le procédé de Sand et le procédé des romantiques. Comme elle a aimé des grands hommes, Floriani en aura aimé des petits. Petits ou grands cela reviendra au même; le même dégoût, les mêmes déceptions. Ajoutez que cette histoire nous présente Lucrezia (quel drôle de nom pour une femme de la sorte!) aux prises avec une passion orageuse, celle pour le prince Karol si au-dessus, par sa position, sa délicatesse, son esprit, de tous les cabotins de théâtre qu'elle avait consolés jusqu'alors. Et notez

tout de suite trois points de contact. Lucrezia est mère de plusieurs enfants et Karol vivra, de même que Chopin, en plein ménage; Lucrezia est âgée, bien plus âgée que son amant et celui-ci est si délicat qu'on craint de le briser par une étreinte d'amour. Chopin est là, avec sa pudeur féminine, cette effémination de tout son être, sa nervosité à fleur de peau et ses contrastes d'humeur désespérants.

D'autre part, si vous voulez voir si Sand s'est peinte en Lucrezia, examinez si le portrait de son héroïne n'est pas flatté. Qu'importe si celle-ci a couru des aventures de coulisse, si ses enfants n'ont pas de père légitime, lorsque nous apprenons que cette Lucrezia n'est pas seulement cantatrice mais qu'elle compose aussi pour la scène et peut prétendre aux triomphes du génie? On ajoute qu'elle est la bonté, la générosité même, qu'elle s'est retirée à la campagne, une campagne qui rappelle de près la Vallée Noire; on assure encore que ses folies n'avaient jamais, pour point de départ, cette sensualité que les femmes cachent comme une honte, qu'elles n'avouent pas même dans le spasme de l'amour. «La Floriani, qui le croirait? était d'une nature aussi chaste que l'âme d'un petit enfant. C'est fort étrange, j'en conviens, de la part d'une femme qui avait beaucoup aimé... si on l'eût séparée éternellement de la vue de l'autre sexe, elle eût été une excellente religieuse, tranquille et fraîche.» Notez encore des petits riens qui nous font réfléchir. Floriani a écrit tout d'abord en collaboration, puis seule; et le roman de *Rose et Blanche* revient à notre mémoire. Puis des ressemblances physiques. Floriani est de 1847, lorsque notre auteur avait à peu près quarante-trois ans. Il s'ensuit que Lucrezia est âgée bien plus âgée que son amant, mais toujours belle et fraîche «plutôt petite et un peu grasse» avec de beaux yeux noirs, une riche chevelure, cette pâleur que vous connaissez et il y a encore quelque chose de plus approchant: la manie de la maternité et de la sollicitude fraternelle. Lucrezia aime Karol comme une mère, ce qui n'empêche pas l'intimité, le veille malade, pleine de «dévouements héroïques» le réprimande et le caresse et lui se laisse dorloter comme un tout petit garçon. A cette maternité se mêlent des accents voluptueux; on dirait que le premier de ces sentiments n'est qu'un raffinement sensuel. «Avant de lui donner le premier baiser, dit Lucrezia, j'aimais l'envelopper de ce regard ineffable d'amour et d'adoration plus éloquent que toutes les paroles.... Cette main en passant doucement à travers ses cheveux, semblait lui donner une vie nouvelle.» Sand ou Lucrezia était «l'homme», la vie passionnée et agissante; Chopin ou Karol subissait. Cependant, dans le portrait de Karol, nous apercevons aussi des traits qui n'appartiennent pas seulement à Chopin et dans son histoire se fondent ensemble de différents souvenirs et de déceptions plus éloignées. C'est bien Chopin que

nous avons sous les yeux lorsque l'auteur insiste sur cette faiblesse «qui le rendait intéressant aux yeux des femmes»; sa «petite main» sa «peau blanche et transparente, ses cheveux fins et souples», chérubin «couleur de rose», si élégant et délicat dans son costume, dans ses habitudes, dans sa conversation. L'absence de développement musculaire, dit Lucrezia, lui conservait cette beauté exceptionnelle «qui n'avait, pour ainsi dire ni âge ni sexe», lui donnait des pruderies de femme, des rougeurs délicates. On dirait qu'à certains moments Lucrezia et George devaient jouer le rôle du sexe fort et apprendre, à ces amants timides, les mystères de «l'amour complet». Ce qui charme surtout la Floriani, ce qui devait charmer George aussi c'était «l'initier» le jeune homme aux joies intimes et Lucrezia parle à la fois de la «pureté angélique» de l'amant et de son rôle d'apaiser ce «réveil des sens». Karol avait «un mélange de pudeur et d'emportement (qui) lui donnait un charme irrésistible» et puis des lignes de plus en plus audacieuses sur la «progression de voluptés délicates et dévorantes» qui donnent à l'amour «une exaltation et une intensité nouvelles». Et Karol, de même que Chopin, est un malade éternel, se plaignant sans cesse, s'abandonnant dans une langueur de volupté et de mort: «Il faut que vous sachiez que ce moribond vous appartient comme l'esclave appartient à son maître...» et c'est Chopin enfin dans son humeur variable, dans ses plaintes, dans ses soupçons, dans sa jalousie irraisonnable, et surtout dans ses différends avec l'aîné de la maîtresse; ce sont les différends entre Chopin et Maurice Sand.

Mais il y a dans ce portrait, avons-nous dit, quelque chose qui n'est pas une allusion exclusive à l'artiste polonais. Karol jette, à tout moment, à la figure de la femme aimée, la honte de son passé et exige qu'elle lui apprenne l'histoire de ses amours. Lucrezia se révolte comme Sand se révoltait à une pareille exigeance de Musset: «Je te défends d'entrer dans une phase de ma vie où j'ai le droit de reprendre les voiles de la pudeur vis-à-vis de toi.» N'est-ce pas Musset que notre écrivain peint en *Elle et Lui* soupçonneux, veriable comme certain personnage de La Bruyère? «S'il s'endormait le cœur plein de tendresse, il s'éveillait l'esprit avide de combat et de meurtre, et réciproquement.» Ne dirait-on pas aussi qu'elle parle de Musset et de Karol à la fois, lorsque, à propos du premier et dans le même ouvrage elle ajoute: «Ce qui l'attachait à lui c'était cette immense pitié....» et Lucrezia ne répète-t-elle pas mot pour mot l'ancienne plainte: auprès de lui «elle se mourait de fatigue et de chagrin?» Ainsi l'histoire de sa passion la plus profonde n'est jamais entièrement oubliée. L'image de Musset paraît derrière celle des amants successifs.[62])

[62]) Relisez, dans la *Confession d'un enfant du siècle*, ce que l'auteur dit de lui-même et de ses rapports avec Brigitte (Sand). Sa «gaieté

Regardez Lucrezia qui, dans «le bois sacré» se représente «avec suite et lucidité toute l'histoire de sa vie, tous ses essais de dévouement, tous ses rêves de bonheur» et souvenez-vous de notre George à Nohant, Chopin parti, les souvenirs de son passé l'assaillant à la fois. Karol n'est pas un artiste déterminé; il n'est ni poète ni peintre, ni musicien, mais il appartient cependant aux esprits supérieurs, il synthétise, pour ainsi dire, cette catégorie des amants sublimes qui avaient joué un si grand rôle dans la vie de Sand. Lucrezia plaide donc, pour son auteur, les circonstances atténuantes et la successivité des amours et de son ménage où les enfants côtoient l'amant; elle assure, à ceux qui veulent la croire, que ses sens étaient calmes, qu'elle a aimé «par charité», dans «une immolation perpétuelle, insensée, contre nature» et elle nous émeut enfin par la mort de la victime immolée à l'esprit cruel de cet amant «persifleur, guindé, précieux, dégoûté de tout.... mordant tout doucement pour s'amuser» mais dont «la blessure pénétrait jusqu'aux entrailles.» C'est là, semble dire notre écrivain, le sort qui lui était réservé si elle n'avait pas secoué deux fois le joug qui l'accablait, si elle n'avait pas demandé au grand calme de la nature et au culte de l'art, l'oubli des folies passées et ce bonheur du couchant que deux de ses héroïnes, Isidora et Metella, ont invoqué elles aussi par sa bouche.

---

cruelle», ses «piqûres», sa «légèreté affectée qui outrageait en plaisantant», tout cele formait le désespoir de son amante. Et les détails abondent: «Un quart d'heure après l'avoir insultée, j'étais à genoux». Après une nuit d'amour «je me réveillais le sourire sur les lèvres, me moquant de tout et ne croyant à rien», et encore: «Il y avait de certains jours où je me sentais, dès le matin, une disposition d'esprit si bizarre, qu'il est impossible de la qualifier . . . Toutes les sensations du dehors, me causaient une fatigue insupportable, tous les objets connus et habituels me rebutaient et m'ennuyaient; si je parlais, c'était pour tourner en ridicule ce que disaient les autres ou ce que je pensais moi-même.» On dirait que plusieurs pages de la *Floriani* sont calquées sur ces souvenirs.

Si vous voulez d'autres documents à l'appui, voyez aussi la correspondance de Madame Allan-Despréaux (Léon Séché, *Alfred de Musset*, Paris 1907, 2 vol. pp. 152—207): «Il y a, dit-elle, dans cet être deux hommes, l'un que j'adorerais s'il était toujours le même, l'autre que je n'aime guère, je l'avoue franchement.» A tout moment et sans aucune raison, Alfred lui fait des scènes de jalousie, s'éclipse, boude: «Avec un caractère ombrayeux, la méfiance et le soupçon ne se présentent qu'au milieu d'un cortège de ressouvenirs très amers.» Il est parfois «naif comme un enfant, bonhomme, simple . . . artiste exquis en tous genres»; le moment après «vous avez affaire à un homme possédé d'une sorte de démon faible, violent orgueilleux, despotique, fou, dur, petit, mefiant jusqu'à l'insulte, personnel et égoiste autant que possible, plasphémant tout . . .»

IV. Les grands problèmes La foi religieuse de Sand.[63]

On constate en George Sand cette passion de l'universalité qui est le cachet particulier de l'époque des encyclopédistes et qui paraît de plus en plus impertinente à mesure que les sciences se développent et s'approfondissent et qu'elles exigent, par conséquent, des spécialistes. Rien ne paraît inaccessible à l'esprit de notre auteur, questions sociales et économiques, questions politiques, questions agricoles, pour lesquelles elle a un penchant particulier, et surtout questions religieuses et morales. On dirait parfois, en voyant avec quelle légèreté notre écrivain effleure tant de sujets variés, qu'elle marche sur les brisées de Voltaire si mal vu du monde romantique. — Quelle est la foi philosophique de Sand et dans quel rêve de bonheur mystique s'est-elle endormie dans la paix de Nohant? J'ai toujours remarqué que les écrivains, dont le sentiment religieux est flottant, sont justement ceux qui invoquent le plus souvent la divinité. C'est Dieu que notre George appelle dans les heures grises de sa vie ou lorsqu'un bonheur fugitif dore ses amours; c'est Dieu qu'elle prie, ce Dieu dont elle voudrait honorer les autels, en se traînant dans la poussière, lorsque Musset la repousse et c'est Dieu qu'elle prie encore pour qu'il lui redonne son ancien amant, c'est à Dieu enfin qu'elle a recours pour ravoir la paix de son âme. Dieu n'est pas seulement une forme exclamative pour ses personnages; sur le seuil de l'inconnu, devant le spectacle de la nature, dans les enthousiasmes de l'amour, ils s'arrêtent pensifs et courbent le front. N'oubliez pas que, pour les romantiques, aucun problème n'était inaccessible; leur regard pénétrait l'infini. Les crises du couvent des Anglaises reviennent un peu partout dans le cœur et l'œuvre de Sand et prennent une physionomie particulière sous l'influence si disparate de Lamennais et de Leroux. C'est que notre George est accessible à tous les enthousiasmes; sans qu'elle soit pour cela le disciple soumis des agitateurs d'idées qui l'entourent; on peut bien dire que tous les échos, qui ont une apparence de justice, retentissent dans son âme et qu'il suffit d'une parole éloquente et d'une noble cause pour qu'il se produise, dans son esprit, une éclosion d'idées nouvelles et généreuses. On la dirait impulsive et parfois elle l'est en effet, bien qu'au fond, il ne lui manque pas le sens de la réalité; sous l'influence d'un père de l'Eglise, elle aurait eu les extases d'une sainte Thérèse et peut-être aurait-elle composé des livres de piété. La

---

[63]) Cfr. le correspondance de notre écrivain et surtout ses lettres publiées récemment:

Lettres inédites sur le Christianisme p. par Ed. Tarbé dans En pique-nique, recueil collectif de la Société des gens de lettres, Paris, 1895.

Lettres de George Sand et de l'abbé Rochet, Nouv. Revue, 1897.

Lacordaire, Montalambert, George Sand, lettres inédites sur le tolérance religieuse, Amateur d'Autographes, 1900.

question de l'au-delà l'intéresse d'une manière particulière; ses personnages en parlent et ont des visions surnaturelles. Mais quelle est donc sa vraie foi? Nous tâcherons, autant que possible, d'en saisir la portée.

Dans l'*Histoire de ma vie*, Sand a recours à une formule, «J'aime, donc je crois», mot à effet comme tous les aphorismes de ce genre. Cela n'est pas assez pour la persuader elle-même, car, dans sa *Correspondance*, elle se moque d'une formule de ce genre, bien plus fameuse que la sienne: «*Je pense donc je suis* est très joli; mais ça n'est pas vrai. Quand je dors, je ne pense, je rêve, donc je ne suis pas. L'arbre ne pense pas; il n'est donc pas. Tout ça c'est des mots.»[64]) On la dirait leibnitzienne, parce qu'elle proclame Leibnitz «le plus grand théologien des siècles de la lumière», parce qu'elle aime répéter ce que Buloz dit de son âme moitié mystique, moitié artiste; mais revenez à la même lettre de la même correspondance et vous trouverez quelque chose qui fait plutôt songer à Montaigne. «Dire ... *Je crois*: ce n'est pas dire: *J'affirme*, disons: J'*espère*: ce n'est pas dire: *Je sais*. Unissons-nous dans cette notion dans ce voeu, dans ce rêve, qui est celui des bonnes âmes!» Enfin une aspiration, un espoir, sur un fond de doute. Sa foi manque de solidité. Nous n'en apprenons guère davantage en lisant ce qu'elle écrit à un âge encore plus avancé, en 1868[65]): «Je reste dans un mélange de spiritualisme et de panthéisme qui se combine en moi sans trouble» et ce panthéisme acquiert une physionomie particulière dans une lettre écrite à Charles Edmond: «Je me sens herbe, oiseau, cime d'arbre, nuage, eau courante, horizon, couleur .... Nous sommes terre et ciel, nuage et poussière». Nous ne sommes qu'un des anneaux de la chaîne des évolutions[66]) infinies, nous ressentons en nous «l'action que nos générateurs multiples, êtres ou corps, exercent sur nous ..... Je ne rêve donc pas quand, devant le spectacle d'un grand édifice de roches, je sens que ces puissants ossements de la terre sont miens.»[67]) Et V. Hugo dans la *Légende des siècles*: «tous les êtres sont Dieu».

La mort n'est enfin qu'une transformation, un passage: «Mourir c'est changer d'action ... c'est servir à faire autre chose.» Or c'est «l'autre chose» qui nous intéresse et qu'elle n'explique pas. L'âme, où va-t-elle cette âme, dont elle parle à chaque instant; change-t-elle vraiment d'action, est-elle indépendante du corps? G. Sand répète-t-elle avec Horace: *Pulvis et umbra sumus* ou bien croit-elle vraiment à l'immortalité? N'est-ce pas un

---

[64]) V. p. 133. 199. Lettre à Desplanches.

[65]) Ibid. V. p. 262.

[66]) *Impressions et Souvenirs*. 1863.

[67]) En, 1867 (ibid), elle répète les mêmes idées panthéistiques «Et moi, pauvre atome, quand je me sens arc-en-ciel et voie lactée je ne fais pas un vain rêve. Il y a de moi en tout, il y a de tout en moi.»

trait de matérialisme ce qu'elle ajoute autre part sur l'homme qui se croit le roi de la création et qui n'en est qu'une forme? Une âme? Mais nous en avons trois à la fois répond-elle. C'est-là du moins ce qu'elle écrit, en 1861, de son plus grand sérieux, à son ami Rollinat: «Je crois, moi, depuis longtemps, que nous avons trois âmes, une pour diriger l'emploi de nos organes; une autre pour régler nos rapports avec notre espèce, une troisième pour communiquer avec l'esprit divin qui anime l'univers. Sainte-Beuve souriait quand je lui disais cela. Trois âmes répondait-il, si nous pouvions être sûrs d'en avoir une[68])!»

Les doctrines de Leroux, certaines lectures, son penchant naturel pour le surnaturel, entretenu par la mode romantique et par les souvenirs de la Vallée-Noire peuplée de fantômes et de revenants, la poussent tout naturellement à se créer un monde fantastique et surnaturel. On la dirait superstitieuse, ainsi que le sont souvent ceux qui n'ont aucune foi religieuse. «Ne vous semble-t-il pas, par moments, écrit-elle à Flaubert, que vous commencez la vie sans même savoir ce que c'est et, d'autres fois, ne sentez-vous pas sur vous le poids de plusieurs milliers de siècles, dont vous avez le souvenir vague et l'impression douloureuse? D'où venous-nous et où allons-nous? Tout est possible, puisque tout est inconnu.» Puisque nous vivons dans l'incertitude «vivons donc la vie comme elle est, sans ingratitude et sans joie durable.»[69]) Ce qu'elle croit pouvoir affirmer c'est «qu'il n'y a ni vengeances ni supplices, il n'y a que justice et bonté dans le sein de Dieu, où nous existerons éternellement sous quelque forme et à quelque titre que ce soit».[70]) La forme, le titre elle les ignore, ce qui revient à dire que la nature et la force sensitive de cette existence, au sein de Dieu, lui sont inconnues. Enfin, en Sand, aucun système philosophique; pas même une idée nette des systèmes des autres. Les philosophes qu'elle cite, elle les a entendu citer à son tour, leurs théories lui demeurent au fond inaccessibles. On peut dire tout au plus que son esprit ne fait que «vaguer, flotter et doubter» comme celui de Montaigne, son maître, mais sans profondeurs.

Dans les romans, elle paraît plus à son aise et sa fantaisie prend son libre essor. *Spiridion* est un délire de mysticisme; nous vivons là entre ciel et terre, en contact direct avec le monde transcendental. Un «esprit» mystérieux, le «grand esprit» vit en rapports intimes avec le moine Alexis et l'abbé Spiridion n'a jamais été plus vivant qu'après sa mort. On le voit partout, dans son portrait qui s'anime, dans son ombre qui se promène,

---

[68]) Cfr. la *Corresp.* 1861 et pour l'échange d'idées religieuses avec Sainte-Beuve qu'elle voulait rappeler à la foi, consulter sa *Corresp. avec Sainte Beuve*, p. 229 et *passim*.

[69]) *Corresp.* Flaubert v. p. 139, 148.

[70]) *Ibid.* p. 186.

parle, menace, conseille et intervient dans les débats du cloître. Alexis nous explique ainsi ses croyances: «Parmi les choses surnaturelles qui, loin de causer de la répugnance à mon esprit, lui sont un doux rêve et une vague croyance, j'accepterais comme possibles les communications directes de nos sens avec ce qui reste en nous des morts que nous avons chéris. Sans croire que les cadavres puissent briser la pierre du sépulcre et reprendre, pour quelques instants, les fonctions de la vie, je m'imagine quelquefois que les éléments de notre être ne se divisent pas subitement, et qu'avant leur diffusion un reflet de nous-mêmes se projette autour de nous». En d'autres termes, un doux rêve, une vague croyance en Dieu et une survivance douteuse des êtres que la vie mortelle a quittés. Mais comment Alexis peut-il nourrir des doutes ? Le «saint esprit» vient à son aide et lui parle, et l'abbé Spiridion lui apparaît sous une forme sensible. Le moine de Sand se trouve donc dans les conditions psychiques d'Hamlet se demandant les secrets de la vie d'outre-tombe, après avoir vu l'ombre de son père et entendu sa révélation. Est-ce là le vague d'un rêve et ce revenant est-il réalité ou hallucination ? Spiridion, mort depuis un siècle, a beau agiter sa blonde chevelure sous les arcades du couvent; Alexis doute de ses sens, il doute aussi de ce que les autres voient tout comme lui: «De deux choses l'une, dit-il, ou mon esprit avait par moments, la puissance de ranimer fictivement ce que la mort avait replongé dans le passé, ou ce que la mort a frappé avait la puissance de se ranimer pour se communiquer à moi.» A cet endroit l'influence de Shakespeare paraît la plus sensible, mais prenez garde, voici une autre influence, celle de Leroux, qui dicte la réponse au prince du Danemark. La vie est continuelle: «Les morts renaissent dans les vivants; et, pour mon compte, ajoute notre auteur, je crois à un engendrement perpétuel des âmes, qui n'obéit pas aux lois de la matière, aux liens du sang, mais à des lois mystérieuses.» Ajoutez à cette conception si confuse un mélange de mesmérisme et de magnétisme qui n'est pas fait pour nous éclairer davantage, c'est-à-dire le rêve du philosophe que notre auteur avait eu le tort de prendre trop au sérieux. Je me rappelle certaine conférence de Mme Besant qui, au nom de la nouvelle école théosophique, nous parlait aussi de «la reincarnation», c'est-à-dire des renaissances successives de l'homme dans le monde physique. C'est le rêve de Leroux en plein XXe siècle. De vie en vie et de forme en forme, l'esprit de l'homme et sa conscience s'affinent et l'évolution doit aboutir, on vous le garantit, à la perfection angélique. Jusqu'à présent on ne s'en est guère aperçu!

En attendant, descendons avec le moine avide de vérité dans le tombeau qui renferme Spiridion et son fameux manuscrit, contenant la révélation divine. Le tombeau est fouillé, le manuscrit retrouvé et lu, mais ce manuscrit ne dissipe aucun doute

et ne donne aucune foi positive. «Nous croyons, c'est là la conclusion, en le Divinité. C'est lui (Dieu) qui nous inspire cet amour dont nous brûlons pour lui.» Ce Dieu est au-dedans de nous, tout le monde a le sentiment de son existence; ceux qui le nient «appartiennent à la malheureuse famille des découragés ou au troupeau d'Epicure.» Mais quel est donc ce Dieu, quels sont nos rapports avec lui? Leroux, par la bouche de Sand,, répond et donne une distinction que Pascal avait jadis tirée de Rome: «L'homme conçoit, aspire et tente sans cesse, dans sa sphère finie, ce que Dieu sait, veut et peut dans sa sphère infinie.» — Tout ça, c'est encore des mots.

La doctrine des passages successifs des âmes trouve une application encore plus directe en *Consuelo* et dans la *Comtesse de Rudolstadt* qui en est la suite. Il y est question d'une âme que ces transmigrations ont perfectionnée, aussi bien que des rapports entre les morts et les vivants, de la seconde vie, de Cagliostro, de Mesmer.[71]) Confusion d'idées sublimes et grotesques. Ailleurs, dans les *Amours de l'âge d'or*, l'auteur remonte aux origines de l'humanité qu'elle explique par la succession de différentes races humaines sur la terre. Mais ici, et Sand n'a pas l'air de s'en apercevoir, c'est justement le contre-pied de la théorie de Leroux; ces races humaines partent de la divinité et du soleil et dégringolent dans les misères des mortels. De pareilles fantaisies ne sont guère faites pour captiver l'attention du penseur et il arrive parfois que les revenants et les fantômes de Sand ne sont que des farces plus ou moins plaisantes jouées par des gens qui s'amusent, ou des souvenirs de Hoffmann et d'Anne Radcliffe. La métaphysique se transforme en mascarade!

En *Mlle La Quintine*, l'auteur quitte heureusement Leroux pour Jean-Jacques et s'écrie: «Dieu est dans la nature». La nature est «son temple». «Les sciences naturelles, ajoute-t-elle ensuite, «commencent à trouver Dieu au bout de toutes leurs voies, c'est-à-dire la loi des lois, la loi mère, la grande logique souveraine, l'effusion immense, la vie sans lacune, la force sans épuisement, l'éternel renouvellement progressif de tout ce qui est» et plus loin la protagoniste répétera encore une fois: «La nature s' ouvre devant moi, comme un temple où Dieu rayonne et me parle jusque dans les pierres». La religion de Rousseau anime de même le héros de *M. Sylvestre*, mais ici on retombe dans l'enfantillage, et ce solitaire, qui vit dans une cabane à peu de lieues de Paris, comme un sauvage de Chateaubriand, de Bernardin de Saint-Pierre ou de Cooper, jouit d'une révélation singulière de l'au-delà. Sylvestre, frappé de catalepsie, arrive aux

---

[71]) On sait qu'Albert de Rudolstadt, qui incarne l'âme de Jean Ziska, meurt réellement et qu'un autre Albert naît de lui et accomplit son mariage avec Consuelo. Le nouvel époux ressemble en tout et partout à l'autre.

frontières de l'inconnu: «Il y avait (dans ce monde nouveau) de jeunes bouleaux en robe de satin blanc et de vieux chênes aux bras étendus tout couverts de mousses blondes. Je crois avoir aperçu des chevreuils qui ne fuyaient pas, des perdrix et des faisans qui ne se sauvaient pas devant Farfadet (c'est le nom de son chien)» Fantaisie lucianesque ou rabelaisienne que l'auteur présente comme le rêve sublime d'un esprit sublime!

Par ci, par là, dans ses romans, Sand revient avec complaisance sur les mêmes idées d'un théisme flottant. «Comme moi, dit une dame fort aimable et fort sensée des *Dames Vertes*, vous croyez à l'immortalité de l'âme. Une séparation absolue entre les nôtres et celles qui sont dégagées de la matière est-elle chose si claire à concevoir que nous puissions la prouver?» Et la dame a parfaitement raison. En *Valvèdre*, on s'écrie: «Les morts sont purs: ils remplissent ailleurs une mission nouvelle, et *s'ils se souviennent de nous*, c'est pour nous bénir.» Enfin dans l'*Homme de Neige*, on ajoute une profession de foi non moins douteuse: «Je crois *vaguement* à l'âme du monde, qu'on l'appelle comme on voudra, à une grande âme, toute d'amour et de bonté qui reçoit nos pleurs et nos aspirations.» En concluant, la foi de l'auteur dans une autre vie est hérissée de «mais» et de «si»; on espère, on assure «vaguement», on rêve un Eden, le panthéisme, les reincarnations etc, mais enfin rien qui exprime la conscience du croyant! Le philosophe de Ferney aurait souri de cette métaphysique encore plus embrouillée que la sienne.

On trouvera des rapports intimes entre Voltaire et Sand et, en général, avec les encyclopédistes, dans la façon dont notre écrivain envisage les religions en général et le catholicisme en particulier. Son esprit frondeur en veut à l'essence de celui-ci et à l'esprit dogmatique; ses ennemis sont les prêtres, et la papauté est, à son dire, la négation de Dieu et du progrès. Les vieilles haines du XVIIIe siècle se réveillent sous la nouvelle influence socialiste. — Cette aversion pour le catholicisme est au fond dans la nature même de la littérature romantique. On se refuse à toute discipline et quelle discipline plus lourde que celle de l'Eglise? N'oubliez pas qu'à cette époque l'œuvre est plutôt de démolition que de reconstitution; il est vrai que l'arbre de la liberté de 1789 a poussé bien des branches, mais la réaction, qui s'appuie à l'autel, taille et émonde ces branches. Chateaubriand, Lamartine, ne sont désormais que des attardés et de la mélancolie des ruines des cloîtres et des châteaux sortent des voix qui protestent contre le clergé et la noblesse. Sus donc au catholicisme et à ses ministres; c'est bien lui qui étouffe les aspirations libérales et c'est sous son influence que des soldats français défendent à Garibaldi la conquête de Rome. Si la Sainte Inquisition a disparu, une autre inquisition pénètre dans les familles et sort de la sacristie pour monter à la tribune. Les dominicains ont

cédé la place aux jésuites et la chaire dirige les élections politiques. «Le Christianisme, dit notre écrivain, est une vérité abstraite.... Arme de progrès jadis, il est devenu outil de destruction. C'est un tombeau où l'humanité enferme le peu qui lui restait de conscience et de lumière.»[72]) C'est lui qui trouble les consciences, qui détruit la liberté italienne. «Monseigneur, ajoute-t-elle, en s'adressant au prince Jérôme, votre fils.... ne le laissez pas élever par des prêtres.»[73]) Plus elle vieillit, plus sa haine s'accentue: «Le Christianisme, écrit-elle à Flaubert, a été une toquade, et j'avoue qu'en tout temps, il est une séduction quand on n'en voit que le côté tendre; il prend le cœur. Il faut songer au mal qu'il a fait pour s'en débarrasser...»[74]) En 1871, cinq ans avant sa mort, elle écrira à une de ses amies que sa foi n'a pas de culte déterminé,[75]) et elle permettra que ses petits-fils reçoivent le baptême protestant, non pas comme un acte de croyance, mais comme un acte d'aversion contre l'Eglise de Rome. C'est ce qu'elle écrit à ses enfants et qu'elle répète ensuite au pasteur chargé du baptême: «Mais, moi, tout en vous aimant et vous admirant du meilleur de mon âme, je serai de moins en moins chrétienne.»[76]) Jésus n'a pas été un Dieu; loin de là, il n'a été qu'un idéaliste. «Jésus, lequel n'a peut-être jamais été crucifié.... Jésus (qui) a apporté l'hypocrisie et la persécution dans la vie humaine et sociale.... Arrière donc le dieu Jésus.»[77]) Cependant, peu de lignes après, elle atténue: «Point d'insultes à Jésus. Il a pu être et il a dû être grand et bon.» L'œuvre de Renan la séduit: «Voilà Jésus bien démoli! Tant pis pour lui, tant mieux pour nous peut-être» et «l'idéaliste» lui parait désormais l'apôtre du fanatisme.[78]) Seulement ce qu'elle craint, c'est qu'on ne renverse la croyance en un être supérieur et avec une politesse, qui annonce les approches de 1870, elle ajoute: «Les Allemands sont trop bêtes pour croire à autre chose qu'au matérialisme»[79]) et c'est le matérialisme qui tue l'esprit et amène le désespoir.

Cette haine contre Rome subit cependant des fluctuations ainsi que sa métaphysique. *En D décaton ou le livre des douze*, sorte d'anthologie littéraire, on lit un article de Sand, *Le Dieu inconnu*, renfermant un hymne au christianisme des premiers siècles, hymne qui n'est pas sans rappeler les pages les plus enthousiastes des *Martyrs*. Les deux religions, la païenne et la chrétienne, sont mises en face, et celle du Sauveur brille dans toute la pureté

---

[72]) *Corr.* v. IV p. 399.
[73]) *Ibid.* p. 344.
[74]) *Ibid.* V p. 271.
[75]) *Ibid* VI, 1871.
[76]) *Ibid* IV, 349. 354.
[77]) *Ibid.*
[78]) *Ibid* IV, p. 364.
[79]) *Ibid* p. 368.

de son matin lumineux.[80]) En *Procope le Grand*, une autre apologie du Christ, mais en même temps une protestation contre l'Eglise catholique. En *Consuelo*, l'héroïne tâche de concilier cette protestation et le culte au fils de Marie: «Le Christ est un homme divin que nous révérons comme le plus grand philosophe et le plus grand saint des temps antiques.... Mais nous adorons Dieu en lui et nous ne commettons pas le crime d'idolâtrie. Nous distinguons la divinité de la révélation de celle du révélateur.» Enfin, en finissant son *Histoire*, elle proclame que la science et la foi sont personnifiées par Leibnitz et Jésus. La foi, bien entendu, mais non pas la divinité. Malgré son anticléricalisme, la république sociale n'est en fin de compte, pour elle, que l'application de l'égalité et de la charité évangélique et dans sa lettre *Aux Riches* de 1845, elle s'écrie «Le communisme c'est le vrai christianisme.»

Même dans la haine que Sand voue au clergé, vous rencontrez tout d'abord des contradictions. Le type du prêtre elle l'a représenté en maints romans et son portrait n'est, en général, guère flatté. Magnus de *Lélia* représente «le débris d'un clergé corrompu ou abruti.» C'est plus simplement pour nous un malheureux en proie à l'érotisme. Tout d'abord croyant, ascète, martyrisé par le cilice, jeûnant comme les ermites de la Thébaïde, il a pu dompter ses instincts, puis la beauté fatale de Lélia paraît et c'en est fait pour toujours de ses intentions de pureté. Est-ce une thèse contre le célibat ecclésiastique? Peut-être cette idée s'était elle présentée à l'esprit de notre auteur, mais elle n'a pas su la développer et ce que nous constatons, c'est que Magnus déclame, s'agite, maudit la terre, le ciel, tout ce que vous voulez, les étoiles, bien entendu, les premières; mais en conclusion il n'agit pas différemment de Stenio, de Lélia, de Trenmor, de tous ces personnages romantiques, désespérés, à grandes phrases et à grands gestes. Un trait particulier: il devient fou tout de bon, tandis que ses confrères ne le sont qu'à demi et est exposé aux tentations de Saint Antoine, sans avoir, comme celui-ci, la force d'y résister. Dans les délires de ses nuits, le pâle fantôme de Lélia se présente à son chevet et se couche sur son lit solitaire, lui apportant sa jeunesse et riant de sa honte. Dans la première rédaction, Magnus calomniait Lélia et l'étranglait; dans la seconde sa physionomie perd en couleur et son relief artistique est encore plus faible. On sait l'effet que Zola a su tirer d'une situation pareille dans *La faute de l'abbé Mouret.*

Des prêtres hypocrites, ceux des contes de Voltaire, paraissent assez souvent dans les autres récits. Voyez la *Dernière Aldini* où ils empêchent à la protagoniste un mariage d'amour, et cela au nom du rang dont ils se font les défenseurs tout en

[80]) Bruxelles, Meline, 1836, 1er vol.

regardant d'un œil complaisant les distractions que le brave veuve se permet avec ses pairs. Des moines en *Spiridion*, des moines en *Nanon*, des moines et des jésuites en *Mlle La Quintinie*. Dans le premier de ces romans, le jeune Angel et le vieil Alexis sont les victimes de leurs confrères, envieux, ignorants et cruels. Le moine doit être effronté et lâche; c'est la règle qui le lui impose; toute supériorité morale lui est interdite. Quant à la question du monachisme, l'auteur la pose d'une manière tranchante: «Ce fut l'œuvre d'une grande sagesse que d'instituer les communautés religieuses... Toute lumière, tout progrès, toute grandeur, sont sortis du cloître...» Mais tout cela, c'est le passé; la civilisation de nos jours s'assied sur les ruines des cloîtres et des temples. Alexis, grand penseur, étouffé par cette vie de reclus, est en révolte ouverte contre toute foi révélée. Quant à l'abbé Spiridion, ce fondateur du couvent que nous connaissons, c'était un juif, devenu tout d'abord protestant, puis converti au christianisme et baptisé par Bossuet. Si son évolution religieuse lui paraît d'abord un progrès, il s'aperçoit bientôt que ce n'est là qu'une illusion. Toutes les religions présentent les mêmes défauts et les mêmes entraves; Dieu ne veut pas de contrainte, Dieu ne veut pas de dogmes. Alors, comme Spiridion a fondé une communauté religieuse et qu'il craint le scandale d'une nouvelle apostasie, il reste où il est, donne des exemples de vertu et confie sa pensée à un manuscrit. Ce manuscrit, qui doit récéler tant de nobles idées, que l'on recherche d'un bout à l'autre de la narration, que l'on retrouve enfin, comme nous l'avons vu, dans le tombeau du moine, et qui ne dissipe aucun doute, fait songer un peu à la prêtresse Bacbouc et au temple de la dive bouteille dont il est question dans l'œuvre de Rabelais. On dirait même que le mot *trink* renferme un sens plus profond. En conclusion, la foi en la divinité du Christ est mise au ban et Alexis d'ajouter qu'il n'est ni catholique, ni protestant, ni philosophe non plus comme l'étaient Voltaire, Helvétius. et Diderot; «nous ne sommes pas même socialistes comme Jean-Jacques et la convention française; et cependant nous ne sommes ni païens, ni athées...., nous croyons en la Divinité...» Il faut donc qu'une nouvelle religion s'élève sur ce passé corrompu et que cette religion, sans abjurer l'esprit du christianisme, en dépouille les formes. En attendant, cet esprit nouveau s'incarne dans l'armée républicaine agitant déjà l'aigle impérial. Le couvent est mis au pillage, les autels renversés, le crucifix abattu, et Alexis, frappé d'un coup de baïonnette, meurt sous les ruines du cloître et bénit ce fer et ces flammes qui détruisent les vieilles croyances.

Même donnée en *Nanon*, mais une conclusion plus sereine. Il est question d'un novice, sacrifié par son père au droit d'aînesse; la révolution venue, le jeune homme sort du couvent, court

des aventures singulières, risquant, entre autres choses, de laisser sa tête sur l'échafaud et finit par se marier. La révolution a bouleversé le cloître: «J'approchai, dit Nanon, du sanctuaire. Je vis le grand Christ par terre, dans un coin, la figure tournée contre la muraille. Cet ami des pauvres, cette victime des puissants, n'eût pas trouvé grâce devant les prétendus apôtres de l'égalité et les ennemis de la tyrannie. On l'avait caché.» A la bonne heure! On reconnaît, du moins en partie, la grandeur de Jésus et les crimes de la violence. Ainsi *Spiridion* représente la moinerie détruite; *Nanon*, par contre, la moinerie qui revient au siècle. La date du roman, 1872, explique le langage plus calme et conforme à la justice. Les hommes de la Commune avaient fait revenir notre auteur de ses anciens enthousiasmes; il n'y a qu'à voir les apôtres de l'égalité à l'action pour se persuader de ce qu'ils valent. N'oubliez pas non plus l'approche de l'heure qui spiritualise et vous comprendrez aussi pourquoi M. Sylvestre, du roman homonyme, fait enfin une apologie plus franche du Sauveur: «cette âme aimante qui veut épuiser en elle seule toutes les douleurs de l'humanité». Ce que Sand combat toujours c'est le clergé. *Daniella* nous présente l'Italie que la domination papale a ruinée; dans *Les beaux messieurs de Bois-Doré* vous trouvez des pages où le fanatisme religieux est attaqué sans pitié et le portrait vivant d'une victime des pontifes, ce Lucilio Giovellino, philosophe et savant, auquel la curie de Rome a fait arracher la langue.

Mlle La Quintinie est une bataille livrée à l'influence jésuitique. Ce roman où l'on peint la lutte entre le confesseur et l'amant, entre le catholicisme et la liberté de conscience a été conçu en opposition à l'*Histoire de Sibylle* d'Octave Feuillet «histoire d'une âme»; notre auteur appelle son livre «histoire d'un prêtre». Le jésuitisme pénètre dans la famille de Mlle La Quintinie, s'impose aux parents de celle-ci et c'est là une puissance mystérieuse, qui arrive partout et se déguise de cent façons. Moreali, l'apôtre de l'église romaine, n'est pas même habillé en prêtre et sa force lui est donnée par une conviction profonde. C'est «un des derniers saints de cette orthodoxie ruinée». En contraste avec lui, un moine grossier, sale, haïssant la femme comme l'alliée du diable, la tentation de la chair; dans *La faute de l'abbé Mouret*, Zola paraît se souvenir de ce personnage. Moreali à un certain moment, reconnaît que «l'Eglise s'est trompée le jour où elle a retranché le prêtre de la communion humaine»; son cœur lui apprend aussi que l'amour a des droits, que l'aspiration à la divinité nous vient d'en haut et que le culte et la hiérarchie ecclésiastique sont des inventions humaines, menteuses et intéressées. Malgré cela il reste prêtre, comme l'abbé Spiridion, et comme lui il se dédie «aux bonnes œuvres»: «je ferai du bien . . . j'oublierai le regret de la vie personnelle.» En passant, des

attaques, dans le goût de Voltaire, à l'invention du diable[81], à la conception d'un dieu cruel et vengeur, à l'avidité de Rome et à ce célibat du clergé qui combat «les lois de la nature»; des idées un peu communes, mais exprimées avec vigueur, ce qui ne suffit pas à rendre agréable la lecture de cette thèse si lourde.

Après la réhabilitation du Christ, un peu d'indulgence pour le clergé aussi. On discute, on admet sa bonne foi, on se donne la peine de le convertir. On pousse même la chose plus loin et en *Simon*, l'auteur nous dit qu'on peut être à la fois bon et prêtre, bien que le cas ne se présente pas souvent: «Cet esprit de notre religion, si effacé, si corrompu, si perverti, si souillé par ses ministres, depuis son fondateur jusqu'à nos jours, semble heureusement de temps à autre, se réveiller, avec sa pureté sans tache et sa simplicité antique, dans quelques âmes d'élite, qui le font ... comprendre et goûter.» Et encore: «Quant aux ministres du Christ, lit-on en *François le Champi*, il en est d'eux comme des femmes qui sont toute bonté ou toute chétivité.» Enfin dans ces *Beaux Messieurs de Bois-Doré*, dont nous venons de parler, vous trouvez le contraste entre un prêtre rigide, vertueux, vraiment chrétien, l'abbé Adjorrant, sorte de vicaire savoyard, et l'abbé Poulain intrigant de la pire espèce mais qui s'améliore et se convertit à son tour, à une conception plus sereine de la divinité. Or c'est là justement ce qui constitue l'un des côtés les plus intéressants de l'esprit de Sand, en matière de foi, cette passion de convertir tout le monde au dénouement de ses histoires: les prêtres courbent le front à la religion nouvelle et les athées, les pervertis, demandent à Dieu la paix de leur conscience; c'est le ciel que regardent, en mourant, la femme infidèle de *Valvèdre* et Juliette de *Narcisse!* Les personnages de Sand aspirent et espèrent comme elle; ce n'est pas une croyance, mais un désir, ce n'est pas une conviction, mais un rêve. La fantaisie remplace la foi et dans ses dernières années, elle regarde tranquillement la nuit noire qui approche.

V. Idées sociales et politiques.[82] La défense des faibles. L'année terrible.

Les idéalités socialistes et républicaines de notre romancière sont, elles aussi, fort flottantes, bien que l'accent de l'apôtre paraisse plus convaincu. Si les dissertations et les fantaisies

---

[81]) On lit en *Mauprat* «La peur de l'enfer est la foi des âmes viles».

[82]) Voyez pour ce sujet: L. Buis, L*es théories sociales de George Sand*, Paris, 1910 et les ouvrages généraux, pour la période 1815—1848. E. Fournière, *Les théories socialistes au XIXe siècle de Babeuf à Proudhon*, Paris, 1904, in-8; — G. Isambert, *Les idées sociales en France de* 1815

politiques du beau sexe ne sont guère faites pour captiver l'admiration du sexe fort, constatons cependant que Sand se montre modeste et simple; elle ne demande qu'à servir dans les derniers rangs. «Je ne suis qu'une pauvre enfant de troupe, emmenez-moi». Dans la préface à *La mare au diable*, elle ajoute: «On m'a accusé d'avoir voulu jouer à la doctrine et à la secte. Il est vrai que j'ai toujours rêvé l'amélioration des classes souffrantes et la justice pour tous mais «quoi qu'on dise, je n'ai jamais voulu être autre chose qu'un artiste.» L'artiste peint et il ressent, par conséquent, ce milieu où il vit et les passions qui agitent ses personnages grondent dans son cœur et l'agitent lui-même. «Ce n'est pas possible d'être poète ou artiste, dans aucun genre et à quelque degré que ce soit, sans être un écho de l'humanité.» L'auteur a parfaitement raison, mais on doit reconnaître que son rôle «d'être l'écho de l'humanité» elle l'a poussé bien loin et on n'a qu'à jeter un coup d'œil sur ses *Questions politiques et sociales*, pour se convaincre que son écho reproduit tous les bruits de la vie sociale. Voici des circulaires, des articles, des polémiques, des lettres, des brochures écrites à la hâte, des divulgations qui ont plus d'influence directe que les gros livres que le peuple ne lit pas; et l'auteur suit la méthode voltairienne, se cache derrière ses personnages, excite, pique l'intérêt, tient en éveil, de mille façons, cette curiosité publique qui s'ennuie et s'endort si facilement. C'est tout d'abord un paysan de la Vallée Noire exposant la misère des campagnards; on les écorche, de tous les côtés, sans miséricorde, et la révolution ne les a payés que de grands mots. C'est ensuite le Père Va-tout-seul qui se recommande et prie la bienfaisance publique de ne pas l'enfermer dans ces hospices de charité, qui ressemblent à des prisons; c'est encore une lettre de Mazzini, celle adressée à Pie IX, que notre auteur traduit et commente, et encore des articles sur l'élection de Louis Bonaparte à la présidence de la République, sur Garibaldi, sur la politique et le socialisme, sur la marche fatale des déshérités, des *Lettres au peuple* et aux *Riches*, des bulletins, des articles, des proclamations. Puis des appels en faveur de la réduction des heures de travail et de la dignité de la femme et encore et toujours des cris d'enthousiasme, même pour ces gardes nationaux, pour qui le danger, disait Alfred de Musset, en pensant à leurs légitimes épouses, n'est pas où ils sont, mais où il ne sont pas.

Enfin la défense de Fanchette, dans le goût de celles de Calas

á 1848, Paris, 1905, in -8; — G. Morange, *Les idées Communistes dans les sociétés secrètes et dans la presse sous la monarchie de Juillet* Paris, 1905, in-8; — G. Sencier, *Le babouvisme après Babeuf*, Paris, 1912, in-8; — G. Weill, *Histoire du parti républicain en France de 1814 à 1870*, Paris, 1900, in -8; G. et H. Bourgin, *Le socialisme français de 1789 à 1848*, Paris, 1912, in-16.

et de Sirven. Fanchette, âgée de quinze ans, née dans la honte, crue dans l'abjection, est enfermée d'abord dans un hospice, puis chassée, perdue tout exprès, livrée ainsi au vice qui court les grandes routes et à la mort qui cache le vice. Blaise Bonnin, laboureur, prend la parole et plaide pour Fanchette dans le *Revue Indépendante*; le procureur répond; Sand rejette le pseudonyme et intervient en personne. L'affaire se complique: des documents à l'appui et la force d'une éloquence entraînante donnent gain de cause à cette œuvre de justice et d'humanité. C'est bien dans cette défense des faibles et des deshérités que la bonté et l'esprit de notre auteur brillent d'une lumière sympathique même dans la fiction, parce que cette fiction peint un état réel de la société. Voyez la *Petite Fadette*. Celle-ci et son frère «grelet» sont de pauvres enfants abandonnés, conspués qu'une femme méchante bat et pousse au mal. Et pourtant ce sont là des créatures du bon Dieu, portées à la pitié et à l'amour, assoiffées des caresses d'une mère. Et, dans ce même roman que de finesse, que de bonté dans la répresentation d'un malheur plus particulièrement féminin, celui de la laideur que l'on repousse et à laquelle on défend l'amour!

Elle éclate, cette défense de faibles, en *François le Champi*. Le héros du récit est un enfant trouvé, de ceux que les paysans marchandent aux hospices, afin d'en tirer tout le profit possible, comme du bétail que l'on achète, exploite, martyrise, abat. C'est cette défense du faible enfin, unie à son aversion pour le clergé, qui la pousse, comme nous le verrons plus loin, à soutenir la cause italienne, qui lui prête de nobles accents en faveur de cette Pologne que ses amis lui révèlent, et qui l'érige en champion du socialisme. Le mot était récent et l'opinion publique en regardait alors les adeptes d'un air soupçonneux, mais Napoléon, en attendant l'Empire, avait agité la question du paupérisme et bien des penseurs illustres rêvaient la formation d'une société nouvelle, fondée sur un accord entre le capital et le travail, ou sur une égalité relative de toutes les classes sur le terrain économique. Pour Sand c'est tout d'abord, comme toujours une «toquade». «Je vous dis, moi, que je n'ai jamais connu qu'un principe, celui de l'abolition de la propriété» écrit-elle, en 1837, à Adolphe Queroult. Pierre Leroux, Michel de Bourges, Lamennais, Louis Blanc façonnent ses idées; son cœur s'impose à sa raison. Plus tard, son vin, elle le noie de beaucoup d'eau, et dans l'*Histoire de ma vie* elle s'explique, s'excuse, se repent: «J'entendais, moi, ce partage des biens de la terre, d'une façon toute métaphorique. J'entendais seulement par là, la participation au bonheur... et je ne pouvais pas imaginer un dépiècement de la propriété qui n'eût pu rendre les hommes heureux qu'à condition de les rendre barbares.» Et toujours dans le même livre: «Le communisme absolu qui est la notion élémentaire, par conséquent grossière et excessive de l'égalité

vraie, est une chimère et une utopie». Dans la préface aux *Travailleurs et propriétaires* de Boirie, notre écrivain modifie, atténue encore: «la propriété est sacrée parce qu'elle est toujours le fruit du travail, d'une conquête, ou d'un contrat». Sand rêve pourtant une propriété individuelle et une propriété collective et ce n'est pas dans cette question si embrouillée que nous voulons la suivre. Sand n'a pas été un économiste et M. Buis la définit exactement.[83])

Ce qui nous frappe, c'est plutôt son enthousiasme. Sa foi éclate en lyrisme, mais cela n'empêche pas des prudences, des restrictions, des cachotteries même de femme. Elle est républicaine, socialiste et, en même temps, bonne amie de la cour impériale et elle craint qu'on ne l'accuse de trahir ses principes, si elle songe parfois à son bien-être et à celui de ses enfants: «Je n'ai pas le droit de vendre mes biens et de les donner aux pauvres..., nous ne sommes pas libres d'imposer le baptême de la misère aux enfants nés de nous.»[84]) D'ailleurs ce ne sont pas ses économies qui vont les enrichir ces chers enfants et quant aux besoins de sa vieillesse, elle y pourvoira en travaillant jusqu'au bout de sa vie, car Sand, comme tant de nobles esprits, a toujours rêvé le repos de ses vieux jours et la mort l'a surprise, la plume à la main. En femme sentimentale, elle prêche la «solidarité générale», qui n'est qu'un mot lorsqu'on n'ajoute pas comment elle doit se traduire en acte; elle parle aussi de Dieu qui ne veut pas «que les uns crèvent d'indigestion et que les autres meurent de faim»; puis du peuple-roi, du suffrage universel «soupape de sûreté» et cela malgré les horreurs des «brigands de la Commune.»[85]) Les critiques au peuple ne manquent pas et l'auteur a une vision assez exacte des exploiteurs des masses, des réactions causées par les désordres et les violences et en veut à l'ouvrier parisien qui ruine sa vie dans la débauche. Cet ouvrier a «pris le goût du vice... son intelligence s'est beaucoup développée en surface, nullement en profondeur, il comprend tout et ne sait rien.» Il est «solidaire des vices des classes qu'il combat..., son ivresse est sombre et furieuse. L'œil est injecté de sang, la voix rauque et cassée, la parole cynique, le silence sinistre.»[86]) Son rôle de 1848 est confus, contradictoire; elle prêche la violence et

[83]) «Son collectivisme manque de bases scientifiques, il ne se complique ni des données de la statistique, ni des multiples contingences de la vie courante... Son socialisme n'est pas violent; il ne se noie pas dans le sang; il ne s'arme pas d'une épée. C'est un socialisme de femme..., de femme qui croit en l'amour de tous, peut-être parce qu'elle a beaucoup aimé...»

[84]) Ailleurs, elle répète les mêmes idées. Cfr. *Histoire de ma vie* V. 7. «J'ai résisté à la voix du socialisme mal entendu qui me criait que je faisais des réserves....»

[85]) Ibid. II, 339—V. 7.

[86]) Ibid.

s'en repent et ses rapports avec l'empereur et sa famille ne sont pas faits pour édifier les esprits intransigeants. Les événements de 1871 n'augmentent point son enthousiasme mais Sand garde, malgré tout, sa sympathie pour les classes qui souffrent, quelles que soient leurs erreurs.

Ce qui la distingue, en tout temps, c'est la haine du bourgeois, haine à la fois romantique et babouviste; aucun bourgeois de ses romans n'est seulement tolérable. En théorie, Sand méprise la noblesse aussi, mais les nobles jouent souvent le beau rôle dans son œuvre; quelques antipathies particulières s'expliquent par ses rapports avec la comtesse d'Agoult.[87] La question sociale acquiert, dans les romans de notre auteur, une physionomie particulière. On a dit et répété que Sand a trouvé la manière de la résoudre en mariant à des ouvriers des dames riches et nobles et on a considéré ce dénouement comme une naïveté particulière à son esprit. Au fond, ce n'est là que l'application d'une théorie romantique, celle des antithèses; des courtisanes, des bandits, des paysans sublimes, contraste frappant entre le rang et l'esprit. Cette antithèse au surplus, nous le verrons mieux ailleurs, n'est qu'apparente. Les paysans de Sand comme les Hernani, les Ruy Blas et les Marion Delorme, sont des intelligences de choix. Or des gens d'un talent supérieur ont bien le droit de se faire une place dans la foule et d'épouser des filles nobles et riches; c'est la noblesse du rang et celle de l'esprit qui s'allient. Tout cela est très couru, tout cela est au fond même contraire à l'essence égalitaire du socialisme, car ces parvenus, qui se font voie dans la foule, cessent, par le fait même de leur nouvelle position, et malgré toutes les déclarations qu'ils peuvent faire, d'appartenir aux classes des deshérités. C'est toujours le triomphe de l'individualisme.

Remarquez encore un autre fait caractéristique. Les personnages de Sand font de grandes phrases, regardent l'avenir les bras croisés et laissent au vulgaire bourgeois le souci de la vie quotidienne. S'ils travaillent, c'est en grands artistes, pour obéir au dieu intérieur et, en général, un heureux hasard, sous la forme d'un héritage, se charge de pourvoir à leurs besoins. Vous connaissez la donnée du *Péché de M. Antoine*. Emile et Gilberte s'aiment à la folie; le père du premier, un grand industriel, s'oppose à leur mariage, et les amants se livrent au désespoir. Tout à coup un vieux marquis, qui a beaucoup de millions, et qui est le père *in partibus infidelium*, de la jeune fille, leur donne sa fortune, avec laquelle, ils pourront à leur aise, et après avoir songé au couronnement de leur amour, fonder la communauté socialiste. En quoi consiste-t-elle cette communauté? L'auteur qui trouve le temps pour décrire, dans ses moindres détails,

---

[87]) Ibid. *A un ami*, 1871.

la beauté physique d'Emile et de Gilberte, oublie de nous exposer le plan de cette institution et de nous dire si le plan est resté à l'état de projet. La même aventure dans *Piccinino.* Michel, ouvrier, s'éprend d'amour tout d'abord pour sa mère, dont la jeunesse et la beauté éveillent tous les désirs. Une reconnaissance empêche l'inceste mais non pas la fortune du jeune homme qui devient grand seigneur et va dédier, dit-il, ses richesses à la rédemption du peuple et à la guerre contre l'étranger. A-t-il tenu sa parole ? Nous n'en savons rien. Noter que Michel est noble et qu'il est un ouvrier au même titre que les grands artistes italiens de la Renaissance. Et quel artiste de génie que le héros du *Compagnon du tour de France* et quel esprit de premier ordre que le triomphateur du *Meunier d'Angibault!* Au fond toujours l'idylle champêtre, Paul et Virginie qui s'aiment, mais avec bien moins d'innocence, et la douce chaumière qui se transforme en palais ou, du moins, en une maisonnette de campagne très confortable, avec des fleurs, des légumes, des fruits et un bon poulailler par dessus le marché. Le socialisme boit le lait de chèvre, se pare de fleurs et se plaît au gazouillement des oiseaux et au parfum du rôti.

Quelquefois une pensée mélancolique, sinistre même, s'empare de l'esprit de notre écrivain. *La Mare au diable* s'ouvre par une composition d'Holbein, cette gravure qui avait suggéré le sujet de *Jeanne.* Le dessin, dont il est question, représente un laboureur conduisant sa charrue au milieu d'un champ. Le tableau est triste; la terre paraît stérile, sans horizon, infinie, ainsi que la misère des paysans; les vaches sont maigres et un petit diable bien méchant pousse comme une malédiction l'attelage et le laboureur au travail:

«A la sueur de ton visage,
Tu gagneras ta pauvre vie,
Après long travail et usage,
Voici la mort qui te convie.»

La mort c'est le repos comme pour le bûcheron de La Fontaine. Et bien! Après cela n'allez pas croire que vous assisterez à des scènes d'une désolation navrante et aux protestations de l'auteur au nom de ceux qui travaillent et souffrent. Loin de là. Le roman est animé d'un bout à l'autre, d'une douce gaieté, d'un optimisme en réserves. Dans la maison de Germain le laboureur, on vit fort à l'aise; ses petits sont dorlotés, le vin et le poulet ne manquent pas sur sa table, on danse à ses noces et l'on y fait des folies. Si la jeune Marie vit, au commencement, dans la gêne, le travail et la persévérance vont la rendre bientôt heureuse. Que l'on travaille et que l'on espère; il y a un bon Dieu pour ceux qui souffrent et le soleil qui rayonne sur la Vallée Noire mûrit les raisins, les mariages et le bonheur. Même lorsque, dans la *Ville Noire,* Sand a paru aborder le problème

social en transportant ses lecteurs dans un milieu ouvrier, aucune misère réelle ne se présente à nos yeux et des cris de désespoir ou de révolte ne frappent point nos oreilles. Une riche succession finit par embellir l'existence de l'héroïne et du brave jeune homme qui l'a aimée. Quant à la question de la lutte des classes on la résoudra ensuite: pour le moment vive Hyménée!

Le socialisme de Sand est donc fait de sentiment et là où l'amour pénètre, la terrible question est résolue, sur l'instant, par la dot de la mariée et par l'intervention de M. le Maire. Quant à M. le Curé, ce n'est pas la peine de le déranger. Partout donc des esprits d'exception qu'on appelle peuple et qui ne sont, au bout du compte, que les représentants de l'aristocratie intellectuelle. Proclamez tant que vous voulez l'égalité des hommes, mais la „*nobil scuola*" garde dans l'œuvre de Sand, un rang à part comme dans le quatrième chant de la Divine Comédie.

Les malheurs de 1870 ont frappé l'âme de notre écrivain, mais son patriotisme n'explique pas suffisamment ses attaques à ce «Napoléon le Petit» dont elle avait admiré jadis le bon goût artistique lorsqu'il applaudissait ses pièces. D'ailleurs l'accusation qu'elle lui adresse de n'avoir pas su prévoir la défaite, n'est-elle pas fort déplacée dans sa bouche?[88]) C'est bien Sand qui peu d'années avant 1870, écrivait à tout le monde que la Prusse ne lui faisait pas peur: «La Prusse n'est qu'un grain qui ne crèvera peut-être pas», et à Barbès: «Je ne crois pas à l'invasion, ce n'est pas là ce qui me préoccupe».[89])

L'année terrible lui a suggéré un *Journal*, d'une éloquence qui naît du désordre de ces notes qu'elle jette sur le papier, au hasard, sans suite, à mesure que le malheur s'appesantit sur sa patrie, dans la crainte d'une surprise, l'oreille tendue au piétinement des chevaux, épiant la route et se consolant de la trouver encore déserte. Et que d'amers regrets dans ces pages où la débâcle grandit de jour eu jour! On voit passer les jeunes français marchant à la guerre, désormais sans foi, comme les brebis que l'on mène à l'abattoir. La belle jeunesse a déjà arrosé de son sang les champs de bataille et c'est maintenant le tour «des avortons, des infirmes, des borgnes, des phtisiques». Il marchent ivre-morts, ils regardent leurs maisons, leurs familles d'un air hébété. Ailleurs, il y a encore de l'enthousiasme et le cœur s'ouvre parfois à l'espérance: «Toute la ville les accompagne. Ils sont très décidés, très patriotes, très fiers. On s'embrasse, on rentre les larmes.» Mais c'est là un rayon de soleil, qui perce la nue au comble d'un orage: les nuages s'épaississent et l'on retombe dans une nuit encore plus profonde. «Toujours l'ennemi, le fléau devant les yeux. Il se met en travers de tout; c'est en vain

[88]) *Journal d'un voyageur pendant la guerre.*

[89]) *Corresp.* V. 164, 195 (1867) VI vol. passim.

que la terre est belle et que le ciel sourit.» Les bonnes volontés sont paralysées; tout le monde accuse quelqu'un, le doute envahit les âmes; on voit partout des traîtres; les ministères se succèdent et dans la ruine de la France, les ambitions s'éveillent, les convoitises deviennent terribles, les appétits féroces. Les fournisseurs sacrifient l'armée. «Les troupes arrivent à l'improviste; partout elles attendent, dans des situations critiques, les moyens de transport et la nourriture. Après une étape de dix longues lieues, elles restent souvent pendant dix heures sous la pluie avant que le pain leur soit distribué; elles arrivent harassées pour occuper des champs qui n'existent pas... Tous les sacrifices sont demandés à la fois, sans qu'on semble se douter que les uns paralysent les autres. On s'agite démesurément, on n'avance pas... Nous sommes sans gouvernail dans la tempête...» Puis les fausses espérances, des succès «sous toutes réserves» annoncés par le gouvernement, et suivis d'amères déceptions et le triste spectacle des paysans et des citoyens fuyant devant l'envahisseur, «emmenant sur des charrettes leurs enfants, leurs meubles et leurs denrées» — Pauvre France, désolée et brisée!

Ce qui caractérise ces pages, écrites avec tant de passion et gâtées malheureusement par des tirades politiques; des jugements souvent injustes sur les ministres, (voyez ce qu'elle dit de Gambetta!), des conseils puérils et des contradictions choquantes, c'est le retentissement particulier de la guerre dans les campagnes, c'est surtout le tableau de la paix idyllique, qui sert de repoussoir à ces horreurs. Le décor des scènes champêtres nous repose et nous permet de réfléchir sur la lâcheté humaine, sur la cruauté de ces luttes entre deux nobles races, sur cette guerre à mort à la civilisation. Les petits-fils de Sand descendent de la voiture qui les éloigne du danger pour ramasser des champignons roses sur la pelouse naturelle, «cette pelouse des lisières ... qu'aucun jardinier ne réalisera jamais; il y faut le petite dent des moutons, le petit pied des pasteurs et le grand air libre». Elle a le loisir de remarquer tout cela, la bonne dame de Nohant! Entre temps, des «promenades dans les ravins «ils sont charmants partout et à toute heure; c'est un adorable pays», et elle pense à son jardin où ont «repoussé des roses, des anémones d'automne». – «Mes fleurs seront-elles piétinées par les grands chevaux du Mecklembourg? Mes vieux arbres seront-ils coupés pour chauffer les jolis pieds prussiens?» Plus loin elle remarque les ravages des ennemis, «espaliers, légumes, arbres rasés comme par le feu.» Un été d'une sécheresse épouvantable. Les plantes, les herbes, les animaux, tout le monde est altéré: nous éprouvons, en lisant, la soif de la terre. Cette sécheresse est suivie par des torrents de pluie et voici l'hiver qui arrive, sans que cela donne de trêve aux vaincus. Malgré cela, la poésie de la Noël n'est pas oubliée: puis quel spectacle, toujours beau,

toujours calme que celui de la neige, épaisse, blanche, cristallisée! — «Les arbres, les buissons, les moindres broussailles sont des bouquets de diamants.... Chère nature, tu es belle en vain! Je te regarde comme te regardent les oiseaux, qui sont tristes parce qu'ils sont froid.» Ne vous semble-t-il pas que Sand choisisse mal son temps pour ses essors poétiques?

De fausses alarmes: les casques avancent, paraissent, approchent. On les a vus dans tel et tel autre village: ils arrivent «froids et durs comme une tempête de neige». Aurore cache sa poupée, les hommes s'apprêtent à une défense inutile: heureusement Nohant n'est pas envahi. Au milieu de ces désastres, le paysan attend à sa besogne, plus sérieux, plus taciturne qu'à l'ordinaire. «Tandis que le riche, vaillant ou découragé, abandonne son bien-être, son industrie, ses espérances personnelles, pour fuir ou pour combattre, le vieux paysan, triste et grave, continue sa tâche et travaille pour l'an prochain...» C'est ainsi que Jean, dans la *Débâcle*, à la fin de la guerre, laboure le sol de sa patrie, le sol fécond d'où va sortir l'or pour l'étranger et l'or pour le bien-être de la France qui se renouvelle.

De nobles accents dans la dernière défaite, de nobles accents encore lorsque l'Allemagne a jeté sur le plat de la balance l'épée de Brennus: «nous assistons à l'agonie des races latines», telle est l'opinion générale, «ne faudrait-il pas dire plutôt que nous touchons à leur renouvellement?» — Elle a une foi profonde dans la renaissance de cette France quî est toujours à la tête des réformes, toujours en avant sur le route du progrès: «nous resterons le peuple initiateur qui reçoit une leçon et ne la subit pas ... Le malheur, ce sera un accroissement de nos facultés de réflexion et de compréhension». Quant aux ennemis, elle ne les hait pas non plus. Si son socialisme ne lui empêche point de partager la douleur et l'indignation de sa terre natale, elle n'injurie d'aucune façon ce peuple étranger «de savants, d'hommes distingués, de bourgeois jadis paisibles et humains, d'ouvriers et de paysans honnêtes» et elle espère que «de cette étreinte furieuse de deux races sortira un jour la fraternité, qui est la loi future des races civilisées», noble pensée qui démontre sa foi profonde dans l'avenir et une conception de la fraternité humaine qui a pénétré dans son sang, noble socialisme, quand même ce ne serait qu'un rêve.[90])

---

[90]) C'est à peine le cas de citer certain article de notre écrivain, *Francia*, qui a paru dans le *Revue des deux Mondes* en 1871, sorte d'épisode de 1814, lorsque le tzar Alexandre, le roi de Prusse et le prince de Schwarzenberg, représentant de l'empereur d'Autriche, entrent, en conquérants, à Paris. L'allusion aux événements récents a pu éveiller alors quelque intérêt; mais aujourd'hui cette histoire d'une grisette qui tue son amant russe ne paraît pas digne de le plume de Sand.

VI. Pour et contre le romantisme.

Ce n'est nullement une histoire du romantisme, pas même dans ses lignes générales, que nous voulons retracer ici; ce que nous recherchons c'est plutôt l'influence que ce romantisme a exercé sur l'œuvre de Sand, comment elle l'a conçu, subi et le rôle qu'elle y a joué.

On constate tout d'abord un engouement exagéré. Sand arrive à Paris et tombe au milieu d'un monde échevelé d'artistes, de gens de lettres, de «bohêmes» de toutes les professions et même sans profession, proclamant l'abolition des contraintes. Sand qui voulait bien briser les liens de son mariage, ennuyée de la vie monotone de famille, à côté d'un mari dégoûtant, se trouvait là parfaitement à sa place. Ses culottes, ses cigares, ses promenades bras-dessus bras-dessous avec cette jeunesse tapageuse, tout cela signifiait pour elle, à cette heure, la guerre aux classiques. Partout autour de cette femme des «torrents de malédictions» sur la société, des souffles d'attendrissement pour toutes les misères, des rédemptions pour toutes les hontes. On se déclarait écœuré, blasé, fini et on allait en quête de sensations étranges, raffinées et de ce qui était, en art et en amour, hors du commun. La mode s'en mêlait, et en cela aussi notre écrivain devait se trouver à son aise.

L'individualisme amenait le triomphe de l'imagination et de la sensibilité; le siècle raisonneur des Encyclopédistes était foulé aux pieds, et l'esprit français vif, pétillant, incisif, étouffé par la déclamation retentissante. Et quelle bénédiction surtout pour les descendantes de Philaminte que ce grec et que ce latin qu'on mettait à la porte!

Sand jeune, amoureuse, se ressent de tout cela; Sand âgée, formée par l'expérience et abreuvée de déceptions, sourit des délires de son printemps et parfois proteste avec vigueur contre le détraquement cérébral de ses anciens confrères. En *Lélia*, qui est vraiment son premier essai dans ce genre, c'est l'hypertrophie de l'imagination débordante, la sensiblerie surmenée qui arrive à l'épuisement, à la désorganisation, au suicide même. *Jacques* découle de là. On aime ce qui est spectral, livide; la belle santé on la déclare vulgaire. La mélancolie lamartinienne, trop douce, écœurante, ne suffit plus. Ce qu'on veut c'est le spectacle des souffrances; la volupté naissant de la douleur. L'art, l'imagination, la délicatesse se pervertissent. Vous n'avez qu'à lire les titres en tête des chapitres de cette *Lélia* pour comprendre ce qu'ils renferment: «*Lélia au rocher, Malédiction, Le spectre, super flumina Babylonis, Les morts, Contemplation.* Lélia erre parmi les tombeaux et leur demande, comme le prince de Danemark, le secret de l'au-delà. Ce qui la charme, c'est le vent qui souffle dans les ruines des cloîtres, aussi bien que la solitude

avec ses frayeurs nocturnes, et les fantômes dont la peuple l'imagination. La réalité lui fait horreur. La vulgarité de la vie de tous les jours lui inspire le mépris du bourgeois. Ajoutez la passion pour ce qui est étrange, et le cri de désespoir de toutes ces «âmes méconnues». Lélia, Trenmor, Sténio, Magnus lui-même, résument toutes les déceptions, toutes les négations du siècle et leur langage pénétré de lyrisme ne devait pas mal amuser les derniers survivants de l'époque classique. Trenmor, abordant Sténio et Lélia, qu'il ne connaît point du tout, leur pose tragiquement cette question, les cheveux au vent, l'œil en feu, les narines frémissantes, avec une consommation épouvantable de points exclamatifs: «O Lélia! O Sténio! vous croyez en Dieu aussi, n'est-ce pas?» et les deux jeunes gens de répondre sur le même ton. La folie et le délire les dominent. «Malheureux! s'écria Sténio, en prenant le prêtre à la gorge . . . votre raison est troublée» et le prêtre en question, c'est-à-dire Magnus, trouve cet accueil aussi naturel que si on lui eût demandé des nouvelles de sa santé et se venge à son tour par une grêle de questions: «Savez-vous ce que c'est que l'homme? Savez-vous ce que c'est que Dieu? Connaissez-vous la terre, connaissez-vous le ciel?»

Ce qui nous frappe le plus et nous choque en même temps, c'est l'agitation de tous ces personnages, la déclamation parfois vide de sens, les nerfs excités, la cervelle en feu, ces palpitations de cœur, les cris frénétiques, l'ivresse de l'esprit, l'aspiration constante à s'éloigner de la réalité et l'orgueil d'une grandeur qui ne consiste souvent qu'en mots. Ils se penchent ces malheureux volontaires, qui pourraient bien vivre tranquillement au coin de leur feu et faire souche de bonnes gens, sur toutes les misères, sur toutes les plaies, dans un raffinement de goût perverti, qui satisfait et excite leur sensibilité. Les crânes des morts deviennent des presse-papiers et Lélia, frappée de choléra comme la Corinne de Mme de Staël, d'un jaune sentimental et terreux, fait de longs discours sur la vie et sur la mort, sur le néant de toute chose; Sténio, médecin merveilleux, la guérit du choléra en l'arrosant de ses larmes. Gare aux santés florissantes, aux enbonpoints et aux trognes rouges des disciples de Rabelais! Tout ce monde est pour le moins poitrinaire, ce qui n'empêche pas des tours de force exceptionnels: tout ce monde attend l'heure suprême et en l'attendant se passe de tout travail utile à soi et aux autres. En général, le jour, nos héros se tiennent cachés au fond d'un cloître ou d'un vieux manoir; ne nous permettons pas de penser qu'ils dorment, car le sommeil ils le dédaignent et ne pensons pas non plus qu'ils travaillent: le travail est philistin. C'est la nuit qu'ils sortent pour faire parade de leurs connaissances astronomiques: ils suivent le cours des astres, admirent les étoiles en général, et Sirius en particulier, «le roi des longues nuits, le soleil des sombres hivers», lorsqu'ils ne les

maudissent pas toutes et ne les accusent de leurs douleurs. Ils se plaisent à la poussière des ruines, à l'horreur des cavernes; ils se promènent sur le bord des abîmes et trépignent d'enthousiasme si l'aile d'un hibou, oiseau de mort, leur caresse la joue. Partout des essais de mesmerisme et de puissance électrique. Sténio domine Magnus «par un de ces regards magnétiques où la volonté de l'homme se concentre au point de subjuguer la volonté même des animaux féroces»; quant à Lélia c'est une pile électrique, toujours chargée; d'un coup d'œil elle fait tomber à ses pieds Sténio et Magnus; son regard fouille les cœurs, pénètre les secrets, s'impose à tous ceux qu'elle rencontre. Certain cardinal se convertit aussitôt que la brave femme l'a regardé dans le blanc des yeux, et Sténio, malgré sa personnalité, s'écrie: «Lélia! dites-moi ce que vous voulez que je sois et je le serai.»

Comme la vie est vulgaire, il faut chercher du nouveau; et le blond poète, après avoir en vain rêvé le bonheur avec Lélia, se plonge dans la débauche, vide des verres, je ne dirai pas de vin car ce mot sent trop le vulgaire, mais de nectar, d'ambroisie et d'oubli, quitte à maudire, le lendemain des orgies, le falerne et les amours. Enfin, dans le remaniement de l'œuvre, une vision romantique, qui n'est pas sans rappeler certain lai de Marie de France. Trenmor aperçoit sur les tombeaux des deux amants, deux météores qui en sortent, pour errer ensemble, sous la nuit étoilée, comme le couple immortel de Paolo et Francesca, dont l'orage infernal resserre l'étreinte. Par ci, par là des souvenirs de ses lectures. «Doute des Dieux, dit Sténio à Lélia, comme Hamlet à sa fiancée, doute des hommes, doute de moi-même, si tu veux, mais ne doute pas de l'amour.»

Jacques, du roman homonyme, est lui aussi, une âme méconnue, poussant son altruisme jusqu'à se donner la mort pour que sa femme reste libre et ce qui paraît tout d'abord un dévouement heroïque n'est à tout prendre que le dégoût de la vie, dégoût qu'il porte déjà en lui-même, comme un ver rougeur, lorsqu'il entre en ménage. Et quelle étrange morale que celle de cet homme que l'auteur a présenté comme un esprit supérieur! «Qu'est-ce que la vertu, dit-il, dont ... on parle sans cesse? La vraie force est-elle d'étouffer ses passions ou de les satisfaire? Dieu nous les a-t-il données pour les abjurer? et celui qui les éprouve assez vivement pour braver tous les devoirs, tous les malheurs, tous les remords, tous les dangers, n'est-il pas plus hardi et plus fort que celui dont la prudence et la raison gouvernent et arrêtent tous les élans?» — Jacques n'est pas la victime de l'adultère de sa femme, qu'il aurait pu éviter en se réglant en homme de bon sens; son malheur c'est la rhétorique artificieuse et exagérée et c'est cette rhétorique qui le tue. Glissons rapidement sur ce qui n'est qu'une répétition des mêmes données et des mêmes carac-

tères,[91]) pour nous arrêter un instant sur un autre aspect du romantisme de Sand.

Vous connaissez la rage qu'avait cette époque pour le Moyen-âge et l'engouement pour Walter Scott. On ne rêvait que ponts-levis, machicoulis, ogives, vieux manoirs, châtelaines, ménestrels, cavaliers aventureux, ballades accompagnées du luth, ermites repentants, cachant leurs remords dans la profondeur des bois. Les ruines ont hanté l'esprit aussi de notre écrivain; il suffit de rappeler ce que nous avons dit à propos de ses essais de romans historiques et surtout des *Beaux Messieurs de Bois-Doré*, le vieux château qui domine tout l'ouvrage, comme un personnage vivant, puis les assauts nocturnes et diurnes de bandes mystérieuses et masquées, les duels chevaleresques et ces reîtres, ces bohémiens, ces moines envahissant la scène d'un bout à l'autre du récit. Si vous voulez la blonde châtelaine et le page qui soupire pour elle, relisez la petite et jolie nouvelle de *Faust*, où notre auteur a les allures d'un Boccace spiritualisé. Les bohémiens ne paraissent pas seulement dans *Les beaux Messieurs de Bois-Doré*. Même dans les romans, où l'on peint l'époque contemporaine, ainsi que dans *La Filleule*, le bohémien est là aux aguets, passionné, rusé, méfiant, cruel, épris de l'art musical et de la femme avec ce je ne sais quoi de fils de la nature. Et c'est du romantisme encore que cette vision de spectres et de fantômes, qui passent enveloppés dans leurs suaires et ce cimetière de *Jeanne* où un croque-mort reproduit le dialogue du fossoyeur d'*Hamlet*, où des revenants sortent des tombeaux et dansent au clair de la lune. Si l'auteur, comme nous l'avons remarqué, explique parfois ces faits d'une manière raisonnable, nous avons cependant éprouvé déjà le frisson de la peur et l'effet est produit. D'ailleurs partout un «que sais-je ?» qui laisse au fond la vision du monde inconnu: puis d'autres spectres encore dans les légendes populaires, la *Visite aux catacombes* où il n'est question que de squelettes, d'ossements et de «la poussière humaine» et encore une scène tirée d'*Hamlet*, dans l'*Homme de neige*, le crime que l'on découvre en le faisant revivre sous les yeux du coupable.

Une autre tendance romantique que Sand suit avec complaisance, c'est celle de l'exotisme. Notre auteur a lu les romans de Walter Scott, les tragédies de Shakespeare, le *Werther* de Goethe, qu'elle a même analysé[92]), le *Faust* remanié dans les

---

[91]) Rappelons, en passant, ce que *Jean de la Roche* renferme de torrents de larmes, de fidélités désespérées et de dévouements absurdes; dans les nouvelles de Sand voyez les aventures de Jennie Lockrist et de son cousin Melchior qui se jettent dans la mer, enlacés l'un à l'autre, en maudissant le siècle, les étoiles et le reste.

[92]) Dans son article sur le *Werther*, traduit par Leroux, Sand s'écrie avec une emphase dont elle se repentira ensuite: «Il n'est pas une femme qui ne sente, qu'en dépit de toute résistance intérieure et de toute vertu conjugale, elle eût aimé Werther.»

Sept cordes de la lyre, le *Corsaire* et la *Laure* de Byron, des recueils de légendes et de contes, quelques poètes lyriques de l'Allemagne et de l'Angleterre. Le Nord triomphe dans l'œuvre de ses confrères et si cette influence est moins sensible chez notre écrivain, c'est qu'elle a été frappée tout de suite par l'Italie, de ses amours et de ses désespoirs, l'Italie de Musset et de ce Pagello, poétique dans le décor de la lagune et si vulgaire à Paris. Comme l'italien était assez familier à notre romancière, elle étudie les poètes et les prosateurs de la Péninsule, les sonnets de Pétrarque, la Divine Comédie, du moins les passages qui sont les plus accessibles à l'étranger et quelques auteurs contemporains, Manzoni entre autres, dont elle parle quelquefois et duquel probablement elle s'inspire. Nous verrons mieux tout cela autre part; il suffit pour le moment que nous fixions dans notre esprit que son exotisme est plutôt méridional et que c'est en Italie qu'elle met la scène de plusieurs de ses romans. Cependant ce n'est pas elle qui s'écriera avec Flaubert: «malheur aux murs qui m'ont abrité, aux bourgeois qui m'ont connu moutard et aux pavés où j'ai commencé à me durcir les talons!» En Italie, la nostalgie l'assaille; elle aime au fond, avant tout, sa «douce France» et en particulier sa Vallée Noire; elle défend les beautés naturelles de ce sol, dont ses confrères en romantisme font si bon marché et dans ses romans au-dessus des étrangers les français priment, et jouent le beau rôle. Aux italiens, se mêlent aussi les anglais; leur type est conventionnel; ils sont probes, taciturnes, d'une loyauté à toute épreuve; vous n'avez qu'à vous souvenir de l'ami de Corinne.

Et voici une autre face du romantisme. Nous avons dit que Napoléon a été le prototype de l'individualisme de l'époque. Sand nous fournit quelques preuves à l'appui. La princesse Cavalcanti, «on la prendrait, dit l'auteur, pour la fille de Napoléon», elle en a le regard d'aigle, la volonté devant laquelle toutes les volontés fléchissent; elle est napoléonienne aussi «dans ses repas». Il en est de même de la comtesse Yseult de Villepreux du *Compagnon du tour de France*: «Yseult . . . se sent, dit George, quelque peu taillée dans le flanc du colosse»; malheureusement notre auteur ne s'aperçoit point que ces Napoléons femelles ne sont après tout que des caricatures; et ce sont des charges encore ces personnages silencieux et mornes, qui, comme Trenmor le galérien, regardent l'horizon, les bras croisés et les yeux perdus dans l'infini. Cartouche emprunte les traits du prisonnier de Sainte-Hélène. La prison de ces âmes sublimes est la terre, et ils aspirent à cette vie de l'au-delà où ils trouveront peut-être une divinité qui saura les comprendre.

Et encore d'autres traits caractéristiques. Tout d'abord, en *Indiana*, en *Valentine*, en *Jacques*, etc. l'apologie de l'adultère, autre forme de protestation contre le joug social. Puis, la passion

morbide pour la solitude, la misanthropie composée d'égoïsme et d'orgueil et le culte de la nature, où Sand brille en maître et qui va nous intéresser bientôt d'une manière particulière, enfin les mœurs de tous ces individus que son imagination enfante, des femmes surtout qui se singularisent, s'habillent en hommes, fument, montent à cheval, vivent en garçon, méprisent les convenances et cette opinion publique contre laquelle elles n'ont que des invectives. Les convoitises, les rages du sexe fort les font sourire de pitié; quant à la religion, elles traîtent la divinité de pair en pair et plus d'une héroïne répète ce que l'auteur écrivait à Sainte-Beuve, lors de sa liaison avec Musset: «Je suis heureuse, remerciez Dieu pour moi.»

Quant à l'artiste, il continue sa marche ascentionnelle. Dans son orgueil énorme, il prétend aux hommages de l'univers. Voyez le «gondoliere» de la *Dernière Aldini* triomphant sur la scéne et dans la société; il ne compte plus ses victoires, toutes les femmes, tous les biens sont à lui. Voyez Consuelo, bohémienne, élevée dans la boue, qui, grâce à sa voix enchanteresse, traîne à sa suite des comtes, des ducs et fait délirer le roi de Prusse lui-même; voyez surtout cet Adriani, le héros du roman qui porte son nom, ténor que tout le monde se dispute. Si vous préférez les peintres, n'oubliez pas Valreg de *Daniella*; si vous voulez un homme de lettres et de science, marionettiste par dessus le marché, lisez les exploits de Christian dans l'*Homme de neige*. C'est ensuite le rôle des savants, des naturalistes surtout; le mari de Valvèdre par exemple, et le rôle aussi des maîtres de l'harmonie: Abel, le violiniste célèbre de *Malgré tout* qu'on adore à genoux et qui a, lui aussi, le grand mépris de la foule. Notez enfin la fusion de tous les arts constituant l'idéal romantique, sorte de renouveau de l'homme italien du *Cinquecento*. Des musiciens et des peintres font de la littérature; des gens de lettres courent les ateliers. Le romantisme est partout comme il l'était en effet dans la vie de ces jours où le peintre Delacroix et le sculpteur Dévéria lisaient et commentaient les poètes du Cénacle, et s'inspiraient dans leurs sujets de Dante, de Shakespeare, de Byron et de Scott. La *Muette de Portici* d'Auber, et *Robert le diable* de Meyerbeer annoncent les opéras de Verdi qui mettent en musique le cycle dramatique de Victor Hugo; la musique de Liszt et de Chopin s'appelle satanique et ce mot s'étend à la poésie et indique l'orgueil de l'individualisme et son esprit de révolte.

Louis Maigron,[93]) dans un livre qu'on lit avec beaucoup de plaisir, bien qu'il soit fort érudit, donne beaucoup de poids à l'influence que la littérature romantique aurait exercé sur les

---

[93]) Louis Maigron — *Le romantisme et les mœurs*, Paris, 1910 V. aussi: *George Sand et les mœurs*, *Revue de Paris*, 1903.

mœurs. Je pense qu'il n'a pas tort mais je pense aussi qu'il faut peut-être faire une plus large part à l'influence réciproque. Bien des écrivains ont subi le goût du temps, quelques uns faute d'un esprit indépendant, d'autres, comme Sand, poussés à cela par le manque d'une conscience artistique qui s'est formée depuis. L'auteur de *Lélia* a dû se repentir, maintes fois, de ses erreurs passées et c'est là un côté de la psychologie de notre écrivain qui est demeuré à peu près inconnu. Il est vrai que M. Maigron rapporte une lettre que George Sand écrivait le 9 mars 1831 à Boucoiran: «La littérature est dans le même chaos que la politique. Il y a une préoccupation, une incertitude dont tout se ressent. On veut du neuf, et pour en faire, on fait du hideux. Balzac est au pinacle pour avoir peint l'amour d'un soldat pour une tigresse et celui d'une artiste pour un *castrato*. Qu'est-ce que tout cela, bon Dieu! Les monstres sont à la mode. Faisons des monstres!» Cet épanchement entre amis ne signifie point que Sand en veuille au romantisme même. Des amours absurdes, contre nature, devaient choquer sa délicatesse de femme et on peut y voir aussi une petite vengeance contre son ami Balzac, qui se moquait parfois de ses idéalisations.

C'est ailleurs que la réaction éclate bien davantage. Aussitôt que notre romancier a composé *Lélia*, elle éprouve le besoin de prendre à part Sainte-Beuve et de murmurer à son oreille: «Ne croyez pas trop à tous mes airs sataniques; je vous jure que c'est un genre que je me donne.»[94]) Il est vrai que Sand dira à d'autres correspondants que c'est là son âme dans un moment exceptionnel de sa vie, qu'elle a composé ces pages la tête en flamme comme son heroïne, mais prenez garde: l'*Histoire de ma vie* ajoute que notre George s'est bien repentie de ses «airs sataniques». Au commencement de ma vie d'artiste «j'ai cédé, dit-elle, au goût du siècle, qui était alors de s'enfermer dans une douleur égoïste, de se croire René ou Obermann et de s'attribuer une sensibilité exceptionnelle, par conséquent des souffrances inconnues au vulgaire». Maintenant elle regrette ces «aberrations déplorables» qu'il faut toutefois excuser car c'est là la jeunesse avec ses «chimères, croyances ardentes, dévouements enthousiastes».[95])

---

[94]) éd. Rocheblave, p. 103.

[95]) Elle oublie que même des messieurs à barbe grise écrivaient alors dans ce goût. Cette accusation est répétée en *Jeanne* et c'est toujours la jeunesse qu'elle plaide comme circonstance atténuante. Guillaume de Boussac «était un brave jeune homme, un peu réservé de manières et très sincère de cœur, sage comme un enfant élevé sous les yeux d'une mère pieuse (est-ce qu'elle pensait à son Maurice, élevé par une mère pieuse à sa guise?), enfin romanesque comme on l'était encore à vingt ans, il y a vingt ans. Cet heureux temps n'est plus. Aujourd'hui nos fils sont sceptiques et blasés sur les bancs du collège. Mais en 1820, on n'était que désespéré avec Werther, René ou le Giaour,

Plus tard, Sand écrira à Dumas fils: «Notre grand mal à nous autres, c'est l'excitation» et, en 1875, c'est-à-dire dans sa vieillesse, elle se moque joyeusement, en s'adressant à Charles Edmond, de toutes les folies romantiques et de son ancien délire pour Byron, Goethe et Scott. «Moi aussi j'ai péché avec les autres . . ., j'aurais voulu être en ce temps romantique, un être dévoré de douleur et accablé d'un immense remords; j'étais embêtée de n'avoir pas commis un crime qui me permît de connaître l'ivresse du désespoir.»[96]) Enfin, dans les *Mélanges*, à propos des contes d'Édouard Plouvier, elle déclarera plus tard sa haine pour «l'esprit satanique.»

Ce qu'elle aime désormais c'est la bonne santé et la gaieté qui forment le fond le meilleur de sa race et dans ses romans, à partir de 1849, le brave curé de Meudon, qui l'avait si scandalisée lorsque Balzac lui en lisait certains passages, revient souvent à sa pensée: «Obermann est un génie malade. Je l'ai bien aimé, je l'aime encore ce livre étrange, si admirablement mal fait! mais j'aime encore mieux un bel arbre qui se porte bien.»[97])

Dans les romans aussi, le bon sens de Sand reprend ses droits. C'est tout d'abord une simple plaisanterie, mais qui est là pour témoigner que dès 1836 notre auteur ne se moquait pas mal des âmes incomprises que le *Weltschmerz* ravageait. Dans *Simon*, l'avocat Parquet, grand mangeur et grand buveur, prend habituellement un ton plaintif et célèbre en vers et en prose la «solennité de la tombe, qui s'entr'ouvrait pour le recevoir et sur le bord de laquelle, il voulait encore effeuiller les roses du plaisir.» Or ces roses qu'il effeuille prennent la forme plus sensible de verres de vin, dont sa fille voudrait restreindre le nombre. Et M. Parquet, d'un accent encore plus lugubre: «O mon enfant! refuseras-tu les consolations du dieu de l'Inde et de la Thrace à un vieillard infortuné dont les forces s'éteignent? Vois: ma tête s'affaiblit et se penche vers la tombe, ma voix tremblante se glace dans mon gosier par l'effet de l'âge et du malheur.» Cette parodie n'empêche pas d'ailleurs que, dans le même roman, Simon et Fiamma ne forment un couple romantique «fuyant les salons pour les bois», dédaignant le vulgaire et poussant des soupirs moins avinés mais aussi tendres que ceux de M. Parquet.

En *Horace*, qui est de 1842, on retrouve une attaque plus vive, la satire du jeune homme romantique, blasé, sans force morale ni physique et sans génie malgré l'orgueil de sa personnalité.

---

et cela était infiniment préférable: car on pratiquait le désespoir en amateur, et on le portait en homme de goût.» Pour comprendre le regret de «cet heureux temps», il faut se rappeler que *Jeanne* est de 1844, lorsque notre écrivain commençait à grisonner.

[96]) *Corresp.* IV, 218—VI, 357.

[97]) *Impressions et souvenirs.*

«J'ai tenté, écrit l'auteur à Charles Duvernet, de faire un peu attentivement la critique du beau jeune homme de ce temps-ci» mais ce lion, elle ne le dit pas, est issu sans doute du Cénacle et a formé son esprit à la lecture de René, d'Obermann et du Giaour. En *Pauline*, de l'année précédente, Sand s'était d'ailleurs déjà moquée «des têtes exaltées qui veulent dramatiser leur existence.» Horace s'ennuie, Horace ne travaille point, Horace critique tout, méprise tout et exploite les bourgeois. La pseudo-grandeur qu'il affecte, cache son égoïsme; à l'entendre, ses amis des deux sexes doivent être fiers de le servir. Horace est enfin un «mélange d'affectation et de naturel» une «âme romanesque» se drapant «perpétuellement du manteau du personnage qu'il a dans l'imagination.» Horace aime l'élégance de la toilette, lit les romans à la mode, dont il se croit, tout de suite, le protagoniste et, sous l'influence de la lecture de *Marion Delorme*, enlève Marthe, la concubine d'un cabaretier, l'emmène chez lui, raconte à tout le monde la générosité de son geste, puis accable la malheureuse de son mépris et vit à ses dépens. Que d'œuvres immortelles ne vont-elles pas sortir de sa tête! Comment pourrait-il s'abaisser aux misères de ce travail qui serait nécessaire pour entretenir son ménage, lorsque son esprit est absorbé par la création divine? C'est tout d'abord un roman. Le titre, car il n'y a que des titres: *La malédiction*, puis ceux des chapitres, retentissants: *Le nouveau René*, *Une déception*, *le Dernier croyant*. C'est ensuite un poème. *La fin du monde* et une ballade de sujet espagnol, *La jolie fille du roi Maure*. Le théâtre n'est pas non plus oublié. Voici un «drame fantastique» la *Création* et un vaudeville, *Les Truands philosophes*. C'est l'arsenal du romantisme. Tout y est: désespoir, pessimisme, négation de Dieu, de la vertu, etc. puis une envolée en Espagne et ces Truands que l'antithèse va rendre sublimes.

Les misères d'Horace et ses vanités sont étalées sans pitié. Une dame, trompée par les apparences, le prend d'abord au sérieux, puis le met à la porte; Marthe, à son tour, se sauve et le «lion» suppose que c'est son amour qui l'a tuée; alors il s'émeut, se pavane, raconte aux dames l'histoire de sa prétendue victime et s'apprête à écrire des vers sur son tombeau, des vers qui mettront à ses pieds les comtesses et les marquises. Ainsi, se «démenant dans un orage de passions factices», il trépigne, déclame, sanglote. Marthe cependant n'est pas morte: elle vit avec un brave jeune homme qui, la poussant sur le théâtre, lui a donné la gloire et la fortune. C'est alors la note comique. Horace se présente à Marthe et tâche de l'émouvoir par le souvenir des enthousiasmes du passé, ces enthousiasmes d'une première passion, que les femmes, dit l'auteur, n'oublient jamais. Marthe lutte, pleure, va se rendre, enfin elle refuse. Horace tire un poignard de sa poche, «un fort beau poignard» et après

une scène de mélodrame, s'égratigne la peau, se sauve, sous les huées du ridicule et par delà les Alpes envoie aux journaux des lettres d'Italie!

Désormais la satire, les invectives, du moins les allusions moqueuses aux adeptes de l'école romantique sont un peu partout dans l'œuvre de Sand, même dans les petites nouvelles, celle de *Garnier*, par exemple, où le héros, en proie «à la folie byronienne», regarde un «pistolet inoffensif» et roule de grands yeux. Rappelons rapidement ce qui intéresse notre sujet. En *Metella*, un souvenir peut-être personnel, celui de Pagello. Il est question d'un amant aux mœurs simples: «Avec lui, on n'était pas forcé de pressentir le grand homme en herbe, la puissance intellectuelle méconnue et comprimée». Dans son *Voyage à Majorque* et justement, dans le chapitre *La couvent et l'inquisition*, Sand fait qu'un peintre romantique rencontre un moine errant sur les ruines de son cloître. Ces ruines émeuvent l'artiste, elles l'enthousiasment pour la retraite et la solitude et lui apprennent le mépris de la vie vulgaire: «Étranger, dit le moine d'un ton sévère, tes paroles sont pleines d'orgueil et tes rêves ne sont que vanité. Dans cet art dont tu parles avec tant d'emphase et que tu fais si grand, tu ne vois que toi-même, et l'isolement que tu souhaiterais ne serait à tes yeux qu'un moyen de te grandir et de te déifier.» En *Daniella*, des attaques à Chateaubriand et à sa manie des ruines puis, en *Valvèdre*, la banqueroute définitive du romantisme. Alida, l'héroïne du roman a une «sensibilité maladive qui la pousse «à la rêverie» et qui la rend «nerveuse, ennuyée ... dévorée par son imagination», par l'excès de sa personnalité. Le véritable amour d'un mari digne ne lui suffit plus. Comme Emma Rouault de *Madame Bovary*, elle trouve que c'est là de la prose, qu'il faut chercher le nouveau qui donne l'émotion et qui nous frappe par son étrangeté, l'adultère enfin avec l'enlèvement, la fuite, le désespoir, les délires et le reste.

Francis, l'amant d'Alida (c'est Sand qui l'écrit en dédiant son roman à Maurice) est, à son tour, «atteint par ce que l'on a nommé *la maladie du siècle*, l'ennui, le doute, l'orgueil» et par la sotte idée «de vivre dans un temps où il n'y avait rien de grand à faire». Et l'auteur de s'écrier que «l'esprit humain s'est subtilisé à l'excès» et que «sous prétexte d'analyse intellectuelle et de contemplation intérieure, la puissante et infortunée race des poètes, s'use dans le vague ou dans le vide, sans chercher son rassérénement, sa lumière et sa vie dans le sublime spectacle de la nature». Remarquez attentivement ce trait. Le culte de la nature que Rousseau lui a inspiré et qu'elle retrouve en elle-même, l'a poussée sur la voie du romantisme en lui donnant l'amour pour la solitude, l'originalité des sensations, la liberté intérieure et le dédain des autres, et c'est le même culte de la nature qui la ramène sur le bon chemin et qui lui apprend, par

l'œuvre incessante de la vie, qu'il y a quelque chose de mieux à faire ici-bas que de se désespérer dans un orgueil stérile!

Les traits réactionnaires augmentent à mesure que l'âge avance. Le père Lemontier de *Mlle la Quintinie* affirme: «nous rions aujourd'hui d'avoir été des *Childe-Harold*» et Sand en riait de même. En *Monsieur Sylvestre*, elle ajoute: «la littérature romantique nous a gâté les femmes. Elles ont voulu trouver des *René* et des *Antony* dans leurs amants, des *Othello* dans leurs époux» et, dans le *Dernier amour*, l'auteur ajoute: «c'était une époque encore agitée par l'irruption des vues passionnées du romantisme, l'époque provenant des René, des Lara, des Werther, des Obermann, des Childe Harold, des Rolla, types des meurtris, des désespérés ou des fatigués de la vie.» Dans ces attaques au romantisme, la dame de Nohant paraît oublier qu'elle fait ainsi trop bon marché de la production littéraire de sa jeunesse. Enfin Sand craint même le mal que ses romans peuvent produire et se repent de les avoir écrits.[98])

VII. Brigands et courtisanes.

Brigands et courtisanes se rattachent directement à la conception romantique des premières années de notre écrivain et offrent le même aspect d'enthousiasmes de jeunesse et de repentirs de l'âge mûr. Le brigand sublime avait alors un attrait (et il le garde parfois de nos jours aussi) auquel Balzac lui-même, si idéaliste malgré son naturalisme, n'a pas su se soustraire.[99]) Tout le monde raffolait de crimes. Vautrin, Jean Valjean,

[98]) Notez ce qu'elle dit à Mazzini le 30 septembre 1848 et que Maigron cite à la p. 483 de son *Romantisme et les mœurs*.

[99]) Balzac a même une sympathie très marquée pour ce type. Dès ses premiers romans, il nous peint, avec des traits un peu lourds, le pirate Argow, homme violent et brutal en proie à la débauche (*Argow le pirate. Le vicaire des Ardennes*) Le brigand amoureux paraît ensuite dans la *Femme de trente ans*. Il s'agit d'un personnage mystérieux, traqué par la justice, qui se réfugie, à un certain moment, chez le marquis d'Aiglemont et enlève Mlle d'Aiglemont, qu'il a fascinée. Le marquis retrouvera sa fille et le ravisseur sept ans après, lors de son retour d'Amérique. Le capitaine du navire qui capture le sien est justement l'amant de sa fille. Tout le monde connaît Vautrin de la *Comédie humaine*, sorte de brigand arriviste, qui a engagé une lutte sans trêve contre la société et les lois qui la gouvernent. Les moyens qu'il emploie pour atteindre son but sont parfois extraordinaires et du plus pur romatisme (Voyez: *Le père Goriot. Illusions perdues. Splendeurs et misères des Courtisanes. La dernière incarnation de Vautrin Le député d'Arcis. Le comte de Sallenauve. La famille Beauvisage*) Dans une étude sur ce sujet on ne devrait oublier ni Stendhal (*L'abbesse de Castro*), ni le roman et le théâtre populaire où les brigands sublimes sont à l'ordre du jour.

Hernani triomphaient des cœurs et du bon sens. Trenmor de *Lélia*, c'est le «sublime forçat» résumant en lui toutes les perfections humaines. Quel est le crime qu'il a commis et ce crime n'est-il pas, en tout cas, une protestation contre la société? Le crime ne récèle-t-il pas en lui la grandeur, la supériorité de l'individu en lutte contre tous les hommes?

Auprès de Trenmor nous nous sentons très petits. Il vit dans les ténèbres, comme un roi mystérieux, obéi aveuglément par son peuple d'adeptes et de là il lance la foudre, écrase les ennemis les plus redoutables, brave les dangers et s'érige en vengeur des injustices sociales. Quel tyran osera lutter contre lui? Et quelle ironie dans ce regard sombre et quel dédain pour les misères de l'humanité! Trenmor, l'homme fatal, «debout au gouvernail de la barque, dessinait dans l'air bleu de la nuit sa grande taille enveloppée d'un sombre manteau! Il élevait son large front et sa vaste pensée vers ce ciel si longtemps irrité contre lui.»

La souche de Trenmor, dans l'œuvre de Sand, «a forligné», comme dirait la belle-mère de George Daudin. Le portrait de Leone Leoni, qui est de 1835, a déjà plus d'ombres que de rayons. C'est en parlant de ce héros et de ses entreprises que notre écrivain éprouve le besoin de s'excuser: «c'était la mode alors en littérature, de faire agir et parler des personnages frappés des malédictions les plus étranges et les plus invraisemblables. Les théâtres et les romans ne produisaient plus que des fils de bourreaux, des espions héroïques, des assassins et des forçats vertueux. Je lus un jour *Frédéric Styndall*, une autre fois, l'*Espion* de Cooper me tomba sous la main . . .» Il fallait faire des monstres pour allécher les lecteurs. On ne saurait demander pardon avec plus de grâce de ce brigand qu'on ajoute aux autres! Leoni appartient à la même engeance des esprits «sublimes», seulement l'ange rebelle a les ailes un peu déplumées. Issu d'une famille patricienne (remarquez bien que même les galériens doivent avoir pour Sand des quartiers de noblesse!) il est doué d'une beauté fatale, irrésistible: «*supérieur aux autres hommes*, dans le mal et dans le bien, il parlait une autre langue, il avait d'autres regards, il avait aussi un autre cœur.» Gare au bourgeois qui n'a pas même un petit meurtre sur sa conscience! Mâle visage, large front, un regard puissant et tendre à la fois, taille élancée, la voix douce et impérieuse, le mystère, qui l'entoure, comme le manteau enveloppe l'amant de la légende, tout cela s'impose aux hommes et séduit les femmes. C'est ainsi qu'une princesse romaine meurt d'amour pour lui et que Juliette quitte la maison paternelle pour devenir sa chose, l'instrument docile de tous ses caprices et de toutes ses méchancetés. Mais que cela ne vous séduise pas excessivement, parce que Sand ne cache guère le revers de la médaille! Léoni est séduisant, il est vrai, mais il vole les diamants de Juliette et ce qui pis est, voudrait la

vendre, cette fille, à un vieux libertin. Juliette est donc la première à reconnaître qu'elle s'est éprise d'un fort mauvais sujet est qu'elle aurait pu, comme son auteur, choisir quelque chose de mieux: mais «c'était la mode alors! . . .»

En lisant l'*Uscoque*, présenté en antithèse à *Lara*, nous nous apercevons mieux encore que nous sommes sur la route de Damas. Byron a eu le tort de peindre en héros un corsaire, trahissant sa patrie et ses amours. Orio Soranzo, l'uscoque de Sand, représentera, au contraire, la vérité sans lâches complaisances et d'après la donnée historique. Notez la donnée historique dans une légende![100]) Il aura donc les dehors captivants, byroniens tant que vous voulez, parce qu'on sait que «le personnage le plus historique des épopées lyriques de Byron c'est lui-même» — mais au fond il sera méchant, cruel, lâche même, surtout aux heures du bonheur! Soranzo marquera ainsi «l'abîme» qui «sépare les bandits de drame et d'opéra moderne des voleurs de grands chemins, des aventuriers de roman, des chevaliers d'industrie, en un mot la fantaisie de la réalité!» Notre héros garde, par conséquent, certains caractères des Trenmor et compagnie, le «regard dominateur», le «regard magique» que personne n'ose soutenir. La pauvre Giovanna s'écrie: Son premier regard m'avait intimé l'ordre d'être a lui, et j'étais déjà sa conquête.» Outre la force de cet œil, il possède le charme du passé. J'étais fière, ajoute Giovanna, «de toutes les passions qu'il avait inspirées et de tous les duels dont il était sorti vainqueur»; la réputation même de débauché devenait un attrait pour elle: cela, dit Sand, et l'observation est bien féminine, pique toujours la curiosité du beau sexe. Plus tard, lorsque sa fortune s'écroule, lorsque ce passé pèse sur lui «comme une malédiction», Soranzo acquiert un autre charme, non moins romantique, celui de l'homme que le malheur a baisé au front. C'est maintenent le tour d'Argiria: «Si Orio se fût montré à Argiria comme il s'était montré à Giovanna, jeune, beau, vaillant et débauché, joyeux et fier de ses défauts comme de ses triomphes, elle n'eût pas eu un regard ni une parole pour lui. Ce qui lui plaisait, à cette heure, dans Soranzo c'était justement ce qui le faisait baisser dans l'enthousiasme des autres femmes», c'est-à-dire «son air sombre, l'empreinte de la douleur, l'effacement des fleurs de la santé, sa douceur mélancolique.» Et notez bien une remarque de psychologue. Ce Soranzo qui a tué ses complices dans un banquet à la Borgia, qui a incendié son château et enseveli Giovanna sous les ruines, ce traître qui jette Venise dans la honte, trouve dans

---

[100]) Sand a de vraies curiosités de critique: «J'aimerais à retrouver dans quelque coin obscur et oublié, les matériaux dont il (Byron) s'est servi pour bâtir ses grands édifices. Plus ils seraient simples et grossiers, plus j'admirerais le parti qu'il en a su tirer. De même que j'aimerais à rencontrer les femmes qui servirent de modèle aux vierges de Raphaël».

l'amour d'Argiria, qu'un médecin lui a conseillé comme un remède à son épuisement moral, une curiosité singulière, l'attrait de l'innocence excitant ses sens usés. Il ressent «le besoin insatiable de la possession d'un être meilleur» et des abandons chastes et timides. Et encore: «Il se plaisait à voir ses désirs attisés par une longue attente ... le respect qu'il s'imposait était un raffinement de volupté.» Enfin c'est un Don Juan vieilli, qui, en quête de sensations nouvelles, courtise une fillette. Mais Argiria ne saurait purifier l'assassin de Giovanna, l'assassin de son frère. Oronzo n'est donc plus le héros ou le scélérat d'une seule pièce. Lorsque la fortune lui souriait, il avait toutes les audaces; maintenant la lassitude du plaisir lui fait ressentir l'aiguillon de la peur. De remords il n'est pas question, mais faute de remords, l'or accumulé, au prix du sang, lui cause des nausées; le sommeil a abandonné ses paupières et dans ses nuits fiévreuses passent des fantômes menaçants. «C'était cette peur d'être découvert qui, détruisant pour lui toute sécurité, empoisonnant toute jouissance, produisait en lui le même effet que le remords. Le remords suppose toujours un état d'honnêteté antérieure au crime.» C'est cet état antérieur d'honnêteté que Sand lui nie. Elle veut qu'Oronzo soit lâche à sa dernière heure, qu'il rejette sur une femme qui s'est donnée à lui avec un dévouement héroïque, toute la honte de ses crimes, tout le poids de l'accusation. Et cette femme comprend enfin à qui elle a eu affaire, comme une dame romantique secouant son rêve d'Hernani, et l'accable d'un regard de mépris. Oronzo dégringole et entraîne dans sa chute l'idéal romantique qu'il représente.

En 1848, dans la notice qui précède *Piccinino*, notre auteur a l'air d'avoir déjà oublié son Trenmor et son Uscoque: «J'avais toujours eu envie de faire, tout comme un autre, mon petit chef de brigands, le chef de brigands qui a défrayé tant de romans et de mélodrames... Que le type soit effrayant comme ceux de Byron, ou comme ceux de Cooper digne du prix Monthyon, il suffit que ces héros du désespoir aient mérité légalement la corde ou les galères pour que tout bon ou honnête lecteur les chérisse.» La conversion est presque complète. Je dis «presque», parce que son *Piccinino*, brigand sicilien, a aussi son bon côté; de la valeur, l'élégance du corps, de la tendresse en amour et une origine illustre: son père, seigneur puissant et méchant, ayant violé une princesse. Ajoutez que Piccinino a «dévoré les poèmes de Byron» et qu'il chérit davantage «Pétrarque, l'*Aminta* et le *Pastor Fido*». C'est un berger d'Arcadie, armé d'un tromblon qu'une belle dame peut toujours dompter par un sourire. Les autres «héros des bois» que Sand nous présente n'ont plus rien qui captive notre attention. Des brigands en *Daniella*, dont il faudroit bien que la police de Sa Sainteté se chargeât; des brigants dans les *Beaux Messieurs de Bois-Doré*, des canailles que

l'on tue sans miséricorde, puis en *Mlle Merquem* la caricature qui leur donne le coup de grâce, ce bandit qui courtise la demoiselle et affiche un héroisme auquel on donne une verte leçon, Hernani enfin se faisant tirer l'oreille. «Il a des côtés héroïques à ce qu'il paraît, dit Mlle Merquem en parlant de lui; c'est une espèce de corsaire à la Byron, un Lara, un de ces détestables héros de roman qui font rêver les jeunes filles» et les jeunes filles ne rêveront plus à lui lorsqu'elles auront appris, comme elle, qu'il est vulgaire de mœurs, lâche de cœur et tricheur par dessus le marché. Hernani finit souffleté.[101])

Sand est revenue aussi de ses erreurs romantiques, lorsqu'elle peint les courtisanes, qui plus encore que les brigands, devaient choquer sa délicatesse de femme. Dans ses débuts, la femme qui se vend a encore le front couronné de fleurs; ce n'est pas la personnification du vice, mais presque d'un système philosophique. Pulchérie de *Lélia* doit représenter, en effet, «l'épicurisme héritier des sophismes du siècle dernier» et encore une question de tempérament sexuel, la manifestation de la sensualité féminine dès son premier éveil: «Jusqu'alors (c'est-à-dire jusqu'à l'âge de la puberté) j'accueillais, dit Pulchérie, chaque jour de ma vie comme un bienfait nouveau. Quelquefois des sensations brusques et pénétrantes faisaient bouillonner mon sang. Une ardeur inconnue s'emparait de mon imagination.. je me regardais au miroir et je me trouvais, dans ces instants-là, plus vermeille et plus belle.» C'est ensuite quelque chose de plus intime; des nuits ardentes, où la jeune fille, dormant à côté de sa sœur, éprouve des sensations étranges: «Moi, je rêvais... d'un homme aux cheveux noirs qui se penchait vers moi pour effleurer mes lèvres de ses lèvres chaudes et vermeilles.» Dans son rêve, sa sœur paraît se transformer en beau garçon: «Vos bras, plus maigres que les miens, étaient couverts d'un imperceptible duvet.» C'est la femme sensuelle qui peut bien représenter quelques heures de toute femme, quelques heures que Sand a dû éprouver elle aussi, mais qu'elle renie et repousse car le sens à lui seul, ne saurait constituer son idéal de l'amour. Aucune femme légère n'est vraiment réhabilitée par notre auteur, à l'exception de Marthe d'*Horace*.

Sand distingue les pécheresses en deux groupes. C'est d'un côté, la femme de théâtre, telle que Checchina de la *Dernière Aldini*, changeant d'amants comme de robes, préoccupée surtout du profit qu'elle tire de sa beauté, très vaine de l'éclat de ses toilettes, des jalousies de ses rivales, mais bonne au fond, et sa vanité apaisée, capable même de nobles sentiments. Checchina est suivie par Corilla de *Consuelo*, portrait plus riche en couleurs

[101]) Je ne comprends pas, dans ce petit tableau, la bande des chauffeurs dont il est question dans le *Meunier d'Angibault* et dont Zola me paraît se souvenir en certaines pages de *La Terre*.

et de proportions considérables. Corilla est vaine, aussi bien que sa dévancière, mais plus assoiffée de caresses. Anzoleto qui l'a bien comprise, l'exploite avec cynisme et les coups de l'amant excitent ses sens. Anzoleto sait se maîtriser et paraître froid; il lui mesure les voluptés et il faut bien qu'elle l'invoque à genoux. «La Corilla... était d'humeur galante» elle craignait, haïssait même ce maître à l'air calme, au sourire méprisant, mais elle se soumettait pourtant «dans la crainte de perdre des voluptés dont elle n'était pas encore rassasiée...» Anzoleto, par ses dédains «l'amena à se jeter à ses pieds, à se traîner sur ses genoux.... Quand il l'eut ainsi brisée et anéantie, il feignit de se laisser attendrir et tout éperdu d'orgueil et de je ne sais quelle émotion fougueuse, en voyant cette femme si belle et si fière se rouler devant lui, dans la poussière, comme une Madeleine pénitente, il céda à ses transports et la plongea dans de nouvelles ivresses.» En tant que femme sensuelle et égoïste, elle a la haine de la maternité. Zola aurait dû approuver du moins la scène où Sand peint Corilla en mal d'enfant, obligée de s'arrêter sur la route de Vienne, «ce chien de pays» dit-elle comme Voltaire de la Prusse, dans un cabaret, sans aises, dans la crainte de perdre cette voix, qui forme son orgueil et sa fortune. Là, au milieu des oripeaux, sacrant comme un charretier, envoyant à tous les diables Anzoleto, les caprices qui coûtent des grossesses, et celui qui va entrer dans la vie, elle accouche en poussant un long cri de souffrance physique et morale: «Et saisissant le bras de Consuelo sur lequel elle imprima ses ongles crispés par la torture, elle s'écria en rugissant: Maudit! maudit soit le vil, l'infâme Anzoleto.» La nouveau-née, qu'elle jetterait volontiers à la voirie, est enveloppée, dans un manteau de théâtre «en satin fané, bordé de franges de clinquants» et Corilla, tout effrayée, essaie aussitôt sa voix, fait des gammes, demande le miroir, veut s'assurer que ses charmes n'ont pas été endommagés.

Le groupe de femmes libres qui ne rentrent pas dans la catégorie de l'art, se divisent, à leur tour, en deux sous-groupes. D'un côté les courtisanes effrontées, luxurieuses, bêtes en rut, sans pudeur et sans amour. La première de cette famille est, en ordre de date, Sévère (les noms ne font rien à l'affaire!), la courtisane de village de *François le Champi.* Sévère est rusée, sans scrupules et ne pense qu'à son intérêt. Les malheureux, qui l'écoutent, sortent de ses mains plumés, avilis: «Elle en savait long pour endormir les gens dont elle voulait voir reluire les écus au soleil.» Ceux qui la paient, elle ne les aime pas; c'est du bétail à exploiter, mais elle a des caprices, des accès de libidinosité pour les garçons à la joue vermeille, au cœur innocent. Ce François si solide et si naïf tente sa chair; elle le veut, le poursuit, le cajole, le mène à l'écart, dans l'ombre protectrice d'une forêt; le parfum aigu des arbres et des herbes, cette nature en

fermentation aiguise ses envies, la rend haletante, perdue, mourante de caresses. François lui résiste et c'est alors l'aventure de la femme de Putiphar, la haine de la courtisane, dont on méprise les charmes, dont on refoule les désirs.

En *Daniella*, une autre «drôlesse» du même acabit, que le mari frappe, blesse, croit avoir tuée et qui s'enfuit du tombeau, rendue encore plus ardente par cette vision de la mort. La Zinovèse de *Tamaris* est plus méchante, dans sa jalousie qui l'aveugle; elle se tue et dénonce à son mari l'amant qu'elle n'a pas pu supprimer. Ses voluptés ont soif de sang.

D'un autre côté, la courtisane humanisée, Isidora, du roman homonyme, à propos de laquelle l'auteur a un aphorisme: «les courtisanes ne peuvent inspirer un amour durable.» Isidora aime les camélias et l'allusion paraît évidente. Ce roman, qui est de 1846, représente donc la banqueroute des héroïnes faciles qui jouissaient alors des enthousiasmes romantiques. Jeune, charmante, mais déjà corrompue et entretenue par un monsieur, qui l'a rendue, à son lit de mort, riche et comtesse, cette femme a la vision d'un amour noble et élevé et s'éprend de Jacques, le jeune homme pauvre. Jacques ignore à qui il a affaire, car la courtisane cache sa condition réelle, éprise de cette pureté, qui la fait rêver aux amants de Vérone. Mais le beau songe est suivi d'un triste réveil, lorsque les yeux de Jacques se dessillent, lorsqu'un amour plus digne pénètre son âme et c'est alors que la lionne rugit, qu'elle s'empare par surprise des sens de l'amant, qu'elle le perd et le reprend pour le perdre encore et pour toujours. On s'attend à une catastrophe, à une scène de poignards et de poisons avec l'idylle finale: «Je meurs pour ton amour, pardonne-moi le bonheur que tu m'as donné» avec le concert enfin des sanglots de Jacques et des âmes sensibles. Loin de là, Isidora prend son parti, voyage, se moque des conquêtes qu'elle fait encore malgré ses rides et son embonpoint et se décide à vieillir en femme de bien. Si G. Sand n'avait pas eu des griefs contre le catholicisme, elle aurait représenté Isidora devenue dans ses vieux jours, présidente d'une confrérie religieuse, jouant le soir aux cartes avec le curé de la paroisse.

Manoela, «l'odalisque» de *Ma sœur Jeanne* a, à son tour, une puberté aussi orageuse que celle de Pulchérie. Dès sa première jeunesse, hantée de fantaisies malsaines, elle a cédé à une passion fougueuse, puis on l'a vendue, souillée, abandonnée. Un brave anglais, d'un âge respectable, Brunel, essaie sa conversion, la prend d'abord chez lui, puis la place dans un couvent, enfin il la fait voyager et la traite en père qui pourrait bien un jour devenir un mari. C'est cette délicatesse qui froisse Manoela, laquelle aspire à l'amour sensuel. Elle se jette par conséquent à la tête de deux médecins, qui peuvent, attendu leur âge, la soigner, sans avoir recours à Esculape; repoussée par

l'un, elle se fait enlever par l'autre, qui l'épouse et la calme. Décidément ces courtisanes ne jouissent pas des sympathies de Sand, bien qu'elle leur accorde des maris. Le repentir est-il possible pour elles? «Peut-on, dit un médecin, laver une âme comme on lave un vêtement? ... Quelque sincère que soit le repentir du passé, il y a l'organisation qui proteste et dont la premier élan reste invincible.»

Marthe du roman *Horace* constitue une exception, avons-nous dit; mais Marthe est artiste et pour les artistes des deux sexes notre écrivain plaide toujours les circonstances atténuantes. «Horace, ne comprenait pas «le sens religieux et vraiment grand de Marion Delorme» et cette phrase explique le modèle que notre écrivain avait sous les yeux et comment tout entière à l'enthousiasme de cette lecture, elle avait oublié, pour un instant, sa finesse de femme jugeant des femmes. D'ailleurs, notez-le, vers le dénouement du récit, Marthe est à deux doigts d'une rechute, lorsque Horace lui joue cette scène de mélodrame que vous savez: «Sous ... l'ancien magnétisme ... son cœur se serrait; un tremblement convulsif agitait ses mains qu'Horace retenait; elle sentait se réveiller, pour celui qui l'avait rendue mère une sorte de tendresse ...» Ce sont ces réveils que Sand craint pour les femmes en général et pour les courtisanes en particulier et en cela elle a parfaitement raison.

En somme le romantisme de notre écrivain n'a été qu'une question de mode littéraire dont elle a fait ensuite amende honorable, mais elle a gerdé de ce mouvement littéraire et social le penchant pour les classes souffrantes, l'esprit de révolte, sa conception de l'amour et ce culte de la nature qui acquiert, sous sa plume, une beauté nouvelle.

VIII. Sensations d'Italie.

Ce n'est pas seulement le romantisme qui a poussé Sand à aimer l'Italie. Elle l'a chérie tout d'abord en artiste, puis en femme sensible aux malheurs d'une noble nation, enfin en adversaire de la papauté et du pouvoir temporel. C'est dans le matin lumineux de sa jeunesse, qu'elle l'a parcourue au bras d'un poète qui a chanté lui aussi les légendes et les amours de l'Italie; ensuite, par ses rapports avec les Pagello, elle a pénétré dans l'intimité de la vie vénitienne jusqu'au point de partager les peines et les espoirs de ses amis italiens. Même á un âge avancé, ses amitiés l'ont portée vers la terre de Dante: c'est la fille de Calamatta que son fils épouse, ce sont des patriotes italiens qui entretiennent avec elle une correspondance débordant de douleur ou d'enthousiasme. Il y a bien des recherches encore

à faire pour connaître ses rapports directs avec certains personnages illustres d'au-delà des Alpes; la correspondance de Mazzini avec notre écrivain, qui est en train de voir le jour, nous expliquera mieux encore que les documents dont nous disposons, le rôle joué auprès d'elle par le grand agitateur de la conscience nationale. Cependant dans ses lignes générales ce que nous allons déterminer ne pourra guère changer.

L'édition nationale des écrits de Mazzini qui est en cours d'impression[102]) présente déjà, dans les volumes qui ont paru, plus que de vagues souvenirs sur l'estime où la grand italien tenait G. Sand. De Londres, il écrit à sa mère, le 23 mars 1837: «Come credo avervi già detto, Lamennais dirige ora un giornale politico, intitolato *Le monde* e intorno a lui alcuni ingegni de' migliori di Francia . . . . . ma piu di tutti, una donna, della quale non so se abbiate udito a parlare, ma della quale vo' parlarvi io, perchè, senza conoscerla, io la stimo altamente e ho una simpatia profonda per essa. Ha nome Mad. Dudevant — ma, come autrice, non è conosciuta che sotto il nome virile di *George Sand*. I suoi libri hanno quel nome: il suo ritratto ch'è stato inciso perfettamente da un italiano Calamatta ha pure quel nome. (Voyez la *Revue des deux Mondes* octobre 1836; le portrait assez flatté devait rendre Sand plus sensible encore aux mérites de l'art d'Italie). Essa è creatrice di un certo numero di romanzi, ma romanzi di un genere profondo, non d'avventure narrate senza scopo, altro che quello di far passare il tempo a chi legge, ma di pensieri, d'impressioni, d'analisi morali dirette a un intento filosofico. Tra' i suoi migliori per potenza di composizione, è quello intitolato: *Lelia*: tra quei che danno più la chiave del suo cuore, delle sue idee, delle sue opinioni morali, è il volume intitolato *Lettres d'un voyageur*. — E ve lo cito, perchè, se mai vi capitasse occasione di averlo, le leggiate e se capitasse alla madre de' Ruffini, ne profitti, e lo legga, io so che le piacerà. Per ingegno e modo di scrivere, io non esito a porla uguale a Mme de Staël; per idee avanzate sociali è da preferirsi; ma questo è anche effetto del secolo, e dell' esser nata più tardi. Nata in un tempo di minor corruttela, e di minor apatia, in cui gl'ingegni fossero non solo confessati tali, ma amati, e confortati, come pur dovrebbero, essa sarebbe circondata di rispetto e d'affetto. Naturalmente, è accaduto il contrario. Donna potente, donna che in fatto d'opinioni si stacca dal volgo degl'ingegni, non guardante ad opinioni, o a pregiudizi dominanti, rompente in visiera contro certi obblighi imposti al suo sesso dalla società, e scrivente libri contro il modo attuale de' matrimoni, essa ha solle-

[112]) *Imola, Coop. tip, Paolo Galeati.* Vol. XII pp. 355 sgg. Ibib. p. 371. Vol. XIV pp. 18. 27 sgg. 321, 324, 340. Vol. XV pag. 105. 148. 234. 305. 330. 441. 444 sgg. Pour ce que Nicolo' Tommaseo pensait d'elle, cfr. l'article de Vincenzo De Angelis, *Rivista d' Italia*, fasc. III. 1914.

vato una moltitudine di calunnie, per le quali io stesso, un tempo, l'ho creduta donna malvagia, con ingegno alto, ma priva di core e di virtù. Ora, mi sono ricreduto. Forse la sua condotta non é stata nei suoi primi tempi esemplare. Ma da un tempo in qua specialmente, ciò ch'ella scrive indica che i germi del bene si sono a un tratto sviluppati in lei: qualunque sia la sua credenza sociale e religiosa, essa predica continuamente tolleranza, virtù, sacrificio, costanza nel bene, rassegnazione e fede in Dio nella sventura. Un giorno vi ricopieró due frammenti di lei: una definizione del giusto, ed una preghiera a Dio. È madre. Pare che il suo se non ritorno, rinfervoramento almeno nè principi eterni del bene, sia dovuto a Lamennais. Fatto è ch'egli le è amico, e ciò per me basta a difenderla da molte accuse non provate. Scrive anch'essa pel *Monde.*»

Quel qu'ait été son premier jugement sur la vertu conjugale de Sand, toujours est-il que Mazzini est revenu de son ancienne opinion. Il a dédié même à Sand deux articles, le premier dans *Monstly Chronicle* (juillet-décembre 1839), le second dans *People's Journal*, No. 62, 6 mars 1847. Dans une autre lettre à Luigi Amedeo Melegari (Londres, 8 avril 1837), il ajoute quelques lignes où il est évident qu'il prend un peu le change sur le christianisme de Sand: «La Sand — la prima donna vivente — potente oltremodo — e calunniata — non è cristiana — ha il sentimento d'una nuova cosa — ma è stretta con Lamennais — è donna — nè mi sorprende s'ella anche finirà per farsi cristiana.»

Et les lettres où il est question de Sand suivent à la file. De Londres, le 29 mai 1837, il écrit à sa mère: «Mme Sand vive da due anni ritiratissima, austeramente quasi, (ce «quasi» vaut un trésor!) non vivendo che nelle idee, visitata spesso da eccessi di tristezza profonda, e scrivendo.» La même année, à la même: «Mi duole che per primo libro di Mme Sand siate caduta nel *Segretario intimo*, quella è una bluette, una inezia e null' altro. È impossibile dedurne cosa alcuna. Le altre cose sue, romanzi come *Indiana*, *Valentine*, *Jacques* etc., sono belli assai.» Mais il préfère toujours *Lelia* et les *Lettres d'un voyageur*. A sa mère (Londres, 26 mars 1838), il adresse une autre lettre en faveur du *Livre du Peuple* de notre écrivain: «Mme Sand ha risposto (à Lerminier) difendendo i pricipii del *Livre du Peuple*, facendo una professione di fede democratica e dichiarando che dovunque il potere si concentra esclusivamente in una classe, invece di diramarsi a tutta la nazione, ivi è aristocrazia, e sia di sangue o di denaro, poco importa.» G. Sand a aussi le mérite de comprendre Lamennais. La même année (Londres 31 mars, 1838), Mazzini, en s'adressant à Mme Lisette Mandrot, à Lausanne, plaide encore pour l'auteur de *Lelia*: «Je crains que vous ne soyez trop mal prévenue contre Mme Sand, ou Dudevant. C'est une femme tout à fait exceptionnelle, qui a eu très problablement

des écarts dans sa première jeunesse (si ce n'était que dans la première!), qui les expie aujourd'hui par des heures de cette tristesse qui laisse ses traces sur le front, et par une vie très retirée (avec Mallefille!) qui dure depuis deux ans, mais qui a été calomniée par les médiocrités et qui le sera, par la force de l'habitude jusqu'à sa mort,» et il lui conseille toujours la lecture des *Lettres d'un voyageur*. Dans un post-scriptum, il se plaint de son jugement sévère sur *Lélia*: «Je vous en parlerai au long dans ma première lettre, car, je vous l'avoue, j'admire plus que le talent d'écrivain dans Mme Sand.» Voyez comment en conséquence il revient à la charge dans une lettre adressée à la même, le 1er août 1838 et où il se trompe, au dire de l'editeur, en prenant un roman de Mallefille *Le dernier sauvage* pour un ouvrage de Sand. *Le dernier sauvage* parut en effet sous le nom de Sand, mais ici l'allusion s'adresse évidemment à *l'Ogre* de notre écrivain. «Que vous dirai-je de Mad. Sand? Je m'étais promis de vous en parler longuement; mais je suis en ce moment à demi fâché contre elle; j'ai lu son *Orco*; et la voilà qui déserte, elle aussi, le champ de l' idée pour se jeter dans le dramatique subalterne du *fait* et dans la complication des moyens. Je ne renonce pas cependant à vous parler de ses ouvrages; vous me paraîtrez les juger trop sévèrement: jamais je ne placerai *Lélia* dans les mains d'un jeune homme dépourvu de croyances; mais pour des êtres éprouvés, et forts par l'intelligence, ce n'est pas *Lélia*, je le crois, qui les désenchantera du dévouement actif; dans *Lélia*, chacune des faces de la vie est mauvaise, parce que *chacune* est tout entière en un des personnages; et l'unité nulle part. Parmi tous les personnages, Trenmor est peut-être le plus mauvais, et l'auteur a voulu le faire ainsi; mais elle a répandu autour de lui une atmosphère de froideur qui lui ôte tante puissance. Je vous engage au reste à lire les *Lettres d'un voyageur*; je crois que Mad. Sand est bien plus là que dans tout ses ouvrages.» Encore l'éloge de ces *Lettres* dans une épître à Mme Ruffini (Londres, 22 août 1838): ces *Lettres* ne circulaient guère en Italie et il est bien aise que Mme Ruffini en soit charmée et plus tard: «Il libro della Sand che v'ho mandato è l'unico che abbiate letto di lei? Vorrei pure che poteste leggere il suo *Jacques*, e *Indiana* almeno, e *Mauprat*. Ho pianto tanto, e recentemente, sovr' essi! e anche il piangere sugli stessi libri è pure una communicazione d'anima.» Enfin, il écrit à sa mère qu'il va composer un article sur Sand (celui du *Moustly Chronicle*). «Questa donna straordinaria, più potente anche della Staël, appartenente alle nostre credenze, è qui abbominata, al punto che le signore (de Londres) ricusano di leggere i suoi libri, e se ricusassero di leggere ogni romanzo, non avrei nulla a ridire; ma leggono, divorano, cento libri di simil genere, pericolosi davvero e ben altrimenti immorali.» Sa vie est synthétisée avec bienveillance; M. Dudevant est qualifié

de «stupido»; les fautes de George à Paris sont atténuées: «Jo son ben loutano dall' approvare questo suo passo nè i quattro o cinque anni di vita un pó leggiera ch'essa condusse in allora. Bensi, altro è l'errare per debolezza, per gioventù; altro per insensibilità o corruttela profonda di cuore, altro è il persistere, altro l'errare e poi l'emendarsi. (Mais à quel âge, mon Dieu!) Dopo quegli anni tumultuosi, essa sentì il vuoto d'una simile vita, e mutò. Anche i suoi libri migliorarono sempre più, ed essa è in oggi uno degli scrittori più morali ch'io mi conosca.» Enfin les anglais ont tout le tort de ne vouloir pas la comprendre.

La même édition promet d'imprimer par la suite les lettres de Mazzini a Sand; je regrette de n'avoir pu les consulter avant leur publication.

Glanons maintenant dans son œuvre. Ce sont avant tout ses *Souvenirs de 1848*, puis certaines pages de *l'Histoire de ma vie*, ses *Questions politiques et sociales* et se *Correspondance* qui nous mettent directement en rapport intellectuel avec la noble femme et qui nous font voir ce qu'elle a pensé de la cause italienne et des Italiens. Suivons-la tout d'abord dans le premier pèlerinage qui de la «riviera» aboutira à la lagune. Stendhal, ce «citoyen milanais» qui entre compatriotes, médisait de sa patrie d'adoption, «se moqua, écrit-elle, de mes illusions sur l'Italie .... Il railla ... le type italien, qu'il ne pouvait souffrir et envers lequel il était fort injuste.» Cette injustice lui paraît de plus en plus manifeste, lorsqu'elle visite les belles villes de la Péninsule et s'installe à l'ombre de Saint-Marc. Ce qui la frappe, entre autres choses, dans son refuge amoureux, c'est la violence des autrichiens, dominateurs sans pitié, sans respect, et elle raconte à ce propos l'histoire de certain «porco di tedesco» qui arrosa, on devine comment, la «feltra» de sa gondole. Le batelier proteste; l'étranger, en sa qualité «d'officier au service de Sa Majesté Autrichienne», monte sur ses grands chevaux et s'écrie: «J'ai le droit de faire pis sur ta gondole, si bon me semble» et le «gondoliere» est forcé de se taire. «Hoc olim meminisse juvabit.» Ces autrichiens ont les griffes crochues et ces vénitiens «bons, aimables, spirituels» n'ont désormais d'autre consolation que les *lazzi* de Polichinelle, rossant dans les saynètes, malheureusement seulement dans les saynètes, le blanc uniforme.

A Venise notre romancière admire aussi le théâtre italien, «chaste et intéressant» et, quant aux pièces de Carlo Gozzi, elle les déclare «charmantes de gaieté et de naturel!»[103]) Lisez ce que Sand écrit à Chatiron, en 1834, sur cette ville devenue désormais sa seconde patrie et ses *Lettres d'un voyageur* si sympathiques, si dévouées à la cause italienne![104]) Plus tard

[103]) *Histoire de ma vie.*

[104]) *Corresp.* I, p. 262, III, pp. 132, 145, 159, 161, IV, pp. 48, 99, 146, 184, 195 et *passim.*

commence sa correspondance avec Mazzini, qui lui rend visite à Nohant; ce qu'elle exprime dans ses lettres, c'est le désir de voir l'Italie libre, afin qu'elle puisse s'asseoir au banquet des nations et en 1849, elle s'écriera que les Français ont tué la liberté de Rome. «Nous l'avons tuée.» Rome, elle la visite en 1855, lors de la domination papale, et c'est pour cela que l'*alma parens* lui paraît «immonde de laideur et de saleté.» Quant à la campagne romaine, malgré Chateaubriand, malgré Mme de Staël, elle n'en est point touchée: «campagne nue, plate, déserte, monotone, triste» et à Calamatta elle écrit de Frascati, ce qui explique bien cet accès d'antipathie: «Eh bien! non, je ne veux rien admirer, rien aimer, rien tolérer dans le royaume de Satan, dans cette caverne de brigands. Je veux cracher sur le peuple qui s'agenouille devant les cardinaux.» En 1858, l'auteur écoute avec enthousiasme, le tocsin appelant tous les états de la Péninsule aux batailles de l'indépendance et bénit le Piémont, «mon Italie de prédilection». C'est en faveur de l'Italie, «de cette pauvre Italie», qu'elle écrit sans cesse des pages passionnées au prince Jérôme Napoléon, puis son admiration, malgré sa foi républicaine, va tout entière au roi qui a su réunir les membres épars de sa patrie: «Voici l'exemplaire de l'ouvrage de mon fils (il s'agit du livre *Masques et Bouffons* de Maurice) que vous avez bien voulu vous charger de faire agréer *al re galantuomo* ... Je vous envoie aussi la lettre qu'il a écrite à ce héros, dont il est justement épris. Le maudit héros! Il m'a pourtant forcée, moi, d'abjurer l'idée républicaine italique! Devant tant de patriotisme, de bravoure, de loyauté et de simplicité (caractère de la vraie grandeur) les théories ont tort, le cœur est pris.» En 1862, la cause romaine commence à l'intéresser davantage. Qui ose contester à l'Italie le droit de proclamer son union du haut du Capitole! Faut-il donc que la domination du prêtre continue? Sand écrit au prince Jérôme: «L'Empire est perdu si l'Italie est abandonnée» et en veut — on l'accuse même d'une satire personnelle — à l'impératrice Eugénie de se qu'elle prête une oreille complaisante aux plaintes du Saint-Siège. En même temps, la brave dame réplique à Jérôme: «Tâchez ... de nous délivrer Rome» et à Lina Calamatta, qui va devenir sa belle-fille, la bonne dame de Nohant écrit, la même année: «Aime ta chère Italie, mon enfant, c'est la marque d'un généreux cœur.»

La guerre de 1866 ne modifie guère ses sympathies pour la cause italienne, bien qu'en France le tour de danse de l'alliée ne soit pas toujours jugé favorablement; à l'autrichien Dessauer, Sand répond qu'il ne se plaigne pas si sa patrie a le dessous; l'Italie ne saurait être pour l'Autriche «qu'un boulet à son pied.» Puis une envie l'assaille, malgré sa vieillesse, de revoir ce beau pays se renouvelant dans sa liberté. Enfin la grande année arrive et quoique l'horizon français soit chargé de nuages, Sand

n'oublie point la terre de ses amours et à Nohant les marionnettes de Maurice jouent une pièce allégorique. «La dernière pièce, écrit-elle, s'appelle *1870.* On y voit Isidore avec Antonelli, commandant les brigands de la Calabre pour reconquérir son trône et rétablir la papauté.»[105])

C'est avec plaisir que nous avons suivi et résumé ces notes éparses dans sa correspondance et si l'on jette un coup d'œil à ses *pièces fugitives*, on y trouvera la *République et royauté en Italie traduit de J. Mazzini* avec un avant propos qui élève jusqu'aux nues l'auteur italien et où il est dit que «l'Italie ne pourra jamais conquérir son émancipation par les princes, et qu'elle doit se rallier autour du principe républicain, qui est l'ancre de son salut», opinion modifiée par la suite ainsi que nous venons de le constater.

Puis, toujours dans ses *Mélanges*, le résumé d'un article de Saffi sur Medici paru dans l'«Italie du Peuple» et portant le titre fatidique *Il Vascello.* Par ci, par là d'autres souvenirs, d'autres souhaits en faveur de la cause italienne. Remarquons certaine lettre au comte Grzymala, dont nous avons parlé ailleurs et dont la date, 1838, explique le ton de commisération! «Une Italie qu'on va voir, où l'on se plaît aux jours du printemps, mais où l'on ne reste pas, parce qu'il y a plus de soleil que de lits et de tables, et que le confortable de la vie est ailleurs. Pauvre Italie! Tout le monde y songe, la désire ou la regrette; personne n'y peut demeurer, parce qu'elle est malheureuse et ne saurait donner le bonheur qu'elle n'a pas.»[106]) Enfin, dans ses *Questions politiques et sociales*, je trouve deux articles empreints d'une vigueur extraordinaire, *La guerre* et *Garibaldi.* — Dans le premier, Sand exalte la «fraternité sublime» de l'Italie et de la France et fait que cette dernière s'écrie: «Je vais défendre le faible, je vais délivrer l'opprimé, je vais rendre une terre volée à ses légitimes possesseurs, je vais secourir un peuple qui veut redevenir lui-même.» Puis la note lyrique: «Entendez-vous? On la brise, on la torture, cette reine déchue de l'ancien monde, cette déesse de l'intelligence, source immortelle du feu sacré des nations!» Et encore: «Courons, il faut la sauver. Quelle âme française peut se fermer quand cette grande Niobé se tord sur son rocher?.... Marchons et marchons vite, marchons au cri: «Tout pour elle et rien pour nous!» N'est-ce pas la nourricière de toute civilisation qui secoue ses chaînes? «La France (a été) habituée à recevoir de l'Italie le souffle des nouveautés divines.» Et elle regarde au-delà du Rhin et bénit aussi «la jeunesse allemande, une autre sœur de la France et de l'Italie»[107]) Nous l'avons

[105]) *Lettre au prince Jérôme, ibid.* IV, 216 — v. ibid. IV, 313 s. 329. V, passim (an. 1866) 169, 235, 237 etc.

[106]) Cfr. Karénine. Ouvrage cité II vol. p. 47.

[107]) Nohant, 15 Mai, 1853.

vu ailleurs: George Sand n'avait pas le don de seconde vue. Quant au héros de Caprère, «chevalier des anciens jours», elle le met seulement à côté de Cavour et de Victor Emmanuel avec une justice qui aura paru excessive à ses amis les républicains.

Dans toute sa production littéraire, l'Italie est donc toujours la préférée, il n'y a qu'un article, que je sache, où elle semble un peu se moquer de l'engouement des étrangers pour «le beau ciel» qu'on peut bien trouver sans sortir de la Vallée Noire. Mais il s'agit là d'une question de concurrence commerciale pour les stations climatériques.[108]) Les gloires italiennes sont célébrées en maintes pages désormais tombées dans l'oubli; rappelons, en passant: *Les majoliques florentines et Giovanni Freppa*, La *Joconde de Léonard de Vinci*[109])» le *Théâtre-Italien de Paris* et *Mlle Pauline Garcia.* Que l'art n'ait pas de frontières, ni de douanes «comme les cotons et les tabacs étrangers.» Cependant la littérature italienne lui demeure à peu près inconnue. Ce Leopardi qui inspirait Musset, elle n'a pas l'air de le connaître; de Manzoni, elle n'a lu que les *Fiancés*; Foscolo est perdu dans le brouillard de Londres.

Même dans les romans, ses sympathies vont à l'Italie. La princesse Cavalcanti, que vous connaissez, ouvre la série, puis *Leoni*, Fiamma de *Simon*, la *Dernière Aldini*, les *Maîtres Mosaïstes*, *l'Uscoque.* Plus tard, *Consuelo* nous ramène à Venise et nous trouvons encore des Italiens et des personnages italiens: *Isidora*, *Teverino*, *Lucrezia Floriani*, le *Piccinino*, le *Château des Désertes*, *Métella*, *Daniella* etc. En *Leoni* et dans le premier groupe de ces romans, c'est toujours l'Italie conventionnelle, la terre des brigands, des crimes mystérieux, des passions terribles, des enlèvements, des duels et des sérénades. Ne nous fâchons pas trop cependant de tout cela; car c'est bien à cette époque et plus tard encore que les héros du tromblon parcouraient joyeusement la Péninsule et il n'y avait alors de rues ni à Rome ni à Naples, qui fussent à l'abri de leurs entreprises. En *Simon*, Fiamma représente le sentiment national italien. Le cri d'appel à la conscience nationale sort des lèvres de la jeune fille, qui déclame beaucoup et ne fait rien qui vaille. Toutes ces héroïnes de l'indépendance italienne nous apparaissent un peu comme des imita-

[108]) «Et si nous parlons de l'Italie, nous ferons remarquer que, dans presque toutes ses villes renommées et recherchées, il faut payer un tribut souvent grave, quelquefois mortel, à l'insalubrité ou à l'excitation du climat .... Les accès de fièvre de Rome et de Venise sont terribles ... C'est donc risquer le tout pour le tout que d'envoyer les malades en Italie .... On peut même affirmer que, dans cette longue chaîne de montagnes entre deux mers qui forment son territoire, il faut beaucoup chercher pour trouver une exposition qui ne soit très froide, ou brûlée d'un soleil dévorant ....»

[109]) *Berry, Les Visions de la nuit dans les campagnes.*

tions grotesques de Jeanne d'Arc, telle par exemple la protagoniste de la nouvelle de *l'Orco*, l'ogre aux traits charmants qui dresse des embûches aux officiers autrichiens et les fait disparaître dans la lagune. Dieu sait les deuils que Vienne aurait éprouvés si la belle inconnue ne se fût éprise d'un officier autrichien! Lélio, le beau ténor de la *Dernière Aldini*, a la haine de la domination étrangère et dans ses triomphes sur la scène, il est fier des succès que sa patrie remporte encore dans le domaine des arts. L'*Uscoque*, ne vaut rien du tout au point de vue du patriotisme, mais il y a des esquisses assez heureuses de mœurs; plus tard, des évocations des peintres d'Italie, des grands maîtres du *Cinquecento*, qui sont jugés avec plus d'emphase que de profondeur, puis des musiciens, des poètes, des philosophes; et, en *Consuelo*, Porpora, Métastase, Algarotti et les *improvisatori* de Chioggia. A mesure que sa culture s'élargit, les auteurs italiens prennent plus de place dans son œuvre; Ruzzante jouit de ses sympathies, la musique italienne ne lui fait pas oublier les gloires de la musique allemande, puis la *Divine Comédie*, alors à la mode, dont elle ne connaît d'ailleurs que des passages et qu'elle cite en *Lucrezia Floriani*. Le trop répété «per me si va nella città dolente» sert d'inscription à la porte de l'héroïne.

Sand a le sentiment de Venise qui faisait défaut à son compagnon de voyage; elle en saisit parfois heureusement les détails. Par contre la vraie grandeur de Rome lui échappe, et, quant à la Sicile, représentée en *Piccinino*, autant vaudrait qu'elle eût choisi n'importe quelle île de n'importe quel pays. Ce qui nous étonne le plus c'est de voir qu'elle a placé justement en Sicile l'application de ses principes d'égalité; une princesse qui donne du «monsieur» à tous les ouvriers y paraîtrait même de nos jours une chose inouïe. Plus heureuse lorsqu'il est question d'art, Sand nous captive par d'autres souvenirs de la Péninsule et nous suivons avec plaisir les pérégrinations du fils de la Floriani et de sa troupe.

Daniella est son roman le plus italien. Dès les premières pages, des brigands gouvernés par je ne sais quel prince, se promènent parmi les ruines de Rome et des «castelli»: heureusement ces «malandrini» ne sont guère redoutables, et un peintre français peut en avoir raison rien qu'en distribuant une volée de coups de canne! Valreg, cet artiste héroïque, nous mène ainsi dans la ville des pontifes et nous voilà menacés d'une réédition de *Corinne* avec les descriptions obligatoires des monuments, des clairs de lune sur le Capitole, et des larmes que les âmes sensibles, le Baedeker à la main, répandent sur cette poussière de gloire. Heureusement Valreg oublie son rôle, séduit qu'il est par les grâces d'une jeune fille, et l'auteur déclare qu'elle est rassasiée des délires romantiques pour les décombres et les cimetières des gloires passées: «Il me semble que regretter ce qui n'est

plus, quand on devrait sentir vivement que l'on doit être quelque chose, est une flânerie poétique assez creuse.» A la bonne heure! et pour ce réveil du bon sens nous pouvons bien lui pardonner ce qu'elle ajoute du Colisée «carcasse gigantesque»; de même que les admirateurs du *Génie du Christianisme* ne voudront pas lui garder rancune si elle déclare que Chateaubriand «un des plus puissants inventeurs de cette mode (des ruines) était une ruine lui-même, une grande et noble ruine des idées religieuses et monarchiques.»

La Rome de *Daniella* est pour elle le siège des Pontifes et par conséquent, tandis qu'à Venise le peuple jouit de toutes ses sympathies, notre romancier ne voit à l'ombre du Vatican que «des postillons insolents, des conducteurs filous, des mendiants obscènes»; partout des femmes ou bien débauchées par les prêtres ou d'un sang si inflammable qu'elles se jettent à la tête des passants, des français surtout auxquels Sand confie avec plaisir le rôle d'irrésistibles. Les romains, ajoute notre écrivain, ont une certaine apparence de fierté, mais ils mendient, volent et servent d'entremetteurs galants et cyniques. Les hôtels sont des guet-apens, où l'on a poussé au dernier point «d'exploitation de l'étranger» et la douane papale fait concurrence aux messieurs du «trombone». Où se sauver, mon Dieu, si ce n'est à la campagne? Mais là aussi les déceptions nous guettent: «Laide, trois fois laide et stupide la steppe de Rome! O mes belles landes plantureuses de la Marche et du Bourbonnais, personne ne parle de vous!» On dirait une page des *Regrets* de Joachim du Bellay.

Les souvenirs de Pie IX et du cardinal Antonelli ne sont pas faits pour réjouir la scène et c'est sous l'influence de ces souvenirs que Sand s'écrie: «Mais quoi! ..... ce vaste ciel et ses sales décombres, ces fleurs luxuriantes et ces égoûts infects, ces yeux enivrants et ces cœurs souillés, n'est-ce pas là toute l'Italie, vierge prostituée à tous les bandits de l'univers, immortelle beauté que rien ne peut détruire mais qu'aussi rien ne pourrait purifier?» Quant aux mœurs et aux coutumes, les «castelli» ne sont que des villages africains. Et la religion, donc! Des superstitions qui surpassent celles des indigènes du Congo. Les italiennes voilent «d'image de la Vierge en ouvrant la porte à leurs amants» et c'est pour cela que la Vierge est, chez elles, toujours voilée. Tout cela n'est pas sans rappeler les italiennes de *Corinne* qui envoient à leurs amis des deux sexes une lettre de faire-part annonçant qu'elles sont «innamorate» et que, par conséquent, leur porte est fermée aux visites. «Et cet état d'être *innamorata* se proclamait comme toute autre situation de la vie ...» Les italiennes de Stendhal donnaient, à leur tour, à un confident la commission suivante: «Dite a X. che mi piace.» Daniella, se vouant à l'amour libre, ne fait qu'appliquer «la mode italienne» dont il est question dans le même ouvrage de Mme de Staël. En

Italie, la mort elle-même, dit Sand, «n'a rien de sérieux, les honneurs qu'on lui rend ont plutôt un air de fête; les larmes des parents et des amis n'accompagnent le défunt que jusqu'à la porte de la maison. Le reste est pour le coup d'œil et même quelquefois pour la farce». J'ai vu autrefois, dit-elle encore, sur la grande route de la Spezia, «un pauvre diable que deux hommes portaient au cimetière. Le prêtre marchait d'un air allègre, regardait les filles qui passaient et leur souriait.» Est-ce qu'elle l'a vu vraiment ce prêtre ou ne se souvient-elle pas plutôt ici de messire Jean Chouart un personnage des fables de La Fontaine, «couvant des yeux son mort», de bonne humeur lui aussi, parce qu'il songe à ce que ce mort va lui rapporter pour sa cave et pour les «cotillons» de Pâquette? Et le prêtre sourit et saute.[111]) Ajoutez des jugements légers et contraires à toute vérité. Le génois, dit-elle, «est expansif, babillard, enjoué, commère et avenant», tandis que le génois est connu et critiqué justement pour des qualités ou des défauts opposés. — Que les italiens ne se formalisent pas! Les sympathies pour eux refleurissent dans le reste de l'œuvre, lorsqu'elle dit, par exemple, en parlant de Lucilio Giovellino, de Galilée, de Campanella que ce sont des victimes de la superstition et des gloires de l'esprit humain.[112]) Puis nous retrouvons des pages charmantes sur l'histoire et la vie italienne, sur ses musiciens, ses peintres, et enfin, un personnage mi-italien et mi-suédois, Christian du Lac, personnification de l'homme universel de la Renaissance. A côté de Christian, on voit cependant un italien brigand et traître; on dirait que les brigands italiens ont troublé souvent, à Venise et sur les Alpes, la fantaisie de notre aimable voyageuse jusqu'à lui faire oublier que ce sont là les étoiles les plus brillantes du romantisme célébrés jadis par elle-même.

(Wird fortgesetzt.)

Imola (Bologna). PIETRO TOLDO.

[111]) *Fables.* VII. 2.

[112]) *Les beaux messieurs du Bois doré.*

Paul Heyses „Marion“ und A. de la Hales „Jeu de la Feuillée“.

Im Zusammenhang mit seinen romanistischen Studien, zu denen er gerade von der Kunstgeschichte übergegengen war, las der junge Paul Heyse etwa 1851 auch Monmerqué et Michel, *Théâtre français au Moyen âge*, Paris 1839, eins der wichtigsten Hilfsmittel der in Bonn gerade rasch aufgeblühten romanistischen Wissenschaft.[1] In Adam de la Hales „*Jeu de la Feuillée*“, der berühmten lokalsatirischen Posse des Jahres 1262, fand er einen willkommenen Stoff zu novellistischer Bearbeitung. Das *Jeu de la Feuillée* hat folgenden Inhalt: Adam de la Hale — der Dichter tritt unter seinem Namen selber auf — will Arras verlassen, um in Paris seine Troubadourbegabung zu fördern. Seiner Frau Maroie ist er überdrüssig, weil sie ihre Anmut und Schönheit verloren hat:

> *Qui or me sanle pale et sore;*[2]
> *Or, le voi crasse, mautaillie*
> *Triste et tenchans.* (Vers 68 ff.)

Eine viel brutalere Schilderung der abgewelkten Reize und der Untugenden seiner Frau folgt noch im ferneren Verlauf des Stücks. Der hinzutretende Vater rät zur Reise, will aber kein Geld geben. Seine Krankheit wird als Geiz erklärt, ein Übel, an dem viele Bürger von Arras leiden. Überhaupt werden alle möglichen Schwächen seiner Landsleute verspottet, ein Recht, das der Dichter sich mit Preisgebung seiner eigenen häuslichen Verhältnisse erkauft. Dies „*mélange étonnant de fantaisie poétique, de personnalité hardie et de verve bourgeoise qui fait involontairement penser aux Chevaliers et aux Gaies commères de Windsor*“[3]

[1]) In seiner Dissertation zitiert. Diez kennt (*Leben und Werke der Troubadours*, Zwickau 1826) Adam de la Hale noch nicht.

[2]) s. *A de la Halle œuvres complètes* p. p. Coussemaker. Paris 1872.

[3]) *Romania* publ. p. P. Meyer et G. Paris 1872 ff. XI. 13. Voretzsch. *Altfranz. Literatur*, Halle 1913, S. 488 f. Langlois, *le jeu de la Feuillée*. Paris 1912.

endet schließlich damit, daß die gekränkte Fee Maglore des Mesnie Hellequin[4]) bestimmt, Adam dürfe nicht zur Pariser Hochschule, sondern müsse bei seiner Frau Maroie bleiben.

De l'autre qui se va vantant
D'aler à l'escole à Paris
Vœuil qu'i soit si atruandis
En le compaignie d'Arras,
Et qu'il s'ouvlit entre les bras
Se feme, qui est mole et tenre.

Am Schluß wird noch ein Reliquien verkaufender Mönch geprellt.

Heyse stellt sich zunächst vor, wie Adam de la Halfe,[5]) als Dichter edler Minnelieder, Rondels und vornehmlich der frischen und zarten Pastorele „*Robin et Marion*", ihm wohlbekannt, zu solch rücksichtsloser Handlung wie dieser öffentlichen Verhöhnung seiner Frau kommen konnte. Das schwere Problem des *Michel Angelo*[6]) zeigt sich ihm — humoristisch und graziös erfaßt — von der entgegengesetzten Seite. Der lustige Künstler hat vor kurzem ein Weib geheiratet, das sehr schön ist, ihm aber witzlos und langweilig erscheint.[7]) Er fürchtet zu versauern, bloß weil er seine Marion schön gefunden hat und will nach Paris, im höfischen und wissenschaftlichen Leben sein Talent zu entwickeln. „Ein Poet bin ich und das will ich bleiben, und Langeweile ist Gift für die fröhliche Kunst."[8]) Marion soll zu ihrem Onkel übersiedeln, von dem Adam das Reisegeld zu bekommen hofft. Dieser gibt aber nichts, und nun ergreift Adam die Gelegenheit, mit Hilfe einer gerade anwesenden Schauspielergesellschaft die Knickrigkeit seines Onkels zu strafen, alles, was ihn zum Weggang von Arras veranlaßt, der Öffentlichkeit mitzuteilen und dabei Geld für die Reise zu verdienen. Wie nun

[4]) Unserem „wilden Heer" entsprechend.

[5]) Heyse behält diese Schreibweise bei.

[6]) In der Versnovelle „*Michel Angelo Buonarotti*", die er den „*Hermen*" eingliederte, später aber höchst eigenwillig aus seinen gesammelten Werken verbannte, hat Heyse auch das Problem angerührt, ob ein Künstler das Schicksal einer Frau dauernd mit dem seinigen verknüpfen dürfe:

„Geselle Zeitliches nicht nah zu dir,
Sei deine Kunst dein Weib, sie wird dir frommen ..."

[7]) S. in Tiecks Shakespeare-Novelle „*der Dichter und sein Freund*" das Verhältnis Shakespeares zu seiner ihm völlig ungleichen Frau (*Novellen*, Neue Folge Bd. I).

[8]) Diese Betrachtung über den Poeten und den Ehestand beschäftigt Heyse schon früh. In den Briefen an Eggers findet sich von Grete Kuglers Hand (12. Aug. 1850) mit Korrekturen Heyses ein lustiges Gedichtchen, das schließt:

Zu anderen Zeiten
Tut anderes wohl:
Im Brautstand die Rosen,
Im Eh'stand der Kohl!

nach wenigen Tagen das Stück aufgeführt wird und Marion, die in stummem Schmerz daheim gesessen hatte, von einer Freundin hingeführt wird, hört sie gerade, wie Adam in zierlichen Versen auf der Bühne vor dem versammelten Arras von der Langweiligkeit seiner Frau erzählt. Und nun, in ihrer höchsten Not, springt sie auf die Bühne und hält Adam seine Schamlosigkeit vor. Der will sie wegbringen lassen, aber ihr gekränkter Stolz läßt sie all ihre Schüchternheit überwinden, und sie ruft die Zuschauer zu Richtern auf zwischen sich und ihrem Manne. Mit seinen eigenen Worten, einem Gedicht aus der Brautzeit, beweist sie, wie er ihr unrecht tut, bis sie, „bestürzt über ihre eigene Kühnheit“, verstummt. Dies Gedicht, eine dreistrophige Rotrouenge, ist „trotz ihrer echtmittelalterlichen Einkleidung und Färbung und ihrer täuschenden Ähnlichkeit mit den leibhaftigen Kindern Adamscher Dichtung in mehreren Zügen gleichwohl . . . . nicht etwa eine metrische Übertragung des meisterhaften Übersetzungskünstlers auf dem Gebiete alter und neuer romanischer Literatur, sondern erst eine Neuschöpfung des modernen Novellisten, der hier, wie so oft, mit der ihm eigentümlichen Nachempfindungsgabe die romanistischen Studien seiner Jugend künstlerisch zu verwerten verstand“.[9] Wie das „wandelnde Steinbild“ nun endlich aus sich herausgetreten ist und in Verteidigung ihrer heiligsten Rechte Witz und Leidenschaft gezeigt hat, erwacht Adams besseres Ich. Er sagt sich: „Adam, ein Schuft bist du, wenn du je von einem solchen Ausbund von Weibe weichst und wankst, und wenn es in Paris Ehre und Dublonen regnete.“ Marion verzeiht ihm, und die Geschichte endet wie ein frohes Märchen mit einem Freudenfest, dessen Kosten der versöhnte Onkel trägt.

Veredelung ist das Prinzip der Heyseschen Stoffgestaltung. Aus der burlesken Roheit hebt er, indem er die Frauengestalt Marions durch Leid und hohen Mut adelt, die Dichtung noch weit über jene Sphäre hinaus, in der etwa die schöne Liebesdichtung Adams „*Robin et Marion*“ trotz einiger Derbheiten lebt.

Er also wandelt den Stoff erst zu dem, als was Tivier[10]) die Adamsche Dichtung übertreibend bezeichnet hatte, zu einer Griseldiserzählung. Bei ihm erst wird Maroie-Marion das leuchtende Beispiel hingebender Gattenliebe. Und erst der Ausgang der Heyseschen Dichtung ist ein „*triomphe de cette autre Griseldis*“. Und indem er von körperlicher Unschönheit, die in der Ehe entstanden sein soll, absieht, vertieft er die Gründe, die den Poeten aus Arras wegziehen, wodurch wiederum

[9]) *Romanische Bibliothek*, hrsg. von W. Foerster, XVII: R. Berger, *Canchons und partures des altfranzös. Trouvère A. de la Hale le Bochu d'Aras.* Bd. I. Halle 1900. S. 28.

[10]) Tivier, *Histoire de la littérature dramatique en France depuis ses origines jusqu'au Cid.* 2. éd. Paris 1873. S. 143 ff.

die Dichtung und die Liebe überhaupt zu höherer Reinheit emporgehoben werden.

Beide Charaktere sind unfertig beim Beginn, abgeschlossen am Ende der Dichtung. Daß Marion unrecht getan wird, das fühlen wir von Anfang an durch ihre Geste, durch Adams deutlich erkennbare Unsicherheit und die Wirkung seiner Pläne auf sie. Irgend etwas muß geschehen, damit sie vor Adam, den sie liebt, sich rechtfertigen kann. Wir warten und sind doch überrascht über das W i e des Geschehens. Die letzte Schüchternheit bricht plötzlich mit der Kränkung, die sie öffentlich erfährt, von ihrem Herzen. Und damit erst ist sie innerlich vom Mädchen zur Frau geworden, und ein fertiger Charakter. Adam aber überrascht dadurch, daß er als windiger Geselle, der trotz seines Dichtertums so wenig in die bewegte Seele seiner Marion schauen konnte, doch den Herzton aus der Verteidigung seiner Frau heraushörte und rechtzeitig reuige Einkehr hält. Auch er wird dadurch erst für uns zur Persönlichkeit. Er überrascht, da er besser und tiefer ist, als nach seinem gaminhaften Wesen anfangs zu vermuten war. Da klingt zum zweiten Male also, nachdem Wolf in den „*Blinden*" bereits durch höhere Charakterwerte überrascht hatte, Heyses Optimismus und Humanität vor: Selbst die Leichtsinnigen, selbst die Bösartigen sind letzten Endes, wenn es darauf ankommt, doch gütigerer Natur, als wir glaubten. Das Werden des Kristalls, die Entwicklung und Ausgestaltung von Charakteren also wird geschildert[11], und zwar ohne jungdeutsche Räsonnements. Und Heyse ist hier schon zum Kern seiner novellistischen Technik vorgedrungen, seiner Theorie lang voranreifend. Der „*Falke*" ist der Vortrag des Brautgedichts durch Marion, alles lösend und aufhellend. Die Einführung seiner Personen allerdings mit einer Schilderung ihres Äußern vermeidet er später und rügt sie nach langen Jahren als feststehendes technisches Mittel des sehr geliebten Turgenjeff.[12].

Zwischen der ersten Szene, die mit Adams Anschluß an die Schauspielergesellschaft endete, und der Aufführung der Posse ist ein Zwischenstück eingeschaltet — wie etwa die Fischerszene in der „*Margherita Spoletina*" — ein Besuch der Perrette bei Marion. Zum ersten Male verweilen wir endlich bei ihr, blicken in die Angst ihres Herzens, die sich in schluchzende Worte ergießt und fühlen gerade im Vergleich mit ihrer quecksilbernen, flink charakterisierten Gegenspielerin, welchen Schatz Adam im Begriff ist,

[11]) Heyses Tagebuch (unveröffentlicht), 15. Dez. 1852: „Ein Stück Tiberius von Gregorovius gelesen. Es ist freilich leichter, einen Kristall zu zeichnen als das Kristallisieren, das erstarrte Phänomen als das werdende.

[12]) In der Novelle „*Einer von Hunderten.*" Auch in den Jugenderinnerungen II, S. 80. 1912.

aufzugeben. Peronnele oder Perrete ist die Freundin Marions in dem „*Gieus de Robin et de Marion*" und dieser nicht unähnlich, so weit von Charakterschilderung dieser Nebenfigur in beiden Dichtungen überhaupt die Rede sein kann.

Was den Stil angeht, so ist er unvergleichlich reifer und eigenartiger als in den „*Blinden*", jener romantisch sentimentalen und im ganzen unerfreulichen Erstlingsnovelle.[13] „Auch das Entlegenste, wenn ein Heutiger es erzählt, gewinnt nur wahres gegenwärtiges Dasein, wenn es mit dem ungezwungen schlichtesten Wort, wie man ein eben Selbsterlebtes schildert, vorgetragen wird."[14] Heyse vermeidet alles gesucht Archaisierende, rückt die Erzählung durch lebensvolle Sprache nahe und erreicht durch eine ganz feine Nuance doch, daß ohne Einbuße an sinnlicher Frische jene Zeit der Troubadours, in der solche naiven Verwicklungen und Lösungen noch möglich waren, lebendig wird. Er gibt erst eine kurze historische Einleitung und dann gleich eine ganz gegenwärtige liebliche Gartenszene. Gerade auf die Marion und von den Versnovellen „*die Furie*" passen jene Worte, mit denen Fontane die lebensvolle Farbigkeit und Grazie des jungen Heyse kennzeichnet: „Wenn er spricht, ist mir's immer, als würden reizende Nippsachen von Gold und auch von Bronze, aber alle gleich zierlich gearbeitet, über den Tisch geschüttet. Man sieht hin, das Auge lacht über die bunten Farben und schönen Formen, und ein unwillkürliches Ah! ringt sich von der Lippe."[15]

In der Führung des Dialogs zeigt sich von Anfang an psychologische Feinheit und Meisterschaft: wie Adam doch gleich sein schlechtes Gewissen verrät, indem er immer halb zurücknimmt, was er seiner schweigenden Frau sagt, als ahne er unklar, welches Unrecht er tue. Aber sein knabenhaft graziöser Poetentrotz hält durch und steigert sich zu vollkommener Verkennung seiner Liebsten. Sie aber fällt ihm nicht um den Hals, noch bittet sie ihn, wie er es gerne sehen möchte. Sie kann einfach nicht und muß warten, bis die große öffentliche Kränkung ihrer Liebe, in die er sich halb frivol halb unreif hineinsteigert, das Band ihrer Zunge löst. Die Vorliebe Heyses, Künstler und ihre Gesellen in den Mittelpunkt seiner Dichtungen zu stellen, ist natürlich romantischer Herkunft. Sie empfängt im Verlaufe seines Schaffens ein immer moderneres Gewand, je mehr er mit zunehmender Reife diese Gestalten zu Trägern großer Probleme, die ans Herz der Menschheit überhaupt rühren, zu erheben vermag. Und

---

[13]) Vergl. mein im Erscheinen begriffenes Buch: *Der junge Heyse, die epischen und novellistischen Anfänge Paul Heyses.* München 1915.

[14]) Heyse, *Jugenderinnerungen* II, S. 51. 5. stark verm. Aufl. Sept. 1912.

[15]) Briefe Theodor Fontanes II. Sammlung, hrsg. von Pniower und Schlenther, Berlin 1905/10. I, S. 98 An Th. Storm 5. Nov. 1853

hier gelingt ihm sogar, im Einfühlen auf dem Umwege über das Künstlerische, die gewaltige Neuschöpfung des ihm so wesensfremden, grüblerisch verquälten Giacomo Leopardi in seiner späteren Novelle „*Verina*". Die lächelnde Vornehmheit, aber ohne Herzenskühle, die lebendige Grazie, aber ohne Ziererei, die Schalkhaftigkeit, aber ohne Narretei, diese Elemente von Heyses eigenster künstlerischer Art, hier regen sie sich zum ersten Male naiv und künstlerisch zugleich. Dies knappe Kabinettstückchen ist schon eine echt Heysesche Dichtung. In München in der „Ecke" wird später mit Geibels und der Staatsrätin von Ledebour beschlossen, aus „Marion" eine komische Operette zu machen, ein Plan, der glücklicherweise nicht zur Ausführung gelangt, da diese mindere Kunstform den menschlich-schönen Gehalt der Novelle schädigen müßte.[16] Nach langen Jahren kommt er doch, allerdings in sehr abgewandelter Form, zur Ausführung: „*Adam und Eva.* Operette in 1 Aufzuge. Text von Paul Heyse, Musik von Robert von Hornstein". München 1870. „Marion" ist auch die Überleitung zu den italienischen Novellen, die nun folgen: Was dem alten Frankreich mehr als dem moderneren eignet, die Mischung edler Kultur und wundervollster Natürlichkeit, spielender Bewußtheit und kindlicher Naivität, Heyses Wesen so tief verwandt, in diesem Stoff aus dem Leben eines Trouvère findet er sie. Und noch schärfer und mit beiden Händen zu greifen, begegnen diese Vorzüge der noch nicht dekadenten romanischen Rasse ihm dann im modernen italienischen Volke, an das ewig ungestillte Liebe ihn von nun an fesselt. Diese Liebe ist nicht im Sinn für das Formale, sondern wesentlich in der Wissenschaft vom Menschen und vom Menschlichen, also im Weltanschaulichen begründet.

Die Marion erschien bereits vor ihrer Veröffentlichung in den „*Novellen*" (1855) im III. Bande des „*Illustrierten Familienbuches zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom österreichischen Lloyd*", Triest 1853, wo auch kurz vorher „*die Blinden*" abgedruckt waren. Abgesehen davon, daß sich hier in dem sicheren Traditionsgefühl eines kulturerfüllten, von geistigem Überflusse gesättigten Künstlers ein Dichtertypus zeigt, den wir in unserer Zeitumgebung mit ihrem intellektuellen und sonstigen Parvenütum gänzlich verloren haben — und damit gleichzeitig viel an ästhetischer und historischer Bildung — abgesehen davon ist es für Heyses literarische wie menschliche Wertung bedeutungsvoll, in der Abwandlung dieser seiner ersten Troubadourvorlage ein Gesetz seines Schaffens zu erkennen.[17]) In der Veredelung, der Komplizierung der Psyche,

[16]) Tageburch 19. Nov. 1854.

[17]) Eine Arbeit von Bruno Quandt, die sich in Vorbereitung befindet: „*romanische Quellenstudien zu Paul Heyse*" wird darüber wesentliche Aufschlüsse geben.

der Verstärkung der sittlichen Hemmungen, die sich hier zum ersten Male ausprägt, um in den Troubadour- und italienischen Novellen immer klarer zu werden, — was sich an Hand der Vergleiche mit den entsprechenden alten Vorlagen beweisen läßt, — beruht für Heyse nie eine mindere Heftigkeit des inneren Erlebnisses. Kein Naturburschentum, aber auch kein hysterischer Schrei. Romanische Vollblütigkeit, rasche Impulse des Gefühls, er fand sie als ungehobene Schätze in den altfranzösischen und italienischen Dichtungen. Und er vermählt sie mit der höchsten Humanität, mit Pflicht, Maß und Güte, ein moderner, glühender aber ethischer Durchfühler, hierin für uns schon als Jüngling der Erbe Goethes.

GEORG J. PLOTKE.

Die Chanson de Guillaume und ihre Stellung zu den Fortsetzungen Covenant Vivien, Chanson de Rainoart, Aliscans.

I. Chanson de Guillaume und Covenant Vivien.

1. Die Beziehungen der beiden Epen zu einander und zum Zyklus.

Der Eingang des *Cov.* hat in der *Ch. de G.* keine Entsprechung. Er erzählt den Ritterschlag und das Gelübde Viviens. In der textlichen Voraussetzung weist er auf den *Rainoart* hin.

In der *Ch. de G.* steht Vivien unter dem Grafen Tedbalt v. Bourges und übernimmt erst nach dessen Flucht den Befehl über die zurückgelassenen Krieger. Im *Cov.* fehlen Tedbalts und Esturmis Namen. Vivien ist selbständiger Führer, der zur Eroberung Spaniens auszieht. Mit Tedbalt sind auch alle Episoden getilgt, durch die er irgend eine Rolle in der alten Chanson spielte, Botenszene, Auszug aus Bourges, Flucht, Kampf mit Girart, Hammelepisode.

Der Gegner Viviens ist Deramé, der in der *Ch. de G.* von Wilhelm schwer verwundet und von Gui getötet wurde.

Im alten Lied ist der Grund des Einfalles der Heiden nicht genannt, im *Cov.* erfahren wir als Ursache des Zuges die Übersendung von 700 verstümmelten Heiden an Deramé, der erst dadurch zum Kampfe gereizt wird. In der Berner Handschrift des *Cov.* lesen wir eine abweichende Darstellung, indem hier Tibaut von Vivien geschlagen wird, zu Deramé flieht und so den Einfall des Heidenkönigs veranlaßt.

Das Schlachtfeld wird im *Cov.* gegenüber der einheitlichen Benennung der *Ch. de G.* bald *Archamp*, bald *Aleschans* genannt. Im Gegensatz zum alten Lied lagert Vivien schon auf dem *Archant*,

als die Heiden dort landen. In beiden Gedichten beginnt der Kampf teils nach Ankunft der Christen, teils bei der Landung der Heiden.

Das Gelübde Viviens, nicht zu fliehen, ist schon in der *Ch. de G.* der Grund seines Kampfes gegen die Übermacht der Heiden. Der *Covenant* weist dadurch, daß er das Gelübde mit dem Ritterschlag zu Termes zusammenbringt, auf den *Rainoart* hin.

In beiden Gedichten stellt es Vivien den Kriegern vor dem Kampfe frei fortzuziehen, während er selbst zurückbleiben wolle. Beide Male weisen sie sein Anerbieten ab.

Der *Cov.* löst den Kampf, der in der *Ch. de G.* ganz allgemein gehalten ist und kurz geschildert wird, in Einzelkämpfe auf und bringt Namen der Kämpfer.

Hier und dort ist Girart der Bote Viviens nach Barcelona. Doch dringt in der *Ch. de G.* Vivien von anfang an auf die Entsendung des Boten, während er sich im *Cov.* ablehnend gegen den gleichen Vorschlag verhält und erst später, ziemlich unerwartet, darauf zurückkommt. Im *Cov.* bricht Girart mit Roß und Waffen durch die Feinde, während er im alten Lied nur mit dem Schwert in der Hand, Wilhelm erreicht.

Die Botschaft Viviens an Wilhelm hat im *Cov.* keine Entsprechung. Wir hören nichts von den Diensten, die Vivien seinem Onkel erwiesen. Ebenso fehlt die Botschaft an Viviens Bruder. Tibaut und Alderufe sind wieder eingeführt.

Im alten Lied findet Wilhelm auf dem Schlachtfelde keinen Überlebenden mehr. Im *Cov.* ist Vivien noch mit einer kleinen Schar auf dem Kampfplatz und trifft mit seinem Onkel zusammen. Beibehalten ist die lange Dauer des Kampfes, der in der *Ch. de G.* ohne Szenenwechsel am Schlachtfelde gekämpft wird, während im *Cov.* Vivien in einem Schlosse Zuflucht findet.

Die zwei Züge Wilhelms auf den *Archant* sind in einen zusammengezogen. Dadurch wurden die Szenen vom Tode Girarts und Guischarts unterdrückt und die Rolle, welche Guiburc für das Zustandekommen des 2. Zuges spielte, stark beeinträchtigt. Doch ließ ihr der *Cov.*-Dichter noch insofern ihre alte Bedeutung, als sie Wilhelm durch ihren Goldschatz in den Stand setzt, ein Hilfsheer für Vivien auszurüsten.

Die Gestalt des Gui kehrt im *Cov.* unter dem Namen Guischart wieder. Hier erzwingt er sich den Aufbruch, den er in der *Ch. de G.* mit Guiburcs Einvernehmen durch eine Lüge Wilhelm gegenüber rechtfertigen will, und legt noch vor dem Eintreffen beim Heere im Kampfe mit den Heiden die Probe seiner Vollwertigkeit ab.

Der *Cov.* bietet zahlreiche textliche Übereinstimmungen mit der *Ch. de G.* und *Rain.* Vergl. *Rain.* 2003 = *Cov.* 1011. *Cov.* 121 = *Rain.* 2018, *Cov.* 278 = *R.* 1 93, *Cov.* 383 = *Ch. G.* 195, *Cov.* 447 = *Ch. G.* 311, *Cov.* 195 = *Ch. G.* 491, *Cov.* 1625 = *Ch. G.*

1833, *Cov.* 856 = *Ch. G.* 636, *Cov.* 1210 ff. = *R.* 2674, *Cov.* 1680 = *Ch. G.* 1855, *Cov.* 1428 = *R.* 2072, *Cov.* 1444 = *R.* 1992, *Cov.* 1208 Bern = *R.* 2674, *Cov.* 1200a A B = *Ch. G.* 1433, *Cov.* 1222 = *Ch. G.* 1540, *Cov.* 1386 = *Ch. G.* 927 ff., *Cov.* 1630 = *Ch. G.* 1829. Vergl. bezüglich weiterer Übereinstimmung *Zs. frz. Spr. L.* XXXVIII p. 211 ff.

Diese Übereinstimmungen zwischen *Cov.* und *Ch. d. G.* weisen auf eine ältere Fassung, die zwar dem Stammlied noch getreuer folgte als der jetzige Text, im allgemeinen aber bereits den Gang der späteren Lieder bestimmte. Schon der *Rainoart* setzt die im Beginn des *Covenant* erzählten Ereignisse voraus, die Verbindung von Viviens Gelöbnis und Ritterschlag. Nun legt aber der Prosaroman den Schluß nahe, daß der Beginn der älteren *Covenant*-Fassungen nach dem *Rainoart* außer der Veränderung, an Stelle Tedbalts durchgehends Vivien treten zu lassen, dem in der *Chanson* vorgezeichneten Plane folgte. Zu beachten ist, daß auch in der Prosafassung der Unglücksbote bei dem Mahle eintrifft, dort bei Tedbalts Gelage, hier bei der Feier des Ritterschlages, und seine Meldung mit der Botschaft in der *Ch. d. G.* auffallend übereinstimmt, ebenso die Zahl von Viviens, resp. Tedbalts Kriegern und der Beginn des Kampfes in den Morgenstunden, daß ferner auch hier die Heiden die Angreifer sind. Ältere Züge hat ebenfalls der Berner *Cov.* bewahrt, so die Botenszene und den Aufbruch Viviens aus der Stadt, Laisse VI, V. 121 ff. Aus den neuen Voraussetzungen erklärt es sich, daß der Zug Viviens zeitlich nicht bestimmt ist, während die *Ch. d. G.* genaue Angaben bringt, die Schlacht am *Archamp* ist nach den Angaben von *Cov.* 121, 1068 A, *Rain.* 2018, *Al.* 796 und Prosaroman nahe an den Ritterschlag heranzurücken. Cov. A, B, V. 7, *Ce fu a pasques* setzen als Spielraum der Ereignisse die Zeit von Ostern bis Pfingsten fest, worin die Bestimmung der *Ch. d. G.* V. 88 *en mai en esté* wiederkehrt. Die Angaben eines 7 jährigen Feldzuges sind spätere Ergänzungen, so V. 68, Boul. V. 139, 166.[1])

Der Teil des *Cov.* der den Zug des Königs Deramé bringt, ist augenscheinlich jüngere Zutat und gleichfalls durch die veränderten Voraussetzungen bedingt. Denn zahlreiche Widersprüche mit dem folgenden Teile (Deramé benötigt für seine Rüstungen einen Monat, V. 186, während dessen wir Vivien

---

[1]) Für die *Ch. d. G.* sind die Zitate aus Suchiers Ausgabe der *Chanson de Guillaume, Bibliotheca normannica* VIII, Halle 1911 genommen, der Rainoart wird nach Baists Abdruck der Hs: *L'Archanz (La Chançon de Willame,* Freiburg i. Br. 1908 (Nicht im Buchhandel) angeführt, der *Cov.* nach Terracher: *La Chevalerie Vivien,* Paris 1909, H. Champion. Bezüglich der Bibliographie verweise ich auf die Angaben in Suchiers Ausgabe und auf die gut orientierende Darstellung von W. Schulz: *Der Covenant Vivian und der heutige Stand der Forschung, Zs. frz. Spr. u. Lt.* XXXVIII, p. 196 ff., die mit Suchier den historischen Ausgangspunkt und Inhalt des Vivienliedes, resp. *Ch. d. G.*, vertritt.

untätig auf dem *Archamp* annehmen müssen, ferner die auffälligen Wiederholungen, die von V. 195 bis V. 315 nur Variationen über schon gemachte Angaben bringen, weisen auf spätere Einschübe und Nachträge[2]) und geben Zeugnis für das Suchen nach neuen Begründungen. Auch die Tatsache, daß der Prosaroman diese Einzelheiten übergeht, desgleichen die Übersendung der 700 Heiden, und sich in seiner Anlage der *Ch. d. G.* stark nähert, weist für den *Cov.* auf jüngere Zusätze hin, die dem Liede andere Voraussetzungen geben sollten, als es die *Ch. d. G.* infolge ihrer Stellung im Zyklus tat.

Es fragt sich also, wie diese Abweichungen der verschiedenen Fassungen von der Vorlage zu erklären sind, andererseits in welchem Zusammenhange die Ereignisse des Stammliedes der Viviengruppe, des ersten Teiles der *Ch. de G.*, zu beurteilen sind. Diese selbst bietet mit ergänzenden Angaben anderer *Covenant*-Fassungen die Möglichkeit, den Gang des ältesten Wilhelmliedes aus der Vorgeschichte der epischen Ereignisse zu erklären. Die *Ch. de G.* erwähnt V. 669 ff. eine Schlacht vor den Mauern von Orange, die mit Tibaut, dem alten Gegner Wilhelms, in Zusammenhang gebracht ist, *Ch. d. G.* 669 *Se lui remembret de la bataille grant, Desuz Orenge, de Tiedbalt l'esturman.* Diese Ereignisse sind nun den in der Berner Hs. des *Covenant* erzählten Begebenheiten anzuschließen, daß erst Tibauts unglücklicher Zug die Hilfe des Königs Deramé herbeirief, Berner Hs. V. 122 ff.[3]) Zu beachten ist, daß auch im Prosaroman Deramé erst nach einer Unglücksbotschaft eingreift und im *Covenant* anfangs Frieden mit Wilhelm hat, also ebenfalls später in den Kampf hineingezogen wird. Diese Angaben deuten nun darauf hin, daß nach den älteren Berichten Tibaut beim Versuche, Orange wiederzugewinnen, geschlagen oder getötet wurde, worauf sich erst Deramé zum Eingreifen entschloß. Hervorzuheben ist, daß in den Nerbonesi auf die Eroberung der Stadt gleich die Belagerung durch Tibaut folgt, dieser ferner im *Roman d'Arles* nach seiner Vertreibung die Stadt erobert und später getötet wird, endlich die Anspielung in der *Chanson de la Croisade* V. 4107. Diese Angaben deuten nun zusammen mit dem Hinweis der *Ch. de G.* betreffend die Schlacht unter den Mauern von Orange, die mit den in den *Nerbonesi* geschilderten Ereignissen übereinstimmt, auf eine ältere Fassung der epischen Ereignisse, daß nämlich der Hilfszug des Königs noch v o r d e r e n d g ü l t i g e n E r o b e r u n g der

---

[2]) Vgl. W. Schulz, *Das Handschriftenverhältnis des Cov. Vivian*, Diss. Halle 1908, p. 34, 37. A. Jeanroy *Rom.* XXVI, p. 175 ff. Ph. A. Becker, *Wilhelmsage*, p. 43 ff. *Südfranzösischer Sagenkreis* p. 39.

[3]) So auch W. Schulz, Diss. p. 33, ohne jedoch die Abweichungen aus der *Ch. de G.* und der Vorgeschichte der *Geste* zu erklären. Vergl. dazu Becker *Archiv* 1911, p. 240, auf dessen Rezension von Suchiers Ausgabe der *Chanson de Guillaume* ich hier nachdrücklich verweise.

spanischen Mark stattfand, diese Schlacht also den Schluß der Eroberungen bildete. Während der Zeit jedoch, die nach der Niederlage Tibauts und dem Eingreifen Deramés verrann, vollendet Wilhelm die ihm von jeher zugedachte Unterwerfung Nordspaniens und die bekannten Worte Tibauts in *Foucon de Candie*:

> Ils me tolirent les porz de Balesguer
> Et Barzelone et Porpaillart sor mer
> Et Gloriete mon palais principer
> Mais Tortelose lor fis je comparer
> De Vivien, issi l'oi nommer
> Lor fis domache, nel porent restorer,

beziehen sich deutlich auf dieses Vordringen Wilhelms in Spanien nach der *bataille desuz Orenge*. Denn dieser letzte Kampf entspricht der Steigerung in der Anlage der *geste*, die mit dem Tode des Heidenkönigs ihren natürlichen Abschluß findet, daher auch die Eingangsworte der Ch. d. G., andererseits sind sie die Folgerung aus dem *Charroi* V. 451 ff. *Demandez li Espaigne le regné Et Tortelouse et Porpaillart sor mer*, und der *Prise d'Orange*, die im *Moniage* I ihre Ergänzung finden durch den Hinweis auf Tortosa und Porpaillart sur mer, die im Besitze Wilhelms gedacht sind. Daher ist auch die Anwesenheit Wilhelms in Barcelona für die *Ch. d. G.* aus dem Verlaufe der Eroberungen des Grafen zu erklären. Demnach ergibt sich für den *Cov.* von vorneherein Spanien als ursprünglicher, durch die Tradition gegebener Schauplatz, und Spuren davon haben sich erhalten, *Cov.* V. 857 *Qui m'en alastaa Guillelme au cor neis, A Bargelune ou li cuens est remeis.* Aus der *Ch. d. G.* können wir auch die epische Chronologie bestimmen, Viviens Kampf findet nach der Eroberung von Gerona statt, *Ch. d. G.* V. 637 ff. *Si lui remembret del champ desuz Girunde, Quant combatit al paien Alderufe*, vergl. dazu das *Haager Fragment* und die in der *Ch. d. G.* gemachte Erwähnung von Borel und seinen Söhnen, welche die Vermutung von G. Paris, das *Haager Fragment* als Rest einer *Prise de Gerone* aufzufassen, bestätigen (*Rom.* IX, p. 39/40). In diesem Zusammenhang sei auch auf die Vermutung von M. Lipke hingewiesen, der in Termes das alte Termes-en-Termenès bei der Via Tolosana, unweit von Narbonne und Lézignan, sieht (Bédier, I p. 390/91).

Zusammenfassend ist also zu sagen, daß die Veränderungen im Anfang des *Cov.* auf einer Verschiebung beruhen, die in der Stellung der alten *chanson* erfolgte. Deren Hinweis auf Tibaut, Siège d'Orange, Gerona, Borel und dessen Söhne, Barcelona führen vom Beginn der Wilhelmsgeste bis zum Tode des Heidenkönigs, Viviens Kampf leitet zur Endschlacht, die dadurch in der epischen Reihenfolge unverrückbar feststand. Anders der neue *Cov.* Die Fortsetzer lösten dadurch, daß sie eine Episode des Endkampfes mit einer andern Vorgeschichte versahen, die Voraussetzungen der alten *chanson* aus dem Zusammenhang und boten

so die Möglichkeit, die Zeitbestimmung offen zu lassen. Daher die widersprechenden Angaben in den einzelnen Handschriften, die Chronologie der Ereignisse zu geben, deshalb die starke Überarbeitung am Beginn des Liedes, Viviens Auszug zur Eroberung Spaniens und Deramés Kriegszug, der hier aber zu Vivien statt zu Wilhelm in Beziehung gebracht ist.

Nicht verwertet ist im *Cov.* die Tedbaltepisode, deren Erklärung manche Schwierigkeiten bietet. Entweder betrachtet man sie als ursprünglich, um den Kampf Viviens zu begründen, oder als späteren Einschub, wozu die Widersprüche mit dem folgenden veranlassen. Dabei sei darauf hingewiesen, daß wir in der *Ch. d. G.* noch ein zweitesmal von einer Flucht des Anführers hören, *Ch. d. G.* V. 662, wo der Vorwurf den König Ludwig trifft. Außerdem spielt noch der *Rainoart* in den Worten: *A ceste feiz ni porterai mes piez* (*Rain.* V. 2530) auf diese in der *Ch. d. G.* erzählten Ereignisse an. Auffällig ist nur, wie Vivien von Tedbalt sagen kann, als ihm Girart sein Abenteuer berichtet: *Tais, Girarz, bels amis, Par vostre lengue ne seit prodom honiz*, *Ch. d. G.* V. 465/66. Als späterer Zusatz ist auf alle Fälle, als der geographischen Anlage der *geste* entgegenstehend, die Verlegung nach Bourges auszuscheiden. Die Erwähnung dieser Stadt ist aus Deutlichkeitsgründen zu erklären, um den Namen Tedbalts von dem des Gegners Wilhelms zu unterscheiden — vergl. *Alisc.* 2273. (Weeks, *Mod. Phil.* III, p. 228). Nun kennen aber *Rain.* 2603, *Enf. Viv.* 3805 ff., *Foucon* 603 und *Alisc.* 2273 die Tedbaltepisode, welche also auch für den *Cov.* anzusetzen wäre. In der Tat läßt sich aus der Unterdrückung von Tedbalts Rolle der Widerspruch im Verhalten Viviens erklären, der zu Parallelen mit dem Rolandsliede geführt hat, ferner der Gegensatz von v. 400 ff. zu dem späteren Teil, besonders der Aufnahme von Girarts Rat. Demnach sind diese Verse, besonders V. 403 ff., junger Zusatz, um das Verhalten Viviens einigermaßen zu erklären. Vergl. auch V. 429 ff., wo das Gelübde Viviens in seiner alten Schärfe ausgesprochen ist. Denn während der Held in der alten *Chanson* von Anfang an auf die Entsendung des Boten dringt, ebenso im Prosaroman, weist er im *Cov.* den gleichen Rat zweimal zurück, greift ihn aber dann plötzlich wieder auf. Der veränderte Beginn des *Cov.*, nach dem Vivien als selbständiger Führer erscheint, mußte im Verlaufe des *Cov.* jeden Zusammenhang mit den alten Voraussetzungen aufheben. So fiel auch die Begründung der *Ch. d. G.* von Viviens Zuge gegen den Feind als unvereinbar mit der neuen Rolle des Helden, und aus dem Wegfall der Episode entstanden nun die Gegensätze im Verhalten Viviens.

Die stärksten Abweichungen im Verlaufe des *Cov.* finden sich in den Schilderungen des Kampfes auf dem Archamp. Die Dauer der Kämpfe, welche in der *Ch. d. G.* 5 Tage währen (Rechnitz

Zs. r. Ph. XXXII p. 185), ist gekürzt, da der Bote Girart schon in der ersten Nacht aufbricht und Wilhelm am dritten Tag eintrifft. Immerhin weisen die schwankenden Zeitangaben noch auf die alte *chanson*, vergl. *Cov.* 691 *Ier main a jor, caut il fu ajornei, Caut cil paien furent ci arivei. Alisc.* 236 . . *Tres ier a miedi* und die Varianten dazu.

Entsprechend seiner Tendenz, die Taten des jungen Helden in den Vordergrund zu stellen, bringt der *Cov.* im Gegensatz zu den kurzen Angaben der *Ch. de G.*, die gerade nur den letzten Kampf ausführlicher berichtet, eingehende Schilderungen von Einzelkämpfen, durch deren Einschaltung der ursprüngliche Verlauf nur mehr schwer erkennbar ist. Viviens Gebet, *Cov.* 601 ff., entspricht dem Gebet in der Vorlage, wo es der schwerverwundete Held kurz vor seinem Tode spricht. Hervorzuheben ist, daß in *Ch. de G.* nach dem Gebete (900 ff.) Vivien durch einen Lanzenwurf getötet wird, im *Cov.* dagegen durch einen Lanzenstoß eine schwere Verwundung davonträgt, worauf ihn die Heiden totsagen. Damit ist zu verbinden V. 1438 *Mais Vivien ont mort et confondu*, der aus der älteren Fassung erhalten ist, da wir vor Wilhelms Eintreffen stehen.[4] Aus dem Widerspruch mit *Alisc.* (vgl. unten) und den Wiederholungen, in denen von Viviens schwerer Verwundung die Rede ist, V. 612, 618, 654, 675 etc., kann man ersehen, daß Vivien noch vor Eintreffen Wilhelms für tot liegen gelassen wurde, *Cov.* V. 1590: *Vivien laissent en mi lou champ gisant.*[5] Zur Milderung der Unwahrscheinlichkeit fügt nun eine spätere Hand V. 675 ff. ein, nach denen ein Ritter, der in Salerno studierte, Viviens Wunden verbindet und für ungefährlich erklärt. Es ist die gleiche Absicht erkennbar, aus der die Schloßepisode kurz darauf zu erklären ist, die größere Berücksichtigung der Wahrscheinlichkeit (Bédier I p. 311). Auch dieser Einschub bringt Widersprüche in den Text, so V. 1375 und V. 1379, wo Vivien die Heiden bei den Schiffen angreift, während die Sarrazenen ihn früher im Schlosse belagern. Dagegen hat der von Vivien geleitete Angriff, *Cov.* 365 ff., seine Parallele in der *Ch. d. G.* V. 550 ff. Da ferner auch die Begleiter Viviens, die in der *Ch. de G.* ungenannt bleiben, aus *Alisc.* genommen sind, so dürften zum alten Bestand nur die allgemein gehaltenen Schilderungen vor dem Eintreffen Wilhelms gehören, vergl. *Ch. de G.* V. 322 ff., 330—334, 440—495, 550 ff. Abgesehen von den Nachahmungen des Roland ist auch der Kampf Vivien-Deramé spätere Zutat, da er nicht in den Zusammenhang paßt, wie V. 1405 ff. zu V. 1555 und V. 1611 ff. beweisen. Dort ist der Held in erbittertem Kampfe mit den Heiden und

[4]) Auch in der Lokalsage von Martres-Tolosanes fällt Vivien gegen Schluß der Schlacht. Bédier I p. 82.

[5]) Über die Voraussetzungen des Rainoart vergl. Rechnitz *Zs. r. Ph.* 32 p. 184 ff.

mit Deramé, den er verwundet, hier muß sich der König beim Eintreffen Wilhelms erst waffnen und mit ihm seine Krieger. Endlich steht der Schluß des *Cov.* zu *Alisc.* in direktem Gegensatz. Aus *Alisc.* 740 ff. erkennt man, daß Wilhelm nur einmal mit Vivien zusammentrifft.[6]) *Las, ke n'i ving tant cum il fu vivans*, dazu *Alisc.* 187 ff. Die gleiche Voraussetzung finden wir im *Rainoart.* Nun stößt aber im *Cov.* Wilhelm auf Vivien, ohne daß dieser nur mit einem Worte seines Wunsches gedenkt: „*dou vrai cors deu soie commenians*," *Cov.* 1604.

Als spätere Einführungen sind die Angaben von Viviens Gegner zu nennen. In der *Ch. de G.* ist er ungenannt, *uns barbarins*, V. 905. In Willehalm und Alisc. fällt Vivien durch Halzebier, Haucebier, im Prosaroman dagegen von Aerofle, ebenso *Enf. Viv.* 4625. Der Ausgangspunkt dieser Bestimmungen dürfte in den Angaben der *Ch. de G.* V. 378, 639, 644 zu suchen sein, wo Alderufe von Viviens Hand fällt. Nach *Foucon* und *Nerbonesi* unterliegt Vivien Tibaut. (Zur Bibliographie vergl. Schulz, *Zs. fr. Spr.* XXXVIII, p. 219, wo auch darauf verwiesen wird, daß im älteren *Covenant* Vivien von Aerofle getötet erscheint.)

Die Girard-Guischartepisoden des *Cov.* gehen auf die *Ch. de G.* zurück, in der Guischart Guibures Neffe ist und mit Girart in der ersten Wilhelmsschlacht fällt. Im *Cov.* ist auf Guischart die Rolle des Gui der *Ch. de G.* übertragen, von seiner alten Rolle ist kein Zug bewahrt, da schon im *Rain.* beide Grafen unter den Gefangenen sind. Nun erhebt sich schon für die *Ch. de G.* die Frage, warum Gui erst am Schlusse des Liedes zur Geltung kommt, während er doch nach der Botschaft Viviens schon am ersten Hilfszuge teilnehmen sollte. Die Stellung der *chanson* in der Reihenfolge der epischen Ereignisse gibt m. E. die Antwort auf diese Frage.

Wie oben ausgesprochen, ist nach den älteren Anschauungen die *Ch. de G.* als der Abschluß von Wilhelms tatenreichem Leben zu betrachten, worauf das Lied selbst deutlich hinweist, V. 1339 *Ço est failli que Deus m'aveit presté: La grant juvente ki ne puet returner*, V. 1981 sein hohes Alter, V. 1981 *Apres ma mort tien tote m'erité*, dann ferner *Rain.* 2409 ff. Die alte *chanson* betont also die Ereignisse, die den Anlaß zum Entschlusse Wilhelms bilden, den Verlust seines lignage, *Ch. de G.* 1436 *Si jo murreie qui tendreit mun pais Jo nen ai eir tel kil puisset tenir*; ferner den Tod seines ärgsten Gegners und des mächtigsten Feindes der Christenheit, sie läßt ihm aber den Erben, der die alte Tradition seines Geschlechtes fortführen soll. Daher das Auftreten Guis am Schlusse des Liedes, das ihn als Erbe Wilhelms bezeichnet. Im *Moniage* I, V. 64 ff. haben wir nun die gleiche Voraussetzung: *Un sien filluel sa terre a commandé*,

[6]) Jeanroy *Rom.* XXVI, p. 186, A. 2.

dazu die Verse aus *Moniage* II 2833 ff. *Tout no lignage a-il mort et honi Tibaut destruit et Deramé ocis.* Mit der Besiegung Derames ist demnach die kriegerische Laufbahn Wilhelms beendet. Anders die Fortsetzungen, welche den Nachdruck auf die Hilfe, die Wilhelm erwartet, legen, nach ihnen ist des Grafen lignage noch für die späteren Kämpfe zu schonen, daher bleiben nicht nur die Grafen am Leben, wir sehen auch Wilhelms Eltern, die wir in der *Ch. de G.* nicht mehr vorfinden, wieder eingeführt, *Rain.* 2625. Da nun außerdem Viviens Kampf und Sterbeszene in den Mittelpunkt des ersten Teiles trat, so hat der neue Gang des *Rainoart*,[7]) um dem späteren Eingreifen des Riesen erhöhte Bedeutung zu geben, die Gefangensetzung der Grafen veranlaßt und die Eroberung Spaniens anderen zugeschrieben. Die Übertragung Guischart für Gui kann dadurch begünstigt worden sein, um das einsilbige Gui durch das einheitliche, vollere Guischart zu ersetzen.[8])

Die Selbständigkeit des *Covenant* ist also eine ziemlich späte, das Gedicht gehört als Einleitung zum *Rain.* bezw. *Alisc.* Die Veränderungen, die der alte Text der *Ch. de G.* erfahren, gehen aus dem Bestreben hervor, die frühere Stellung der Vivienepisode mit den neuen Voraussetzungen, die sich aus den Weiterführungen ergaben, in Einklang zu bringen. Nach den Andeutungen der *chanson* selbst zu schließen, brachte diese mit dem Tode Deramés und der Flucht der Heiden den Abschluß der Eroberungen Wilhelms und leitete zum *Moniage* hinüber, *Ch. de G.* 1336 ff. Daher der Aufenthalt Wilhelms in Barcelona, der auch durch Foucon bestätigt wird, und die Bestimmung des Schlachtfeldes bei Barcelona, deshalb die Einführung des jungen Gui am Ende des Liedes. Die Fortsetzungen der alten *chanson* ergeben nun die Notwendigkeit der Umarbeitungen, die den erhaltenen *Covenant* charakterisieren. Die in der *Ch. de G.* zeitlich nach der Eroberung von Gerona eingeordnete Schlacht wird nicht zum Endkampf der Eroberungen, sie ist vielmehr der Anlaß zu Fortsetzungen, in denen die Eroberung Spaniens nicht mehr dem Grafen, sondern anderen zugeteilt ist. Es wäre daher unwahrscheinlich gewesen, Wilhelm in Barcelona auftreten zu lassen, wenn er das Land selbst noch nicht besaß. Daher verlegt schon der *Rainoart* in Durchführung dieses Planes, der bisher das erstemal angeführt ist, Wilhelms Sitz nach Orange, im *Cov.*

[7]) Der *Rainoart* ist nach Becker, *Zs. r. Ph.* XXIX p. 748 eine Zudichtung Grandors de Brie.

[8]) Nach Suchier, Ausgabe der *Ch. d. G.* p. LXIII ist der Wegfall der Guischartepisode deshalb erfolgt, weil ein späterer Überarbeiter am Rückfall des bekehrten Heiden Anstoß nahm. Dann wäre doch eher die vollständige Unterdrückung seiner Gestalt zu erwarten als daß der so sympathisch gezeichnete Gui ihr geopfert würde. Man sieht, daß die Umänderung ganz auf das spätere Eingreifen Rainoarts berechnet ist.

der Hs. von Boulogne erobert dagegen Vivien Barcelona mit den andern Städten des Küstenlandes und schenkt sie Wilhelm. Auch hier ist die Schlacht nach der Eroberung der Stadt. Aus diesem Entwicklungsgange des Vivienliedes erklären sich alle Veränderungen im erhaltenen *Covenant*, die Selbständigkeit Viviens, sein Eindringen in Spanien, das nach der *Ch. de G.* schon erobert ist, die neue Begründung des Kampfes mit Deramé, der hier, statt den Abschluß zu bilden, die Ereignisse einleitet, die Unterdrückung der Anspielungen an frühere Kämpfe unter Wilhelm in der *Ch. de G.*, da Vivien nicht mehr als Kampfgenosse des Grafen betrachtet wurde, sein Heldentod nicht am Ende der Eroberung Spaniens, sondern am Beginn. Die Gegensätze der einzelnen Handschriften zueinander und zur *Ch. de G.*, die Widersprüche der einzelnen Fassungen im Verlaufe des Liedes sind demnach der mehr oder weniger gelungene Versuch der Durchführung dieser neuen Anlage, die am einheitlichsten im Covenant von Boulogne durchgearbeitet ist, während Rain., Berner Hs. und Prosaroman noch die ältere Fassung erkennen lassen.

2. Zur Ortsbestimmung des Archamp.

Ist das Vivienlied im Norden zu lokalisieren und ermöglichen es die Angaben der *Ch. de G.*, das Schlachtfeld in die bretonische Mark zu verlegen? Überprüft man die Angaben des Liedes, so ergeben sich bei der Annahme eines ursprünglich selbständigen, in der bretonischen Mark gelegenen Entstehungszentrums bedeutende Schwierigkeiten sowohl textlicher als auch epengeschichtlicher Art. Schon der Beginn der *Chanson* gibt bei der Annahme nördlicher Lokalisierung zu Bedenken Anlaß, *Ch. de G.* 101—105: *Par main levat Tiedbalz a unes estres, Devers le vent ouvrit une fenestre Mirat le ciel, ne pout mirer la terre, Vit la coverte de broignes et de helmes De Sarrazins la pute gent adverse.* Am Abend vorher war Tedbalt noch in Bourges, diese Verse zeigen ihn jedoch auf dem *Archamp.*[9] Woher nimmt ferner Tedbalt innerhalb einer

[9]) Die Angabe der *Ch. d. G.* V. 52 *ja iés tu quens e ço mult honurez. Des meillurs homes de rivage de mer*, der Hinweis, daß Tedbalt nach kurzem Zuge an das Meer kommt, deuten darauf hin, daß im ursprunglichen Liede Tedbalts Stadt noch nicht Bourges hieß, sondern nach den Folgerungen aus dem *Charroi* V. 645—647 *S'o moi se vuelent de bataille esprover, Ge lor dorrai deniers et heritiez, Chasteaus et marches, donjons et fermetez, se le païs m'aident a conquester*, zu den eroberten Städten der spanischen Mark gehörte, also an der Küste lag. Ich kann demnach Suchier nicht zustimmen, der unter *Aluez* einen Wald versteht, p. LI „Deramed steckt den Wald *les Aluez* in Brand". *Aluez* heißt nach dem Zusammenhang deutlich Lehen, Besitz, vergl. *Ch. d. G.* 42/43 *En ta terre est que si mal desconortet. Les Marches guastet les Aluez fait esprendre*: Er verwustet die Mark und verbrennt deine Besitzungen. Warum sollte denn Deramed Wälder anzünden? Außerdem liegt auf dem Schlachtfeld ein *maisnil*

Nacht die 10 000 Mannen, die er auf den *Archamp* führt? Weiter erscheint auch V. 24 nicht ursprünglich zu sein, *Ch. de G.* 24 *li mes le truevet veirement a Bourges*, wo diese starke Betonung *veirement a Bourges* auf andere, sonst geläufigere Voraussetzungen hinweisen dürfte. Erheblichere Schwierigkeit bietet bei der Annahme des *Archamp* im Mayennedepartement Ch. de G. V. 170 bis 173, „*Sire Tiedbalz*," *dist Viviens li ber, Ja ies tu quens, e ço mult honurez Des meillurs homes de rivage de mer*. Bourges kann darunter nicht verstanden werden und Suchier erkennt auch die Schwierigkeit der Erklärung p. XLI seiner Ausgabe der *Ch. de G.*: „Nun hat die Grafschaft Berri in der Geschichte niemals bis zum Meere gereicht," doch weist er darauf hin, daß „Bourges im IX. und X. Jahrhundert die Hauptstadt des Königreiches Aquitanien gewesen, ein Umstand, von dem vielleicht in den Angaben der *chanson* eine dunkle Erinnerung fortlebt". Hier versagt jede Erklärung aus historischen Ereignissen, die Stelle läßt sich nur aus dem Zusammenhang mit den übrigen Voraussetzungen des Zyklus verstehen, so aus *Charroi* 645 (Jonkbloet) *S'o moi se vueulent de bataille esprover, Je lor dorrai deniers et heritez, C h a s t e a u s e t m a r c h e s, donjons et fermetez, Se le païs m'aident a conquester*, außerdem *Al.* 8479 *De bonne gent fu Porpaillart pueples*. Demnach sind die *rivages de mer* auch hier die eroberten Gebiete an der Küste Südfrankreichs und Kataloniens, welche Wilhelm eroberte und an seine Führer gab. Auch Vivien war im Besitze eines solchen Lehens gedacht, wie sich aus *Rain.* V. 3500 ergibt. Und für die Lage des Kriegsschauplatzes im allgemeinen, wie er noch nach der *Ch. de G.* vorausgesetzt wurde, gibt der *Rainoart* ein sicheres Zeugnis, wenn er sagt, *Rain.* V. 2509: *Sire, dist il, jal savez vous assez Si bien aveie espaigne aquitez*. Daher ist Suchiers Hinweis auf die Verse 1261, 1374 der *Ch. de G.* als Stütze für die Annahme (p. XLI), Barcelona gehöre zu Frankreich, nicht stichhaltig, denn *Ch. de G.* 1374, *Il at perdu sun nobile barné, De dulce France la flur e la belté*, können nach der Anlage der Wilhelmgeste nur die Krieger gemeint werden, die Wilhelm aus Frankreich mitbrachte, vergl. *Charroi* (Jonkbloet) V. 685 *Dès or s'en vet Guillaumes li guerriers En sa compagne maint gentiz chevaliers*,

---

1772, das wohl in erster Linie als *aluef* zu bezeichnen ist. Da außerdem die Worte des Boten einen Hinweis auf die Lage von Tedbalts Stadt geben, V. 41: *a munt Girunde* = nördlich von Gerone, Becker, *Archiv* 1911, p. 240, vergl. dazu *Ch. d. G.* V. 638 „*del champ desuz Girunde*", so ist unter *aluez, marches* auf die in Spanien liegende Besitzung Tedbalts hingewiesen, die er von Wilhelm erhielt. Daher auch das Abhängigkeitsverhältnis von Tedbalt zu Wilhelm, indem die auf dem Archamp kämpfenden Krieger als Wilhelm gehörig betrachtet werden, *Ch. d. G.* V. 968: *U que il truevet tes chevaliers, sis prent*, V. 970, *Pense Guillelmes, de socurre ta gent*, V. 79: *Nus et noz homes fait tenir a vils.*

La flor de France vos a fet si vuidier. Dazu *Alisc.* 2696 *Ainc n'i alerent tant chevalier vaillant, C'onques en France fuisent puis repairant.* Damit steht nun in vollem Einklang die Angabe der *Ch. de G.* 1791 *Cist vait en France pur le rei Loowis*, vergl. dazu *Rain.* 2791 ff., *Cov.* 1618 *En douce France en ala a deserte*, aus welchen Angaben sich klar ergibt, daß das Schlachtfeld nicht außerhalb des inneren Frankreich, sondern in Spanien liegt,[10]) in erreichbarer Nähe von Barcelona, wie es V. 635/36, 739, 1085, 1089/90 erkennen lassen. Bourges kann zu seiner Bestimmung nicht herangezogen werden, der Name der Stadt ist erst spätere Hinzufügung. Die Örtlichkeiten im Süden erklären sich aus der Fortführung der dem Wilhelmszyklus zugrunde liegenden Voraussetzungen, damit ergibt sich die Beantwortung der früher aufgeworfenen Fragen, wieso Tedbalt die Sarrazenen erblickt und in einer Nacht sein Heer aufbieten kann. Wir sind nicht erst am Beginn der Kämpfe, sondern mitten in ihnen, daher die Kriegsbereitschaft der Franzosen und der schnelle Aufbruch,[11] daher die Worte Esturmis *Ch. de G.* V. 64 ff. *Si de tes homes i veneient vint mil Vienget Guillelmes, e des suens n'ait que cinc, Si dit hom ço que Guillelmes le fist.* So löst sich auch die Frage der Erklärung von *Ch. de G.* V. 968, *U que il truevet les chevaliers, sis prent*, und von *Ch. de G.* V. 1373/74 *Il at perdu sun nobile barné, De dulce France la flur et la belté.*

Nach diesen Ausführungen erheben sich gegen die Annahme, das Schlachtfeld der *Ch. de G.*, den *Archamp*, in der bretonischen Mark zu suchen, erhebliche Schwierigkeiten, da sie im ganzen

---

[10]) Lot sagt *Rom.* XXVI, p. 568, Anm. 1 über die Lage von Nîmes in Spanien: *Cela est vrai en certain sens du VIIIe et IXe siècle, mais depuis c'est une absurdité.* Schulz, *Zs. fr. Spr. Lit.* XXXV, p. 68 versteht unter Spanien das spanische Südfrankreich und verweist auf *Rain.* 2261, wo Guiburc von Orange aus eine Schar Heiden nach dulce France ziehen sieht. Wie ist nun damit die Angabe des *Covenant* V. 61 zu vereinbaren *Cil sont entrei en Epaigne la grant* u. *Cov.* Boulogne V. 113 *De Termes departi Viviens le vallant*, V. 119 *Vait s'ent Viviens vers Espaigne le grant.* Hier liegt also Termes noch außerhalb Spaniens, Orange ebenfalls. Der Hinweis auf *Rain.* sagt nichts, da es sich hier um eine epische Formel handelt, die Verlegung nach Orange erst sekundär ist. Vergl. außerdem *Roland* 815 ff., wo *Renceseals* als *porz d'Espaigne* bezeichnet ist, V. 824.

[11]) Nach Becker, *Archiv* 1911, p. 241, halten Vivien und Tibaut ihre Garnisonen in größerer Nähe der Feinde, sind also als Vorposten zu betrachten. Ähnlich auch der Prosaroman, Terracher, p. 218, l. 19: *et selon le besoing qui vous seurprendra me mandés hastivement de vos nouvelles.* So erklärt es sich, daß Wilhelm sogleich mit 30 000 Kriegern ausrücken kann, da er ja, gemäß den Eingangsworten der chanson und den Worten Viviens in der Botschaft an den Grafen, schon lange Zeit im Kampfe mit den Heiden steht. Das Verhältnis, in dem nach den Angaben des *Charroi* die mit Wilhelm ausgezogenen Krieger, zu denen nach Alisc. 2695 ff. immer frische gestoßen sind, stehen, gibt die Antwort, woher Wilhelm die *deménies* nahm, es sind die *cunte de rivage de mer*, die den ständigen Kampf gegen die Ungläubigen führen.

Gefüge des Zyklus keinen Halt findet und für wichtige Textstellen keine Erklärung gibt. Die in der *chanson* erwähnten Ereignisse sind vielmehr aus den Voraussetzungen der Wilhelmsgeste zu erklären, die Örtlichkeiten sind von Anfang als für den Süden bestimmt zu betrachten. Demnach ist die Erwähnung von Gironde nicht auf Frankreich zu beziehen, sondern auf Gerona in Spanien, und der spätere *Covenant* hat diese Voraussetzung noch erhalten. Die *Chanson de Guillaume* selbst ist direkt an das *Haager Fragment*, resp. an die durch das lat. Fragment bezeugte *Prise de Gerona* anzuschließen, da sie deren Voraussetzungen widerspruchslos bestätigt. Die Schlacht des Fragmentes ist der in der ***chanson*** erwähnte Kampf *es prez desuz Girunde*, in der Vivien den König Borel den Schild nahm und dessen Söhne tötete (*Ch. de G.* V. 377). Denn löst man das Vivienlied als ursprünglich selbständiges Ganzes heraus, wie soll man sich die Vorgeschichte von Wilhelms resp. Viviens Niederlage erklären? Sagt doch Bédier selbst: *Pour expliquer les chansons de geste, il n'y a qu'à les localiser.* Wer hat nun im Norden nach dem Tode des Grafen Vivianus im Jahre 851 das Interesse daran gehabt, seinen Tod und das Schlachtfeld, auf dem er fiel, im 9. Jahrhundert durch Lieder zu verherrlichen? Warum haben wir dann im Norden keine Lokalsage von Vivien, wohl aber im Süden?[12]) Die Entwicklung im Zyklus gibt die Lösung auf diese Fragen, auf den Pilgerstraßen ist mit den übrigen Liedern auch die Entstehung des Vivienliedes zu suchen: „*Ancor le voient li pelerin Asseis Qui a Saint Jaque ont les chamins voés.*" *Cov.* 1788/90.

Aliscans und Chanson de Rainoart.

Der Verfasser von *Alisc.* hat hauptsächlich die Chanson de *Rainoart* (R) als Basis für seine Umarbeitung genommen. Folgende Zusammenstellung gibt die auffallendsten textlichen Übereinstimmungen zwischen beiden Liedern. Der Text des Rain. ist nach Baist's Abdruck wiedergegeben.

Al. 10a Et en son cors ot XV plaies es flans De la menor fust mors uns amirans	R. 1992 Parmi le cors ot XV plaies granz De la menor fust morz uns amirailz
Al. 9 En XXX leus fu rous ses jaserans Son escu fret et ses heaumes luisans Encontre terre li fu a val pendans	R. 1982 Rumpit les laz de sun healme luisant Envers la terre li vait mult embrochant Sa bone enseigne teinte en vermeil sanc.
Al. 50 La veïsies fier estor esbaudier Tant hanste fraindre et tant escu crossir 56 Le cri puet on de II lieues oir	ChG. 94 De granz set liwes en orrat l'em les criz ces hanstes fraindre ces forz escuz croissir
Al. 234 Dist l'uns a l'autre: Mal sommes escarni Li vis diable ont cestui revesqui Quant il fu mors tres ier a miëdi	ChG. 1855 Dist li uns a l'altre: Co est fuildre ki chiet Revescuz est Viviens li guerriers

12) Zur *Fontaine de Saint Guillaume*, vgl. Suchier, *Z. r. Ph.* XXX p. 463/64.

Al. 349 Gambes levees l'abat mort el sablon	R. 2128 Jambes levees chet li marchis Willame
Al. 348a Tot le fendi deschi ke en larchon	ChG. 1851 Tut le purfent des i qu'enz el baldrier
Al. 694 Molt fu iriés et plains de mautalant	R. 1981 Tut est irez et plains de maltalant
Al. 695 Viviën vit gesir sor un estanc a Desos un arbre foillu et verdoiant A la fontaine dont li dois sont corant aLC bruiant	R. 1987 Vivien troue sur un estanc A la funteine dunt li duit sunt bruiant Desuz la foille d'un oliver mult grant
Al. 697 Ses blances mains sor son pis en croisant	R. 1990 Ses blanches mains croisies ur le flanc
Al. 752 Niés Viviën, mar fu jovente bele	R. 2000 Vivien sire mar fu ta juvente bele
Al. 793 En convenant eüs a damedé Ke ne fuiroies en bataille campel	R. 2020 Que ne fuireies de bataille champel
Al. 868 Voit le Guillaumes, si commence a plorer	R. 2052 Veit le Willames, commence a plurer
Al. 1291 Toute la cuisse del cors li desevra	R. 2145 Tote la quisse li desevrad del bou
Al. 1302 Il tient Joiouse ki Charlemaine fu	R. 2141 Trait ad Joiuse qui Charlemaigne fu
Al. 1623 Toute sui seule n'a o moi homenes Fors cest portier et un clerc ordenés	R. 2314 E jo sui sule od mei n'ad home nez Fors cest porter que ci ester veezh
Al. 2443 Ancui savra Guillames au cort nes Com povres hom est dou riche apelés	R. 2492 Ancui savrad Willames al curb nes Com povres hom pot vers riche parler
Al. 3128 Je n'i puis mie a ceste fois aler	R. 2530 A ceste feiz ni porterai mes piez
Al. 4103 «Sire», dist ele, qui est cis bacelers Ki a son col porte cest fust quarré?	R. 2814 Sire dist ele qui est cest bacheler Qui en sun col porte cest fust quarre?

II. Zur Beurteilung von Aliscans.[13]

Den Veränderungen, die *Aliscans* gegenüber seiner Vorlage, der *Chanson de Rainouart*, aufweist, liegt die Absicht zugrunde, einen von Widersprüchen freien Text zu geben. Denn diese Abweichungen von der *Ch. de R.* setzen in *Alisc.* immer dort ein, wo die Vorlage augenfällige Verstöße teils gegen den Zusammenhang der Handlung, teils gegen die einheitliche Auffassung einzelner Personen aufweist. Sie gewähren Einblick in die Ent-

[13]) Ein Vergleich der beiden Chansons von *Aliscans* und *Ch. de Guillaume* wurde von Klapötke: *Das Verhältnis von Aliscans zur Chanson de Guillaume.* Diss. Halle 1907. gegeben, doch erfolgte in den wenigsten Fallen eine Begrundung der Umgestaltungen.

wicklungsgeschichte des Textes, indem sie zeigen, daß nicht Laune, sondern im Gegenteil reifliche Überlegung die späteren Umarbeitungen diktierte.

Der Beginn von *Aliscans* hat nur in der Gefangennahme Bertrams und der Grafen seine Entsprechung im *Rain.* Dort aber werden sie vor den Augen Wilhelms gefangen, *R.* 2353, hier beim Versuche, Vivien zu helfen, *Alisc.* 105 ff., 121 ff. Durch diese Verlegung erzielt *Alisc.* den Vorteil, die Gefangennahme Bertrams und der Grafen durch ihre Aufopferung für Vivien besser zu motivieren als es im *Rain.* geschieht, andererseits bedingt diese neue Voraussetzung den Zusatz der Verse *Alisc.* 1330/31, der Alderufe-Szene. Während im *Rain.* Wilhelm über das Schicksal seiner Verwandten unterrichtet ist, bleibt er nun in *Alisc.* im unklaren, vergl. V. 431 *Mors est Bertrans dont ai au cuer dolor.* Er muß daher benachrichtigt werden, und dies geschieht in *Alisc.* durch Alderufe selbst, V. 1330/31 „*Et vos neveus tos quites en ravrés K'en prison tiennent Sarrasin a nos nes*". Daher dann später die Antwort Wilhelms an Guiburc, V. 1889 „*En une nef les tiennent paiens pris.*"[14])

Die Ereignisse, welche im Rainoart alle an einem Tage erzählt sind, die Schlacht am *Archamp*, Auffindung Viviens, Kampf mit den 15 Königen, Kampf mit Alderufe, Flucht nach Orange, Kampf mit den Heiden vor der Stadt und Befreiung der Gefangenen waren der Taten auf einmal zu viel. Aliscans vermeidet die Übertreibung, indem es durch die nächtliche Totenwacht Wilhelms an der Leiche Viviens eine Verteilung auf zwei Tage vornahm. So blieb die Möglichkeit gegeben, die

[14]) Man wird einwenden, daß die ersten zwei Antworten Wilhelms, V. 1822 ff., 1849 ff, die den Tod seiner Gefährten melden, obiger Erklärung widersprechen. Dies ist der Fall, wenn man die Entgegnung Wilhelms auf das Schicksal der Grafen allein bezieht. Nun sagt aber Guiburc das erstemal V. 1812 ff. *Si eussiés vo compaignie amenee, Bertran le conte a la chiere menbree, L'enfant Guichart, ki bien fiert de l'espee, Et Guiëlin, Gaudin de Pierelee, Et Vivien, dont sui molt desiree Et li barnages de la terre salvee. Cist gougleor fuissent a l'asanlee.* 1835 *Tante jovente est par moi afinee.* Das zweitemal fragt sie wieder und sagt nach den Eigennamen V. 1847 *Et li barnages qui molt estoit vaillans, Que vos baillai quant en fustes tornans.* In der Antwort heißt es: 1872 *Mort sont mi home n'en est nus escapans.* Erst als sich Guiburc ausdrücklich nach den Grafen allein erkundigt, erhält sie die eindeutige Antwort 1889 *En une nef les tiennent paien pris. Mais mors i est Viviens, li hardis.* Wilhelm teilt also Guiburc bei den ersten beiden Fragen das Schicksal des barnage mit, den er von ihr erhalten, dann erst das Los der Führer. Zu beachten ist, daß auch im Rain. Guiburc zuerst fragt; *Rain.* 2336 *Sire dist ele qu'as tu fait de ta gent, Dunt tu menas quatre mil e VII cent? Par ma fei dame vencu les unt paens, Bouches sanglantes gisent en l'Archamp.* Dann folgt erst die Frage nach Vivien, Bertram etc. Die Namen in Alisc. vor den zwei Fragen sind wohl spätere Hinzufügung der Genauigkeit halber, verwirren aber den ursprünglichen Sinn

Heiden vor Orange zu bringen, alle Wege zur Stadt besetzen zu lassen und auf die spätere Belagerung vorzubereiten. Daher erwähnt *Alisc.* ausdrücklich den Rüstungswechsel, den Wilhelm vornimmt. Mit Rücksicht auf die späteren Ereignisse sind ferner bei der Befreiung der Gefangenen ausdrücklich die mit Lebensmittel beladenen 15 Maultiere erwähnt, *Al.* 1756, welche die Vorräte der Belagerten ergänzen. Überhaupt wird hier der Faden konsequenter festgehalten, während der *Rain.* nichts weiteres von der Belagerung berichtet, obgleich er darauf hinweist (vergl. Rechnitz, *Z. r. Ph.* XXXII, p. 199, a 1). In *Alisc.* verläßt daher Wilhelm die Stadt wieder in heidnischer Rüstung und ohne Begleitung, während der *Rain.* von einer Verkleidung überhaupt nichts erwähnt, *R.* 2453. Endlich entspricht die große Zahl der aufgebotenen Krieger, 100 000 an der Zahl, eher der Bedeutung des Entscheidungskampfes als das kleine Heer, das Wilhelm im *Rain.* gegen die Heiden führt.

In beiden Epen lesen wir den Kampf Wilhelms mit Alderufe. Nur steht im *Rain.* der Heide allein Wilhelm gegenüber, V. 2090 ff., während er in *Alisc.* noch von Danebur begleitet ist, *Al.* 1084d ff. Erst der Tadel Wilhelms, von zwei Gegnern angegriffen zu werden, führt weiter zum Gespräche über Glaubenssachen, welches, im *Rain.* ohne jeden Anlaß beginnend, hier seine Begründung findet (Klapötke p. 39).[15]

Die Episode am Hofe zu Laon ist gleich am Beginn um eine Szene vermehrt, welche schon im voraus das Verhalten des Königs charakterisieren soll. Ludwig gerät auf die Meldung von Wilhelms Ankunft in heftigen Zorn und läßt den Grafen nicht in die Burg ein.

Der Zuhörer wird so schon auf den folgenden Abschnitt, der die Zurücksetzung des Grafen bringt, vorbereitet, der an Heftigkeit und geschickter Weiterführung der im *Rain.* gegebenen Ansätze die Vorlage bedeutend übertrifft.[16]) Die Steigerung ist in der Anlage des Ganzen deutlich beabsichtigt. Von der Zurücksetzung Wilhelms bis zur Aufkündigung des Gehorsams von Seite des Grafen führt der Dichter durch Retardierung und Steigerung (Bereitwilligkeit des Königs, das Eingreifen der Königin und das neue Mißtrauen Ludwigs, das Eingreifen der Verwandten, vor denen der König notgedrungen nachgibt V. 3096)

[15]) Das Abenteuer mit Baudus, das der *Rain.* nicht kennt, ist wohl als Abschluß der Kämpfe am Schlachtfeld gedacht.

[16]) Klapötke übersieht die Begründung von Wilhelms Zug nach Laon, wenn er p. 40 die Frage aufwirft, warum Ludwig schon vor der Zusammenkunft mit Wilhelm so aufgebracht sei. Es ist das Versprechen, alle 7 Jahre einen Hilfszug zu gewähren, an das Ludwig schon durch das Erscheinen Wilhelms gemahnt wird. Sagt doch Ludwig im Rainoart V. 2508 *Ne sanz besoing ca sai nem requerez*, und V. 2530 *A c e s t e f e i z n'i porterai mes piez.* So ergab sich die Steigerung in *Alisc.* von selbst.

zum Höhepunkt. Daher auch der große Umfang dieser Episode gegen die Erzählung im *Rainoart*. Dieser kommt in der Folge nur mehr kurz auf die Szene von Laon zurück, indem er V. 2640 die Hilfe erwähnt, die Wilhelm von seinen *parenz del regne* zuteil wird. *Alisc.* führt die Anregung weiter aus, indem wir V. 3942 den Aufbruch des alten Aymeri und seiner Söhne lesen, die ihre Streitkräfte sammeln. Damit ist später die Ankunft der Brüder vor Orange begründet.

Die Rainoartepisoden bezeugen in ihrer starken Ausdehnung das Interesse, welches die Gestalt des unerwarteten Helfers begleitete. Dabei zeigt sich nun in manchen Episoden bei einem Vergleich mit dem *Rainoart* die Tendenz, das dort entworfene Bild durch Zusätze sympathisch auszuführen, wobei auch in den folgenden Rainoartszenen, in welchem der ehemalige Küchenjunge als das komische Element erscheint, die ordnende Hand des Überarbeiters erkennbar ist. Schon in *Rain.* empfindet der junge Riese das Unwürdige seiner Lage, *R.* 2670, *Alisc.* dagegen verstärkt den Eindruck derselben, *Alisc.* 3316 ff. besonders V. 3357 *Trop longuement m'ai laissié asoter*, V. 3361 *Mal soit dou fruit, ki ne veut meurer.* So erklärt es sich, warum *Alisc.* für die Szene, wie der Riese den Küchenmeister tötet, eine andere Begründung gibt als die Vorlage. Dort tötet Rainoart den Koch, weil ihn dieser zurückhalten will, *Ch. d. R.* 2668 ff., in *Alisc.* dagegen büßt er eine entehrende Beschimpfung mit dem Leben, *Alisc.* 3805, *Quant Rainoart s'oï bastart clamer.* Am deutlichsten aber, weil vom Dichter selbst ausgesprochen, zeigt sich diese Tendenz, die Gestalt des Rainoart dem Hörer sympathisch näher zu bringen, in der Änderung, die weitgehend die Vorlage umgestaltet. Dort vernichtet der Riese alle Schiffe, hier dagegen wird ausdrücklich ein Fahrzeug ausgenommen. Der Grund wird klar, wenn wir erfahren, daß auf diesem Schiffe Rainoarts Vater Deramé entkommt. Der Kampf zwischen Vater und Sohn bildet den Höhepunkt der Schlacht, in richtigem Maßhalten läßt aber der Dichter Rainoart selbst sagen: *Entre en ta nef, trop i as atendu, S'or ne m'estoit a reproche tenu, Ja te tolroie le chief desor le bu. Alisc.* Laisse CXXIc V. 30/31.

Schon in der *Ch. d. R.* erscheint der Riese als Eigentum des Königs, *R.* 3533 *Si m'achatad mil livres de besanz.* Doch macht Ludwig keine Rechte geltend, auch Wilhelm handelt, ohne den König zu fragen. Anders *Alisc.*, das auch die Einführung *Rain.* weniger unvermittelt bringt. Hier wird Wilhelm auf ihn aufmerksam und bittet den König, der die Geschichte seines Küchenjungen erzählt, um die Erlaubnis, ihn mitnehmen zu können. Ferner beseitigt *Alisc.* die Unwahrscheinlichkeit, die in der *Ch. d. R.* dadurch entsteht, daß Rainoart Guiburc schon in Orange, noch vor der Schlacht, seine Herkunft mitteilt, ohne daß sie sich zu erkennen gäbe oder Wilhelm benachrichtigte.

In *Alisc.* stellt nun Guiburc die gleiche Frage, der Überarbeiter aber vermeidet den Fehler seiner Vorlage, indem Rain. seine Antwort erst nach der Schlacht gibt, Guiburc daher noch in Ungewißheit läßt. Gleicherweise leidet das Zusammentreffen Rainoarts mit den Feiglingen, *Ch. d. R.* 2955 ff., unter dem Widerspruche, daß der Riese schwerlich hinter dem Heere zu suchen ist, da er dasselbe in aller Frühe zum Aufbruch gezwungen hatte. *Alisc.* begründet das Zusammentreffen dadurch, daß Rain. umkehren muß, um seine Stange zu holen, *Al.* 4775, und erst bei seiner Rückkehr auf die Schar der Flüchtlinge stößt (Rechnitz, *Z. r. Ph.* 32, p. 199, a 1).

Ebenso ist der Zusatz von *Alisc.*, der Kampf Rain. mit Aenre, Al. V. 5821 ff. geschickt angefügt, indem Rainoart im Gegensatz zur Vorlage, wo er ohne Unterlaß kämpft, aus der Schlacht geht, um sich auszuruhen V. 5804a: *N'est pas merveille s'il ot le cors pené. De la presse ist com hom de grant fierté. Son tinel a a la terre bouté Deseur s'apoie, si a son cief cliné, Tant, ke son cors ait un poi ralené. Un petitet a deseur reposé.* Dadurch, daß die Heiden seine Ruhe stören, wendet sich Rain. gegen ihn.

Auch in kleineren Zügen gehen manche Ausführungen auf die Anregungen der *Ch. d. R.* zurück, so der komische Reitversuch des Riesen auf *Ch. d. R.* 2667 *Ne sur cheval ne quier jo ja munter* 2839 *Suz ciel n'ad rien que tant hace cum cheval.* Als Ergänzung der Vorlage, die dem Riesen schon mit dem tinel einführt, sind ferner *Al.* 3377 ff. zu betrachten, in denen die Anfertigung von Rain. Keule berichtet wird.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, führen die Umarbeitungen von *Aliscans* zu dem Schlusse, diese planmäßigen Verbesserungen der alten Vorlage e i n e r Hand zuzuschreiben, welche die alte *Chanson de Rainoart* in der Absicht umarbeitete, die dort nur lose gegebene Verbindung der einzelnen Szenen einheitlich durchzuführen. Erst dieser Umarbeitung folgend, dürften die anderen Handschriften verfaßt worden sein, da sie fast alle die gleiche Erzählungsfolge beobachten.

W i e n. STEPHAN HOFER.

Etymologisches und Syntaktisches.

Frz. couper = *colaphare oder *cuppare?

Merlo, *Atti della R. Accad. d. Scienze di Torino* XLII, 296 hat mit Rücksicht auf it. *accoppare*, lomb. venez. friaul. *copá* ‚töten' und frankoprovenzalische Formen, die nicht *lp* > *rp* aufweisen, wie bei der Herkunft von colaphus notwendig wäre, fz. *couper* auf *cuppare zurückgeführt, und Meyer-Lübke *Rom. Etym.* 26, 2409 schließt sich dieser Ansicht an: er bemerkt zu fz. *couper*: „‚schneiden', eigentlich ‚köpfen'" und: „fz. *couper* ‚schneiden' ist im Afrz. von *colper* ‚schlagen' 2034 in der Orthographie zumeist geschieden."

Letztere Behauptung wie überhaupt diese Etymologie wird aber durch die drei Stellen in Aucassin et Nicolette 10 widerlegt: Z. 18 (der Suchier'schen Ausgabe) *qui ja me cauperont la teste*, 19 *j'arai la teste caupee*, 24 *si comence a ferir a destre et a senestre, et caupe hiaumes et naseus et puins et bras*, womit das von God. s. v. *decoper* ‚*massacrer*' zitierte *decauper* aus dem ebenfalls pikardischen Robert de Clary sowie *decauper* aus dem Livre d. Mest. (God. s. v. *decolper*) zusammenzuhalten ist: da im Pikard. *au* auf o̯ + l weist (colaphus gibt *caup* im Pikard., vgl. Meyer-Lübke, *Hist. Gramm. d. frz. Spr.* S. 74; *bouche* lautet dagegen im Auc. et Nicol. *bouce!*), so ist wohl *couper* ‚schneiden' von *coup* abzuleiten, eine Möglichkeit, die Merlo selbst nicht leugnet, zu der er sogar selbst die Parallele von friaul. *colpâ* ‚taghare le ossa' bringt. Bei *couper le poin* müßte zudem die angeblich ursprüngliche Bedeutung ‚köpfen' schon ganz verblaßt sein. Wie nun im Pikard. eine Scheidung zwischen *couper* ‚schneiden' und *colper* ‚schlagen' einzuführen unmöglich ist, so auch in den übrigen afz. Texten: hatten wir im Auc. et Nic. *puins et bras cauper*, so werden wir den ältesten, von Merlo schon mit Unbehagen angeführten Beleg des Dict. gén. *si ço aven que alquen colpe lo poin a altre* aus den Gesetzen Wilhelms des Eroberers auch nicht als ‚schlagen', sondern als ‚abschneiden' fassen. Und weitere *-l*-Formen in der Bedeutung ‚schneiden' zeigen zwei Stellen aus Garnier de Pont-St.-Maxence (eine bei God. s. v. *decolper* Compl., die andere im *Dict. gén.* s. v. *découper*). Für urspr. *-l*-Form spricht vielleicht auch der Beleg für *colpo* = ‚coupon de cire' bei Ducange: Ann. 1194.

Nun kann man allerdings einwenden, daß in den heutigen südfrz. Mundarten die Karten *couper* und *rompre* des *Atlas linguistique* lauter *kupá*-Formen, nie ein **kolpá* zeigen: aber abgesehen davon, daß die Karte *fois* ,Mal' im Süden *kop*-Formen zeigt, die sich auf hohes Alter berufen können (vgl. Levy s. v. *colp*, *cop*; vgl. aprov. *escotar*, *mot*, *atre*) und übrigens auch in Nordfrankreich nicht unerhört sind, ist es so ziemlich sicher, daß *kupá* im Süden die bodenständigen *talhar*, *trencar* (das sich nur in Grenzgebieten hält), *segar* verdrängt hat: haben wir doch, wie Merlo selbst bemerkt, kein aprov. *colpar* ,schneiden', da das eine von Stichel als ,abschneiden' gedeutete Beispiel nach Levy s. v. *copar* als ,bedecken', das andere zwar als ,abschlagen' gedeutet wird, immerhin eine nichts entscheidende *copar*-Form an der entsprechenden Stelle steht, die nicht notwendig mit dem *colpar* ,treffen, verwunden' aus der Guerre de Navarre (Levy s. v. *colpar*) vereinigt werden muß. Wenn Merlo allerdings noch einwendet, daß *colpejar*, also die *-idiare*- Ableitung von c o l a p h u s , nur ,Schläge führen', nicht ,schneiden' bedeutet, so beweist dies nichts, da auch afz. *coupier*, *coupoier* nur erstere Bedeutung, also die *-idiare*-Ableitung den denominativen Charakter noch mehr bewahrt hat.

Es wäre folglich das Ital., Prov. und Frankoprov. mit seinem *(a d)c u p p a r e vom Franz. mit *c o l p a r e zu scheiden[1]) und das hat nichts weiter Auffallendes: ich meine, überall (und nur dort) wo lt. c u p p a zur Bedeutung ,Hinterhaupt, Haupt, Hals' oder dgl. gekommen ist, kann ein *(a d)c u p p a r e ,aufs Haupt schlagen' etc. gebildet werden; tatsächlich haben wir nordit. *coppa* ,Hinterkopf', engad. *kopa del k'o* ,Schädel', prov. *cop* ,Schädel'.[2])

---

[1]) Was ist das *coupé* im Roland 1652: *piez ad colpez et les jambes ad plates*, wo O *copiez*, V 4 *coples* liest: God. hat wohl doppelteilige Sätze wie *Rolanz est preus, Oliviers est sages* im Auge, wenn er *colpez* im Gegensatz zu *plates* als ,creux' faßt: wie vereinigt sich aber diese Bedeutung mit *couper* ,schneiden', unter das er diesen und die ganz gleichgearteten zwei späteren Belege einreiht? Wäre die Bedeutung ,creux', so müßte man an Ableitung von *cuppa* denken. Bangert, *die Tiere im afrz. Epos* S. 50 Anm. meint: „durch *coupé* soll ohne Zweifel das Vorhandensein der Fessel des Einschnitts zwischen Kote und Huf angedeutet werden." Damit gewinnen wir alte Belege für *couper* ,schneiden'.

Daß Puitspelu, Dict. Lyonn. s. v. *coup* ,endroit sur le bord d'une rivière propre à placer un filet à prendre du poisson' mit seiner Deutung = afz. *cope* ,coupure, portion d'eau tirée d'une rivière à l'aide d'une coupure' recht hat, sieht man aus Ducange's *colpus*: ,agger, quo aquae continentur' (wohl nicht = κόλπος).

[2]) Soll man das vereinsamte *coeta* ,nuque' bei Raynuard, zu dem Levy im *Petit dictionnaire* ein Fragezeichen setzt, zu *copeta* verbessern? — Catal. *copar* ,die Karten abheben' wird Franzosismus sein (übrigens heißt der ,Schlag' katal. *cop*): daß fz. *couper les cartes* selbst von der Bdg. ,schneiden' ausgeht, zeigt ital. *tagliare* (neben *alzare*) *le carte*. cat. *copar* ,ertappen, packen' paßt besser zu *colaphus* als zu *cuppa*.

versil. *copetta* ‚Hinterkopf', ancon. *kupitsa* ‚Nacken', march. *kopetsa* ‚Kopf' (Meyer-Lübke a. a. O.), wozu noch das von Puitspelu belegte *copet* ‚nuque' einen südostfrz. Beleg fügt (in der *Table* des *Atlas lingu.* wird uns aus dem erst zu gewärtigenden *Supplément* ein *kopé* ‚nuque' versprochen, das, wie mir Herr Edmont gütig mitteilt, aus den Punkten 748, 768, 829, also nicht aus Nordfrankreich stammt). Die Abgrenzungszone, die Zauner, Rom. Forsch. XIV 423 für *cuppa* und Ableitungen im Sinn von ‚cervix' feststellt (Provence westlich der Rhone, Rhätien und Oberintalien) ist also etwas zu eng. Im Nordfz. hat afz. *coupe*, *copet*, *coupelle*, *couppier*, *couperon* zwar die Bedeutung ‚cime', aber nicht ‚Kopf' (vgl. für die Bedeutung ‚cime' die Karten des *Atlas* : *cime* und *en haut*[3]). Ein spätes (1478) *le coupet ou chaignon du col* bei Ducange s. v. *cervix* beweist wohl nichts. Man könnte nun etwa trotzdem von der Bedeutung ‚Spitze, höchster Punkt' ausgehen und *couper* als ‚oben treffen' deuten (allerdings könnte dies höchstens die ursprüngliche Bedeutung sein, da ja *couper* nie allein, ohne Zusatz von *la teste* ‚köpfen' bedeutet und auch *couper les bras* etc. vorkommt) und sich auf eine etwaige Parallele *som* ‚oben' (= lt. s u m m u s, vgl. *som del kief* bei God.), *assommer* ‚erschlagen' berufen: aber mit Recht leitet der Dict. gén. *assommer* von *somme* = s a g m a ab, wie aus den Belegen God.'s *de la maçue les assomme*, *me veult assommer de sa masse* (nie Hindeutung auf ein ‚oben treffen'!) hervorgeht. Dort, wo *cop* ‚Dachziegel' bedeutet, mag man *(a)coppare* von dieser Bedeutung ableiten, wie dies Gamillscheg, *Die deutschen Elemente der Mundart Luzern* S. 51 tut, im Frz. verzeichnet dies der Atl. linguistique bloß für das an Italien grenzende Dép. Alpes-Maritimes.

II. **Afrz.** ***coup***, **nfrz.** ***cocu*** **‚Hahnrei'.**

Ich möchte hier einige Bemerkungen über afz. *coup* ‚Hahnrei', das Meyer-Lübke mit Recht (No. 2360) von c u c u l u s ‚Kuckuck'[4]) abtrennt und mit dem offenbar die von God. verzeichneten *coupereau*, *coupaud* und bei Ducange *copaudus* sowie God.'s *acouper* ‚rendre un mari sot', *acoupee* ‚débauchée, en parlant d'une femme mariée', *acopir* ‚débaucher la femme d'autrui, rendre un mari sot', ‚éprouver l'infidélité de son conjoint' und

---

[3]) Über bask. *kopeta* ‚Stirn' (aus span. *copete* ‚Stirnhaar', das wegen *-e* entlehnt sein muß, aber nicht nur auf afrz. *copet*, sondern auch auf *toupet* mit Dissimilation *t-t* > *k* + *t* zurückgehen kann), ferner über ung. *koponya* ‚Schädel', das vielleicht zu c u p p a gehört, vgl. Schuchardt, Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. 44, 367.

[4]) Zur Bdtg., die Ducange angibt: „vir, cuius uxor moechatur" vgl. die Definition des Hahnreis im Sachsenspiegel (Kluge, s. v. *Hahnrei*): „von den Hanreyen, d. i. von den Kuppelern oder Ruffern oder die andere bei ihren Weibern liegen lassen."

acouperie zusammenhängen: wenn Ducange s. v. *candolizare*, das in einem Glossar mit *acomper* übersetzt ist, sagt: „neutrum intelligo", so werden wir *candolizare* durch den Hinweis auf *scandalizare* ‚diffamare', *acomper* durch das ebenfalls zu *candolizare* als Übersetzung tretende *acouper* erklären. Hierher möchte ich auch das prov. *copar* ziehen, das Levy zweifelnd mit ‚couvrir d'un chapeau' widergibt. Die dunkle Stelle bei Marcabru, 19 ff *Moillerat per Sant Ylaire son d'una foldat confraire, Qu'entr'els es gerra moguda, Tals que cornutz s'acornuda E cogotz copatz copaire Puois eis la coa de braire* muß doch *copar* in der Bedeutung ‚ehelich betrügen' enthalten wie auch Dejeanne faßt, der statt *s'acornuda* : *fa cornuda* und statt *copaire* : *copada* liest und übersetzt: ‚celui qui porte des cornes en fait porter a sa femme; le cocu trompé trompe sa femme'! Die Stelle ist wohl anders zu beurteilen, als das *copar lo clau* (XXXIV 33), das Dejeanne ‚abriter le clou' (obszön von der Frau gesagt), das also von einem **cuppare* ‚bedecken' aus zu verstehen ist. Man könnte, wenn man an die zwei Belege für *cochevis* in der Bedeutung ‚Dummkopf' bei God. denkt, dieses *acouper*, *copar* mit afz. *aloe (a)coupee*, aprov. *acopada* ‚Haubenlerche' (Meyer-Lübke 2409) zusammenbringen: der gehaubte Vogel wäre als dummer Vogel betrachtet worden und von da zu dummer Mensch zeigt auch fz. *dupe* (wie ‚*Wiedehopf*' > süddeutsch *Hopf*[5]) (Schuchardt, *Ztschr. f. rom. Phil.* XV 98) den Weg. Brinkmann, *Metaphern* S. 533 Anm. erklärt *coupaud* von *couper* in der Bedeutung ‚kappen', also als ‚Kapaun', eine Auffassung, zu der die geläufige von deutsch *Hahnrei* = *Hahnreh* ‚Kapaun' (Kluge) paßte und die auch das Suffix *-aud* (wie in *courtaud*) erklärte: *coup* müßte dann rückgebildet sein. Immerhin wäre auch möglich, an die aus dem Jahr 1468 bei Ducange s. v. *roba* angeführte Stelle zu denken: *icellui Breton avoit menacé la chambriere de lui couper la robe par dessus le cul*, zu der Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer*², 712, Parallelen aus verschiedenen Gebieten zusammengestellt hat. Bekanntlich kommt das Abschneiden des Rockes als entehrendes Zeichen für die Frau auch im span. Heldenepos vor: vgl. über das *cortar las faldas por vergonzoso lugar* F. Wolf, Beitr. z. Rechtssymb. S. 29 *Coupaude* wäre dann das Ursprüngliche, wovon ein masculines *coupaud* und rückgebildetes *coup*. Auf *cuculus* ‚Kuckuck') führt nun T. Atkinson Jenkins, Modern Philology 1913, S. 3 ff. fz. *cocu* ‚Hahnrei' entsprechend dtsch. *Gauch*, engl. *cuckold* ‚Kuckuck' > ‚Hahnrei' zurück. Da ich meinerseits schon seit längerer Zeit zu demselben Resultat gelangt war, seien hier einige Bemerkungen angefügt. Zunächst sei bemerkt, daß nicht nur im Fall des *-l*, sondern auch in der Erhaltung des *-c-* in fz. *cocu*, *coucou* (gegen-

[5]) Ein Wort, das durch A. Schnitzler's „Das weite Land" literatur- und bühnenfähig geworden ist; vgl. J. Minor, Öst. Rundschau 1911, S. 247 Anm.

über prov. *cogul*) Schallnachahmung mitspielt.[6]) Ferner ist die Behauptung, daß Brinkmann das *o* von *cocu* aus Beeinflussung durch *coq* erkläre, unrichtig, da dieser S. 522 ff. ausdrücklich die Diez'sche Ableitung von c u c u l u s verwirft und *cocu* von *coq* ,Hahn' ableitet. Da nun Riegler, *Das Tier im Spiegel der Sprache*, 126, der Brinkmann'schen Deutung zustimmt, so führe ich die Gegenargumente an: die Parallele * c o q - u t u s ,zum Hahne gemacht' — ital. *chiercuto* ,zum Priester gemacht', stimmt nicht, da nicht von *chierico* ,Priester', sondern von *chierica* ,Tonsur' auszugehen ist. Es heißt ja auch nur ital. *becco* ,zum Bocke gemacht', nicht **beccuto*. Ein ,zum Hahn Gemachter' wäre ferner weniger der leidende als der rächende, betrogene Gatte, wie ja auch deutsch *Hahnrei* urspr. der entmannte Hahn, der Kapaun ist. Auch prov. *cogots* läßt sich nicht von *coq* ableiten, da *coq* nur nordfranz. ist und die Endung *-otz* statt *-utz* unerklärlich wäre. Endlich kann Brinkmann prov. *cogul*, cat. *cugul*, span. *cuclillo*, *cuquillo* ,Hahnrei' doch nicht von c u c u l u s losreißen. Gerade diese von Jenkins nicht angeführten Formen sprechen für die Ableitung *cocu* = c u c u l u s. Die von Jenkins postulierte *-l*-Form[7]) findet sich fürs Nordfrz. bei Ducange s. v. *cugus* fürs Jahr 1412 verzeichnet: *cogul, qui vault autant à dire, selon le langaige du pais, comme coulz ou couppault* und bei Rolland, Faune populaire II 83: *curruca, oysel, gallicè cucul et aliquando signifie cil qui est cous et nourist aultrui enfant et cuide les siens nourir* (Gloss. de Lille).

Der Vollständigkeit halber sei ein mittelalterlicher Erklärungsversuch der Benennung des betrogenen Gatten als ,Kuckuck' erwähnt (vgl. auch Ducange s. v. c u c u l l u s 2, c u g u s, c u c u s a r e).

Gaudenzi bespricht (Bulletino della società filologica romana II), worauf mich mein verehrter Lehrer Meyer-Lübke hinweist, eine Stelle aus Boncompagno (a. 1235), die also lautet: „Mulieres . . . maritos . . . vel amasios aliquando hircos, aliquando

---

[6]) Es ist dies einer der Fälle wie u l u l a r e > obwald. *urlá*, nicht **irlá*, auvergn. *urlá*, nicht **ürlá*, wo die Tendenz der Erhaltung eines bestimmten Schallcharakters das Nichteintreten eines Lautwandels bedingt (Meyer-Lübke, Einf.[2], 125). Wieweit bei fz. *coucou* überhaupt noch von Vererbung des lt. c u c u l u s gesprochen werden kann, ist Ansichtssache: Suolahti, Die deutschen Vogelnamen, faßt *kukku* im Bayr.-Österr., Schwedischen und Finnischen, und *cucco* im Italienischen als „direkt dem Kuckucksruf abgelauscht", also als „elementar verwandt" nach Schuchardts Ausdruck.

[7]) Über engl. *cuckold* schreibt Jenkins: „In Anglo-Norman, the reduction [einer Form *coquel*] of *ue* to *o*, as in *aiol*, *bercol* [l. berçol], *fillol*, *dol* (Suchier, *Voyelles toniques* p. 78) would result in a form *coucol*, *cucol*, which may have given us *cuckold*, with excrescent *-d*, or by folk-etymology (*old*) or by crossing with the forms in *-alt.*" Jenkins hat, was auch bei Skeat zu lesen ist, die tatsächliche Existenz von afz. *coucual cucuault* (God.) übersehen.

tauros, aliquando cervos appellant; et tacito substantivo aliqua derisorie dicit *Meus pascit in pratis* vel *misi eum Cornetum* vel *Cornazanum*, et *ego faciam sibi oleum de cucurbita hortulana.* Item quandoque dicitur de scholari studente, qui domi reliquit uxorem, quod *fundum Cornelianum incepit noviter possidere* et quod *in horto suo plantata sit cucurbita hortulana.* Transumunt etiam feminae animalium cornua in coronas, et diversificant genera cornutorum. Sed queri potest quare cornua, cucurbita et cuculus significent pudorem mariti, cuius uxor thorum violare presumit. Responderi potest quod hec fuit inventio lascivorum, qui semper moliuntur aliorum verecundiam geminare. Cornua quidem ornamenta sunt animalium, sed per contrariam transumptionem coniugatorum vertices dehonestant: infamia namque cucurbitatio ad modum cucurbite cito crescit; et cuculus est avis apta derisioni ex eo, quod in suo cantu cucurbitationem vel cucurbitam, geminando primam sillabam, iterare videtur", ferner die Stellen (*Expositio* des Capitulum Rothari) *argam, idest cucurbitam*, Ebenda „si quis a se vocatum argam negaret se non cognovisse . . . quia cum vocans argam coniugem de adulterio infamarit, guidrigild compositurus est" und führt in durchaus dilettantischer Weise bologn. *cogoza* (a. 1292: *iscancata cogoza quae scocozaverat virum suum*, 1297: *Cogoza, tu portas cornua in capite*, also einmal die Frau, einmal der Mann mit *cogoza* angesprochen), ferner cat. *cogucia* ‚Ehebruch, Frauenraub', prov. *cogossia*, *escogossar* (*concussus* bei Ducange), *cocuda*, *cogotz*, fz. *cocu*, *cafart*, *cagot* alle auf *cucurbita zurück: ἀλώπηξ > Fuchs ist nichts gegen dieses Antilinguisten Etymologien, der übrigens alle diese Schimpfworte in unberechtigtem Nationalstolz von der Lombardei ausstrahlen läßt und auch in ital. *becco* (= hircus im obigen Text) ein auf die Langobarden (also Germanen) zielendes Schimpfwort sieht. Schaffen wir also Ordnung in dieser doch so verdienstvollen Materialsammlung!

cucutia und cucurbita müssen beide den Kürbis bedeuten: ob nun, wie Boncompagno meint, an das schnelle Wachsen der Schande zu denken ist, erscheint sehr zweifelhaft. Da leuchtet noch eher Ducange's Deutung s. v. cucurbitare („qui domini uxorem polluit et eius ventrem cucurbitae instar inflat") ein. Man könnte an die Bedeutung des auf cucutia zurückgehenden ital. *zucca* ‚Kürbis > Kürbiskopf > Dummkopf' erinnern, sowie an span. *encalabacear un galan* ‚einem Galan einen Korb geben', etwa an wirkliches Necken des Betrogenen durch Darstellungen des Kürbiskopfes. Aus *cogotz* = cucutium muß wohl prov. *cogot* ‚Hinterkopf' mit falscher Abstraktion eines obliquus nach *totz* — *tot* (REW. 2370) rückgebildet sein.

Die Erklärung Buoncompagnes für cuculus ‚betrogener

Ehemann' wegen des Anklangs an c u c u r b i t a r e, hat etwas für sich, um so mehr als auch c u c u t i a r e und ferner c u r r u - c a r e (= urspr. ,jem. zur Grasmücke machen', da angeblich der Kuckuck von dieser, der c u r r u c a, seine Eier ausbrüten lasse, vgl. Juvenal 6, 276 und Ducange s. v. c u r r u c a sowie Grimm s. v. *Kuckuck* II 2 c β) denselben Anlaut haben. Es ist nämlich bei Jenkins Hinweis auf die Unbeständigkeit des Kuckucksweibchens nicht klar, wieso der Kuckuck auch für den Ehebrecher genommen werden konnte: Jenkins schreibt: „During long generations, spring after spring, sharp eyes have noted the loose mating habits of the female cuckoo, and the indifference or cowardice of the male; hence he became, in the mind of the countryman, the cuckold *par excellence.* This explanation receives strong confirmation (?) from the well-known fact that Lat. *cuculus*, like G. *Gauch* and Pr. *cogots*, is applied at times to the adulterer." Wenn das Männchen nur „indifference or cowardice" aufbringt, wie kann es dann zum Buhlen werden? Gehen wir dagegen von einem vieldeutigen A u s r u f *cucu!* aus, der einerseits an *cucutiare* etc., anderseits an das Hausen in fremdem Neste erinnert, so wird Grimms und Rollands Deutung verständlich: „etwa durch den Zuruf *Kukuk!* mit dem man einen gefährdeten ehemann vor dem ehebrecher warnte ... oder einen hahnrei höhnte ... zuerst in der meinung: dem ist ein kukuk ins gehege gekommen, dann mit umsprung der bed. ... als scheltwort des hahnreis selber verstanden und gebraucht" (Grimm). „Le Héricher dit qu'en Normandie, on crie *coucou* à ceux qu'on veut désigner comme *cocus.* D'ailleurs on appelle quelquefois cocu, l'amant, le trompeur, ce qui alors s'explique tout naturellement: *Cocu* = séducteur d'une femme mariée. Aube, Tarbé, et Grosley dit qu'en Champagne les paysans emploient le mot *cocu* dans la signification active" (Rolland). Anderseits soll nicht vergessen werden, daß der monotone Ruf die Veranlassung geben konnte, den Vogel für einen Narren zu halten: bereits bei Notker ist deutsch *Gauch* als ,Tor' bezeugt (Suolahti, Die deutschen Vogelnamen 8) und noch heute rufen die Schweizer Kinder als Antwort auf den Kuckucksruf: *Guggu, en Nar bist du!*, die Spezialisierung ,Tor in der Ehe' mag in romanischem wie in germanischem Land jünger sein.[8]) Daß der Kuckuck nun bald als der ,Dumme', bald als der ,Gescheite' fungiert (zu ersterem vgl. ital. *vecchio cucco* ,dummer alter Mann', zu letzterem span. *cuco* ,schlau, ver-

---

[8]) Auffällig ist ja das späte Auftreten des Wortes im Franz. im 15. Jahrh., während wir aus Italien schon einen Beleg aus dem 13. Jahrh. haben. Dagegen ist z. B. durch die von A. Hilka in *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1913. S. 460 ff. veröffentlichten, aus dem 13. Jahrh. stammenden altfranzösischen Zaubersprüche (Kap. 9) und den Beleg bei Rolland aus dem Roman de Renard der Glaube, man könne den Kuckuck nach den Jahren befragen, die man noch zu leben hat, aus alter Zeit belegt.

schmitzt', das REW 2360 nur mit Fragezeichen unter c u c u l u s angeführt wird), hat nichts Erstaunliches: der Kuckucksruf ist monoton wie der eines Narren — er narrt aber auch den Zuhörer: „Le Coucou, quand il chante, est très difficile à apercevoir; vous vous approchez avec toutes les précautions imaginables de l'arbre sur lequel vous l'avez entendu chanter et quand vous êtes arrivé au-dessous, l'oiseau est bien loin qui vous crie *coucou! coucou!* comme pour se moquer de vous. De là vient qu'on dit: *jouer à coucou*, *faire coucou*, dans le sens de *jouer à cache cache*, *se cacher*". (Rolland, der anmerkungsweise an span. *cucar*, it. *cuculiare* ,spotten', mail. *cucu!* ,esclamazione negativa e di scherno' erinnert). Zu den Bezeichnungen für das Versteckenspiel, die vom Kuckuck genommen sind, kommt noch untereng. *giover a cucù* ,Versteck spielen' (vgl. auch das Schweiz. Idiot. s. v. *gugger* II B 2 Bemerkte), neuprov. *cucaire* ,colin-maillard' und vielleicht altprov. *oills cucs*, *oills clucs* ,geschlossene Augen', *clucar*, *clugar*, *cugar* ,die Augen schließen', wobei die *l*-Formen von *clus* (= c l a u s u s) beeinflußt wären: die *-l*-losen wie die *l*-Formen finden sich noch heute in allen möglichen Zusammensetzungen auf den Karten *jouer à cache-cache* und *colin-maillard*. Auch im Katal. haben wir *cuca-amaga* ,Versteckenspiel' (z. B. V. Catalá, Solitut S. 104) und *cucorna*, wohl = ,blinde Kuh' (Auslaut von *[fer l']orni* ,sich dumm, taub stellen', zur Sippe von fz. *borgne*, oder ital. *lornio*) nach der Beschreibung bei Ruyra, Marines y boscatjes S. 11 zu schließen: *havía de tirar el cap endarrera, com aquell que, jugant a cucorna, vol guaytar per sota del mocador.*

W i e n. L. SPITZER.

---

fz. plus tôt que plus tard ,je eher je lieber'.

Diese Redensart erklärt Tobler auf zweierlei Weise (V. B. III 163): entweder sei die Wendung als eine Art Haplologie statt **plutôt plus tôt que plus tard* oder wörtlich als ,früher als später einmal' = ,nicht erst später einmal' = ,möglichst bald' aufzufassen, er führt aber zugunsten der ersten Auffassung ein *je ne suis arrivé qu'un quart d'heure avant, persuadé que les dames arrivaient toujours plus tard que plus tôt* aus Mérimée an. Daß die zweite Auffassung nicht in Betracht kommt, scheint mir aus der Künstlichkeit eines Ausdrucks ,früher als spät e r' (,früher als spät' ließe man sich noch gefallen!) hervorzugehen. Plattner, *Ausführl. Gramm. d. frz. Spr.* III 1, 141 wiederholt Toblers „euphonische" Erklärung.

Ich möchte nun noch eine andere Möglichkeit erwähnen, die für jeden Gymnasiasten, der seine lat. Klassiker kennt, auf der Hand liegt. Bekannt ist ja lat. *vehementius quam cautius*, wo der Deutsche *herzhafter als klug*, der Engländer *fairer than*

honest sagt (Andresen, *Sprachgebrauch u. Sprachrichtigkeit* 9, 235). Schmalz, *Lat. Gramm.* (Syntax) S. 547 äußert sich also: „Beim Komparativ ... ist zu bemerken, daß auch das Adjektiv oder Adv., in Hinsicht auf welches eine andere Eigenschaft in höherem Grade erscheint, d u r c h e i n e A r t f o r m a l e r A u s - g l e i c h u n g ebenfalls in den Komparativ gesetzt wird; dies findet sich zuerst bei Cato or. X, 2 *vitam antiquiorem quam innoxiorem*, dann vielleicht bei Lucilius 943 Mx. *nasum deductius quam pandius*, dann sicher bei Varro (l. lat. 10, 75 *diligentius quam apertius* und r. r. 1, 41, 5 *umidiora quam aridiora*) und Cic. Nach Cic. haben es Liv. und die von ihm abhängigen Historiker, so Val. Max. 5, 1, ext. 6, dann Vell., Tac., der aber nach *quam* auch den Positiv zuläßt, auch Justin, ... ferner Asc., Gellius und mit abundantem *magis* noch Festus 13, 1 ed. Wagener *ius eius insulae avarius magis quam iustius sumus assecuti*, auch spätlat. Dichter wie Paulin. Pell. 214 *nec attentior quam studiosior*". Delbrück, Vergl. Syntax I S. 418 erinnert noch an Homers πάντες κ' ἀρησαίατ' ἐλαφρότεροι πόδας εἶναι ἢ ἀφνειότεροι χρυσοῖο τε ἐσθῆτος τε α 165 und erklärt: „Der griechisch-römische Ausdruck ist offenbar — wie wohl auch allgemein angenommen wird — gewählt worden, w e i l d e m S p r e c h e n d e n v o r s c h w e b t *w ä r m e r u n d n i c h t h e l l e r*" [in Lessings Satz *sein Kopf war eben wärmer als helle*].

So könnte denn der von Tobler zuerst in Guillaume de Deguillevilles „*Pélerinage*" belegte frz. Ausdruck,[1]) wenn nicht direkt an das Lat. anschließen, so doch aus einer ähnlichen grammatikalischen Attraktion entstanden sein: *plus tôt que tard* wäre das Ursprüngliche gewesen, so wie man sagen kann *il est plus grand que petit* ‚er ist größer als er klein ist (er ist mehr groß als klein)', ‚er ist eher groß als klein' (*plus* = plutôt', vgl. Littré s. v. *plus* oder, wie Meyer-Lübke Rom. Synt. S. 239 für ital. *egli è più pittore che scultore* angibt, das Adverb ist urspr. zum Verb bezogen) und nun trat die mechanische Attraktion (nach Schmalz) oder die Kontamination (nach Delbrück) ein: *plus tôt que plus tard*, um so mehr begünstigt, als Ausdrücke wie *plus tôt ou plus tard* mit zweimaligem *plus* vorhanden waren. Letztere Wendung kann auch erklären, wieso kein lt. *vitam antiquiorem quam innoxiorem* entsprechendes fz. **plus grand que plus petit* (neben das sich eben kein *plus grand et (ou) plus petit* stellt), vorhanden ist: übrigens ist bei der Erklärung ‚wärmer und nicht heller' an die genaue Parallele des fz. *il est plus grand qu'il n'est petit* oder *il est plus poli qu'il n'est galant* u. dgl. zu erinnern. Toblers Beispiel *celles-là rentrent plus ou moins— moins que plus — dans*

---

[1]) Da *plutôt* ‚eher' auch schon afz. ist (*elles me mangeront plus tost crue que cuite*, Berte), kann natürlich gegen Toblers Deutung *plus tost plus tost que tard* < *plus tost que tard* nicht das Geringste eingewendet werden.

le type reconnu wäre aus einem **moins que beaucoup* ‚eher wenig als viel' zu erklären: ein *moins* wäre also die mechanische Ersetzung eines *plus peu.* Meine Erklärung ginge von einer parallelisierenden Hinzufügung aus, die Toblers im Gegenteil von vereinfachender Wortkürzung. Zu erwähnen wäre noch ein neuprov. *pulèu que pu tard* ‚plus tôt que plus tard', das Mistral s. v. *pulèu* bucht.

Ist im Fz. die Hinzufügung des pleonastischen *plus* durch eine verwandte Redensart bestimmt, so läßt sich im Span. die Weglassung des *que* in *tarde que temprano*, ‚früher oder später', *uno que otro* ‚der eine oder der andere' (statt *que tarde que temprano*, *que uno que otro*) durch die synonymen *tarde ó temprano*, *uno y otro* erklären.

Wien. LEO SPITZER.

Faire mit dem Infinitiv zur Umschreibung des Verbum finitum.

Die folgenden Zeilen waren schon geschrieben und der *Zeitschr. f. rom. Phil.* eingereicht, als ich das schöne Buch von Henri-François Muller, *Origine et histoire de la préposition „à" dans les locutions du type de „faire faire quelque chose à quelqu'un"* (Poitiers 1912, 200 S.) von Prof. Behrens zur Besprechung bekam. Dies Buch bekämpft die E. Richter'sche Ableitung des *à* in der Redensart *je fais faire qch. à qc.* aus lt. *ab* und erweist die Wendung durch genaues historisches Verfolgen des Typus von der frühesten Latinität bis ins Neufranzösische als Nachfolgerin eines *facio alicui aliquid facere* mit einem Dativ zum Ausdruck des Urhebers (vgl. *mihi auditum est* = *a me auditum est*), der wie jeder Dativ im Vulgärlat. durch die analytische Fügung *ad aliquem* ersetzt worden wäre, und einem Infinitiv Aktivi, der für einen passiven Infinitiv steht, da in vlt. Zeit diese beiden Infinitive nicht mehr unterschieden werden konnten, außerdem im Infinitiv die passive Idee ja gerne unausgedrückt bleibt — im Kapitel IX (*Résultats de l'emploi intensif de «facere»*) findet sich nun in der Form eines Exkurses über *facere* in der im Titel angedeuteten Verwendung eine Auffassung, die genau zu der meinigen stimmt, zu meinen theoretischen Erwägungen die historische Begründung liefert. Ich veröffentliche trotzdem meinen Artikel in dieser Zeitschrift unverändert — einerseits um mich so der angenehmen Pflicht des Hinweises auf eine so tüchtige Leistung wie die des Mullerschen Buches zu entledigen, anderseits um auf das Problem selbst aufmerksam zu machen, das durch die übereinstimmenden Meinungen zweier einander Fremder seiner Lösung nahe zu sein scheint.

Ich gebe vor allem einige ital. (und anmerkungsweise katalan.) Beispiele, die zu den französischen Toblers V. B. I²,

20 ff. hinzugefügt seien. Aus dem Neapol. sei angeführt: De Giacomo (zitiert in Voßler's Studie S. 75) *cierti canzoni cu cierti stese / fatte p'é core fà 'nteneri*, wo Voßler übersetzt: ‚Lieder, sag ich euch, mit langen Schnörkeln, daß sie inniglich zu Herzen geh'n', De Giacomo, Teatro S. 254 *'o signore mme fa fa nu core tanto*, S. 187 *È Nunziata ca m'ha fatto siscà. Certo m'ha dda di' quacche cosa.* Aus dem Römischen: Pascarella S. 10: *È inutile che canti e ce fatichi, Tanto 'sta cosa* [Visitkarten] *a me nun me ce sta. Anzi, si vói che proprio te lo dichi, È la micragna che je lo fa fa'!* Aus dem Mailänd.: Porta S. 5 *per scongiurall a fass juttâ* ‚per indurlo ad aiutarla' neben S. 53 [ich schrie] *per vedè de juttam col fa côr gent* ‚per procurar d'aiutarmi col far correr gente', S. 32 *Coccè?* [= fz. *coucher!*] *(respondi) che coccè d'Egitt? Ch'el vaga a fà coccè in San Rafaell* ‚se vuol far «cocè»' übersetzt, hier wohl eher Einwirkung von Kinderstubenausdrücken wie *faire dodo* > *faire „coucher"*. Tobler erklärt eigentlich das *faites moi escouter* = *escoutez moi* nicht: man wird wohl von Fällen ausgehen müssen, wo ein Tunlassen und ein Tun gleichbedeutend sind: sagt Testoni S. 219 *vat amâza* = *va, ammazzati*, so kann es ebenso heißen *va a farti ammazzare*, da dies für das Resultat belanglos ist. Ebenso ist es gleichgültig, ob man *fammi chiamare il medico* und *chiamami il medico* sagt, in bezug auf das Schlußresultat, daß der Arzt kommen soll, so kann dann ein *faites moi escouter* statt *escoutez-moi* analogisch eintreten.[1]) Wie in *j'imprime* ‚ich lasse drucken'

---

[1]) In einem catalanischen Fall wie Pous Pagés, *Revolta* S. 194 *Una cosa 'm sab greu. — Què? — No haverles fet seguir an ell y tot. Si ara fos no l'hauria deixat escapar* ist das Entfliehenlassen dem Verfolgen lassen gegenübergestellt: ebenso gut könnte ihm aber das Verfolgen entgegengesetzt werden (vgl. Guimerá, Terra baixa S. 95 *Matarte hauria de fer jo* ‚ich möchte dich töten'). Manchmal drückt das Catal. mit seinem faktitiven *fer* eine Bedeutungsnuance aus, die das Span. durch seine Präposition *á* ausdrückt: cat. *fer perdre* ‚zugrunderichten' in Pous Pagés, *Per la vida* S. 59 *No t faig agafar ... perquè fins ara has sigut bon minyó; no vuy fer-te perdre*, *Revolta* S. 125 *sabia que estava en la seva má ferlo perdre* müßte im Span. durch *perder á alguien* (gegenüber *perder algo* ‚etwas verlieren') wiedergegeben werden. Aus Alcovers *Rondayes mallorquines* seien zuerst Fälle erwähnt, wo *fer fer* und *fer* so ziemlich dasselbe sagen: VI 237 *fa fer una crida que convida tot es poble*, 285 [der König] *va fer fer unes dictes que...*, nun aber mit nur mehr analogischem *fer fer*: V 224 *varen haver de posar un celador que fés fer amples*, VI 223 *no deixá més que s'os, pero ben desnossat; i també e-hu fe fer an-es retaló de pa de xeixa*, 239 *cadascú s'aborda a sa seua platada, i ab un instant la varen haver buydada. Encara no hu varen haver fet fer a s'arrós, com; zas! ja compareix devant cada un una altra gran platada.* Ein altcatalanisches Beispiel: in Jacme Roig's *Spill* ist es ganz in Ordnung, wenn es V. 1466 ff. heißt *e lo Dalfi / ab los senyors / capdals majors, / molt ben guarnits, / e infinits / gentil jovent, / feya sovent / fer belles juntes*, aber nicht mehr, wenn es im Sinn von ‚er empfing' (= ‚er machte Salon') V. 1480 heißt *feya fer sales / e molts convite*, V. 1798 *fereu tancar / finestres, portes.* Merkwürdig ist der folgende Fall mit *fer* im zweiten

das Handlungsverb zum faktitiven Verb wird, so wird umgekehrt das faktitive *faites escouter* gleich dem Handlungsverb *escoutez moi*. Eine andere Möglichkeit wäre die für engl. *do you come*, dtsch. *ich tue gehen* gebotene Erklärung der Voraussendung des Verlegenheitswortes *faire*, worauf das spezialisierende *come*, *gehen* eintritt: *faites* ‚tut', wozu nachträglich *escouter* tritt. Die Bemerkung bei Diez III, 416, die Konstruktion trete ein, „um die Flexion des letzteren [des Verbs *escouter*] zu ersetzen", läßt auf solche Auffassung schließen. Und diese berührt sich mit der Erklärung, die H. Wunderlich, *Unsere Umgangssprache* S. 194 für deutsches „pleonastisches" *thun* gibt: „Den vollgültigsten Beweis dafür, daß die Verbalform es ist, die mitten in dem Ballast von Hilfsverben verkümmernd und verwitternd wieder neue Hilfsverben zur Stärkung und Auffrischung in ihren Dienst zieht, liefert uns die Entwicklung des Hilfsverbs *thun*, weil dieses Verbum gar keinem anderen Zwecke dient, als dem, die V e r b a l f u n k t i o n dem Verbum abzunehmen, so daß es also die Rolle übernimmt, die eigentlich den Flexionsformen zukommt." Wenn nun nach Wunderlich weiter bei der Bevorzugung von *thun* „gemäß unserer deutschen Betonung" zwei Stellen im Satz in Frage kommen, die A n f a n g s s t e l l u n g und die S c h l u ß s t e l l u n g (*Thun t h u e ich jetzt sehr wenig, nur denken und empfinden — Solltest nur die wunderhübschen Billeter auch lesen, die der gnädige Herr an deine Tochter als schreiben t u t*), so muß der Romanist hierzu bemerken, daß der erstere Fall mit dem von Ebeling behandelten Typus *Dispiacere non mi dispiacete* identisch ist, da gerade das Romanische nicht **dispiacere non mi fate* sagt.

Ich habe schon *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1911, S. 264 Anm. aus ptg. Fällen wie *Atrever?* [mit Fragezeichen im Text] *me atrevo a tudo* den Schluß gezogen, daß Meyer-Lübke, *Idg. Forsch.* XIV 114 ff., mit seiner Erklärung des Typus ital. *dispiacere non mi dispiacete* als affektischer Rede mit Gegenrede gegenüber Ebeling, *Probl. d. rom. Synt.* 120 recht hat und möchte dazu noch bemerken, daß ein **dispiacere non mi fate*[2]) im Romanischen, wie Ebeling

Gliede: Guimerá, *Filla del Mar* 143 *Es que hi pot aver un daltabai r si enrahona una altra xicota y fer quedar enlayre 'l meu casament ab l'Agata* ‚es kann einen Krach geben und [er kann machen] daß meine Heirat in Rauch aufgeht'.

[2]) Den Typus mit *per*, den Ebeling auf weiterem Gebiet im Ital. vermutet, kann ich durch folgende Beispiele belegen: Castelnuovo, *Nozze d'oro* S. 98 *Non è mica solido il vostro ponte... — Per sicuro, è sicuro, dichiarò l'Angelo*, Tanfuci, Poesie S. 126 *Pel quer che sii salute, 'un me lamento*, Fogazzaro, *Fedele* S. 70 *Per talento, il povero Ermes ne aveva più del bisogno.* — Fürs Catalanische sei der Typus *Lo que's diu avergonyirme, no m'avergonyirá de tractar mosso à mosso amb es mateix rey* (Lluis Via, *Fent camí* S. 217), wo eigentlich *avergonyirse* voranstehen sollte: die ursprüngliche Bedeutung ist ‚das was man eigentlich ... nennt', vgl. mit Nachstellung der Formel S. 47 *però a tots, lo que se diu a tots, no puch pas mantenerlos.* Catalá, Cayres vius S. 13 *la que eratreb allar no podia pas gayre* ‚arbeiten konnte er nicht'.

S. 120 selbst sagt, nirgends vorkommt: daraus könnte man gegen Ebeling ein Argument ziehen, insofern eben ein **dispiacere non mi fate* einen Satz voraussetzt, während in *dispiacere? non mi dispiacete* deren zwei vorliegen und höchstens dafür **dispiacete? non me lo fate*[3]) oder etwas stilgewandter *dispiacere? non me lo ispirate* gesagt werden könnte. Nimmt man dagegen Ebelings Erklärung des *dispiacere non mi dispiacete* aus einem

---

Die Wendung mit *lo que* wird zur einfachen Hervorhebung im Aragonesischen: Blasco, *Cuentos aragoneses* I, 14: *Este don Simón es atroz; lo que á el le pasa no le pasa á nadie. Pero lo que es á perdises no nos gana usted al barbero y á mi*, 19 *Lo que es al que haya traído el frasquico, ya lo encontraré yo esta noche*, 36 (es wurde dem Sprecher der Befehl gegeben: *quite usted la cesta*) *Lo que es yo, no la quito*, II 9 *Allí no gastará usté ni un chavo. — Bueno, porque lo que es en los días qu'himos estao aqui, se m'han ido mas dineros con vusotros*, 26 *Y lo que es más fuerza que el barbero, no tendrá el franchote ese*, wo wir Deutsche überall den Tonfall als hervorhebendes Mittel, der Franzose sein *c'est que* anwenden würde. Ebenso im Catal.: Pous Pagés, *Revolta* S. 103 *Lo que es els peixos grossos que avui presumen no s'en caparán de quatre bales al cervell*, S. 185 *No t'espantis! Lo que es aquest no hi perderà re d'esperarse*, S. 248 *Lo que es trescents duros no'ls hi donaré pas: que tiri pel cap que vulgui.* S. 298 *Ells volen agafarme de totes maneres; pero lo que es viu, no m'agafaran pas*, S. 309 *lo que es viu no l'agafarien*; Casellas, Els sots feréstechs S. 22 *lo que potser els capficava més de tot era saber ahont tancava l'Aleix de part de vespre. Perquè, lo qu'es al casalot de Romanin, pla sabia tothom que no hi havia ficat may més el nas.* Das *lo que* vergleicht sich mit lat. *mulier quae mulier* ‚eine richtige Frau', ‚eine Frau, die der Definition „Frau" entspricht'; *la que es viu, no m'agafaran pas* bedeutet also urspr.: ‚die können mich ergreifen, aber nicht lebend, d. h. was der Definition lebend entspricht [sc. gibt es einen anderen Begriff von ‚lebend', dann mögen sie mich ergreifen]'. Die Definition, die zur bloßen Hervorhebung dient, nimmt auch die Form an, die wir oft in Alcover, *Rondayes mall orquines* treffen: V 248 *El rey qu'es el rey, no será tan rich com voltros*, 308 *ses figures se son acabades per tot; no se'n troba una qu'es una en tots aquests contorns*, VI 48 (wenn ich dich einmal ins Gefängnis stecke) *el dimoni qu'es el dimoni no t treurá*, 81 *no hi trobá més qu'es fiy del rey sens un roegonet qu'era un rogonet*, ohne einen Bissen, der ein [richtiger, der Definition von ‚Bissen' entsprechender] Bissen war' > ‚ohne irgend einen Bissen. Daneben finden sich die Wendungen Pous Pagés, *Per la vida* S. 61: *Que has estat malalt? — No; per dir malalt, no*, ferner *per*: Catalá, *Cayres vius* S. 163 *això passà en un instant y en aquell instant li passà tot a la Marceleta: por, vergonya, sorpreses, remondiments ... Fins, per passarli, li passà la memoria de tot lo que havia rumiat*, auch mit *de* S. 111: *ella que li dongués lo que volgués — per que de donar, sempre's dona en aquests casos*, mit *com*: Alcover, *Rondayes mall.* V 174 *Pero bé ¿y qui esperan? — Com esperar, no esperam ningú*, 176 *Com a destriarmos ses cames, les mos ha destriades.*

[3]) Diesen Typus zeigt immerhin der catalanische Satz (Catalá, *Cayres vius* S. 132): *retornar el tresor a sa llegitima mestressa, no hauria pogut pas ferho aquella anima interessada* und der spanische (Blasco Ibañez, *la Barraca* S. 119) *le arrojaban cosas infectas en la cesta de la comida: romperle la cazuela lo habian hecho no recordava cuantas vezes.*

Satz an, so wäre das Nichteintreten eines **dispiacere non mi fate* gegenüber deutsch ‚mißfallen tut ihr mir nicht' ein Beweis dafür, daß das *faites moi escouter* anders als die deutsche Wendung und nur aus dem faktitiven Gebrauch von *faire* zu erklären ist.

Ist nun das Fehlen eines **dispiacere me lo fate* im Romanischen immerhin noch kein zwingender Beweis für die faktitive Auffassung des *faire* in *faites moi escouter*, so scheint mir die Umschreibung mit *mandar*, die ich *Ztschr. f. rom. Phil.* 1911, S. 273, aus dem Spanischen belegte (vgl. nun auch Menéndez Pidal, *Cantar de Mio Cid, Texto, Gramática y Vocabul.* S. 741 s. v. *mandar* : *mandó tornar la seña* . . ., con sentido factitivo; á veces sin tal sentido . . ., especialmente en el imperativo: *mandedes ensillar* ‚ensillad' . . . y en la fórmula para ofrecer un don: *mandedes lo tomar* ‚tomadlo'; ebenso auf S. 349, wo über *fazer* und *mandar* + Inf. = einfachem Verb gehandelt wird; vgl. noch neuportg. Fälle wie Diniz, *Casa mour.* II 92 *elle tinha sido d'aquelles de se lhe tirar o chapéu, dos taes que Deus mandou fazer* ‚die Gott erschuf'), geradezu ein positiver Beweis für die faktitive Bedeutung des danebenstehenden *facere.*

Ferner scheint es mir bezeichnend, daß die ältesten Beispiele dieses umschreibenden facere mit Inf., die Thielmann, Arch. f. lat. Lex. III 203 ff. nachweist, aus Zeumers Formulae und den Kapitularien Karls des Großen stammen, wo meist etwas geboten oder verboten wird, ohne daß genau feststeht, ob beispielsweise die *judices* etwas selbst tun oder tun lassen sollen (Typus: *ut ipsos [denarios] ad festivitatem sancti illius . . . exsolvere faciatis*). Thielmann bemerkt a. a. O.: „nach Verwandlung des ursprünglichen *aedificari facio* in *aedificare facio* durch Verwischung des oft sehr feinen Unterschiedes zwischen direkter und indirekter Tätigkeit entstanden, steht also mit dem deutschen volkstümlichen ‚ich tue schlafen' und dem englischen *do you write?* nicht auf gleicher Stufe". Genau dasselbe gilt von frz. *failes-moi escouter* gegenüber der deutschen und englischen Wendung. Die Polemik zwischen Tobler und G. Paris, ob *faites moi escouter* ‚verschaffet mir Gehör' oder ‚höret mich' heißt, löst sich also darin auf, daß eine und dieselbe Handlung oft durch indirekte und direkte Tätigkeit ausgeführt werden kann, was analogisch auf ein nur direktes *escouter* ausgedehnt wird. Auf anglistischer Seite hat Mätzner *Gramm.* II³, S. 62 (vgl. auch Jespersen, Progress in Language) für die schon altenglische Imperativparaphrase *dô me æfterþī num wordum wel gecwiccan* = vivifica me secundum verbum tuum (Ps. 118, 25) zwei Erklärungsmöglichkeiten gesehen: entweder wäre das mit dem Infinitiv konstruierte umschriebene *dôn* auf eine Bedeutungsabschwächung des mit Infinitiv konstruierten faktitiven *dôn* zurückzuführen (das wäre also die Erklärung, die ich für fz. *faites moi escouter* vorschlage) oder diese Form der Periphrase

wäre aus der Verwendung von *dôn* in vikarierender Funktion abzuleiten (dies die von mir bekämpfte Erklärung des fz. *faire m. e.*). Hugo Dietze, *Das umschreibende do in der neuenglischen Prosa* (Jena 1895) S. 10 ff., hat die erstere Erklärung mit der Begründung abgewiesen, daß jenes faktitive *dôn* zur Zeit, als das umschreibende *dôn* schon Verwendung fand, dem engl. Sprachgebrauch fremd gewesen sei, daß also Mätzners zweite Vermutung richtig sei, indem die Gewohnheit, ein vorangehendes Verb im weiteren Verlauf der Rede durch *do* vertreten zu lassen, bis in die ältesten Zeiten des Englischen hinaufreicht: die ursprünglichen Verhältnisse veranschaulicht der Satz *and as we stodyn so dede thei stond.* Wir Romanisten können demgegenüber bemerken, daß einerseits die Grundbedingung für die Annahme der ersten Erklärung Mätzners, die nach Dietze im Altengl. fehlt, nämlich der faktitive Gebrauch eines *facere* + Infinitiv, in ur-romanischer, ja schon in lateinischer Zeit vorhanden ist, während anderseits eine Fügung *sicut nos stetimus, sic illi fecerunt stare weder alt- noch neuromanisch ist, wie ja eben Ebeling nachweist. Durch die Annahme von Mätzners zweiter Erklärungsart fürs Englische (und wohl auch Deutsche) wird also indirekt die seiner ersten Deutung fürs Romanische gesichert.[4])

Ich füge nun auszugsweise Müllers Erwägungen an (S. 108 bis 122): „de même que le «vous» est en train de supplanter le «tutoiement» [zur Karolingerzeit] comme un moyen (barbare ou puéril) de grandir la personne, ainsi dans certains cas, bien que l'action n'admette pas d'intermédiaire, on affecte de ne demander à la personne (royale la plupart du temps) que d'en donner l'ordre, ce que pour être plus élégant ou plus classique (!) les papes rendront par «jubere», mot dans ce cas plus digne que «facere» qu'ils laissent à la masse: *Conjuramus . . . ut nostras tribulationes et angustias atque dolores . . . credere sine qualibet ambiguitate iubeatis* (C. L., t. IV 699, 608, an. 756). Il n'est pas facile de charger quelqu'un de croire pour vous" (S. 108), was zur imperativischen Wendung mit sp. *mandar* schönstens paßt. Schon bei Plautus findet man als Höflichkeitsform des einzigen (!) Dieners seinem Herrn *nisi reddi mihi vasa jubes*: „l'emploi courant de cette formule de politesse n'a donc pu être suggéré que par l'habitude

[4]) Es sei hier im Anschluß an Schulze, *Der altfrz. Fragesatz* S. 245 an catalanische Beispiele mit einem engl. *does ('nt) he* ,nicht wahr?' entsprechenden *facere* erinnert, wobei sich Erstarrung der 3. pers. sing. zeigt: Catalá, *Solitut* S. 95 *se deixaria escalivar per una rondaya, ¿ no fa ?* (,gelt' übersetzt Vogel), S. 74 *que, diguèu pas, no seu una mica d'heretjota ¿ no fa ?* (Vogel übersetzt *diguèu pas* mit ,nicht wahr', *no fa* mit ,eh ?'), S. 104 *tot alló de l'auceyet era picardia de les encantades, ¿ no fa ?* S. 218 *demá mateix el menut y jo farém la guerra a les feixineres, ¿ no fa, estorlich ?*, S. 218 *Avuy sem a dissapte, ¿ no fa ?* Jedoch richtet sich nicht wie im Engl. der positive, resp. negative Charakter des ,nicht wahr

de supposer un intermédiaire entre la cause et son effet. Il parut plus respectueux de toujours en supposer un" (S. 111). Besonders häufig wird die Wendung mit *facere* im Merowingerlatein (*et si quis contempserit comes eum distringere faciat .. et domnus rex distringat*, Pertz, *Leg.* I 29), womit Muller nicht nur afz. *li rois meisme le prenoit. Sel tenoit tant destraignoit. Par ses sergans* (Brut, 3506) neben *enfin les fist li rois destraindre* (ebda. 3613), sondern auch einen modernen Polizeierlaß vergleicht: *Vous voudrez bien faire avertir tout d'abord les conducteurs de véhicules quelconques .. Vous inviterez également les conducteurs d'automobiles* (S. 112). „Il va sans dire que cet usage ne saurait être rapproché de cet emploi de «faire»: *Vous portez un chapeau comme je fais*" (S. 118),[5]) „il est impossible d'y voir un auxiliaire analogue à celui de „to do" en anglais" (S. 122).

Wien. LEO SPITZER.

bedeutenden Fragesatzes nach dem negativen, resp. positiven des vorhergehenden Satzes, wie die folgenden Sätze mit *fa* zeigen: Pous Pagés, *Per la vida* S. 52 *El pecat se pot dir; el pecador no. Fa, Maria?*, *Revolta* S. 84 *A la justicia no s'hi poden buscar raons; fa, Gori?*, aber auch S. 161 *En altres bandes se pot estar pitjor, fa, Gori?*, S. 196 *ab tot aixó deus haver agafat una mica de sed, fa?*, Casellas, Els sots feréstechs S. 195 *Es gent que ve! Fa, Joseph?* Nach *es verdad que* stellt sich nun auch ein *(no) fa que* (= lt. nonne) ein: Catalá, *Cayres vius* S. 206 *¿ Fa qu'es estrany, senyora Pelegrina, que . . . no m'haja dit encara quan ens hem de casar?*; Pous Pagés, *Revolta* S. 162 *Vés ara ab que surten que l'amoinem! Fa que no us amoinem, Gori?*, Bertrana, *Josaphat* S. 35 *Tornareu, no fa que tornareu?* Belege für *fa* bringt schon — ohne Erklärung und auf einer Stufe mit Interjektionen — Nonell in seiner ***Gramática de la llengua catalana.***

[5]) Wenn Voßler, *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung* S. 77 sowohl den Typus *de mun dos fis ma cote treire* ,Latest du ziehen' und den Typus *mielz en valt l'ors que ne funt cinc cenz livres* unter einen Hut bringt und erklärt: „diese Fälle zeigen eine ungebührliche Erweiterung der faktitiven Bedeutungskreise, eine Übersteigerung der energetischen Darstellungsformen", so begeht er den umgekehrten Fehler, den Diez begangen hatte: im 2. Typus kann doch keine „faktitive" Bedeutung vorliegen.





Verzeichnis der Départements

(Die Nummern entsprechen den roten Zahlen auf der nebenstehenden Übersichtskarte)

1. Belgique
2. Nord
3. Aisne
4. Ardennes
5. Meuse
6. Meurthe-et-Moselle
7. Manche
8. Calvados
9. Eure
10. Seine [Inférieure]
11. Somme
12. Pas-de-Calais
13. Oise
14. Côte-du-Nord
15. Finistère
16. Ille-et-Vilaine
17. Mayenne
18. Orne
19. Eure-et-Loir
20. Seine-et-Oise
21. Seine
22. Seine-et-Marne
23. Marne
24. Loire [Inférieure]
25. Maine-et-Loire
26. Sarthe
27. Indre-et-Loire
28. Loir-et-Cher
29. Loiret
30. Yonne
31. Aube
32. [Haute] Marne
33. Vosges
34. Vendée
35. [Deux] Sèvres
36. Vienne
37. Indre
38. Cher
39. Nièvre
40. Côte-d'Or
41. [Haute] Saône
42. Jura
43. Doubs
44. Charente [Inférieure]
45. Charente
46. [Haute] Vienne
47. Creuse
48. Allier
49. Saône-et-Loire
50. Suisse
51. Gironde
52. Dordogne
53. Corrèze
54. Puy-de-Dôme
55. Loire
56. Rhône
57. Ain
58. [Haute] Savoie
59. Savoie
60. Landes
61. Lot-et-Garonne
62. Lot
63. Cantal
64. [Haute] Loire
65. Isère
66. Ardèche
67. Drôme
68. [Hautes] Alpes
69. [Basses] Pyrénées
70. Gers
71. [Hautes] Pyrénées
72. Tarn-et-Garonne
73. [Haute] Garonne
74. Ariège
75. Aude
76. Pyrénées-Orientales
77. Tarn
78. Aveyron
79. Lozère
80. Hérault
81. Gard
82. Vaucluse
83. Bouches-du-Rhône
84. [Basses] Alpes
85. Alpes [Maritimes]
86. Var
87. [Haut] Rhin
88. Alsace
89. Italie

Übersichtskarte 11

Die Sprachatlaspunkte mit den Grenzen der Départements und der alten Provinzen

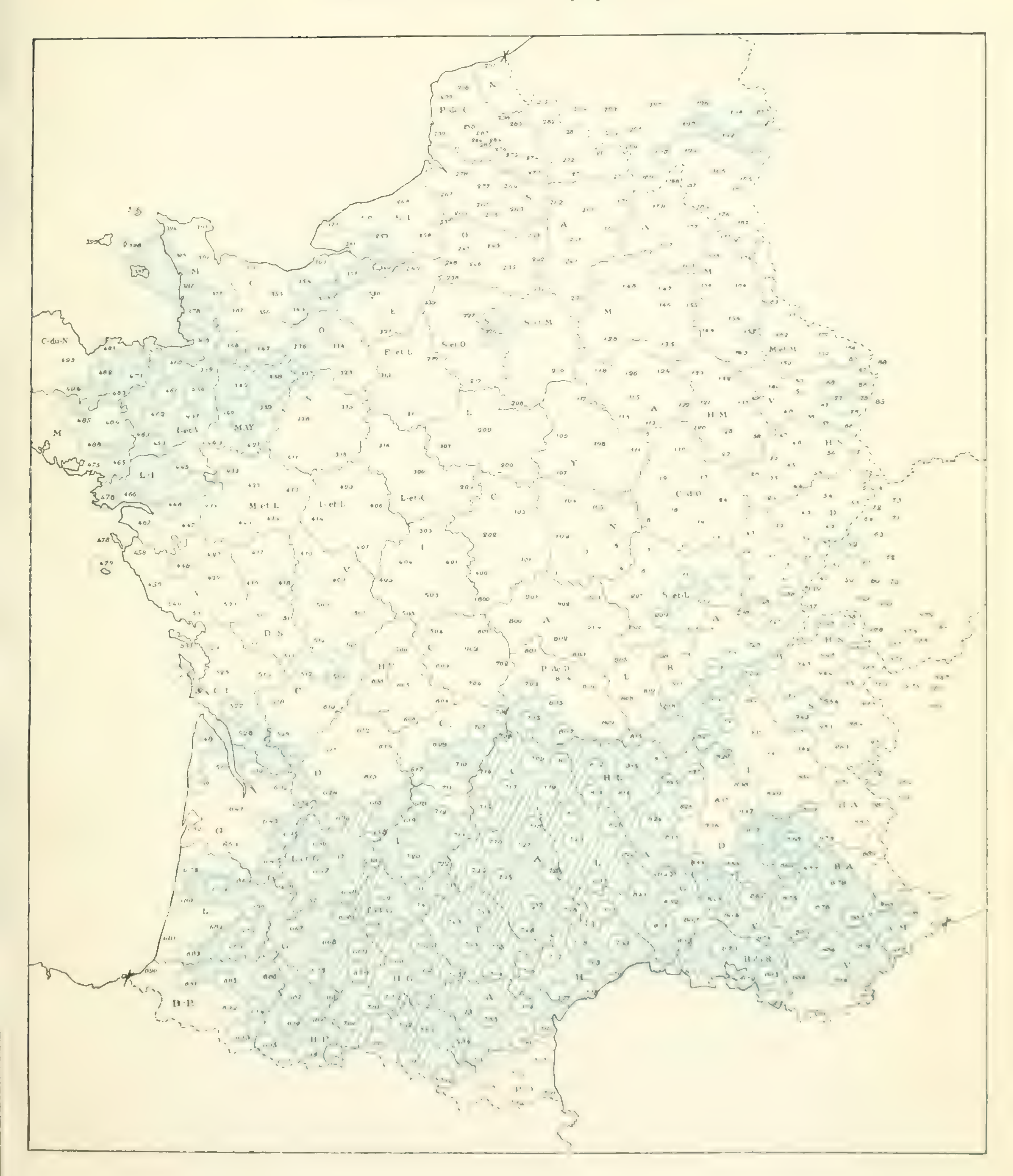


Die den roten Zahlen entsprechenden Namen der Departements stehen nebenan



Karte 12

Quand il rentra au pays . . .

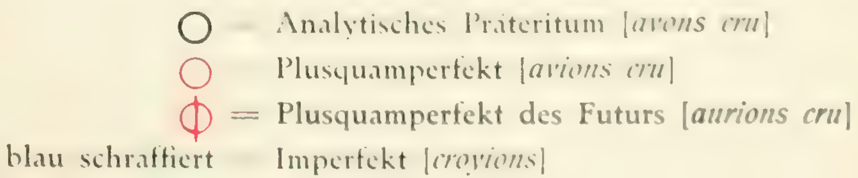


○ = Synthetisches Präteritum [*rentra*]



Karte 13

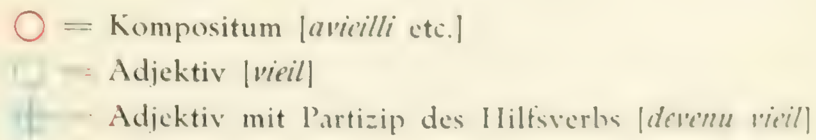
Nous crûmes qu'il fût resté . . .





Karte 14

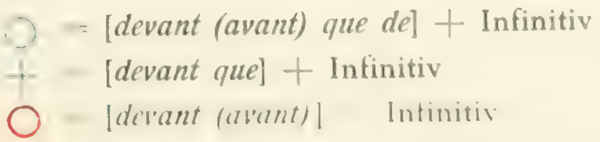
Tu me trouves vieilli





Karte 15

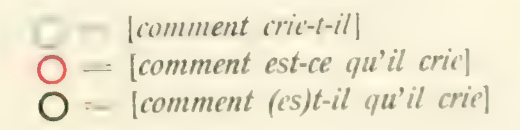
Avant de penser aux autres . . .





Karte 16

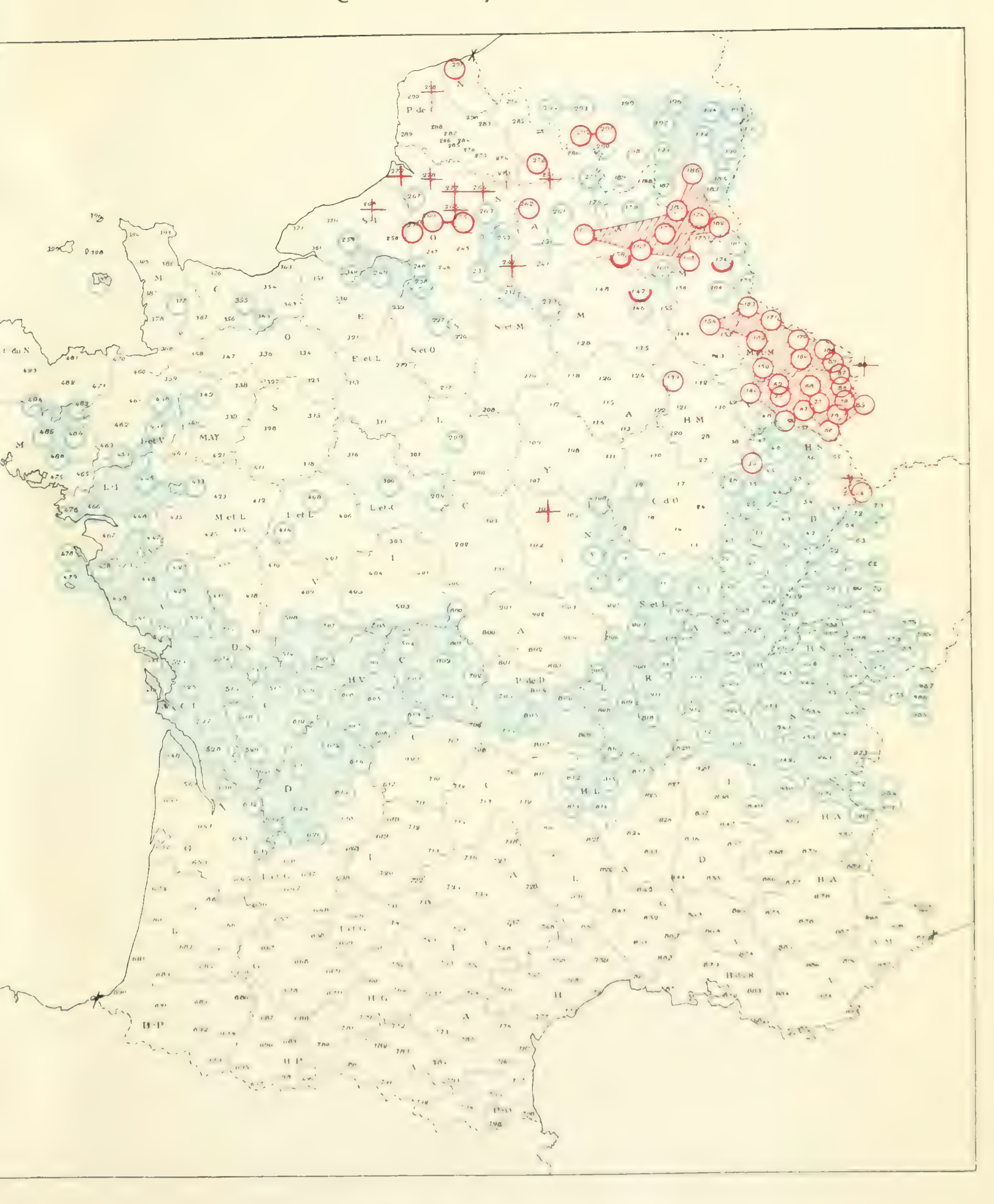
Comment crie-t-il?





Karte 17

Qui veux-tu que ce soit?



○ = [*qui veux-tu*]

+ = [*qui tu veux*]

○ = [*qui est-ce que tu veux*]

+ = [*qui est-ce veux-tu*]



Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
weil. Professor a. d. Universität z. Kiel weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XLIII.
Referate und Rezensionen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1915.



INHALT.

Referate und Rezensionen.

Seite

Miszellen.

Referate und Rezensionen.

Sammlung vulgärlateinischer Texte, herausgegeben von W. Heraeus und H. Morf. H. 5: *Merowingische und karolingische Formulare*, herausgegeb. von J. Pirson. Heidelberg 1913, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. V und 62 S. 1,30 Mk.

Dieses neue Heft der Heraeus-Morfschen Sammlung bietet eine Auswahl aus Zeumers Formulae merowingici et karolini aevi, 73 einzelne Stücke aus der Zeit vom 6.—9. Jahrhundert. Der Text Zeumers ist bis auf wenige Lesarten, die Pirson für verbesserungsfähig hielt, zugrunde gelegt; dabei ist der Variantenapparat Zeumers berücksichtigt. Zur Einführung in die Lektüre der Formulare wird manchem wohl die Übersetzung einiger schwieriger Stücke, die anhangsweise beigegeben ist, angenehm sein, ebenso die Erklärung der vielen juristischen Ausdrücke. Einleitung und Literaturangaben vervollständigen dieses neue willkommene Heft.

Von den hier publizierten Stücken sind die älteren in sprachlicher Hinsicht interessanter als jene, welche bereits den Einfluß der karolingischen Renaissance zeigen, da in jenen das vulgäre Element noch nicht durch das wiedererwachte Studium des korrekten Schriftlateins bedrängt ist. So tritt uns in diesen Texten durch den Gegensatz deutlich jene „archaisierende" Wirkung entgegen, welche zur Zeit Karls des Großen eine künstliche Entwicklung der Schriftsprache bewirkt hat. Da man in neuester Zeit auf analoge Erscheinungen, die sich in der Entwicklung des Vulgärlateinischen und Vulgärgriechischen finden, geachtet hat (vgl. diese Zeitschr. Bd. 41, 1913, 166 ff.), möchte ich nicht verfehlen, auch hier bei den Bestrebungen der karolingischen Renaissance auf die Archaisierungsbestrebungen hinzuweisen, die uns die Geschichte der griechischen Sprache zeigt. Man bezeichnet die griechische Sprache, wie sie seit der Zeit Alexanders des Großen bis in die byzantinische Kaiserzeit hinein gebraucht wurde, als Koinē. Aber diese Koinē ist nicht ein-

heitlich, sondern in ihr stehen sich gegenüber die gesprochene Sprache des Volkes und die Sprache der Literatur. Eine Reihe von Literaturprodukten sind nun auch in jenem gesprochenen Idiom geschrieben, so vor allem die Schriften des griechischen Neuen Testaments, eine Reihe von apokryphen Schriften und Heiligenlegenden, die Chronik des Malalas und anderes. Zur Kenntnis dieser Volkssprache haben vor allem neuere Funde beigetragen, Papyri und Inschriften, welche Privatbriefe, Urkunden und dergl. enthielten, geschrieben im vulgären Idiom: Besonders die Untersuchungen A d o l f D e i ß m a n n s haben hier aufklärend gewirkt.[1] Dagegen jener strengeren Sprache der Literatur gehört der breite Strom der nachklassischen griechischen Schriften an. Dieser Strom wurde aber in seinem steten Dahinfließen mehrere Male gehemmt: einmal durch eine Bewegung, die im 1. Jahrh. v. Chr. einsetzte, durch eine archaisierende Strömung des sog. Attizismus, durch welche das alte Attische zum Kanon erhoben und wieder künstlich belebt wurde. Eine zweite ähnliche Bewegung war die humanistische Renaissance unter den Komnenen und Paläologen vom 11. bis zum 15. Jahrhundert, und schließlich im 19. Jahrhundert trat nochmals ein solches archaisierendes Zurückschrauben der Literatursprache ein. Diese Bestrebungen hatten in der griechischen Literatursprache genau denselben Erfolg wie die karolingische Renaissance in der lateinischen Sprache: die Literatursprache sollte durch das Nachahmen der alten Autoren „verbessert" werden; der Historiker wird sagen: die freie Entwicklung der Sprache wurde gehemmt. Selbstverständlich hielt sich eine, wenn auch geringe Anzahl von Literaturprodukten frei von dieser archaisierenden Beeinflussung: im griechischen Sprachgebiet etwa die Schriften des Neuen Testaments. Auch in der lateinischen Literatur zeigt sich ähnliches. Gewiß ist der Waltarius des Ekkehard nicht frei von Vulgarismen; aber auf Schritt und Tritt erkennen wir bei ihm die Spuren eines ausgedehnten Studiums der klassischen Autoren, viele Anklänge auch an Vergil, Ovid, Horaz und andere, kurz, die Wirkung der karolingischen Renaissance. Ganz anders ist das Latein des dem Waltarius gleichzeitigen Alexanderromans des Archipresbyters Leo: das einzige Literaturprodukt, dessen Studium sich bei ihm sprachlich bemerkbar macht, ist die lateinische Bibelübersetzung, die Vulgata. Seine Sprache ist durchaus

---

[1]) Ein Studium der Schriften Deissmanns, etwa des auch für weitere Kreise bestimmten *Licht vom Osten*, 2. und 3. Aufl. 1909, kann auch für den Forscher auf dem Gebiet der romanischen Sprachen und des Spätlateins nur befruchtend wirken, ebenso etwa L. R a d e r m a c h e r's *Neutestamentliche Grammatik*, 1911. Für die oben berührten Verhältnisse vgl. vor allem K r u m b a c h e r's Schrift über *Das Problem der neugriechischen Schriftsprache* (Festrede der bayr. Ak. 1903).

unbeeinflußt durch archaisierende Bestrebungen: vgl. vorerst die Einleitung meiner Leo-Ausg. S. 32 ff.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet sind auch die Texte Pirsons vor allem interessant: auf der einen Seite die freier sich entwickelnde, auf der andern Seite die künstlich zurückgeschraubte Sprache.

Marburg. FRIEDRICH PFISTER.

Sammlung mittellateinischer Texte. herausgeg. von Alfons Hilka. Heft 5: *Historia septem sapientum II. Johannis de Alta Silva Dolopathos sive de rege et septem sapientibus* nach den festländischen Handschriften kritisch herausgeg. von Alfons Hilka. Heidelberg 1913. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. XIV und 112 S. 2,20 Mk.

Wenn man Umschau hält nach der Unterhaltungsliteratur des abendländischen Mittelalters, mögen es nun heilige oder vor allem profane Stoffe sein, so tritt uns ein großer Reichtum sowohl dem Inhalt wie der Form nach entgegen; denn dieselben Stoffe wurden oft in mannigfaltige Formen umgegossen. Untersucht man aber die einzelnen Erzählungen auf ihre Herkunft, so wird man in den meisten Fällen auf eine antike oder orientalische Quelle zurückgeführt, d. h. selbständige Erfindungen des abendländischen Mittelalters sind hier bei weitem in der Minderzahl: im allgemeinen hat die abendländische Literatur viel mehr das Überlieferte in verschiedenen Formen dargestellt und umgestaltet als inhaltlich ganz Neues von sich aus gebracht. Ein großer Teil dieser Erzählungsstoffe nahm den direkten Weg aus dem klassischen Altertum durch die lateinische Sprache ins Mittelalter: so die trojanischen Erzählungen des Diktys und Dares, die Alexanderromane des Julius Valerius und Leo neben der historisierenden Darstellung des Curtius, der Roman von Apollonius von Tyrus u. a. m.

Dieser alte Bestand an Erzählungen aber, der ganz allmählich ohne Unterbrechung aus der antiken Welt in die mittelalterliche überging, wurde in späterer Zeit bedeutend bereichert: durch die Berührung des Abendlandes mit dem Orient. Hierbei waren zwei Faktoren von besonderer Wichtigkeit: einmal das Vordringen der Araber nach dem Westen und der Einfluß, den sie hier auf die abendländische Kultur ausübten; dann umgekehrt das Eindringen der Abendländer in den Orient zur Zeit der Kreuzzüge. Diese beiden Bewegungen haben ja auch sonst die Literatur und Wissenschaft des Abendlandes gewaltig beeinflußt. Man denke nur an die Naturwissenschaft des Mittelalters: auch sie beruhte völlig auf dem antiken Material, das in lateinischer Sprache etwa durch Plinius, Solinus, Isidorus von Sevilla vermittelt wurde. Dieser nicht gerade allzu umfangreiche Schatz

wurde immer wieder abgeschrieben und umgeformt; durch eigene Forschung wurde auf diesem Gebiet kaum etwas Neues hinzugefügt. Zum Teil mit Wunderberichten vermischt kehrt dieser Bestand immer wieder, so bei Honorius von Augustodunum, Gervasius von Tilbury, Thomas Cantipratensis u. a., vgl. etwa die Nachweise in der Berl. philol. Wochenschr. 1912, 1129 ff. Auch auf diesem Gebiet kam es zu einem neuen Aufschwung erst vom 12. und 13. Jahrhundert ab, als durch den Einfluß der Araber die Schriften des Aristoteles und anderer wieder bekannt wurden.

Da wurde denn auch die Erzählungsliteratur des Abendlandes durch orientalische Stoffe erweitert. Und zwar war das Einfallstor vor allem Spanien und Frankreich, dort wo die Araber festen Fuß gefaßt hatten, und hier, wo der Kreuzzugsgedanke vor allem lebendig war. Von hier aus wurden diese neuen Stoffe, da die einzelnen Literaturen nur in geringem Maße national voneinander geschieden waren, schnell weiter verbreitet, nach Deutschland und Italien und nach dem Norden.

Durch Alfons Hilkas Publikationen ist schon des öfteren dieses noch gar nicht allzu erforschte Gebiet beleuchtet worden. Die von ihm und Söderhjelm neu edierte und besprochene *Disciplina clericalis* des Petrus Alfonsi führt die Übersetzungstätigkeit eines spanischen Juden zu Beginn des 12. Jahrhunderts vor Augen, der aus arabischen Quellen eine Reihe von Erzählungen gab; s. diese Ztschr. XXXIX (1912) 1 ff. Ein zweiter wichtiger Erzählungszyklus ist die *Geschichte von den sieben weisen Meistern*, die im Orient in den verschiedenen Sprachen umlief und dann auch im abendländischen Mittelalter in allen Literaturen eine Rolle spielte. Über die Art der Übertragung dieses Stoffes vom Orient nach dem Westen ist man bisher noch zu keinem gesicherten Resultat gelangt. Innerhalb der im vorstehenden geschilderten Sphäre muß natürlich auch er einen Platz eingenommen haben; s. auch diese Zeitschr. XLI (1913) 171 ff.

In lateinischer Sprache sind mehrere Fassungen dieses Erzählungsstoffes bekannt: dabei ist der Bestand der einzelnen Erzählungen stets ein wechselnder. In Heft 4 seiner Sammlung hatte Hilka die an dieser Stelle bereits besprochene lateinische Übersetzung der hebräischen Rezension publiziert. In dem neuen Heft gibt er den Text, den gegen Ende des 12. Jahrhunderts der Mönch Johannes de Alta Silva (vielleicht nach mündlicher Überlieferung) verfaßt hat und auf dem das altfranzösische Epos des *Herbert* (ediert von Anatole de Montaiglon 1856; Hilka gibt in der Einleitung auch hierzu neue Nachweise) beruht. Hierzu hat Hilka fünf Handschriften benutzt; damit ist die Erstausgabe von Oesterley weit überholt. In der Einleitung werden mancherlei Probleme berührt, welche diese Schrift stellt. Hier gibt es noch viel Arbeit zu leisten, zu welcher die neue Publikation anregen

möge. Gleichzeitig hat Hilka in der Festschrift für Alfred Hillebrandt (1913) 54—80 die in der *Scala celi* vorliegende Fassung der *Historia septem sapientum* publiziert. Weitere neue Beiträge zu diesen Erzählungen findet man bei Hilka, Neue Beiträge zur Erzählungsliteratur des Mittelalters (Sonderabdruck aus dem 90. Jahresbericht der Schlesischen Gesellsch. für vaterl. Kultur, 1913) und bei Hilka und Söderhjelm, Vergleichendes zu den mittelalterlichen Frauengeschichten (Neuphilol. Mitt., herausgeg. vom Neuphilol. Verein in Helsingfors 1913). Vor allem wird es jetzt nötig sein, die Entwicklungsgeschichte dieses Erzählungszyklus im einzelnen zu erforschen. Damit kann man am besten dem verdienten Forscher den Dank für seine neue Publikation abstatten. Das Heft ist dem Andenken an Franz Skutsch gewidmet.

Marburg. FRIEDRICH PFISTER.

Die altfranzösische Prosaversion der Alexiuslegende. Kritisch herausgegeben mit Einleitung von **Erich Lutsch.** Verlag von R. Trenkel, Berlin 1913.

Der vorstehende Text war es wert, veröffentlicht zu werden. Zwar nimmt er unter den zahlreichen altfranzösischen Bearbeitungen des Stoffes keine hervorragende Stelle ein, da der Verfasser die Legende in herkömmlicher Weise berichtet, ohne besondere interessante Einzelheiten eigener Erfindung hinzuzufügen; aber die Erzählung zeichnet sich durch Klarheit aus und ist, einige Ungenauigkeiten abgerechnet, in der guten altfranzösischen Sprache der Isle de France und der Champagne abgefaßt, wie sie in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts herrschte.

Die Hauptarbeit des Herausgebers bestand in der Herstellung des Textes, die angesichts der im ganzen korrekten Überlieferung der Handschriften keine großen Schwierigkeiten darbot. Dennoch sind an dem Texte einige Ausstellungen zu machen.

Zeile 119 *a lui*, 193 *de lui*, 339 *entor lui* mit Beziehung auf ein Fem. ist in einem Text des 12. Jahrh. sehr auffallend und in *a li*, *de li*, *entor li* zu bessern. — Sonderbarerweise setzt der Herausgeber an einer Reihe von Stellen *nen*, wo *n'en* stehen muß; so Zeile 135, 199, 263, 281, 286. — Z. 157 ff. wird berichtet, daß Alexius beschließt, nach Tarsus zu gehen *por ce qu'en ne li conoissoit mie*. Hier ist *li* unverständlich und in *l'i* zu ändern. Dasselbe Versehen kommt merkwürdiger Weise noch an einer zweiten Stelle vor. Alexius erduldete das armselige Leben, das er im Hause seines Vaters führen mußte, heißt es Z. 213 ff., siebzehn Jahre *n'onques nus ne li sout par non ne ne reconut ne ne sout qui il fu.* Zu lesen ist auch hier *n'onques nus ne l'i sout.*

Auffallen muß, daß der Herausgeber zu seinem Text auch nicht eine einzige lexikalische Anmerkung beigesteuert hat. Be-

sonders Bemerkenswertes bietet die Bearbeitung in diesem Punkte freilich nicht. Ich hebe Folgendes hervor:

Zeile 32 *despareil* „ungleich, verschieden“ wird von Godefroy durch eine Stelle aus dem Cliges (in Foersters Ausgabe Vers 4603) und durch einige weitere Stellen belegt. Noch bei Littré erwähnt (dépareil).

Z. 37 *encharchier* (besser *enchargier*) *un enfant* soviel wie *concevoir*, *commencer à porter*. S. Godefroy, wo drei Belege anführt sind. — Z. 47 *divinite* bedeutet hier und auch sonst altfr. gewöhnlich Theologie, wie noch jetzt engl. *divinity*. Die Hs. H sagt geradezu: *diuinite cest assauoir de theologie*. — Z. 104 *retorner* „verwandeln“. In dieser Bedeutung nicht mehr nfrz. — Z. 153 *depueplez* von *depuepler*, das hier die Bedeutung hat „öffentlich bekannt machen, in den Mund der Leute bringen.“ Vgl. Godefroy. — Z. 235 *postcommunion* „Oraison que dit le prêtre à la messe après la prière appelée communion“ (Littré, dict.) — Z. 271 *sidoine* heißt altfr. gewöhnlich „Grabtuch“, bedeutet hier aber wie in Richard le beau V. 304 einfach ‚Linnen‘. — Z. 381 *aclaro(o)ie* von *aclaroier* ‚lichten‘. — Zu bemerken ist noch, daß S. 36 (Z. 319) *dolent* als Part. Präs. von *doloir* aufgefaßt wird. Es ist aber = *dolentum*, Fem. *dolente (dolenta)*; s. Meyer-Lübke, Gr. II, 553. — Von Druckfehlern sind mir aufgestoßen Z. 179 *seroir* statt *servir*, Z. 271 *li sidoine* statt *le sidoine*, Z. 296 *pu'il* statt *qu'il*.

Zum Schluß möchte ich darauf hinweisen, daß zwar Gröber in seinem Grundriß einer altfr. Prosaversion der Alexiuslegende nicht Erwähnung tut, daß aber in der Bibliographie zur Ztschr. f. roman. Philologie vom Jahre 1899 unter Nr. 2736 eine von Keidel (Baltimore 1896) veröffentlichte verzeichnet wird.

HUGO ANDRESEN.

Tobler, Adolf. *Vermischte Beiträge. Der Vermischten Beiträge zur Französischen Grammatik fünfte Reihe.* Leipzig, S. Hirzel, 1912.

Das schlechthin Vermischte Beiträge betitelte Buch ist vorwiegend eine um den Abdruck handschriftlicher Nachträge Adolf Toblers vermehrte Neuausgabe von 29 kleineren Arbeiten des Meisters, die Rudolf Toblers hingebender Bemühung zu verdanken ist. Es führt, um ein Bild von Adolf Tobler als Gelehrten zeichnen zu helfen, eine Auswahl von Leistungen desselben auf allen von ihm gepflegten wissenschaftlichen Gebieten vor und bedeutet darum eine schöne Ehrung des Verstorbenen, und es erleichtert die Benutzung überaus ergebnisreicher, methodisch vorbildlicher Arbeiten, die zum Teil in nicht überall zugänglichen Zeitschriften erschienen waren, und erweist so zugleich den Pflegern der Wissenschaft einen großen Dienst.

Den Untertitel des Buches rechtfertigen acht noch in den Jahren 1908 und 1909 geschaffene Aufsätze. Von den übrigen Abhandlungen gelten einige der Erforschung des Ursprungs romanischer, vornehmlich französischer Wörter, wie [illegible], *afoler* (hierzu auch Ug. Laodho 39), *estuet*, dessen geistvoller (auch von G. Ebeling, *Arch. f. Neu. Spr.* 106, 196 gestützter) Herleitung aus *est opus* A. Tobler 26 Jahre später (s. *Sitz.-Ber. der Berl. Akad.* 1902, S.-A. S. 6 Anm.) zugunsten der von H. Suchier vorgeschlagenen aus *stupere* wieder zu entsagen Neigung hatte, *recrue*, *avertin* . . ; sie enthalten gleichzeitig für Laut- und Wortbildungslehre Gewinn. Weitere lösen Aufgaben der provenzalischen, französischen und italienischen Literaturgeschichte. Die eine betrachtet das Leben und Wirken des Troubadurs Gaucelm Faidit, auch das Wesen der provenzalischen Lyrik im allgemeinen und gewisser Gedichtarten wie der Tenzone und namentlich des Sirventes im besonderen. Die andere untersucht den inneren Bau des gesungenen französischen Volksepos, der chanson de geste, die Darstellungsweise in diesem und seinen Wert als Mittel zur Erkenntnis von Volksleben und besonders Gesittung der damaligen Zeit. Eine dritte hat die Kunst nebst dem Entgelte, den sie fand, die Lebensweise und die gesellschaftliche Stellung der altfranzösischen Spielleute zum Gegenstande. Wieder andere legen das innere Verhältnis Dantes zu den deutschen Kaisern Friedrich II., Rudolf I. von Habsburg, Albrecht I. und Heinrich VII. von Luxemburg dar oder berichten über das Leben Baldassare Castigliones und den Gedankengang seines Perfetto Cortigiano und über die Schicksale und die Tätigkeit Ugo Foscolos in der Schweiz. Die letzterwähnte Abhandlung war die früheste; sie stammt aus dem Jahre 1862. Allesammt sind es tiefgründliche, Menschen und Erscheinungen wunderbar erfassende, gedankenreiche Untersuchungen in einer edlen Sprache, zwei unter ihnen, nämlich ‚*Ein Minnesänger der Provence*‘ und ‚*Über das volkstümliche Epos der Franzosen*‘, zudem mit dichterischen Übertragungen aus Gaucelm Faidits Liedern und aus den französischen Epen geschmückt, die unter weise gelenkter Kunst, dem Streben Toblers vollauf entsprechend, die Eigenart der fremden Rede wiederspiegeln, ohne doch zu einem unreinen und unverständlichen Deutsch zu werden. Eine letzte Gruppe von Aufsätzen besteht in Beiträgen zur Geschichte der Romanischen Philologie, und zwar in einem das menschliche Wesen und die wissenschaftliche Bedeutung Friedrich Diez' kennzeichnenden Nachruf nach des Altmeisters Tode im Jahre 1876, in der von reichen sachlichen Erläuterungen begleiteten Bekanntgabe von 22 Briefen Gaston Paris' an Friedrich Diez, auch mehreren Antworten dieses und einigen Briefen August Schelers an Diez, und in der Antrittsrede Adolf Toblers bei seiner Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften im Jahre 1882, die wertvolle Mitteilungen

über die Ziele seiner Forschungen in Vergangenheit und Gegenwart und die Aufgaben des ihn beschäftigenden altfranzösischen Wörterbuches enthält.

Zu diesen unabhängigen Arbeiten gesellt Rudolf Tobler die Mehrzahl jener berühmten, in den Jahren 1865 bis 1877 in den *Götting. Gel. Anzeigen* und im *Jahrb. f. Rom. u. Engl. Spr. u. Lit.* erschienenen Besprechungen, in denen Adolf Tobler die Kenntnis vorwiegend des Altfranzösischen durch eine Fülle neuer Aufschlüsse, die er dank einem ungewöhnlichen Wissen und einer seltenen Erkenntniskraft namentlich über Wortform und Wortbedeutung, über Stil und Satzbau zu liefern vermochte, ungemein hob und feinfühlig und scharfsinnig Mißdeutungen des Wortlauts alter Sprachdenkmäler erkannte und ersetzte oder übersehene Fehler in der Überlieferung des Wortlauts solcher bemerkte und heilte. Zwei Besprechungen knüpfen an Schriften über grammatische Stoffe an, an diejenige Francesco d'Ovidios, *Sull'origine dell'unica forma flessionale del nome italiano*, 1872, deren Versuch, die einheitliche Flexionsform für den ganzen Sing., bez. Plur., der italienischen Nomina *(lupo, padre, ..)* aus einem Zusammenfallen der lateinischen Casus, wenigstens des Nomin., des Akkus. und des Ablat., zu erklären Tobler für unannehmbar und somit für ungeeignet hält, die Auffassung von Diez, daß der latein. Akkusativ der gesuchte Normalkasus sei, welche Tobler auch für die Plurale auf *-e*, der Feminina, und auf *-i*, der Masculina, verficht, zu erschüttern (vgl. zu dieser Frage Meyer-Lübke, Gramm, II, § 19), und an diejenige des Jules le Coultre, *De l'ordre des mots dans Crestien de Troyes*, 1875, welche Tobler zur Verbesserung verschiedener falscher Lesungen und Auslegungen innerhalb des Chev. Ly. durch den Verfasser, zumal aber zu einer gründlichen Darlegung der Stellungsmöglichkeiten für die tonlosen Akkus.- und Dativformen des persönlichen Fürworts, *me, le, li* .., beim Verbum, je nachdem dieses in einer bestimmten Zeitform oder als reiner oder als präpositionaler Infinitiv erscheine, Anlaß gibt, weitere in die Lehre von der Wortstellung beim Infinitiv fallende Eigentümlichkeiten vermerkt (s. später auch Verm. Beitr. II, Kap. 13; Meyer-Lübke, Gramm. III, § 722), das Wesen der Stellung des Adverbiums v o r dem Verbum darlegt (doch der Angabe gegenüber, daß das Adverb. *tant* im Gegensatze zu *si* nicht mit Adjektiven verbunden wurde, vgl. Stellen wie *Tant grant bealtez ne fu veüe En Venus*, Lanval 584, *Deus! ja est parole si bele Et tant douce d'ami nomer*, Clig. 1337) und auf die übliche Stellung eines bedingenden Nebensatzes vor einen bedingten, wie in *Or te pri .., Se tu sez, que tu me consoille*, Ch. Ly. 365 (s. später auch Verm. Beitr. I², 128; Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 762; E. Polentz, *Die relat. Satzverschmelzg. im Frz.* 23 Anm. 1) hinweist. Die übrigen Besprechungen gelten Ausgaben altfranzösischer und provenzalischer

Dichtungen, und zwar des Romans *Flamenca* durch Paul Meyer 1865 und 1901 (die Beurteilung der 2. Auflage die einzige aus späterer Zeit dem Bande einverleibte), der Unica der provenzalischen Liederhandschrift f bei Bartsch (von Meyer E genannt) unter dem Titel *Les derniers Troubadours* durch den gleichen Gelehrten, der *Dits et Contes* des Baudouin und des Jean de Condé, 1866 und 1867, dreier von den vier Dichtungen des Adenet le Roi, *Les Enfances Ogier*, *Bueves de Commarchis* und *Berte aus grans piés*, 1874, und des *Bastart de Bouillon* 1877, sämtlich durch A. Scheler, der *Vie de S. Alexis* durch G. Paris, 1872, und des *Richart le Bel* durch Wend. Foerster, 1877. In diesen für Wörterbuch und Grammatik, auch Sittenkunde, gleichfalls außerordentlich ergebnisreichen kritischen Arbeiten gelangten gewisse Wahrheiten und Vorschriften zur ersten Verkündigung, die allmählich so selbstverständlich geworden sind, daß man sich ihres Entdeckers und Urhebers kaum noch erinnert. So, auf S. 400 des vorliegenden Bandes, das Gesetz, das Alfr. Schulze, *Der altfrz. dir. Fragesatz*, S. 222 noch erhärtete, daß ein tonloses persönliches Pronomen oder Pronominaladverbium dem Verbum eines Behauptungssatzes, den dieses, nicht das, sei es nachgestellte sei es unausgesprochene, Subjekt eröffnet, nachfolgt *(Voit le Guillaumes*; *Vait s'en li poples*; *Brochet le ben)*. So auch, auf S. 362, die Lehre (der G. Paris freilich nicht Folge gab, vgl. M. Friedwagner, *Vengeance Raguidel* Einltg. S. XXVI) *parmi* sei auch im Altfranz. ungetrennt zu schreiben, da einem zwar denkbaren *par mi le bois* kein *par mie la forest* gegenüberstehe (Ph. Thaün *Best.* 3104 steht zwar *par mie piere*, doch ist die Hs. anglonorm.), eine Nachbildung von *in medio silvae* Einschub eines *de* erforderlich mache und *parmi le bois* mit *de chez mon pere*, *de sur l'arbre* nicht vergleichbar sei, weil *mi* anders als *chez*, *sur* für sich allein keine Präposition darstelle, ebenso *enson*; *ja mais* hingegen sei im Altfrz. zerlegt zu schreiben, da es in diesem noch nicht wie heute einfach, ‚zu irgend einer Zeit', sondern stets, ‚zu irgend einer Zeit sonst', ‚jemals mehr' bedeute und seine beiden Bestandteile in der Tat andere Satzglieder oft genug zwischen sich nehmen.

Der Erfüllung des Wunsches nach einer Sammlung seiner besonders wichtigen älteren kritischen Arbeiten in einen Band, den auch manch ein der Erhörung Würdigerer als der Unterzeichnete dem Meister vorgetragen haben mag, hatte dieser selbst sich verschlossen. Seine Gewissenhaftigkeit hat es wohl nicht geduldet, jene noch nach Jahrzehnten in ihrem ursprünglichen, dem gegenwärtigen Umfange des Wissens und Grade der Erkenntnis nicht durchweg mehr entsprechenden Zustande neu zu drucken, durch Umarbeitung aber sie aus der Zeit, an die die Werke, die sie besprachen, sie banden, in eine so viel spätere zu versetzen, daß sie an sich gewiß nicht mehr erschienen wären. Für einen anderen Herausgeber brauchte es diese Erwägung

naturgemäß nicht zu geben. Oft hätte Adolf Tobler nur Verweisungen, hauptsächlich auf eigene spätere Ausführungen zum Gegenstande, nachzutragen gehabt. Bis zur Wende des Jahres 1909 etwa, die folgenden als bisher ungemerkte. Zur Zahl der Besprechungen der 2. Ausgabe des Flamenca-Romans S. 292 auf diejenige von O. Schultz-Gora, *Zeitschr. f. Rom. Phil.* 27, 594 ff. Zu *oublié* ‚der vergessen hat' auf *Verm. Beitr.* I², 146 ff., Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 13 (s. später auch E. Herzog, *Prinzipienfragen* 129 ff.). Zu *à un fais* ‚auf einmal' (‚plötzlich' und ‚zugleich'), S. 301, auf *Verm. Beitr.* I², 183ff., Anm. zum Julian 2223. Zu *dervé*, S. 302, gemeinfranzösisch *desvé*, auf eine längere Reihe von Deutungsversuchen, s. jetzt die Übersicht bei Meyer-Lübke, *Roman.-etym. Wörterb.* unter 249. Zu *paiier sec* ‚bar bezahlen', S. 302, auch auf Stellen wie JCond. I, 188, 648; Mir. ND. 1, 824; 22, 74; 31, 1811; 35, 381; Journ. d'un Bourg. de Par. 1408 bei Buchon., Chron. et Mém. I, 606a (vgl. auch *Mais ses deniers ses me paia*, Jeh. Blonde 3787 und das Glossar der Suchierschen Ausgabe; *Et tant avoir en bons deniers tous ses Que..*, Froiss. *Poés.* II, 142, 4777). Zu *despers*, S. 303, auf W. Foerster, Anm. zu Aiol 8181. Zu *ceste*, *une*, *tel*, .. in neutralem Sinne, S. 303, auf Anm. zu Vrai Aniel 2; s. auch die Anm. zu Julian 502 (*Bien quide avoir faite la sieue*), zu Prov. Vil. 74, 7 (*maintes*) und zu Elie de S. Gile 2356 (betreffs des Personalpron. *la* als ‚es'), A. Schelers Anm. zu Enf. Og. 6222 (über *tele* im Sinne von *tele chose*) und Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 88, zum Ital. auch Vockeradt, *Lehrb. der ital. Spr.* S. 318 f., Gir. Pateg 41; an Stofflichem gäbe es noch mancherlei anzureihen (zu *en grant* Vr. An. 2 im besondren vgl. komparativisches *en grignor que*, Ille Gal. 3312). Zu *Si plorerent, n'i ot celui* (sc. der nicht geweint hätte), S. 305, auf *Verm. Beitr.* I², 133. Zu *hier*, S. 307, auf Gloss. zu Mitth. a. afrz. Hss. S. 263. Zu *mairier*, S. 307, das Tobler auf *macerare* zurückführt (s. jetzt auch Meyer-Lübke, *E. W.* 5023), auf A. Scheler, *Trouv. Belg.* I, S. 300. Zu *partir*, S. 310, auf Anm. zu Prov. Vil. 56, 6, Schultz-Gora, *Zschft. f. Rom. Phil.* 36, 86. Zu *Ainçois que. ii. jours ait passez*, S. 312, auf *Verm. Beitr.* II, 2 Anm. 2. Zu *tierz jor* ohne Artikel, ‚am dritten Tage', auf *Verm. Beitr.* II², 166, G. Ebeling, Anm. zu *Auberee* 55 und Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 173. Zum Gerundium als Casus des Infinitivs (*sanz menaçant*, *à l'anuitant*), S. 313, auf *Verm. Beitr.* I², 51, Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 498 (vgl. später auch Eug. Lerch, *Prädik. Part. für Verbalsbstva* S. 20, 37 ff.). Zu *error* ‚Unsicherheit, Besorgnis', von *errorem*, S. 314, auf die Bemkg. zu Bast. Bouill. 2248, S. 426 des vorliegenden Bandes, auf die Anm. zu Bes. Dieu 3064 und auf *Zschft. f. Rom. Phil.* 30, 742. Zum Plural des Vbs. in *qui.. voient* gegenüber dem Singular des Beziehungswortes *maint riche home*, S. 314, auf Diez, *Gramm.* III³, 298, *Verm. Beitr.* I², 230, Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 343, B. Wiese, *Altital*

Elementarbuch S. 171 und zur Aufnahme des Singulars *mainte griété* durch den Plural *eles* in einiger Entfernung von jenem auf A. Risop, *Arch. f. Neu. Spr.* 105, 448. Zu *faire* mit dem Infinitiv zur Umschreibung des Vb. finit., S. 314, auf die Bemkg. zu Enf. Og. 11. S. 376 des vorliegdn. Bds., *Zeitschr. f. Rom. Phil.* I, 11, *Verm. Beitr.* I, Cap. 3, Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 327, A. Stimming, Anm. zu *Boeve de Haumt.* mit Beispielen für das Passivum). Zu *tels i a* im Sinne eines Satzgliedes, S. 316, auf *Verm. Beitr.* II², 3. Zu den Sprichwörtern *de bien fait col frait*, S. 316, und *nature passe norreture*, S. 317, auf Prov. Vil. S. 155 und S. 179. Zu *siegle*, von *saeculum*, als ‚Lärm', S. 324, auf L. Hollands hieran anknüpfende Anm. zu Ch. Ly. 2801; vgl. auch W. Foerster, Anm. zu V. 1549 des gleichen Denkmals. Zur Flexion der altfrz. Feminina lateinischer dritter Decl., S. 333, auf die von Dietr. Behrens, *Altfrz. Gramm.* § 288, 2 Anhg. verzeichnete Literatur. Zum Indikativ in der zweiten zweier durch *ou* verbundenen Aufforderungen, S. 338, auf *Verm. Beitr.* I², 24. Zur Kongruenz von *tout* ‚ganz' mit einem von diesem begleiteten Adj. oder Particip., S. 339, auf *Verm. Beitr.* I², 83. Zu *aeisonques*, ‚kaum', S. 339, auf Anm. zu Julian 1890 (vgl. auch *Verm. Beitr.* IV, 41), wo es in Verbindung mit der Negation beim Verbum belegt wurde; zu *aeisonques* ohne *ne* s. auch Purg. Patr. 1046, 1194, 1817. Zur Elision des Vokals von *tu* in picardischen Denkmälern, S. 360, auf *Versbau*³ S. 55, wo Nachweis der Form *te* für *tu* (: *ies te*: *bieste*, B Cond.) sie begreiflich machte. Zu *envoler*, *emporter*, S. 362, auf *Verm. Beitr.* II², 100, und dazu noch A. Risop *Arch. f. Neu. Sprn.* 104, 143 u. 145, Meyer-Lübke, Etym. Wört.-B. 4368, vgl. auch E. Herzog, *Neufrz. Dialekttexte*, Einltg. 540. Zu *suel* ‚ich pflege' im Sinne des Perfekts, S. 365, auf G. Ebeling, Anm. zu *Auberee* 88, der jedoch der abweichenden Meinung Foersters ist; vgl. auch B. Wiese, *Altital. Elementarbuch* S. 164. Zu *tour françois*, S. 365, auf A. Stimming, Anm. zu B Haumt. 3604. Zu *roisant*, S. 365, auf G. Paris, *Rom.* 9, 482, A. Thomas, *Mélang. d'étym. fr.* 122 und *Nouv. ess. d'ét. fr.* 325, Schwan-Behrens, *Altfrz. Gramm.* § 135, 1, Ug. Laodho 49. Zu *Grant cose a u ‚faire l'estuet'*, S. 368, auf W. Foerster, Arch. f. Neu. Spr. 88, 383, Schultz-Gora, Anm. zu Chev. Baris. 682. Zu *lor* oder *leur*, der picard. Zusammenziehung von *là ou*, S. 369, auf Julian 1264 Anm., wo *là* als Nebenform hinzukam. Zu *-oiz* als Ausgang der 2. Personen Pluralis, S. 369, auf W. Foerster, Einltg. zum *Cliges* S. LXIV, M. Friedwagner, Einltg. zur *Veng. Raguid*, S. LXX, Meyer-Lübke, *Gramm.* II, §§ 138, 146, 321, Schwan-Behrens §§ 339, 2⁴; 340, 2; 343, 3; 344, 4. Zu *broiier*, ‚feilschen', S. 370, auf Anm. zu Prov. Vil. 155,1. Zu *ne l'ot de quoi nourir*, S. 370, auf die Besprechung der le Coultreschen Schrift, s. S. 403 des vorliegdn. Bds. Zu *seri* ‚still', *secretus*, S. 371, auf H. Suchier, *Zschft. f. Rom. Phil.* I, 452, W. Foerster, Anm. zu Aiol 4688, A. Scheler, Anhg. zu Diez,

E. W. Hes. v. und G. Paris, *Rom.* III, 505, der die Herleitung bezweifelte; s. auch Körting, *L.-R. W.* 8554 u. 8634. Zu *lie* ‚Meile' auf W. Foerster, Anm. zu Chev. as. ii. Esp. 3977. Zu *sor son pois* ‚in Mißachtung seines Leidwesens (v. *peser*)', ‚wider seinen Willen', S. 377, auf G. Ebeling, Anm. zu Aub. 294. Zu *se ne*, bez. *se non*, ‚wenn nicht' in dem Sinne von ‚sondern nur' nach negativen Sätzen, S. 378, auf *Verm. Beitr.* III², S. 81, G. Ebeling, *Hist. frz. Synt.* 1896, S. 53, Stan. Wedkiewicz, *Synt. der ital. Bdggssätze* S. 18. Zum zusammengesetzten Perfektum in *va tost, n'aies pas demouré* u. dgl. auf *Verm. Beitr.* I², 156 Anm. 1, s. auch Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 300 und später E. Herzog, *Prinzipienfragen* SS. 161, 169, 171. Zu *tenser* ‚schützen', S. 380 auf *Stzgsber. Berl. Akad. d. Wiss.* 1896, S.-A. S. 19 (von *tens*, daher eigentlich ‚jemandem oder einer Sache den Fortbestand, die Dauer erwirken, die in Frage gestellt sind, weitere Zeit schaffen', eine Ableitung, die Anfechtungen erfuhr, s. Körting, *L.-R. W.* 9435, ferner 9450 und 9556). Zum einräumenden *se* der unerfüllten Bedingung, gefolgt von einem Hauptsatz mit dem Indikativ des tatsächlichen Verhaltes (‚selbst wenn etwas der Fall gewesen wäre, was in Wahrheit nicht der Fall war, besteht die und die Tatsache'), S. 381, auf *Verm. Beitr.* II, Kap. 14. (Zu *asseoir le dé*, S. 383, vgl. in jüngerer Zeit F. Semrau, *Würfel und Würfelspiel* S. 75). Zum unveränderten *demi* vor Substantiven, *demi louee*, S. 384, auf *Verm. Beitr.* I², 78. Zum unveränderten *plein*, *pour plein d'or cele haute tor*, ibid, auf Julian 4763 Anm. , Ebeling, *Zur Chastel. de S. Gille* 31, *Hist. frz. Synt.* 1896, S. 34, M. Friedwagner, Anm. zu Veng. Rag. 638. Zu *froidet*, S. 386, auf Godefroy, der einen Beleg lieferte. Zu *avoir*, ibid., ‚jmdn. sich gegenüber sehen', auf Julian 1548 Anm. Zum Nominativ nach Präpositionen *(plus de quatre millier)*, ibid., auf *Verm. Beitr.* I², 270 ff., Meyer-Lübke, Gramm. III, § 36. Zum Accusativ in *ne l'en remest pas deus piez mesurez*, ibid., auf *Verm. Beitr.* I², 142 Anm. 2 (vgl. auch die Bmkg. zu Bast. Bouill. 3655, S. 429 des vorliegdn. Bds.). Zu der Sinnkonstruktion, Plural des Vbs. zu Singular des Sbjkts., das ein Kollektivname ist, S. 387, auf *Verm. Beitr.* I², 230 f., Meyer-Lübke, *Gramm.* III, S. 362 ff., R. David, *Synt. des Ital. im Trec.* 42. Zu der scherzhaften Wendung *(Ja mais n'ara de vous) ne nouveles ne viés*, S. 389, auf *Verm. Beitr.* II², 258. Zu *(noir com) saie*, S. 391, auf W. Foerster, Anm. zu Eust. Moine 807. Zu *choe* als Maßstab für Schwärze, S. 392, auf W. Foerster, Anm. zu Chev. II Esp. 5153. Für *doie* auf W. Foerster, Anm. zu Chev. II Esp. 9314, Meyer-Lübke, *Gramm.* II, S. 54 und *Einfg.*² § 155, v. Ettmayer, *Arch. f. Neu. Sprn.* 128, 135, E. Richter, Krit. J.-Ber. XIII, I, 95. Zu *ne savoir mot*, S. 396, auf E. Walberg, Anm. zu Ph. Thäun Best. 783. Zur Zugehörigkeit des tonlosen Personalpron. zum regierdn. Vb. in Verbindgn. wie *vait le ferir*, S. 402, auf *Verm.*

Beitr. II, Kap. 13 (s. ferner Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 722), wo Tobler auch die Anfänge des neufrz. Verfahrens, des Gebrauchs des tonlosen Pron. statt des betonten vor dem sei es reinen sei es von einer Präpos. abhängigen Infinitiv, S. 404, bis in das 13. Jhdt. zurückverfolgte und seine Auffassung, *Ne furent au mantiel partir* besage *au partir le mantiel* und nicht *a partir le mantiel*, S. 410, gegen den Widerspruch A. Stimmings, *Ztschft. f. Rom. Phil.* 10, 531 verteidigte. Zur Wiederholung der Konjktion *que* hinter einem Zwischensatze, S. 412 Anm. 1, auf *Verm. Beitr.* II², 35 Anm., Meyer-Lübke, *Gramm.* III, S. 700, B. Wiese, *Altital. Elementarbuch* S. 190 (vgl. auch W. Foerster zu Rich. 4387, wo es sich um Wiederholung von *quant* handelt, und als Beispiel für solche von *se* auch Graal C 6057—9). Zu *vengier Forré*, S. 413, auf M. Friedwagner, Anm. zu Veng. Raguid. 4080. Zu *dangier*, S. 420, auf die Anmkgn. zu Bes. Dieu. 647, Prov. Vil. 3, 4 und Julian 4106; weitere Literatur s. bei Ebeling, *Auberee* 610 Anm., s. ferner Godefroy Bd. II, Frç. Bonnardot, MirND. p. Pers. VIII, A. Scheler, Froiss. *Poés.* III u. a. Zu Konjktiven des Impfkts, wie *vainquesis*, *conbatesist*, *feüst* neben *fust*, S. 421, auf A. Risop, *Stud. z. Conjg. auf -ir* S. 122 ff. Zu *a peine* und gleichzeitig *ne* beim Verbum, ibid., auf Julian 1890 Anm. und *Verm. Beitr.* IV, Kap. 4. Zum relativen Adverbium *que (Corborant c'on mist sus träison)*, ibid., auf H. Suchier zu Aucassin 6, 36, Verm. Beitr. I², 123, E. Polentz, *Die relat. Satzverschmelzg. im Franz.* 36 Anm. 1, E. Herzog, *Neufranz. Dialekttexte* Einltg. 630, 631. *de* nach *autre*, auch nach Adverbien der Gleichheit (*si bele de li* u. dgl.), S. 426, wurde ein eigner Beitrag in der fünften Reihe der *V. B.*, s. S. 28 des vorliegde Bds. Zu *a treble*, *en treble*, S. 429, auf *Verm. Beitr.* I², S. 177. Zur Unterdrückung des Accus. eines tonlosen Personalpron. neben dem Dativ eines solchen *(ne me celez* ‚es mir' u. dgl.), S. 429, auf Ebeling zu Auberee 655, Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 379. Zum Akkus. in *douze cens crestïens... i demoura*, ibid., s. oben zu S. 386 (zu *là vint fees plenté* vgl. *Verm. Beitr.* I², 232 ff., Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 344). Zu *essancier*, nach A. Tobler von **exemptiare*, S. 431, auf G. Paris, *Rom.* 8, 265 (:**exsanitiare*, s. Körting, *L.-R. W.* 3397, 8333), wenngleich Tobler seiner Herleitung treu geblieben ist (vgl. *Arch. f. Neu. Sprn.* 120, 218). Zu *fous i bee*, *fous s'i fie*, S. 433, auf *Verm. Beitr.* II², 237. Zu *sospirer des iex*, S. 435, auf Ebeling, Anm. zu Auberee 328, der einen dritten Beleg gibt; auch im Julian 2975 begegnet *Des ex sospire et des ex plore La contesse*, hier jedoch offenbar infolge von Unachtsamkeit des Schreibers, dem *des ex* zu früh vorschwebte, anstelle von *Del cuer sospire*, wie Tobler gewiß mit Recht druckt (vgl. auch *Pleurent des iex*, *del cuer sospirent*, Fl. Bl. 2834 und für die Wendung *sospirer del cuer* ferner Ch. Baris. 924, Ly. Ysop. 3409, Auberee 328).

Auch Auffassungen über den Ursprung eines Wortes, über

Sinn und Entstehung von Ausdrucksweisen, über Wortlaut und Gedanken von Textstellen würden in einer Neuausgabe der hier vereinigten sprachlichen Arbeiten durch Adolf Tobler selbst dank dem Fortschritt von Wissen und Erkennen, eigenem und fremdem, teils abgeändert wiederkehren, teils ganz unterdrückt worden sein. In seiner 1903 erschienenen Anzeige der zweiten Flamenca-Ausgabe bekannte Tobler selbst, auch ihm scheine heute nicht mehr alles, was er an Vorschlägen zur Textgestaltung vor 36 Jahren, in seiner Anzeige der ersten Ausgabe, für unbedenklich gehalten habe, gleich einleuchtend wie damals, s. S. 293. So gab er auch die in seiner Besprechung der Richart-Ausgabe S. 359, geäusserte Ansicht, *jusqu'à le matin*, Rich. 3525, sei unmöglich, später, und zwar schon in der ersten Auflage seines Versbaus, 1883, S. 31 Anm., auf; W. Foerster hatte die Ausdrucksweise in der *Zeitschr. f. Rom. Phil.* III, 243, vgl. auch die Anm. zu Erec 1306, gestützt. Und so nahm er auch die in der gleichen Arbeit vorgeschlagene Änderung von *Encontre lui n'alast une onde*, Rich. 3579 in *une onche*, eine Längenmaßbezeichnung, s. S. 368, in den *Verm. Beitr.* (I², 188) zurück; er erwies dort *onde* in dem Sinne von ‚Mal'.

An einen Wechsel seiner Auffassung in späterer Zeit darf man gewiß auch, ohne daß er von einem solchen irgendwo Mitteilung macht, bisweilen glauben. Das *-s* von *vois* in *Et cascuns di: ‚vois dou huihot* (Hahnrei)!' JCond. I, 124, 101, s. S. 304, hätte er, nach *Verm. Beitr.* I², 17 zu urteilen, später gewiß nicht mehr beanstandet, auch Änderung von *di* in *dist* wohl nicht mehr als zu gewaltsam empfunden. *roiste*, JCond. II, 53, 125, s. S. 310, galt ihm wahrscheinlich nicht mehr lange als Femin. von *roit* mit unorganischem *s* und unberechtigtem, demjenigen von *verte* vergleichbaren *t*; s. zu dem Worte Körting, *L.-R. W.* 7810 und 8124 und Meyer-Lübke *E. W.* 7098. Auch teilte er später vielleicht die Bedenken andrer Forscher gegen die Ableitung des ital. *disio* von *dissidium* durch Diez, der es eigentlich als ‚Trennung', dann als ‚das aus solcher hervorgehende Verlangen nach Wiedervereinigung' faßt, s. S. 350; vgl. Körting 2904 und Meyer-Lübke 2590.

Vermutlich würde Adolf Tobler ferner seine Zustimmung zu der Vertauschung des handschriftlich überlieferten *descordement* in *(Li vallès).. souspire parfondement Et prie Amours descordement K'a mierchi le laisse venir*, JCond. I, 311, 268 mit *escortement* durch Scheler, der jenes sinnlos fand, zurückgezogen haben, s. S. 307. Denn für das Dasein von *descordement* neben *escordement escortement* und in der Bedeutung dieses, aus ‚Herzensgrund, inbrünstig, leidenschaftlich', sprechen ein weiterer Beleg bei Godefroy, *Deu reclaiment descordement*, Parton. Ms. Richel., und, mit (nach *ardenment*?) verändertem Ausgang, *descordenment* in .. *Neporquant s'escrioit souvent Et reclamoit descordenment*

Jhesu, le verai sauveor, .. Claris 14033 (vgl. ferner *discordeement*, Pr.-Clig. 330, 7, s. nachher). *Descordement* erklärt sich wohl nicht aus dem Nebeneinander von *estroitement* und *destroitement*, das als Vorbild in den Sinn kommen könnte, sondern eher aus einem **de excorde*, nach dem Muster von *de improviso* neben *improviso*, *de subito* neben *subito* geschaffen, nachdem *ex corde* als e i n Wort und zugleich Adverb aufgefaßt worden, und dann wie *ex corde* **excorde* selbst um den Ausgang *-ment* erweitert (adverbiale Bildungen wie *de legier*, *de sëur*, *de novel*, *de voir*, vgl. zu derartigen Meyer-Lübke, *Gramm.* III, § 469, können nicht als Muster gedient haben); zur Verschmelzung von Präposition und Nomen, *ex corde*, in ein Wort, **excorde*, vgl. *anteannum*. afz. *antan*, *de subito*: prov. *dessopde*, *in continenti*: ital. *incontanente* (s. auch Meyer-Lübke, *Gramm.* II, § 537). Auf Anbildung von *escordement* an *descorde*, *descorder* beruht *descordement* schwerlich, weil begriffliche Beziehung fehlt. Für *escordement* selbst schlug Tobler *a. a. O.*, S. 307 des Bandes, *ex corde et mente* als Grundlage vor; in den *Verm. Beitr.* I², 99 bekannte er sich dann zu Foersters Ansatz *ex corde* und *-ment*, Anm. zu Aiol 2385. Er stellte *escordement* dort auf eine Stufe mit afrz. *ensemblement*, *temprement*, *aussiment*, *autresiment*, *arrierement* und nfrz. *quasiment*, zu denen man noch afz. *souventement* und nfrz. *nuitamment* (aus *nuitantre* und *-ment*, s. A. Thomas, *Mél. d'etym. frç.* 113) fügen kann, berechtigterweise aber höchstens mit *quasiment*, insofern auch dieses einen rein lateinischen Stamm hat; *quasi* ist indessen ins Französische aufgenommen worden, *ex corde* hingegen sei es in seinem genauen lateinischen Äußeren, sei es in dem etwas volkstümlicheren *escorde* aus dem Französischen unbelegt (ganz volkstümliches *escort*, wie Tobler, S. 308 des vorliegenden Bandes es zuläßt, hätte zunächst wohl *escorment*, vgl. *fort forment*, neben sich erzeugt). Der Art der lateinischen Vorlage nach steht *vice versement*, das Rabelais, Pantagr. II, Kap. 6 (*Œuvres*, ed. Jannet, Bd. II, S. 34) einem in lateinisch-französischem Mischmasch redenden limousinischen Scholaren in den Mund legt (er läßt ihn an absonderlichen Adverbien auch *libentissiment*, aus lat. *libentissime*, und *hostiatement*, aus lat. *ostiatim*, gebrauchen), *escordement* noch etwas näher. *escortement* entwickelte sich wohl erst aus *escordement*, und zwar über *escordrement* (so Julian 3016 und weiter *escortrement* (so J. Blaiv. 1289, s. ferner Godefr.); vgl. zum Wechsel zwischen *-rdr-* und *-rtr-* A. Risop, *Krit. Jahr.-Ber.* 1895, I, 219, Anm. 224 und *Arch. f. Neu. Spr.* 109, 201. Allerdings scheint *escordrement* selten zu sein, Godefroy belegt es überhaupt nicht; gewagter aber ist es, *escortrement* (und *escortement*) als Erweiterung eines **escortre*, von **excorditer* (regelrecht nur Adv. zu *excors* ‚ohne Verstand') für **excorde*, aufzufassen und so für sich allein zu erklären. *escordusement* im Rol. 3099 zeigt das adverbgleiche *ex corde* um das begriffsverstärkende

-eusement anstelle von einfachem *-ement* verlängert und erscheint durch die Fähigkeit von *-osus*, im Lateinischen und dann auch im Romanischen auch an Adjektiva heranzutreten (vgl. Diez, *Gramm.* II, 356, Meyer-Lübke, *Gramm.* II, § 472, Schönwerth u. Weyman, *Arch. f. lat. Lex.* V, 200 ff., W. Heraeus, *ibid.* XII, 70, E. Stumpff, *-osus im Frz.* S. 8 ff., Meyer-Lübke, *Ital. Gramm.* § 540), gerechtfertigt; von dem aus Benoit von Godefroy beigebrachten *escordos* ‚herzlos, gefühllos', offenbar einer Weiterbildung des lat. *excors*, ist es zu trennen. *escordement* wurde, mangels seines Stammes in selbständiger Geltung, gegen Veränderungen seines Ausgangs schutzlos; daher kam es nebenher zur Bildung von *escordeement*, als *escordement* für die Verssilbenzahl einmal nicht genügte (schwerlich durch Angleichung an *acordeement* und *concordeement*, die begrifflich fernab liegen, und zugleich an deren Gegenteil *descordeement*, das ziemlich jung ist, s. den Beleg bei Godefr. u. vgl. scheinbar auch *et enquierent por quoi ilz pleurent et crient discordeement*, Prosa-Clig. 330, 7, wo aber vielleicht verändertes *descordement* vorliegt, dessen Bedeutung eher zusagt) und von *escordelment*, welches Mischung von *escordement* mit *cordelment*, s. Godefr. u. Claris 8484, (letzteres selbst eine Umbildung von *corelment* nach *cor cordis*) offenbart.

Anderwärts ist eine Abkehr Adolf Toblers von seiner ehemaligen Meinung zum mindesten wahrscheinlich. Die Auflösung des handschriftlichen *ka* der Stelle *Car je voi ka maint cuer aveule De raison connoistre*, JCond. I, 371, 8 in *k'a*, *que* und unpersönliches *a*, S. 310, empfahl sich der Unentbehrlichkeit des Adverbiums *i* wegen nicht; Schelers geschickte Änderung von *ka maint* in *tamaint*, das Jeh. de Condé geläufig ist (vgl. Stellen wie II, 103, 15; 105, 60; 165, 115) verdiente Billigung. Die Annahme, S. 310, *souchies* in *proieres souchies en larmes*, JCond. II, 16, 514, der Bezeichnung eines Gerichtes, das bei einem Mahl der Vögel aufgetragen wurde, sei für *saichies* ‚getrocknete Bitten in einer Tränensauce', etwas was neben *rosties ramprosnes* ‚gerösteten Scheltreden', ib. V. 496, nicht befremden könne, verlesen, durfte wohl mit derjenigen tauschen, *couchies* ‚in Tränen gelegte, liegende B.' sei das echte Wort. Hinter dem unerklärlichen *redenter* im Rich. V. 276, (der Kellermeister) *Un hanap avoit redenté Enki deles sur une piere*, ein ‚vollgießen, vollschenken' bedeutendes Zeitwort, etwa ein *rasanter*, oder eine altfrz. Entsprechung zu prov. *rezensar*, span. *recentar* ‚ausschwenken, spülen', in entstellter Niederschrift, zu vermuten, S. 364, ging der Ortsangaben *enqui delés* . . wegen schwerlich an; diese erfordern ein Verbum der Bewegung nach einem Ziele, vielleicht also *presenter* ‚hinreichen', das allerdings eine schwer erklärbare Entstellung erfahren hätte.

Die Verknüpfung von *esconde*, Rich. 355, *con buer fu nés*, . . *quant i'averai sans esconde La plus bielle ki soit ou monde*, mit

escondre se ‚sich verstecken', S. 365, führte zur Zulassung eines ungewöhnlichen Mittels des Mädchens, um dem Ritter das *avoir*, den Besitz ihres Leibes, zu versagen. Diesen Zweck pflegte Abweisung durch das Mädchen zu erreichen; vor solcher lebte denn auch manch Liebender in Furcht. *esconde* scheint daher doch, wie Foerster es annahm, mit *escondire*, dem stehenden Ausdruck für dieses Verfahren, verwandt zu sein. Daß der Ritter nicht wissen könne, ob das Mädchen, wenn es plötzlich erwache, ihn nicht abweise, würde kein stichhaltiger Einwand sein: der Dichter, für den der Gang der Dinge feststeht, pflanzt von s e i n e m Standpunkte aus das Gefühl der Sicherheit in den Ritter. Auch indem er diesen von dem Mädchen als schönstem auf Erden sprechen läßt, weist er ihm ja eine unwahrscheinliche Kenntnis zu; denn er hat vorher erzählt, sie habe ihr Gesicht, als sie sich niederlegte, mit einem *sidoine* (einem schwerlich durchsichtigen Gewebe, da es gewöhnlich als Leichentuch diente) bedeckt. Der regelrechte Ausgang des Vbs. *escondire* ist in den einfachen Zeiten nicht selten der Inchoativendung gewichen; im Rich. 5021 selbst begegnet *escondissoie*, vgl. ferner *escondissoit* Cleom. 12017 (eine schon von Risop, *Stud. z. Conj. auf -ir* S. 29 angezogene Stelle), R. Viol. 5768, Disc. Cler. (ed. Roesle) 34, 81; 97, 122, *escondisciez* (C. Pr.) Guig. 506 P, *escondi* (Pf.: *respondi*) Barl. 698. Dem Bildner oder Verwender derartiger Formen mußte der Wortteil *escond-* zum Träger des zeitwortlichen Begriffes werden. Zur Erschaffung eines Verbalsubst. *esconde* konnte es daher wohl einmal kommen; dieses wäre demnach im Zusammenhange mit den aus Inchoativverben auf *-ir* gewonnenen, wie *chois*, *escharn*, *murdre*, im besonderen mit Gelegenheitsbildungen unter solchen, wie *glap*, *glat*, *sais*, *transe*, *langue* (zu *languir*), *blande* (freilich auch als Umbildung von *blange* nach *blandir* deutbar), vgl. auch G. Lené, *Les subst. postverb. dans la lang. frç.* S. 98 ff. und S. 133 und dazu A. Tobler, *Arch. f. Neu. Spr.* 105, 205, aufzuführen.

Indessen ist es auch denkbar und, weil *esconde* immerhin eine nicht gewöhnliche Bildung wäre, sogar wahrscheinlicher, *sans esconde* sei eine Verirrung für *sans seconde* ‚ohne eine zweite, ohne daß es eine einzige gebe, die ihr gleich sei', gedanklich zu der superlativischen Angabe *La plus bielle* . . gehörig. Das neufrz. *sans seconde* (s. Littré, second 6) reicht dann in die alte Zeit zurück. Die Vorstellung, die sich mit *sans seconde* verbindet, bringt an dem Orte *Plus avoit en li charité* . . *Qu'il n'a demi en cels du monde*; *N'est pas orendroit la seconde*, Ruteb. (Jub.) ² II, 117, 82 ein Satz zum Ausdruck.

Für die Richtigkeit der von Tobler S. 369 vorgeschlagenen Lesart *paire* ‚Gemahlin' an Stelle der überlieferten *plaire* in *Mais ele* (des Sprechenden, Richarts, Mutter) *m'a bien fait savoir Que* . . *Autres ne fera de li plaire Dessi* . . *c'avec moy vous amenrray*

(seinen Vater), Rich. 3756 spricht die Verwendung des regelrechten *per* in jenem Sinne durch den Dichter, *Qui cesti averoit a per, Des autres lairoit le troper* (das Ausposaunen), Rich. 1967, nicht sonderlich; ‚eine' und nicht ‚seine' Gemahlin ginge allerdings wohl, da die Dame noch Fräulein war. Auf *plaire* verzichtet man ungern (vgl. zur Verwendung z. B. *Qu'al droit jugement Voirement Ne doi plaire A li, tant a le cors gent*, Trouv. Belg. I, 101, 19), und wenn *fera* gleichfalls echt ist, so kann als ursprünglicher Wortlaut etwa *Autres ne se fera li plaire* ‚niemand wird sich ihr gefallen machen, wird erreichen, daß er ihr zusage' in Frage kommen, eine Redeform, die grammatisch nicht andersartig wäre als die mit *laissier* gebildeten *L'escu giete jus et la lance, Si se leisse cheoir a terre*, Erec 3069; Guig. 686; *Ja conforz eidier n'i porra, Qu'avuec lui morir ne se lest* (sic), Clig. 4057; *Il porreit par conseil garir, E il se let de gré morir*, Trois Moz 206.

Der handschriftliche Wortlaut des Verses Rich. 4184, *Ainc ses peres n'i prist assens, Ains engaga uillez et bours*, duldete außer *n'i prist as suens* ‚nahm niemals seinen Untertanen', wie Tobler S. 370 zu lesen vorschlug, wohl *n'i prist a cens* ‚nimmermehr nahm er da, um die Ausgaben seines Sohnes zu decken, gegen Zins (sc. Geld), v e r p f ä n d e t e vielmehr Städte...' als Besserung (*prendre à cens, donner à cens* sagte das Französische wie heute gewiß auch in älterer Zeit und *tenir à cens* ist aus Beaumanoir belegt). Die vorhergehenden Worte *Et quant il reuient a sa mere, Les castiaus engaga son pere Pour lui parfurnir ses despens*, 4182, enthalten übrigens in *son pere* vermutlich einen Fehler für *ses pere* (Nominativ im Reim 2943, 3735), da der Sohn gewiß kein Recht hatte den Besitz des Vaters eigenmächtig zu veräußern; zugleich mag *les castiaus* in *ses castiaus* zu ändern sein. Die von Tobler dem Satze *Ainc ses peres n'i prist...*, 4184, angeschlossenen Worte *Pour lui parfurnir ses despens*, 4183, dürfen dann mit... *engaga...*, 4182, syntaktisch verbunden bleiben.

Die Änderung von *nate que nate* an der Stelle (der Prevost, bei dem der weiße Ritter für Richard und sich Herberge belegt, hält es für Aufschneiderei, daß Richart mit einem Gefolge von mehr als 80 Leuten kommen werde, e i n Kapaun werde wohl zur Sättigung für die Ankömmlinge ausreichen, denn es seien deren ja doch nur zwei') *Li blans chevaliers s'est têus, Mais il a dit* (zu sich): ‚*Nate que nate*', *Vint as maisiaus, .iii. bues acate...* Rich. 4571, in *naisse que naisse* ‚werde daraus was will', S. 371, blieb nicht mehr zulässig, als aus Girbert de Metz *nace que nace*, das Tobler später in sein Handbuch eintrug, bez., ganz gleichlautend, *nate que nate*, s. Godefr., bekannt wurde. Auch der Sinn von *naisse que naisse*, einer an und für sich zwar denkbaren Ausdrucksweise (vgl. *aviegne qu'aviegne*, Mir. ND. 7, 16; 26, 268; 36, 168; *vaille que vaille* Ly. Ysop. 666, Mir. ND. 12, 722; 35,

1108, Dit Rob. Di. 183 d, Ch. d'Orl. ed. d'Héric. II, 114; *tarde que tarde* ‚säume er solange er wolle', Mir. ND. 22, 343), ist an keiner von beiden Stellen der ausschließlich gebotene. Im Girbert schließt sich an *nace que nace* oder *nate que nate* der Ausspruch *De sa nature ne se puet nus partir*, beides Worte Fromonts auf die Meldung vom Abfall Aliaumes. Trügt der Schein nicht, daß der Gedanke von *nace que nace* in demselben umgeformt wiederkehre oder eine Erläuterung finde, so ergibt sich als jener ‚Art ist und bleibt doch Art' (und dann weiter, ‚bleibe sie es denn'), grammatisch genauer, ‚Art (ist) was Art (ist)'. Zweifelsohne fügt sich diese entsagende Bemerkung im Richart wie im Girbert gut, noch besser als *naisse que naisse*, in den Zusammenhang; im Richart ruft der fortgesetzte Widerspruch des Prevost, den der weiße Ritter zu bekämpfen aufgibt, sie hervor. *nate* ist demnach wohl ein Substantivum. Es wird auf *natio* im Nom., das bereits im Lateinischen ‚die angeborene Beschaffenheit, die Art jemandes' bezeichnen konnte, zurückgehen. *nace*, seine ursprüngliche und im Girbert noch überlieferte Lautung (eine Bildung also wie *dace*, *dedicace*, *preface*, *generace*.., s. Tobler, im vorliegenden Bande S. 351 Anm. 2, Meyer-Lübke *Gramm.* II, S. 7, zu denen auch *commendace*, lat. *commendatio*, nicht *commandace*, wie Godefroy ansetzt, gehört) hat sich wohl unter Einwirkung von *nature* in *nate* verwandelt. Auch außerhalb der Wendung *nate que nate* belegt Godefroy dieses: *Traitres fol de pute nate* (wohl mit *de pute aire* sinngleich), Münch. Brut 2456. Die Wendung selbst besteht aus zwei verkürzten, des unwesentlichen, selbstverständlichen und weil im Nebensatz wie im Hauptsatz gleichzeitig fehlenden, beidemal auch eines und desselben Zeitwortes, nämlich ‚ist', entbehrenden Sätzen, von denen der zweite, *que nate*, die Stellung eines Prädikatsnomens zum ersten, *nate*, einnimmt und seinerseits aus Subjekt, *nate*, und Prädikatsnomen, *que*, besteht, und spricht die Unwandelbarkeit der angeborenen Art des Menschen aus, zugleich andeutend, daß man sich mit dieser, daher auch dem Benehmen, Handeln, das aus ihr folge, abfinden müsse. Wendungen dieser Art gibt es noch weitere: (die Schwiegermutter will ihren Schwiegersohn beiseite schaffen; jetzt werde dies möglich) *Car venuz sont de toutes pars Estranges ouvriers qui espars Se sont pour gaingner ci aval. Je m'en vois savoir, m a l q u e m a l, En la place se je verray Ame a qui parler en pourray*, Mir. ND. 26, 188 (‚Übel, sc. ist, was Übel, sc. ist', ‚Übel bleibt Übel', ‚mit Übel, Unheil, muß ich mich etwaigenfalls abfinden'); *V e n d r e q u e v e n d r e , d o n e r q u e d o n e r*, Prov. Vil. 87, 7 (‚verkaufen ist was verkaufen, schenken was schenken ist', ‚verkaufen heißt ebensowenig schenken, wie schenken verkaufen heißt').

Der Sinn, den Adolf Tobler S. 389 den Worten *Bertran.. Qui de chevalerie tient prouece a hautain*, BComm. 128 zusprach

und mit demjenigen der einzelnen Wörter allein vereinbar fand, ‚den Tapferkeit (persönlich gedacht) als einen in ritterlichem Wesen hervorragenden betrachtet' (*qui* als *cui* zu verstehen), behagte ihm selbst augenscheinlich nicht. Vielleicht ist Platztausch zwischen *de* und *tient* in der Handschrift anzunehmen; *Qui* (als *cui* oder lies *Que*) *tient chevalerie de prouece à hautain* ergäbe den brauchbareren Gedanken ‚den die Ritterschaft für hervorragend an Tapferkeit hält' (*chevalerie*, wie anderwärts im abstrakten Sinne ‚das Rittertum', z. B. Ch. Ly. 2405 ‚der Ritterdienst', z. B. Prior. Veg. 488 oder ‚die Ritterwürde', z. B. Enf. Og. 5674, so hier im konkreten ‚die, örtlich unbegrenzte, Ritterschaft, die Ritterwelt' ohne den bestimmten Artikel, vgl. *crestïenté* ‚das Christentum', z. B. Aiol 10941, und ‚die Christenheit', z. B. Erec 25). Zum Gedanken vgl. BComm. 121. Der Ansicht, *nöelé* gehe in *espieu nöelé* auf **nodellus* ‚Knoten' und nicht wie sonst auf *nigellus* zurück, bedeute dort also ‚mit einem Knauf versehen' und nicht ‚mit schwarzem Schmelz ausgelegt', S. 421, blieb wohl nicht haltbar; vgl. Alw. Schultz, *Höf. Leb.*² II, S. 26, auch A. Ott, *les Couleurs en V. fr.* 25.

Die Besserung von *Mieus vaut folie faite que faire a le duree*, Bast. Bouill. 5655 (Worten des Corsuble, der seinen Bruder Salehadin vor einem unbesonnenen Angriff auf die Christen, deren Stärke man nicht kenne, warnt) in *Mieus vaut folie faite qu'a faire a le duree*, S. 435, führte nicht unbedingt zu dem von Tobler angenommenen Gedanken ‚eine begangene Torheit ist auf die Dauer besser als eine zu begehende, beabsichtigte, cosa fatta capo ha'. Denn ‚zu begehen', *a faire*, ist nach dem Muster von *a nestre* ‚noch nicht geboren', Erec 3336, *a marïer* ‚noch zu verheiraten, noch unverheiratet', Elid. 96, *a venir a avenir* ‚erst zu kommen, zu geschehen, zukünftig' als ‚noch unbegangen', frei von dem Begriff der Absicht, deutbar; eine noch unbegangene Torheit verdient aber gewiß umgekehrt den Vorzug vor einer schon begangenen. Auch blieb die Bestimmung *a le duree* ohne rechten Zweck. Der überlieferte Wortlaut entbehrt des Sinnes allerdings. Daß er dem ursprünglichen nicht entsprechen kann, beweist der Ausdruck *a le duree*. Dieser ist offenbar ein Fehler für *a duree* (vgl. *Ja mais ne vos mesferai, Ains querrai K' iert doublee Vo rente a duree Desi ke morrai*, Trouv. Belg. I, 77, 56, zwei weitere Belege bei Godefr., je einer im Hauptwerke und in den Ergänzungen). Das *a* vor *le duree* oder, wie in der Vorlage vermutlich stand, *la duree* wird demnach unecht sein. Der Schreiber sah in *la* vor *duree* den bestimmten Artikel, vermißte daher die Präposition *a* und schob diese dann vor *la duree* ein; in Wirklichkeit enthielt *la* aber den von *faire* abhängigen, auf *folie* bezüglichen Pronominalakkusativ *la* mit apostrophiertem Vokal und die Präpos. *a*. Der Spruch lautete ursprünglich also wohl *Mieus vaut folie faite que faire l'a duree* ‚besser ist Torheit als begangene

als sie dauernd zu begehen', ,mit der Torheit abgeschlossen zu haben, ist besser als sie dauernd weiter zu begehen'. Das Verbleiben bei törichtem Handeln erfährt hier also ähnlich wie in dem Spruche *Miaus vaut folie laissiee que folie maintenue*, Chron. de Rains 189, bei Littré, Tadel. Zur Beziehung des Personalpron. auf das artikellose Abstractum *folie* vgl. ..., *S'il ne porquieri, qu'il et santé, Et qui ne la cuide trover, Por quoi iroit consoil rover?* Clig. 643.

Die zum Teil um mehrere Jahrzehnte zurückliegenden Arbeiten Adolf Toblers durch gelegentliche Streichungen und Verbesserungen dem gegenwärtigen Wissensstande völlig anzupassen und außer des Verfassers handschriftlichen Nachträgen an eignen oder fremden Beobachtungen zu diesem oder jenem Gegenstande und an Beispielen für sprachliche Erscheinungen auch um den Vermerk von Literatur und eigenen Auffassungen und Vermutungen zu bereichern, brauchte der Herausgeber jener, wie schon angedeutet, sich nicht befugt zu fühlen.

Rudolf Tobler durfte sich vorkommendenfalls mit der Hinzufügung des Ortes im vorliegenden Bande zu Verweisungen und der Angabe des Unterschiedes in der Zählung angezogener Verse begnügen, und für die Hilfe beim Auffinden der betreffenden Stellen, die er dem Leser durch diese Zutaten leistete, hat er diesen sich zu besonderem Danke verpflichtet; zuweilen merkt er trotzdem auch die Wiederkehr eines Gegenstandes in andern Schriften seines Vaters an. Niemals würde zudem ein Herausgeber die Gestalt, unter der Adolf Tobler selbst die hier vereinigten Aufsätze oder wenigstens gewisse ältere unter ihnen erneut dargeboten hätte, genau getroffen haben. Neben dem Reichtum an bleibenden Erkenntnissen gehe wirklich die geringe Zahl in der Zeit begründeter, von Tobler selbst oder von andren Gelehrten später behobener Unvollkommenheiten getrost her; das Wesentliche, Dauernde allein erzeugte seit lange den Wunsch nach einer Sammlung der Arbeiten und für die Erfüllung dieses durch Rudolf Tobler ist man darum gewiß allgemein dankbar.

Die Beiträge zur französischen Grammatik selbst, die den Band eröffnen, zeigen jene tiefe, nach dem wahren Sinn ausgewählter Ausdrucksweisen, ihrem grammatischen Wesen und dem sprachlichen Empfinden, das sich in ihnen, auch beziehentlichen Umentwickelungen derselben widerspiegle, forschende Betrachtungsweise, die den früheren, von Adolf Tobler selbst gesammelten den Ruhm einer großen Geistestat für alle Zeit sichern, gleichfalls. Ein Nachtrag verwandter Einzelheiten oder, schien es sich um eine seltene Erscheinung zu handeln, neuer Belege zu dem Werke des Schöpfers und Führers durch andre ist von nebensächlicher Bedeutung. Nur die Forderung nach Zusammenfassung aller gleichartigen Dinge und möglichster Ausschöpfung des Sprachstoffes mag einen solchen rechtfertigen.

Die Anwendung männlicher Gattungsnamen in Beziehung auf weibliche Wesen, die Adolf Tobler in dem Aufsatz über *mon cheri, mon mignon* an ein Weib, S. 6, berührt und man beispielsweise auch in *et en même temps son* (ihr) *instinct de romancier étudiait, composait le personnage de l'apôtre*, Prévost, Léa S. 525; *Telle était sa* (seine) *perversité qu'il se consolait presque en songeant qu'il vivrait avec cette fille qui avait été son complice*, Houssaye, Madem. Cléop. S. 357; *Les dernières paroles de Déborah.. produisirent une impression terrible sur Hébé... L'assassin*, auf die letztere gehend, *comprit toute l'infamie, toute la lâcheté de son crime, et il eut horreur de lui-même*, Montépin, Fille du Diable II, S. 205 oder, aus dem 18. Jahrh., in *Si l'Écriture ne disoit pas que Dieu accorda à Eve le titre de Compagne, je ne serois point surpris qu'on lui donnât à elle et à ses Filles celui de Diablotins ou d'Anges persécuteurs*, D'Argens, *Lettr. Mor. et Crit.* VIII (Amsterdam 1737, S. 74); *Mais une coquette est un tyran qui veut tout asservir, pour le seul plaisir d'avoir des esclaves*, Marmontel, *Contes Moraux, Heureusement* (Paris 1765, I, S. 261) vor sich hat, erfuhr in der *Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit.* 24, 22 Nachweis aus dem Altfrz., vgl. aus letzterem auch *Ostés moi ce maufé* (gemeint ist des Redenden Tochter Malatrie), BComm. 2968; *Ele* (das Fräulein) *vos het, nel puis neier, Si vos voloit faire neier An l'eve hideuse et parfonde Li deables, cui Diex confonde*, Graal C 8568 (gegenüber belegbarem weiblichen *diable, aversiere, anemie*); *Or a li chevaus mout buen oste*, Erec 462 (des Vavasor Tochter, die Erecs Pferd besorgt); *Ha! dame des cieulx, en ce cas Vueilliez estre mon advocas Et ma petticion entendre*, Mir. ND. 39, 1760 (gegen *advocate*, ibid. 3, 978; 19 S. 183; 26, S. 180); *la glorieuse vierge Marie peut estre nommee nue* (Wolke), *car premierement elle nous est obnuee conme celle qui de nostre chemin est vray conduiseur*, Mir. ND. 13, S. 186 und, indem die Stelle von Substantiven substantivische Pronomina einnehmen, *Mes de nelui ne li est tant De çaus qui la vont confortant, Que ele an lest son duel a feire*, Erec 6227 (es handelt sich um Trösterinnen, s. auch Foersters Anm.); *Comme il étoit du bon air qu'un mari eût quelqu'un qui ne fût pas sa femme, (M. de) l'Etang crut se devoir à lui*, Marmontel, Cont. Mor., *La mauvaise mère* (a. a. II, 103). Auch an *faire le sourt, le malade*, vgl. hierzu *Verm. Beitr.* I[2], 169, läßt sich in diesem Zusammenhange erinnern.

Gleichwertig mit dem S. 9 erläuterten Ausdruck *à son gré* ‚gemäß seinem Bleiben' ist *par son gré*, JCond. II, 293, 145, Watriq. 194, 249, vgl. auch *par le buen gré Crestiien*, Ch. Charr. 7128 (wie neben dem häufigen *de son gré* ein *de son bon gré*, so Salu d'Am. 142 in *Ztschft. f. Rom. Phil.* 24, 362, begegnet). Anstelle von *mal* in *mal gré qu'il en ait*, S. 10 (oder, wie es Clef d'Am. 3045 heißt, *Mal gré que il em puisse avoir*) erscheint auch *mauvais*:

Il le vous convendra souffrir, Mavais gré que vous en aiez, Mir. ND. I, 177). *mal gre (le pere,..)* erklärt Tobler als ‚bei schlechtem Belieben', ‚bei Mangel an der Billigung', der Casus obliquus stehe, einem latein. Ablativ vergleichbar, im Sinne des begleitenden Umstandes gebraucht, ganz wie in den Wendungen *Dieu merci* ‚nach Gottes Gnade', *faute de* ‚bei Mangel von', *mon vuel* ‚nach meinem Willen'; vgl. hierzu G. Ebeling, zunächst *Arch. f. Neu. Sprn.* 130, 170. Über *mal son gré* begreift sich *mal gré suen*, die übliche Ausdrucksweise, nicht leicht; zu dem Stellungswechsel des Possessivpronomens, der hier nicht ein bloß gelegentlicher wäre, wie beispielsweise in *l'ame moie*, Alexius S 621, *de deus brebix siennes*, Bartsch-Wiese, *Chrest.* 73, 7, sondern sich fest eingebürgert hätte, ist ein Anlaß nichtersichtlich. Vielleicht ist *mal son gré* eine von Tobler nur angenommene Entsprechung zu *senz* oder *estre son gré*; dann versteht man, warum man keinen Beleg für diese Form der Wendung besitzt.

Umstandssätze in Abhängigkeit von Präpositionen sind den Ausführungen Adolf Toblers im 3. Abschnitte, S. 13 ff., nach erst eine neufranzösische Besonderheit. Aber wenigstens der aus Rotrou belegte Fall, ein Umstandssatz des Ortes nach einer Präposition, ist bereits aus dem 15. Jahrhundert zu erweisen: *Je les chasse d'où je suis*, Charl. d'Orl. (ed. d'Héricault) II, 59. Allerdings berührt Tobler auch eine altfranzösische Redeform, satzeinleitendes *d'ainsi come*, Chev. II Esp. 5731, die freilich nicht einen Umstandssatz, sondern einen indirekten Fragesatz von einer Präposition abhängig zeige. Doch steht genau genommen die Präposition in dieser nicht unmittelbar vor dem Nebensatz, sondern vor einem diesen erst nach sich ziehenden, seinen Inhalt zusammenfassenden Adverbium, ohne welches wohl auch *de* nicht vorhanden wäre: wenigstens scheint *de come* und Satz unbelegbar, *d'ainsi come* und Satz hingegen ist noch öfter anzutreffen: *je me conbatrai A toi que ja ne me movrai D'einsi com je sui ci elues*, Ch. Charr. 2895; (der Kerkermeister zu dem zu Köpfenden, der im Gebete daliegt) *D'ainsi come es a genoillons Ne quier que te lieves ja mais*, Mir. ND. 25, 1316. In Verbindung mit *d'ainsi come* wäre übrigens auch *par ainsi come*: *Dame, de faire ceste voie Voulentiers congié vous donrray, Par ainsi com je vous diray* (folgt der Vorbehalt), Mir. ND. 31, 1321 (zwei Beispiele auch bei Godefroy unter *issi*) erwähnenswert.

Den Belegen für *qui vaut* oder *qui vaille* ‚etwas was..', S. 20, darf sich auch *Aine ne sot tant dire cist nostres Ne li autre qui vaille un gant*, Julian 717, wo die Ausgabe *qu'i* gewährt, anschließen und denjenigen für *de* vor der Wertangabe nach *le vaillant, le valissant*, also dem vom Artikel begleiteten Partizipium, S. 21, ein ebensolcher nach *vaillant* ohne Artikel: *Deniers jusqu'a vaillant d'un marc Lor a danz Gancelins prestez*, Guill. d'Angl. 1654 C. Bezeichnet *son* mit dem bestimmten Artikel in der außer *n'avoir*

pas un sou üblichen Wendung *n'avoir pas le sou*, wie Adolf Tobler S. 22 geistvoll erklärt, denjenigen *sou*, mit welchem alle Kapitalsansammlung beginne, also den ersten *sou*, so wird es in der Wendung *n'avoir plus le sou*, die Littré nicht aufführt, den letzten *sou* einst besessenen Geldes bezeichnen: *Mes soixante mille francs, reprit-il, durèrent huit ans. Je n'avais plus le sou et je voulais continuer mon genre de vie*, Gaboriau, *Crime d'Orcival* 42.

Zu *iaus cent*, S. 23, vgl. *Y sont zou cinq ou chiche* (ils sont eux cinq ou six, Metz), E. Herzog, Neufrz. Dialekttexte 12, 12 und dazu Einleitung 574.

Die Unterdrückung eines Reflexivpronomens beim Infinitiv, dessen Beziehungsinhalt mit demjenigen eines ausgesprochenen pronominalen (Akkusativ- oder Dativ-) Objekts des regierenden Verbums zusammenfiele, wie in *Or nos doinst Deus si demener* .. *que* .. für *Or nos d. D. si nos demener* .. *que* .., S. 26, war im Altfranzösischen geradezu Brauch, vgl. an Stellen mit reinem Infinitiv auch *Se vos contenez a mon sans Si con je vos lo contenir, Granz biens vos an porra venir*, Ch. Ly. 1315; *Et se vos i loist esprover Au miauz que vos savroiz cerchier, Ja tant n'i porroiz reverchier* .. *Que plus trovoiz ici estages*, Clig. 5578; *De tel estre et de tel sanblant Le porriiens nos tost trover Que je t'i leiroie esprover Et conbatre a ta volanté*, Ch. Charr. 1820; *Mes or te vei si demener Que ne te sai cunseil duner*, M. Fce Fab. 48, 35; *Mult te vei, fet il, travaillier*, ib. 97, 5; *Et Dex m'en doinst si entremetre Que bone fin i puisse metre*, Julian 61; *Mius me vient il metre a la fuite, Que por mon fait* .. *Ėusse honte* .., Veng. Rag. 2488 (mit einer auf die besagte Eigentümlichkeit hinweisenden Anm. Friedwagners); *Ja esmaier ne me verrez de telle esluse*, Mir. ND. 2, 344 ...; *Si vous conseil, niez, a court plait*, *Remarier*, ib. 28, 9 u. a. m., an Stellen mit präpositionalem Infinitiv auch *Se vus plaiseit a remüer E sur un altre fust voler, Jeo chantereie mult plus bel*, M Fce Fab. 66, 9; *Li loussignos m'a bien apris A vengier de mes anemis*, Eust. 1167; *D'armer se painnent et travaillent*, Clig. 1724; *Ne te caut, fait cil, d'esmaier*, Trois Amis 205; *Por armer s'atorne et afeite*, Erec 2636. Welches von den beiden Fürwörtern dem andren gleichlautenden (gleichlautend mit den entsprechenden Personalpron. wurden ja auch die Reflexiva *moi*, *toi*, *soi* hier, sobald sie den Infinitiv verließen) gewichen sei, erklärt Tobler für nicht immer entscheidbar, da ja das regierende Verbum auch das geistig zum Infinitiv, selbst zu dem von einer Präposition abhängigen, gehörige Personalpronomen anzuziehen pflege (*ne les a povoir de mouvoir* u. dgl.). Man darf in dem ausgesprochenen Fürwort indessen allemal das Objekt des übergeordneten Verbums vermuten. Denn wenn das letztere nicht ein Personalpronomen der ersten oder zweiten Person, sei es im Singular sei es im Plural, also *me te nos vos*, oder das Reflexivpronomen der dritten Person, *se*, sondern ein Personalpronomen der dritten Person, *le*, *li*, *les*,

lor oder statt eines Pronomens ein Substantivum ist, so liest man: *Espoir aucun duel a ëu, Qui le fet einsi demener*, Ch. Ly. 2927; *anbedeus a un seul poindre Les a fet a la terre joindre*, Clig. 3768; *Li sans an la face li monte, Si que tot vergoignier le voient*, ib. 5021; *An grant painne et an grant peril Por Cliges metre l'i covient*, ib. 5679; 6445; *Li rois le voit esvertüer*, Ch. Charr. 3341; *Fine amor li fist entremetre*, Julian 572 (vgl. die Anm. Toblers); *Grant pitié a quant il le voit si nu que repoure l'estuet*, ib. 1339; *Onques ne li lut escondire*, ib. 1440; *Ains les fist trestos cois tenir*, ib. 4010; *Milun le vit si cuntenir*, Mil. 409; *Quant Elidus la veit pasmer, Si se cumence a desmenter*, Elid. 663; *donc lo verriez drecier* (das Pferd sich bäumen), Po Mor. 118c; *Si l'a fet delez lui assir*, M. Rayn. I, 77; *Ne les lairay pas demener* (sc. *mes lions*) *A leur voloir que mal ne facent*, Mir. ND. 24, 1157; *Mais tantost les convenoit rendre* (sich ergeben), Journ. d'un Bourg. de Par. 1419 (Buchon *a. a. O.* I, 636b); — *Et leisse le suen* (seinen *destrier*) *estraier Por les borgois feire esmaiier*, Clig. 3522; *Et le gupil estut repundre*, M Fce Fab. 68, 12; *Cant plus voit les malvais encontre Deu drecier* . ., Po Mor. 327b; *Ses druz i vit* (sie) *mult bien aidier*, Chaitiv. 109; *Voit les genz venir et armer Et an mi la place äuner*, Claris 18495. Ohne Zweifel sind doch *Fuiiez, si nos leissiez conbatre*, Ch. Charr. 3872 und *cil l'ocirroit Qui conbatre les leisseroit*, ib. 3876 für die Grammatik völlig gleichwertig (*conbatre* ist für Chrétien de Tr. reflexives, nicht intransitives Verbum, so daß auch . . *Ainz que conbatre le leissasse*, Ch. Charr. 1789 und *De conbatre ne li prandra Talanz*, ib. 1799 hierber gehören). Die Sprache begnügt sich in allen erwähnten Fällen mit dem Ausspruch objektsloser Infinitive; sie mutet dem Hörer die Einsicht zu, unter dem dem regierenden Verbum beigegebenen Objekt sich auch das Ziel der durch das infinitivische Verbum bezeichneten Handlung vorzustellen. Zuweilen ist auch das S u b j e k t des regierenden Verbums gleichzeitig letzteres, ohne daß das Reflexivpronomen gewählt wäre, um dies anzudeuten: *Apareilliez sui de defendre*, Erec 5931;[1] *Or n'as tu force ne pooir De conbatre ne de joster*, Ch. Charr. 1806; *N'est pas ça venuz por esbatre Ne por berser ne por chacier*, ib. 3446 (zur reflexivischen Behandlung von *esbatre* durch Chrétien de Tr. vgl. Ch. Ly. 2473, Guill. d'Angl. 2723); *Ci dit d'une suriz vilaine, Ki a une vile proceine Voloit aler pur deporter*, MFce Fab. 9, 3. Der Ausdruck für die Zurückbezüglichkeit unterbleibt beim Infinitiv auch dann, wenn eine die Tätigkeit, die dieser bezeichnet, ausübende und zugleich das Ziel derselben bildende Person weder in einem Objekt noch in einem Subjekt, vielmehr überhaupt nicht beim regierenden Verbum bezeichnet war und somit unbestimmt bleibt: *C'est la buizine qui soumont*

[1]) An Stellen wie *Cil deffandent et cil assaillent*, Clig. 1530, vgl. auch 1453, *Fierement assaut et desfent*, Julian 2441 rechtfertigt den Mangel des Reflexivums die Paarung mit dem objektslosen Gegenteil.

Les escus et les armes prendre Pour contrester et pour d e f e n d r e Viers les asaus de vilounie, *BCond.* 282, 407; *Quels mestiers est de e n t r e m e t r e de tel ovre*, L. Rois, Ler., 215.

Der Schlußbeitrag, die Einführung des Verglichenen nach *autre* und nach *si, aussi, autant, autel* . . mittelst der Präposition *de* an Stelle von *que*, bez. *com*, S. 28, erfährt durch Meyer-Lübke, *Syntax* § 283 wertvolle Ergänzungen aus den Schwestersprachen. Zu den Belegen für *autre de* dürfen: *s'autres presist De ces ii., voir il mespresist*, JCond. I, 27, 890; *Je vous ay en couvant, cuer doulx, Que je a femme vous prenray, Ne autre de vous je n'avray Vostre vivant*, Mir. ND. 4, 321, zu demjenigen für *aillors de* (gegen *aillors que ci*, Ch. Ly. 3949): *Aillors de ci, se tu le bailles* (wenn du den *palefroi* ergreifst), *Trop grant desfanse i troveras*, Graal C 6757 hinzutreten. Zu *di* nach ital. *altro, altrimente* vgl. auch Vockeradt, *Gramm. d. ital. Spr.* § 456, 17. *aussi de (aussi yere de moy)* begegnet auch JCond. II, 15, 472. Das Französische kennt auch, wie das Italienische *lo stesso di*, das Spanische *el mismo de*, das Portugiesische *o mesmo de*, so *le même de*: *Les prochains successeurs ne laisserent de suyvre les mesmes traces et de recevoir aussi le mesme payement des autres*, Lanoue 368 bei Littré, même, hist., 16. Jahrhdt.; Belege aus dem 17. und 18. Jahrhundert bei ebendems. même 8. Mit Unrecht, sagt Littré, werde diese Redeform jetzt ungebräuchlich, car elle est quelquefois plus vive que le *que* dont elle est l'équivalent. Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts liest man aber (eines schönen Tages war der junge Mann der Geliebte eines von ihm nicht geliebten Weibes geworden), *Aventure commune à bien des liaisons où la passion de l'un n'est jamais au même niveau de la passion de l'autre*, Alb. Delpit, *la Marquise* (1882), S. 144.

Eine chronologische Aufzählung aller Schriften, Ausgaben, Aufsätze und Besprechungen Adolf Toblers beendet das Buch. Sie zeugt für einen staunenswerten Fleiß des Meisters, und hat doch von dem gewaltigen Baustoff zu einem altfranzösischen Wörterbuch oder von den sorgfältig ausgearbeiteten Vorlesungen, unter denen verschiedene der Herausgabe würdig wären, nicht auch Vermerk nehmen können, und sie offenbart, wie vielseitig seine wissenschaftliche Arbeit gewesen ist. Als eigentliches Ende des nach Auswahl wie nach Anlage gleich löblichen Bandes hätte man sich aber ein Sachen- und Wörterverzeichnis zu diesem, und gar zu gern wieder von jenem Gelehrten, der zu den vier ersten Bänden der Verm. Beitr. so ausgezeichnete schuf, gewünscht. Vielleicht schaltet der verdiente Herausgeber bei einer neuen Ausgabe des Bandes auch die ursprünglichen Seitenzahlen aller Aufsätze augenfällig in den Text ein, damit Stellen aus diesen, auf welche anderwärts verwiesen war, müheloser auffindbar werden.

B e r l i n. G. Cohn.

Löseth, E. *Notes de syntaxe française* II. Teil. Christiania 1913. En commission chez Jacob Dybwad (Sonderabdruck aus den Videnskapsselskapets Skrister. II. Hist.-Filos. Klasse 1913 Nr. 3).

Obwohl schon seit längerer Zeit entschlossen, auf wissenschaftliche Veröffentlichungen jedweder Art hinfort zu verzichten, erfülle ich — in Anbetracht ihrer sachlichen Begründung — gern die Bitte des Herrn Herausgebers dieser Zeitschr., diesmal noch die Anzeige und Besprechung des neuerschienenen Teiles von Löseth's *Notes de synt. frç.* zu übernehmen. Nicht nur, daß es auffallen und zu allerhand ebenso unliebsamen wie grundlosen Kombinationen Anlaß geben könnte, wenn nach meiner eingehenden — durch vier Sonderuntersuchungen in den Abhandlungsheften erweiterten — Rezension des ersten Teiles (Band XXXVII H. 8, S. 284 ff.), die Anzeige des zweiten auf einmal von a n d e r e r Hand erfolgte, sondern, was wichtiger ist, gerade der Rezensent der ersten Publikation, der an ihr manches zu loben und manches zu tadeln fand, wird eher als irgend ein anderer, als jemand, der vielleicht den ersten Teil nur flüchtig gelesen oder überhaupt nicht kennt, auf Grund einer Vergleichung beider in der Lage sein, das rein Zufällige darin von dem Wesentlichen, von dem für Löseth's Behandlungsweise syntaktischer Fragen C h a r a k t e r i s t i s c h e n zu unterscheiden und somit über ihren Wert oder Unwert ein zutreffendes Urteil abzugeben.

Danach würde ich jetzt sagen: Zu loben ist erstens der große Fleiß des Verfassers, die Unermüdlichkeit des Sammelns, die sich nicht nur in der Aufzeichnung zahlreicher Beispiele aus seiner ausgedehnten und auch die volkstümliche Literatur reichlich berücksichtigenden Lektüre bekundet, sondern ebensowohl auch in dem Durchstöbern und Heranziehen zahlreicher Grammatiken, sowie vieler Abhandlungen und Artikel aus mehr oder weniger entlegenen Zeitschriften. Zweitens das anmutige Gewand, in das er seine Vorführungen zu kleiden weiß, sowohl was die Gruppierung des Stoffes, also (um einen Ausdruck des geschäftlichen Lebens zu gebrauchen) die „Aufmachung" seiner Artikel betrifft, als auch — und das ist etwas, was von anderen vielleicht noch weit höher eingeschätzt werden wird, als von mir — hinsichtlich des flotten, frischen, gewandten, ja, wenn man will, eleganten Französisch, das er schreibt.[1])

[1]) Um so rätselhafter ist mir sein hartnäckiges Festhalten an der Fiktion eines noch modern-französischen *je suis trottant* = *je trotte*, vor allem aber sein so gänzliches Mißverstehen des von ihm *Neuere Sprachen XX* S. 447 (als vermeintlicher Beweis dafür) zitierten Satzes aus einem Briefe Lamartines gewesen: *«Nous sommes déjà ici nous reposant trois jours, chère maman, et nous hâtant de vous le dire»*. Obschon der Sinn hier jede Möglichkeit einer Auffassung der beiden Gerundia als von *sommes* abhängig ausschließt — Löseth sucht sich mit der Annahme

Als die Schwäche seiner *Notes* würde i c h bezeichnen: einmal das Schnitzelhafte, Abgerissene, Überhastete und zu wenig Eingehende seiner Vorführungen, bei denen es ihm weniger auf Wesenserfassung und -ergründung als auf bloße Sinneserläuterung und (stilistische) Charakterbestimmung (ob literär, familiär, vulgär usw.) anzukommen scheint, sowie speziell in letzter Hinsicht eine zu rasche und, wenn in Gegensatz zu anderen, z. B. Rodhe, tretend, oft zu wenig begründete, zu willkürlich erscheinende Entscheidung, die, wo sie sich gar dem Urteile philologisch geschulter Franzosen wie *Clédat*, *Littré* usw. gegenüberstellt, entschieden als zu kühn bezeichnet werden muß. Schon bei der Besprechung des 1. Teiles mußte ich da, wo Verfasser das, was Rodhe etwa als rein literäre Ausdrucksweise bezeichnete, im Gegensatze zu ihm als auch in der Umgangssprache üblich, bezw. familiär hinstellte oder umgekehrt — auf das wenig Förderliche solcher (vielfach ganz unbeweisbaren) Behauptungen hinweisen, hier im zweiten Teile zeigt sich weder verminderte Neigung noch geringere Kühnheit in dieser Hinsicht. So nennt Verfasser (S. 20) die Wendung *Plus souvent que* . . . familiär, „*et non très vulgaire, comme l'appelle Littré*". Nun habe ich (vgl. *Zeitschr. f. frz. u. engl. Unterr.* XII, 30), nachdem ich den Ausdruck in der *Zeitschr. f. rom. Phil.* XXXI, 468 ff. erläutert hatte, verschiedene Male gebildete Franzosen und Französinnen nach ihrer Meinung über den ursprünglichen Sinn desselben gefragt, und, wenn auch kaum je eine befriedigende Erklärung, doch von j e d e m der Gefragten, den Herren nicht minder als den Damen, einen teils lachend, teils erschrocken geäußerten Protest gegen eine so wenig feine Ausdrucksweise zu hören bekommen, so daß ich stets zu versichern für nötig hielt, ich wollte sie nicht etwa meiner eigenen Rede einverleiben, sondern nur hören, was denn ursprünglich und eigentlich damit gemeint gewesen sei.[2]) Einen

---

zu helfen, daß *nous sommes déjà nous hâtant* wohl ein Scherz des Briefschreibers sei (!) — bringt er es fertig, den Satz als „Wir sind hier schon drei Tage uns ausruhend und uns beeilend" (= englisch *we are hastening*) zu deuten, indem er vergißt, daß in diesem Falle das Französische u n t e r k e i n e n U m s t ä n d e n eines ***d e p u i s*** entraten könnte. Da sich leider auch E. Lerch in seiner Habilitationsschrift (***Roman. Forschungen** XXXIII*, 2 S. 417 f.) von Löseth hat irreführen lassen — vielleicht hatte er meine, unbegreiflich spät gedruckte Entgegnung (*N. Spr. XXI*, 283 ff.) noch nicht gelesen — so möchte ich, damit L.'s Irrtum nicht weiteres Unheil anrichtet, hier noch einmal erklären, daß der Satz n u r heißen kann: „Wir sind schon hier (in Florenz), ruhen uns drei Tage aus und beeilen uns es dir mitzuteilen.", wobei in den beiden letzten Teilen (statt finiter Verbformen) Gerundialformen gewählt sind.

[2]) Die einzige beachtenswerte Äußerung war die eines französischen Artillerieobersts, der, als ich das Sätzchen *Plus souvent que j'irai* aussprach, erwiderte, nach seiner Meinung müßte es *plus souvent que j'aille* heißen, ein Beweis dafür, daß er in dem *Plus souvent* (so wie ich es l. c. getan und wie es, was ich damals noch nicht wu te, auch

deutlicheren Beweis dafür, daß Littré mit seiner Kennzeichnung (die Löseth kühnlich bestreitet, ohne den geringsten Versuch der Widerlegung zu machen oder anzugeben, wieviele und welche französische Gewährsmänner er habe) recht hat, kann ich mir überhaupt nicht denken.[3])

Ich betonte das „i c h" in meiner Darlegung dessen, was i c h als Schwäche der Lösethschen Syntaxbehandlung ansehe. Ich habe nämlich allen Anlaß anzunehmen, daß Löseth — und mit ihm gewiß noch mancher andere — m e i n e Auffassung von der Aufgabe syntaktischer Forschung ebensowenig billigt, wie ich die seinige. Ich schließe das einmal aus seinem (ablehnenden) Urteil über meinen Versuch (XXXVII, 362 dieser Zs.), das innerste Wesen der Bedeutungen von *de* und *à* aufzuklären:

A. Tobler in der 2. Aufl. der I. Reihe der *Verm. Beitr.* S. 65 getan) eine Art Aufforderung, natürlich mit ironischer Färbung sah: „Damit mußt du mir öfters kommen, dann werde ich gehen", besser „damit ich gehe". Später (*Zs. f. rom. Phil.* XXXVI, 470 Anm.) habe ich auf die Möglichkeit hingewiesen, daß es sich um dasselbe *que* wie in *certainement que j'irai* handele, so daß der (gleichfalls ironische) Sinn wäre: („Ja wohl!) öfters werde ich hingehen", wozu dann auch Littré's Angabe stimmen würde, daß ursprünglich *l e plus souvent* (von Löseth S. 20 mit einem Beispiel aus Paul de Kock belegt) gesagt worden sei. Dem entgegen will Löseth *que* komparativisch im Sinne von lat. *quam* aufgefaßt wissen und versteht „(alles andere werde ich) öfter (tun), als hingehen", was m i r nun wieder unmöglich erscheint. Er erwähnt dann (S. 21, Anm.) noch die Deutung Jeanroy's, der (isoliertes) *plus souvent* als *(Je le ferai, comptes -y,) plus souvent (que tu ne le demandes)* interpretiert, was sich schon hören ließe, aber den *que*-Satz unverklärt läßt.

[3]) Nur darf man nicht vergessen, daß zur Erzielung gewisser Wirkungen gelegentlich auch von Gebildeten vulgäre, ja unfeine Ausdrücke absichtlich gewählt werden. Das Wort „Freßkober" *(sac à provisions, panier à vivres)* würde eine anständige Frau des Mittelstandes nie in den Mund nehmen; feine Damen gebrauchen ihn — natürlich lächelnd — mit Vorliebe. Das Verbum „schmeißen" wird in der Schule gerügt, und doch rühmte eine hohe Persönlichkeit des Hofes die Schönheiten Islands mit den Worten, es sei, als ob die Natur all ihre Wunder „auf einen Haufen z u s a m m e n g e s c h m i s s e n habe", und drückte bekanntlich auch der Kaiser im Landwirtschaftsrat die Tatsache, daß er seinem Pächter gekündigt habe, mit den burschikosen Worten aus, daß er ihn „r a u s g e s c h m i s s e n habe". Und nach einem Zeitungsbericht erzielte in einer konservativen Versammlung Westpreußens Kammerherr von Oldenburg „langanhaltenden Beifall" durch den inmitten ernster Rede gesprochenen Satz: „Mein verehrter Herr von Putlitz! Sagen Sie es in Berlin im Reichstage unseren Freunden und Herrn von Bethmann-Hollweg: „W i r h a b e n k e i n e M a n s c h e t t e n!" Hätte er gesagt: Wir haben keine Furcht (vor einem Kriege mit Rußland), so würde ihm vielleicht vereinzeltes „Bravo" gelohnt haben. Der vulgärste aller Ausdrücke wirkte, eben durch seine Vulgarität, in dieser aristokratischen Gesellschaft wahrhaft Wunder. Wie fehl aber würde ein französischer Philologe gehen, der auf Grund dieses Zeitungsberichts schreiben wollte: *expression familière, et non «très vulgaire» comme l'appelle N. N.*, wie Löseth es hier mit *plus souvent que* tut!

Les développements de M. Kalepky sont d'ordre logico-philosophique plutôt que grammatico-syntaxique (S. 4 Anm. 1), sodann aus der nicht weniger ironischen (oder spöttischen? — jedenfalls ihrer Wirkung auf den Leserkreis sicheren) Bemerkung: *M. Kalepky a entrepris de rendre vraisemblable, à grand renfort d'explications philosophiques* ... (S. 17). Sollte sich unter den Leser ob dieser Charakterisierung meines syntaktischen Bemühens ein bedeutsames Schmunzeln oder gar belustigtes Lachen erheben, so bin ich gewillt, diese — wie ich annehme, nicht völlig unbeabsichtigte — Wirkung durch die Erklärung zu verstärken, daß Löseth (der übrigens gar nicht zu merken scheint, in welche eigentümliche Beleuchtung er seine grammatisch-syntaktische Betrachtungsweise rückt, wenn er sie in Gegensatz zu einer l o g i s c h e n stellt!) meinen „hohen" Zielen noch nicht einmal völlig gerecht geworden ist. Das Wort *philosophique* (das doch übrigens die logische Seite mitumfaßt) ist mir noch zu w e n i g, weil viel zu vage und verschwommen. Vielmehr ist *syntaxe logico-psychologico-métaphysique* — nicht etwa nur mein höchstes, letztes Ziel, sondern gilt mir überhaupt als die einzige, Förderung und Nutzen versprechende, ja als einzige w i s s e n s c h a f t l i c h e Art der Syntaxbehandlung. „Metaphysik der Sprache" lautete z. B. die Überschrift des ersten Kapitels der (*Zs. f. rom. Phil.* XX, 315 in Aussicht gestellten) „Grundlegung zu einem wissenschaftlichen System der Sprachbeschreibung", in welchem dargelegt wurde, wie der Sprachgeist der Menschheit sich auf Grund des unmittelbaren Sinneneindrucks und kindlichster Analogisierungen — ganz entsprechend dem (in den Kirchen noch heute gültigen) Verfahren auf religiösem Gebiete — seine besondere Welt, unabhängig von der tatsächlichen, wissenschaftlich erwiesenen Wirklichkeit konstruiert, wo also nicht nur von der (schon oft berührten) Uni- und Personifizierung in der Sprache, die aus einem Komplex von Gräsern eine Wiese, einem solchen von Bäumen, Sträuchern, Gras und Blumen (selbst ohne zusammenfassenden Zaun) einen Garten, aus einer Menge verbunden dahinfließender Wasserteilchen einen („munteren") Bach, einen („majestätischen") Strom (nebst Stromgott) macht, zu reden, oder auf die willkürlich metaphysische Deutung der Erscheinung einer rollenden Kugel als „die Kugel rollt" (teils aktivisch, teils medial, teils passivisch ausgedrückt) hinzuweisen, sondern auch zu zeigen war, wie es völlig verschiedene metaphysische Auffassungen des Sachverhalts voraussetzt, wenn die eine Sprache sagt *Les Maures défaits (ont expié ton crime)*, die andere: Die Besiegung der Mauren (hat deine Schuld gesühnt) oder darzulegen, inwiefern sich bei den sogenannten „unpersönlichen" oder „einpersönlichen" Verba aus einer genauen Prüfung vom m e t a p h y s i s c h e n Standpunkt aus nicht nur die Unzulänglichkeit der eben erwähnten (und wohl allgemein als

zu äußerlich, als zu wenig besagend anerkannten) Termini, sondern auch die Unzulässigkeit der von Tobler (auf Grund an sich beachtenswerter Erwägungen) gewählten und in die romanische Syntax eingeführten Bezeichnung „subjektslos" ergibt.[4]) — Was werden aber einem so maßlosen, so phantastischen Unterfangen, was werden solchen *développements logico-psychologico-métaphysiques* gegenüber diejenigen „Grammatiker" sagen, die (nach Toblers Vorwort zum 1. Teil der *V. B.*) schon vor der daselbst gebotenen gründlichen syntaktischen Untersuchung „als vor Psychologie oder noch Schrecklicherem sich bekreuzigen"? Werden sich ihnen nun bei der Aussicht auf den Hinzutritt einer so unheimlichen und entschieden ganz „ungrammatischen" Wissenschaft wie es die Metaphysik für sie ist, doch gewiß die Haare zu Berge sträuben, oder werden sie ihrer Verblüfftheit in einer erlösenden Lachsalve Luft machen? Ich weiß es nicht. Wohl aber glaube ich zu wissen, daß die meisten erleichtert aufatmen werden, wenn sie nunmehr vernehmen, daß jenes so schreckhafte oder so komische (je nach dem Standpunkte), auf alle Fälle aber dem frisch-fröhlichen Betriebe der *développements purement grammatico-syntaxiques* höchst störende Werk nicht mehr erscheinen wird. Einige kurze Auszüge freilich werden die Leser dieser Rezension anläßlich gewisser Aufstellungen Löseth's schon über sich ergehen lassen müssen.

Nach dieser prinzipiellen Auseinandersetzung — das „prinzipiell" mag ihr zur Rechtfertigung, auch ihrer Länge zur Entschuldigung dienen — kann ich nunmehr ohne die unerfreuliche Zutat, beständiger längerer, „krittelnder" Ausführungen, wie sie sich in meiner Besprechung des 1. Teiles der *Notes* vielfach so unliebsam bemerkbar gemacht haben, den Lesern der Zeitschrift etwas rascher eine Übersicht über die „Fülle" der von Löseth hier, im 2. Teile, gebotenen Belehrungen geben.[5])

[4]) Tobler hat übersehen, daß für die Sprache eine in finiter Verbform gemachte Aussage niemals „subjektlos" sein kann, daß ein Verbum in der 3. Pers. Sing. immer ein Sein bezw. ein Geschehen als einem abwesenden (oder doch als abwesend aufgefaßten) Seienden inhärierend darstellt und daß, wenn kein besonderes „Subjekt" ausgesprochen oder wenn (neufranzösisch) *il* dazugesetzt wird, sprachlich immer ein im Geiste bereits vorhandenes, vorschwebendes — sei es vorher genanntes oder doch sonstwie schon „bekanntes" — Subjekt gemeint ist. Die metaphysische Sprachuntersuchung zeigt nun, daß, wenn auch für eine sachliche Untersuchung, für die Realitätsforschung ein vollführendes Seiendes in *il pleut*, *il neige* usw. nicht vorhanden ist, die Sprache dennoch ein solches annimmt, substruiert (ähnlich, wie die Alten einen Donnergott, Meeresgott usw., und die Kirchen dem Weltganzen auch heute noch ein anthropomorphes Gotteswesen substruieren), so daß jene Verba in einer wissenschaftlichen Sprachbeschreibung nicht als subjektlos, sondern als „Verba mit fiktivem Subjekt" oder „pseudosubjektische Verba" zu figurieren hätten.

[5]) Eine Arbeit, die ich für etwaige weitere Teile der *Notes de syntaxe française* mit gutem Gewissen anderen überlassen zu können

Kap. I „B e a u c o u p , b i e n , etc." Verfasser erinnert zunächst an die Zwiefachheit des Verfahrens bei Quantitätsbezeichnungen „von der Kategorie *beaucoup*", wie es in *assez de lait* gegenüber *du lait assez*, *beaucoup d'esprit* und *de l'esprit beaucoup* (aus Plattner III, 1, 201: *des statues beaucoup, des hommes point*) zutage tritt, um dann (nach meiner Meinung, unnötig) nachzuweisen, daß *beaucoup* in *Il y a des gens avec qui il faut user beaucoup du subjonctif* n i c h t den Ausdruck *du subjonctif* „regiert". „Man könne auch nicht *user beaucoup de subjonctif* sagen" (sollte wirklich jemand auf diese seltsame Idee verfallen?), „wohl aber im Plural und m i t a n d e r e n V e r b e n (!) etwa: *mettre, lancer beaucoup de subjonctifs*" (warum nicht auch *user de beaucoup de subjonctifs?*).

Weiter wird behauptet, daß, wenn auch ursprünglich das Komplement von *user* instrumental und nicht partitiv war, sich schließlich doch die p a r t i t i v e Vorstellung in die Konstruktionen *user de, jouir de, vivre de, redoubler de, abonder de qch.* eingeschlichen habe. «*La source, l'origine, l'instrument, le partitif et le contenu sont des catégories qui se tiennent de près et qu'on représente par la même préposition «de»; le «de» dans user de qch., pour un Français de nos jours, équivaut au «de» de «prendre, boire de qch.*» Hier sei mir ein Einspruch gestattet. Die Zurückführung sämtlicher Gebrauchsweisen von *de* auf eine einzige, ist keinem mehr sympathisch, als mir selbst. Doch muß sie dann auch in gründlicher, in einer auf das innerste Wesen, den innersten Kern der Bedeutung zurückgehenden Weise geschehen. Gerade der Versuch, den ich dazu gemacht habe (Bd. XXXVII, 263 dieser Ztschr.) hat mir die schon erwähnte Vorhaltung der *développements d'ordre logico-philosophique* eingetragen. Sieht man jedoch von einer solchen Zurückführung auf eine letzte, allen Einzelverwendungen zugrunde liegende Bedeutung ab und stellt man nur Einzelkategorien auf, dann muß man aber auch mit aller nur möglichen Sauberkeit der Scheidung verfahren und darf nicht ganz verschiedenartige Dinge durcheinanderwerfen. Wer die Kategorien eines instrumentalen, eines partitiven und eines respektiven *de* einmal ansetzt, der wird, wenn er sorgsam verfährt, durchaus dabei bleiben müssen, daß das *de* in *user de, jouir de, vivre de* instrumental ist (da es ja doch ausgeschlossen ist, bei Setzung von Totalbegriffen je auf das *de* zu verzichten, mit anderen Worten: da man ebensowohl *user de s a raison* sagen muß, wie *user d e raison, jouir de s o n crédit* wie *jouir*

---

glaube, zugleich in der Hoffnung und mit dem Wunsche, daß deren Besprechung Löseth selbst mehr Freude und auch diejenige Befriedigung bereiten werde, die ich ihm als Lohn für sein unstreitig fleißiges und unermüdliches Sammeln von Herzen gönne, die ich ihm selber aber auf keine Weise spenden konnte, wollte ich nicht meinen innersten Überzeugungen untreu werden.

de crédit, vivre de son travail wie *vivre de vol, de pain*, wohingegen neben *prenez de ces fruits* mit partitivem Sinne ein *prenez ces fruits* im Totalsinne einhergeht) und daß das *de* in *redoubler de, abonder de* (mit Meyer-Lübkes Bezeichnung) „respektiv" ist, da es bedeutet „in bezug auf, hinsichtlich".

Viertens: Bei der Erörterung des Marineausdrucks *donner (de) la bande* „sich (stark) auf die Seite legen" entscheidet sich Verfasser (meines Erachtens mit Recht) für die Auffassung des Wortes *bande* als eines „Konkretums" (= Seite des Schiffes, Bootes usw.) nicht als eines abstrakt oder bildlich gebrauchten Wortes („Neigung", „*inclinaison" qu'enregistrent Larousse et le dictionnaire nautique de Jal*), indem er an die zahlreichen *de*-Wendungen bei *donner*, wie *donner de la tête, de l'éperon, du pied, de la voix, du cor* usw. erinnert und die zutreffende Erläuterung gibt: *Un navire donne de la bande quand il heurte du flanc la mer ou le rivage.* Hingegen ist mir nicht recht klar, was er mit dem Schlußsatz: *Je n'ai pas trouvé «donner beaucoup de bande», malgré le «donner la bande»* sagen will. Es gibt doch allerlei andere Fälle, in denen neben einem Objekt mit „bestimmtem Artikel" kein solches mit *beaucoup de* einhergeht. So sagt man z. B. *donner la main*, aber nicht *donner beaucoup de main.*

Fünftens kommt Verfasser auf die mit *-ment* gebildeten Quantitätsadverbia zu sprechen und erwähnt, daß — und zwar schon im XV. Jahrh. — manche derselben „zwischen der Konstruktion von *beaucoup* und derjenigen von *bien* schwanken" (d. h. teils *de* ohne Artikel — wenigstens, soweit es sich nicht um determinierte Seiende handelt — teils *de* mit dem Artikel nach sich haben). Das hält er — gegen Plattner — auch für *extrêmement* aufrecht, für das der *Dictionnaire général* in der Tat neben *avoir extrêmement d'esprit* auch (wenigstens als älteres Verfahren) *avoir extrêmement de l'esprit* nachweist. Zu den allgemein bekannten fügt er dann noch (z. T. aus Plattner und Storm) hinzu *diablement, suffisamment, fièrement, rudement*, letzteres (auf Grund des Satzes *Ça m'a coûté rudement des écus*) als familiäres bezw. vulgäres Ersatzwort für *bien* bezeichnend, als das er es auch in anderen Funktionen (z. B. *Ça, c'est rudement beau, ça!* vulgär: *Ben, c'est rudement chouette*) erweist. Hier scheint mir nun eine dringende Mahnung zur Vorsicht am Platze. Man wird sagen müssen, daß die Zugehörigkeit zur *bien*-Kategorie (neben der zur *beaucoup*-Kategorie) durch das angeführte Beispiel (mit *coûter rudement des écus*, selbst wenn dabei *rudement* hinter dem Participe passé steht) für *rudement* ebensowenig bewiesen wird, wie für *extrêmement* durch das vom *Dict. gén.* aus Fontenelle zitierte Beispiel: *Les Grecs, en général, avaient extrêmement de l'esprit* — wenigstens dann nicht, wenn man es mit dem Beweisen ernst nimmt. Sobald ein solches Adverb auf *-ment* (und dasselbe gilt für *bien* und *beaucoup*) zwischen einem

transitiven Verb (ja selbst *voici*, *voilà* nicht ausgenommen) und einem Substantiv mit *de* + best. Art. auftritt, dann besteht, wie sehr auch manchmal der Sinn dagegen zu sprechen scheint, immer noch die Möglichkeit, daß für den Sprechenden das Adverb in engerer Beziehung zum Verb steht als zu dem Substantivausdruck.[6]) Einen Beweis (im strengen Sinne des Worts) für Zusammengehörigkeit des Adverbs mit dem Substantiv — und das gilt für *bien* nicht minder als für die *ment*-Adverbien — bieten nur d i e Fälle, in denen die Quantitätsausdrücke in einem präpositionalen Verhältnisse zum (ausgesprochenen oder nur gedachten) Verb stehen. Also z. B. ***J'ai parlé à bien des hommes***; ***il a hérité de bien des écus*** usw. Nur auf Grund solcher Fälle könnte für Wörter wie *rudement*, *extrêmement* usw. die Behauptung aufgestellt werden, daß sie ebenfalls zur *bien*-Kategorie gehören. Und wenn der Verfasser (S. 5 oben) sagt: *Mais on ne rangera pas ici l'adverbe de cette phrase . . .: «Ils burent copieusement du brændvin (= de l'eau-de-vie)»*, weil nach seiner Meinung (deren Richtigkeit ich ohne den Zusammenhang nicht kontrollieren kann) hier ein bestimmter (im Hause befindlicher, schon erwähnter) Branntwein gemeint sei, so ist dagegen einzuwenden, einmal, daß, selbst wenn *copieusement* zufällig i n d i e s e m S a t z e in keiner näheren Beziehung zu dem *du*-Ausdruck steht, es an und für sich immer noch ganz wohl mit *rudement* usw. rangieren könnte, sodann aber auch, daß ein solcher Satz, wie vorhin ausgeführt, selbst wenn es sich um „unbestimmten" Branntwein handelte, noch keine sicheren Schlußfolgerungen bezüglich des Adverbs *copieusement* gestatten würde. Eher wird man sich der Meinung des Verfassers anschließen können, daß in dem Satze *Gaveston a trop bu ce matin de l'ale, du wiskey et du stout* (aus Léon Gozlan) von bestimmtem Bier, Branntwein und Stout die Rede sein m ü s s e , da man doch immer sage: *Elle a trop bu* (oder *bu trop*) *d e limonade* usw.

Sechstens wird konstatiert, daß sich bei *de plus en plus* und *de moins en moins* außer der (überwiegenden) „*beaucoup*-Konstruktion" (z. B. *J'y trouve de plus en plus d e choses qui me saisissent*) gelegentlich auch *de* m i t dem Artikel findet: *Ce fatalisme inflexible gagnant de plus en plus d u terrain . .* (aus N. Ségur, *La Revue, 1er oct. 1912*), ein Verfahren, das sich ja (wie es bei einem *il eut de plus en plus peur* der Fall wäre) theoretisch als genügend begründet darstellt, um die (bei der Vereinzelung vielleicht naheliegende) Annahme eines Druckversehens überflüssig zu machen.

Ähnlich würde ich bei der (siebentes) gemachten Gegen-

[6]) Sogar im Falle eines verblosen Ausrufs, z. B. *Rudement des écus!* könnte, wie auch bei *bien des écus*, immer noch syntaktische Beziehungslosigkeit zwischen beiden Elementen vorliegen: (Da gibt's) tüchtig — Taler!

überstellung von *Plus on est de fous („chanson“)* und („familiär und vulgär:) d e s fous“ außer der rein stilistischen Begründung — wird man übrigens das Sätzchen, dessen Fortsetzung ja wohl lautet: *plus on s'amuse*, anders als in familiärer Ausdrucksweise verwenden? — doch auch an eine Sinnesschattierung denken, so nämlich, daß die zweite Form bedeutete: „Je närrischere, d. h. ausgelassene Leute sich zusammentun, desto“ usw. Und wenn dann Verfasser zum Vergleich die lustige Äußerung (aus Gyp) *V's avez donc autant de fantaisies qu'un chien a d'puces!* mit der Bemerkung, dies sei familiär, vulgär würde es *des puces* heißen, heranzieht, so möchte ich mir die Frage erlauben, ob etwas noch familiärer oder vulgärer sein könne, als die hier gewählte Ausdrucksweise.

Den achten Punkt des ersten Kapitels bildet eine längere (fast eine enggedruckte Seite einnehmende) Erörterung gewisser Verwendungseigentümlichkeiten von *beaucoup* und *bien*, wie sie d e n e n von höchster Wichtigkeit erscheinen werden, die es sich angelegen sein lassen, den Franzosen „abzugucken, wie sie sich räuspern usw.“, für die Verf. also, wie ich weiß, viele Leser sehr dankbar sein werden, während ich gestehen muß, daß mich über solche Quisquilien d i e Erwägung kühler denken läßt, daß in ihnen ein gut Stück rein Modisches, also (wie die Mode) dem schnellen Wechsel Unterworfenes zu liegen pflegt, ja daß schon ein leiser Lufthauch (z. B. ein zufälliges Wort- oder Konstruktionszusammentreffen) die schönen „Regeln“ über den Haufen blasen kann.[7]) Wenn ich alles das, was Verfasser über die Bevorzugung von *bien des années*, *bien des fois*, gegenüber dem (natürlich keineswegs völlig ausgeschlossenen) *beaucoup d'années*, *de fois* usw. sagt, noch einmal zusammenfassend überschaue, kommen mir unwillkürlich die Termini, die bekanntlich Gröber für die Stellung attributiver Adjektiva im Französischen aufgestellt hat, in den Sinn, nämlich „affektisch attribuierend *(bien des fois)* und logisch distinguierend“ *(beaucoup de fois)*. Daher denn Löseth's südfranzösischer Mediziner ihn fragt: *Vous y êtes allé beaucoup de fois?* (Genau so wie *Harpagon* im *Avare* IV, 3 mit Bezug auf die Besuche seines Sohnes bei Marianne: *Beaucoup de fois*, worauf Löseth selbst aufmerksam macht), und daher denn auch die häufige Verwendung von *beaucoup* in n e g a - t i v e n Sätzen wie: *Il n'a pas beaucoup d'amis* oder bei genauerer

[7]) So müßte es — nach Littré — heißen: *bien meilleur*, aber *beaucoup mieux*. Aber schon Plattner zitiert (wie Löseth S. 6 Anm. erwähnt) einen Satz aus Despois, in dem dieser (sicher mustergültige) Schriftsteller sagt: *Telle fut sa querelle avec Furetière, coupable d'avoir, seul et en bien moins de temps, publié un dictionnaire b e a u c o u p m e i l - l e u r.* Wozu Löseth erläuternd bemerkt: *Ici «beaucoup» semble placé pour la variation et pour l'antithèse.* Die Antithese würde doch gerade nochmalige Setzung d e s s e l b e n Wortes begünstigen. Ich halte Abwechselungsbedürfnis für das Wahrscheinlichere.

(also sich mehr an das Denken und Urteilen wendenden) Determination des abhängigen Ausdrucks, wie: *beaucoup de ses propres contemporains*; *dans beaucoup de ces chants*, wobei zu affektischen, pathetischen Äußerungen im ganzen wohl seltener Anlaß sein dürfte, als bei beteuernder Konstatierung einer großen Zahl von Fällen, Gelegenheiten usw., wie *(Je l'ai vu) dans bien des occasions. — (Nous différons) sur bien des points. — En bien des heures de lecture assidue (il a acquis des connaissances étonnantes).*

Den neunten und letzten Punkt des ersten Kapitels bildet die Erwähnung eines eigentümlichen (elliptischen") Gebrauchs von *si bien* in dem Satze: *Quel joli soulier! si j'avais si bien le pareil, je l'emporterais à ma femme*, zu dem Löseth die willkommene — ich gestehe, daß ich ohne sie ratlos gewesen wäre — Erläuterung gibt: Man ergänze (hinter *le pareil*): *que j'ai maintenant celui-ci.* Wie schon angedeutet, ist mir dieses Ausdrucksverfahren völlig fremd. Wäre ich in den letzten fünf Jahren der französischen Lektüre nicht so entfremdet worden, wie es der Fall ist, würde ich bei dem völligen Fehlen jeder Erinnerung der Versuchung schwerlich widerstanden haben, die Vermutung auszusprechen, daß dies doch wohl kein Französisch sei (unter Hinweis auf zu erwartendes *aussi bien*, sowie darauf, daß es Löseth bei seinem enormen Sammelfleiß und seinen Beziehungen zu Franzosen sonst doch wohl geglückt wäre, noch ein paar weitere Belege dieses — unter allen Umständen auffallenden — Gebrauchs von *si bien* beizubringen, daß er dann auch wohl, seiner sonstigen Gewohnheit gemäß, die Stilgattung, der derselbe angehört, irgendwie angedeutet hätte). Auch daß dieses — einzige — Beispiel nicht einem originalfranzösischen Werk, sondern einer Übersetzung (Beauvois, *Traduction de contes de la Norvège*, p. 30) entstammt, wobei mir unwillkürlich das von A. Tobler, V. B. III Artibel 3 S. 17 (1. Aufl.) erwähnte „Wir haben mit Lisaweta die Kreuze getauscht" (= ich und Lisaweta haben usw.) aus dem Russischen von Dostojewski (oder vielleicht doch, der Bequemlichkeit halber, aus einer französischen Übersetzung übertragen?) einfällt, sowie der Umstand, daß unmittelbar vorher *si* (allerdings in der Bedeutung „wenn") steht, hätte dem Verdachte eines Übersetzungs-, oder Schreib-, oder Druckversehens Nahrung geben können. Doch bei der geringen französischen Lektüre, die ich in den letzten Jahren getrieben habe, halte ich es für richtiger, mich in diesem Falle für inkompetent zu erklären, was man mir vielleicht weniger verübeln wird, nachdem ich, aus der gegebenen Sachlage die Konsequenzen ziehend, meinen Entschluß zu endgültigem Verzicht auf wissenschaftliche Publikationen bereits ausgesprochen habe.

Viel mehr Geschlossenheit und Einheitlichkeit als in dem,

wie wir gesehen haben, etwas buntscheckigen ersten Kapitel, herrscht erfreulicherweise in dem zweiten, „*Du bon vin, etc.*“, überschriebenen, das sich übrigens ganz wohl mit dem nächstfolgenden: *L'article partitif par rapport à la négation* zu einer Einheit hätte zusammenfassen lassen, da es sich in beiden um die Frage der Setzung von *de* mit dem bestimmten Artikel bezw. ohne denselben, oder (wie Verfasser sagt, um) „*le choix entre l'article partitif et le simple «de»*[8]) handelt.“

In beiden Kapiteln führt Verfasser ein reichhaltiges, teils Grammatikern, teils seiner eigenen umfassenden Lektüre entnommenes Beispielmaterial vor, zeigt, wie die verschiedenen

[8]) Diese Fassung will mir darum nicht glücklich scheinen, weil das „einfache *de*“ vor Adjektiv + Substantiv im wesentlichen dieselbe Funktion erfüllt, wie die als Teil(ungs)artikel bezeichnete Verbindung von *de* + Artikel, so daß, wer sich der, soweit ich sehe, allgemein anerkannten Bezeichnungsweise anschließt, doch wohl besser daran tut, von einem vollständigen und einem verkürzten Teilungsartikel zu sprechen und den Ausdruck „einfache Präposition *de*“ für die (ganz anders gearteten) Fälle zu reservieren, wo *de* eine bestimmte Art der Beziehung zwischen zwei verschiedenen Elementen des (zum Zweck der Mitteilung zu analysierenden und zu subsumierenden) Vorstellungskomplexes bezeichnet, d. h. für die Fälle, wo auch vor einem Eigennamen oder einem determinierten Substantiv *de* stehen müßte. — Was aber den Terminus „Artikel“ (also auch denjenigen: Teil(ungs)artikel) an sich betrifft, so lautete der Anfang des von ihm handelnden Kapitels der (oben S. 30 f.) erwähnten) Grundlegung zu einer wissenschaftlichen Sprachbeschreibung (Grammatik)“ folgendermaßen: Von allen nichtssagenden Termini der traditionellen Grammatik, wie „Verbum“, „Adjektiv“, „Präposition“, „Konjunktion“ usw., ist wohl „Artikel“ der allernichtssagendste, zugleich auch der irreführendste und darum für den vertrauensseligen Jünger der Grammatik gefährlichste. Von ihm gilt nicht nur der bekannte Goethesche Satz, daß, wo Begriffe fehlen, ein „Wort“ zur rechten Zeit sich einstellt, sondern ihm wohnt sozusagen eine Art hypnotisierender Wirkung inne insofern, als, wer es einmal harm- und gedankenlos akzeptiert, fortan nicht mehr merkt, daß, und welchen Galimatias er redet, wenn er sagt: „Dann und dann steht der bestimmte Artikel“. Im Neufranzösischen steht das, was man Artikel nennt, als Wortart auf völlig gleicher Stufe mit den sogenannten *adjectifs possessifs, démonstratifs, (relatifs* veraltet*), interrogatifs* und *indéfinis*, d. h. er gehört zu der (eine geniale Schöpfung des Französischen darstellenden) Gruppe der unselbständigen — auch als „unbetont“, „*conjoints*“ usw. bezeichneten Wörter des nominalen Hörigkeitskreises, ebenso wie anderseits die sogen. unselbständigen, unbetonten pronominalen Fürwörter *(pronom. personnels conjoints)* — wozu bekanntlich die Adverbien *en* und *y* kommen — Verbalhörige sind. Wenn man nun nie auf den Gedanken gekommen ist, *ce (cet, cette, ces)* oder *mon, ma mes, ton, etc.*, oder *quel (quelle, quels, quelles)* oder *quelque, chaque, tout (toutes, etc.)* als Artikel (Gliedchen) zu bezeichnen, so liegt auch nicht der mindeste Grund vor, *le, la, les* einer- und *un, une* andrerseits mit einem so absolut sinnlosen Terminus zu belegen, vielmehr wäre dafür (falls man nach Analogie verfahren wollte etwa die Bezeichnung: *adjectif rappelant* anzusetzen oder *rétrospectif*, oder, was man sonst wählen wollte), um anzudeuten, daß, wie *ce (cet, etc.)* ein Seiendes als an einer bestimmten Stelle der Wirklichkeits- oder Vorstellungs-

Sprech- und Ausdrucksweisen (vulgär, populär, familiär, literarisch) vielfach verschieden verfahren und bemüht sich, Erklärungen für einzelne dieser Abweichungen zu geben. So stellt er S. 7 den Satz auf, daß die volkstümliche und kindliche Sprache als Teilartikel durchweg *de + Art.* setze, auch wenn dem Substantiv ein Adjektiv voraufgeht: *du bon vin*, *de la grosse toile*, *des belles fleurs*, *des chics chevaux*. Die Umgangssprache hingegen bevorzuge zwar im Singular den „vollen" Teilartikel (wie ich der Kürze halber sagen will) z. B. *du vrai bonheur* — „weil ein bloßes *de* (sagen wir: der „verkürzte" Teilartikel) leicht als *de* des Ursprungs, der Eigenschaft aufgefaßt werden könnte" (aber doch nur im Prädikatsfalle! Z. B. *une crasse qui était sans doute d u vieux sang*, wo *de vieux sang* in der Tat bedeuten könnte „die a u s altem Blute war, v o n altem Blute herrührte") — im Plural hingegen setze sie *des* nur dann, wenn das vorangehende Adjektiv eine „essentielle" Eigenschaft (nach der Definition von Clédat p. 100) bezeichne und mit einem Substantiv, das materielle Seiende oder Gegenstände, Dinge, Wesen des praktischen Lebens benenne, verbunden sei: *des vieux souliers*, *vêtements*; *des bons vins*, *des bonnes places*. Freilich wird hier die Sicherheit der Regelgebung durch die Möglichkeit von Schreib- oder Druckversehen (namentlich infolge von progressiver oder regressiver Analogiewirkung) stark beeinträchtigt. Mit Recht nimmt Verfasser für *de grands-croix* und *de grands-parents* — falls sie wirk-

welt befindlich bezeichnet, *mon (ma, mes) ton, etc.* als „mir", „dir" usw. „gehörig" — was letzten Endes a u c h eine lokale Charakterisierung, aber eine durch eine Beziehungsangabe erweiterte, also eine „gemischt lokale" Charakterisierung ist — so nun *le*, *la*, *les* ein Seiendes (oder eine Anzahl Seiender) a l s b e r e i t s i m V o r s t e l l u n g s - k r e i s e d e s H ö r e r s v o r h a n d e n (Gröber sagt „bekannt"), sei es auf Grund schon stattgehabter ausdrücklicher Erwähnung, oder auch auf Grund einer jedermann geläufigen, und darum dem Hörer schlankweg zuzumutenden Denk-, Vorstellungsoperation (z. B. Er kam an ein Schloß und klopfte an d a s Tor) kennzeichnet. Wer dieser Betrachtungsweise folgt und weiter nachgeht, wird dann auch unschwer erkennen, daß der „bestimmte Artikel" mit „Bestimmtheit" gar nichts zu tun hat, daß vielmehr der „unbestimmte Artikel" es ist, der ein Seiendes als (innerhalb eines gewissen Vorstellungskomplexes) „bestimmt" kennzeichnet z. B. *Il rencontra u n soldat*; wohingegen die Unbestimmtheit (z. B. in dem Satze: *Si vous rencontrez là quelque soldat...*) durch *quelque (s)* ausgedrückt wird usw. Kurz: entweder hat man in den romanischen Sprachen fünf bis sechs Artikel oder gar keinen anzusetzen." Leider ist hier weder Ort noch Raum zur Weiterspinnung solcher kritischen Reflexionen, die es mich bei der Rezension von Löseth's „*Du bon vin, etc.*" freilich locken würde auf die Frage des „*article partitif*" auszudehnen. Doch der Verfasser würde mir dafür wenig Dank wissen. Sie wären ihm wieder *d'ordre logico-philosophique plutôt que grammatico-syntaxique*, was mich nun zwar zu hindern vermag, sie h i e r anzustellen, aber nicht hindern wird, sie für mich selber weiter auszubauen, auch wenn ein „witziger" Leser finden sollte, daß es dem Autor des *(adjectif) rappelant* doch wohl selber etwas „rappeln" müsse.

lich unter s o l c h e n Umständen auftreten, wo einfaches *croix* und *parents* ein volles *des* vor sich gehabt haben würden (Belege werden nicht gegeben) — Schreib- oder Druckfehler an.

Und gewagt müssen unter solchen Umständen nicht nur Haase's und Clédat's (sich unmittelbar widersprechende) Aufstellungen,[9]) sondern auch die des Verfassers erscheinen. Einmal der Satz: *Au reste, le «des» peut se prêter aux descriptions, et plusieurs écrivains s'en servent pour faire tableau, produire quelque effet pittoresque ou rendre leur exposé plus large et plus vivant, le «des» donnant plus d'ampleur, plus de lumière*; sodann das (nach Einschiebung der Konstatierung, daß die Vulgär- und Kindersprache die schon im älteren Französisch nachweisbare Setzung des vollen Teilartikels auch vor *autres* kennt, z. B. *et puis core d e s aut' types*) gegebene Seiten- oder Gegenstück: In der Umgangssprache beschränke sich der Gebrauch des verkürzten Teilartikels vor Adjektiv + Substantiv auf Verbindungen abstrakten Charakters, es sei denn, daß der Sprechende sich einer sorgfältigen Redeweise befleißige oder gar elegant zu sprechen sich bemühe. Wenn er unter den Erläuterungen und Zusätzen weiterhin bemerkt, *de* m ü s s e in Formeln und Redewendungen wie *Vous avez passé de bonnes vacances? Avez-vous de bonnes nouvelles de votre fils?* oder *ouvrir de grands yeux*; *je serais entre de beaux draps, etc.*, so vermag ich darin weder „abstrakte" noch gewählte Ausdrücke zu sehen. Sollte in den beiden ersteren Fällen Abneigung gegen *des bonnes* wegen des (wenn auch nur momentanen) Anklanges an „Dienstmädchen", in den beiden letzten formelhafte Erstarrung auf Grundlage des älteren Verfahrens (vgl. *grand' mère*) im Spiele sein? Ich möchte aber nicht durch Äußerung bloßer Vermutungen meine Mahnungen zu größter Vorsicht bei der Beurteilung so delikater Materien desavouieren. — War es nötig, weiter ausdrücklich zu konstatieren, daß vor dem bekannten, adjektivisch gebrauchten *drôle de* im Plural „gewöhnlich *de*" steht? Eher wäre ein Fall mit *des drôles de* auffällig und bemerkenswert gewesen. Einen solchen aber scheint Verfasser nicht angetroffen zu haben, wenngleich mir — nach einer alsbald hier zu erörternden Analogie — zu dem vulgären *on en voit pourtant d'drôles* (Gyp, *Dans l'train II*) ein „korrekter sein sollendes" **des drôles* nicht unwahrscheinlich ist. Gleich darauf nämlich fragt Verfasser anläßlich des Gypschen Satzes: *On aura d'manières ed princes* — das folgende Beispiel mit *Y en aura d'j o l i e s* (nämlich *dames*) scheint mir nach dem vorher, z. B. bezüglich *drôle*, Gesagten nichts Auffälliges zu haben und hier nicht herzugehören — ob hier (in *d'manières*) volkstümliche Bewahrung einer alten kurzen, nur aus *de* bestehenden Form

[9]) Nach Haases Meinung gäbe *des*, nach *Clédat's* gerade das einfache *de* „dem Adjektiv mehr Kraft".

des Teilartikels, wie sie auch noch in *se donner de garde* enthalten ist, vorliege oder ob es ein Fall von Apokope des *des* in der Vulgärsprache sei, ähnlich denen von Synkope, die sich vor vokalischem Anlaut *(d's enfants, d's étrangers)* so häufig finden. Die in dem zweiten Gliede dieser Doppelfrage ausgesprochene Vermutung scheint mir durchaus beachtenswert. Ich neige sogar dazu, ihr zuzustimmen und in ihr auch den Schlüssel zu der in einem späteren kurzen Kapitel *(„L'école de(s) garçons, etc.")* zur Sprache gebrachten Erscheinung zu sehen. Bezüglich der Frage nämlich, ob *l'école des garçons (filles)* oder *l'école de garçons (filles)* den Vorzug verdiene, macht Verfasser die einigermaßen belustigende Mitteilung: *„Dans une famille bourgeoise que j'ai connue à Paris, la mère et le père croyaient qu'on pouvait dire les deux, tandis que leur fille préférait «des».*" Sollte hierin nicht eine Reaktion gegenüber einem vulgären und darum bei der Schuljugend in ihren gemütlichen Unterhaltungen gebrauchten inkorrekten Verfahren zu sehen sein, eine Reaktion ähnlich derjenigen, die das neu eingeschulte Kind aus dem Volke veranlaßt, dem Lehrer, in „feinerer" Sprechweise, *Ce n'est pas-t-à moi* zu sagen (was ja dann infolge der häufigen Berichtigungsfrage: „*pas-t-a*", *qu'est-ce?* ganz wohl zu dem Terminus *pataquès* = „falsche Bindung" geführt haben könnte.[10]) An Beispielen solcher „umgekehrten" Sprechweise (sei es phonetisch oder syntaktisch) fehlt es ja nicht. In einer Berliner Familie sprach eine feinere Köchin, die vorher in einer Justizratsfamilie gedient hatte, zu ihrer neuen Herrin stets von der Frau „Gustizrat", da die Aussprache mit j ihr (wegen „jut, Juste" = gut, Auguste) häßlich erschien. Ja, man kann, wenigstens in Berlin, wo der Ungebildete statt „sieh" im Imperativ „seh" sagt, die Gebildeten suchen, die (das einzig korrekte) „Seh' mal einer an" kennen oder — im Hinblick auf die Diskreditiertheit dieser Form — auszusprechen wagen.[11]) Sagt also die Vulgärsprache — und bei ihrer Vorliebe für Jargon und Argot auch die Schuljugend — *d'manières* statt *des manières*, dann ist es begreiflich, daß die letztere, wenn sie fein sprechen will oder ihre Ansicht über sorgfältige, korrekte Ausdrucksweise äußern soll, in allen Fällen, wo Schwanken

---

[10]) Wenigstens erscheint mir eine solche Herleitung natürlicher als die vom *Dict. gén.* gegebene, wonach ein Spaßvogel statt *je ne sais pas à qui c'est* absichtlich *je ne sais pas-t-à qu'est-ce* gesagt hätte. — Auch zur Erklärung von *vasistas* scheint mir die Annahme nicht genügend, daß jemand, auf ein solches kleines Fenster (z. B. in der Kutsche) zeigend, gefragt habe „Was ist das?" Man wird vielmehr davon ausgehen müssen, daß mit Bezug auf die durch ein solches Fenster sichtbar werdenden Lokalitäten (z. B. auf der Reise) jemand, auf das Fensterchen weisend, öfters gefragt habe „Was ist das? Was ist das?" also ein Fensterchen, bei und an dem immer „vasistas" gesagt wird.

[11]) Sogar in die Schriftsprache ist die falsche Form eingedrungen, wenigstens entsinne ich mich, das „Sieh mal einer an" vor ca. zwanzig Jahren in Ebers „*Per aspera ad astra*" gelesen zu haben.

zwischen *des* und *de* sich zeigt, dem *des* ebenso den Vorzug gibt, wie jene Gebildet-sein-wollende dem „Sieh mal einer an" vor dem „häßlich klingenden" „Seh mal einer an", oder wie die Klippschüler aus dem Volke, die unter sich *ce n'est pas à toi* usw. natürlich stets ohne *s*-Laut sprechen, bei „feinem Sprechen" *pas-t-à* sagen, da sie nicht wissen, daß *pas* am Ende ein *s* hat.

Ziemlich parallel den Betrachtungen und Feststellungen bezüglich des Teilartikels vor den Verbindungen von Substantiven und vorangestellten Adjektiven verlaufen diejenigen bezüglich des Teilartikels in negativen Sätzen. Es hat auch hier den Anschein, als ob die gewählte, die literarische Ausdrucksweise bloßes *de*, die familiäre, ja schon die Umgangssprache *de* + *Art.* bevorzugt. Eines genaueren Eingehens auf Einzelheiten — z. B., daß *nouvelles* gern *des* zu sich nehme „*pour ne pas être confondu avec l'adjectif*", oder daß *je n'ai pas du cheval* gern mit Bezug auf Pferdefleisch, *je n'ai pas de cheval* hingegen mit Bezug auf ein lebendes Tier gesagt werde (während nach Clédat *de* in beiden Fällen richtig sei — zweifellos, nur daß *je n'ai pas du cheval* ausschließlich im ersteren Falle zulässig ist), bedarf es hier daher nicht mehr.

Wohl aber scheint mir die zu Anfang des nächsten Kapitels „*D'autres constructions partitives*" aufgestellte Behauptung einer kurzen Erörterung bedürftig, daß nämlich, wenngleich der Teilartikel beim Subjekt im Gegensatz zum Altfranzösischen heute häufig ist, „*on ne pourrait guère dire, avec le verbe au passif: De l'eau fut apportée; il faudrait: il fut apporté de l'eau, ou: on apporta de l'eau.*" Ich neige der Ansicht zu, daß hier nicht das Passiv im Spiele ist, sondern der Sinn oder, wenn man will, das Ideenverhältnis im Satze das Entscheidende ist. Das französische Satzkonstruktionsgesetz verlangt bekanntlich, daß begonnen wird mit den dem Hörer bekannten, geschlossen aber mit den ihm neuen Elementen des Satzes, daß also — um geläufige, wenn auch sachlich wenig zutreffende Ausdrücke zu brauchen — der Satz mit dem logischen Subjekt beginne und mit dem logischen Prädikat schließe, während im Deutschen das hier angedeutete Verhältnis der Satzelemente für die Wortstellung so gut wie belanglos bleibt, dafür aber in der Verschiedenheit der Tonhöhe beim Sprechen (also in der Schrift meist gar nicht) zum Ausdruck kommt.[12] Nun

[12]) Der diese Dinge erörternde Abschnitt der „Grundlegung zu einer wissenschaftl. Sprachbeschr." begann folgendermaßen: Es ist eine völlige Verkennung der Tatsachen zu sagen ein Satz entstehe durch Zusammensetzung (Synthese) von Subjekt, Prädikat usw. Vielmehr ist ein Satz immer nur die Kundgabe der an einer einzelnen Vorstellung oder einem ganzen Vorstellungskomplexe vollzogenen begrifflichen Verarbeitung, d. h. entweder eines einfachen Subsumptionsaktes (z. B. „Karl!" beim plötzlichen Erscheinen der betreffenden Person) oder eines aus Analyse und Subsumption

will der Sprechende hier augenscheinlich nicht sagen, daß Wasser g e b r a c h t (und nicht etwa f o r t g e s c h ü t t e t) wurde, sondern daß W a s s e r (und nicht etwa Milch oder Bier) gebracht wurde (z. B. um einen Bewußtlosen durch Besprengen und Waschen zu sich zu bringen) daher: *il fut apporté de l'eau.* Aber genau so sagt der Franzose im A k t i v: *il se trouve des gens pour qui rien n'est sacré* und nicht *des gens pour qui . . ., se trouvent* — oder vielmehr: die letztere Form würde er nur wählen, wenn die Tatsache des Vorhandenseins der kapitale Bestandteil der Aussage wäre (vgl. englisch *such people do exist*), aber in dem analogen Falle, daß einmal das „Herbeibringen" des Wassers die Hauptsache wäre, schiene mir auch gegen *de l'eau fut apportée* nichts einzuwenden. Nur wird man voraussichtlich lange warten oder suchen müssen, bis sich einmal eine zu solcher Äußerung Anlaß gebende Situation einstellt.

Auch in den Fällen des Teilartikels mit Possessiv beim S u b j e k t wie: *De ses élèves sont collaboratrices de cette Revue* vermag ich nichts Auffälligeres zu sehen als in derselben Fügung beim Prädikatsnomen oder Objekt (*il y a de ses élèves dans cette Revue* usw.). —

bestehenden (Doppel-)Aktes (z. B. „Dort läuft Karl") „ Will man daher bei der Satzlehre die Termini „Subjekt" (= Gegenstand, Vorlage) und „Prädikat" (= Aussage) sinnvoll und vernünftig gebrauchen, so kann füglich mit dem ersteren Worte nur die G e s a m t h e i t des der begrifflichen Zerlegung und Identifizierung Gebotenen also nur der ganze Vorstellungskomplex, als der „Gegenstand", über den man sich äußert, mit dem letzteren („Aussage") nur d i e s e Ä u ß e r u n g s e l b s t in ihrer Totalität bezeichnet werden (z. B. S u b j e k t : die Sinneswahrnehmung von dem dahinlaufenden Knaben, oder die abstrakte Vorstellung von der Allgemeinsterblichkeit der Menschen, P r ä d i k a t : „Dort läuft Karl" bezhw. „Alle Menschen müssen sterben"). Ganz sinn- und sprachwidrig hingegen ist die übliche Verwendung der beiden Termini zur Bezeichnung des p r a g m a t i s c h e n Verhältnisses, denn „Karl" ist zum „Laufen" nicht Subjekt, sondern T r ä g e r der betr. Tätigkeit; das Laufen nicht Prädikat, sondern Z u s t a n d oder H a n d l u n g in dem Karl i s t, bezhw. die er a u s ü b t. Daß in vielen Fällen der „Träger" zugleich das ist, wovon die Aussage ausgeht, kann zu seiner „Bezeichnung als „Subjekt" ebensowenig ein zureichender Grund sein wie der Umstand, daß viele Staaten einen Herrscher haben, die Verwendung des Wortes Monarchie im Sinne von Staat rechtfertigen würde. Es kann auch nicht sonderlich sachgemäß genannt werden, daß, wenn der Satz „Dort läuft Karl" den Sinn von franz. *C'est Charles qui court là-bas* hat, „Karl" als l o g i s c h e s P r ä d i k a t und „läuft" als l o g i s c h e s S u b j e k t bezeichnet wird. Der G e g e n s t a n d („Subjekt") der Rede ist und kann doch immer nur der g a n z e den Sinnen sich darbietende Vorgang, die A u s s a g e („Prädikat") doch immer nur der g a n z e Satz sein. D e n Teil, auf dem der Schwerpunkt der Aussage, der Mitteilung ruht, kann man doch eben nur den „wichtigen", „wesentlichen" („kapitalen", „essentiellen") nennen. — Auf den Fall bei Löseth angewandt, ergäbe diese Erörterung als kürzeste Ausdrucksweise: „*De l'eau fut apportée* ist darum unmöglich, weil im Französischen der essentielle Satzteil ans Ende tritt usw."

Drittens wird das Nebeneinanderbestehen von *certaines choses* und *de certaines choses* konstatiert, ein Bedeutungsunterschied aber geleugnet *(question de style plutôt que de syntaxe)* und Clédat widersprochen, der behauptet, daß das *de* hier verschwunden ist oder doch im Begriff ist zu verschwinden. Nach Löseth ist es „ein Zierrat, der dem Ausdruck größere Eleganz verleiht".

Viertens: Hinweis auf die Zwiefachheit des Verfahrens bezüglich des partitiven *de* nach gewissen Präpositionen wie *sans*, *en*, *après*, *par*, *sauf*, z. B. *sans grands dangers* und *sans de grands dangers*, nach Löseth Mittel zu „harmonischer Wirkung". In den Fällen mit *par* ist die Verschiedenheit denn doch unschwer zu erkennen: *il a passé par de rudes épreuves* anschaulich l o k a l; dagegen *on arrivait par petites groupes (entretenir l'usine par petites sommes*; *une exploitation par continuelles petites sommes)*: m o d a l, Hindeutung, Zurückführung auf die kleinsten Einheiten.

Am interessantesten dürfte der fünfte Punkt sein. Fälle des Herbeirufs von Wasserfahrzeugen zum Übersetzen *(Ohé, du bateau, du canot, de la barque!)*, sowie des Ankündigungsrufs bei der Annäherung von fremden Schiffen *(Du trois-mâts! du vaisseau!)*. Unter Ablehnung von Plattners Auffassung (IV, 195) spricht sich Löseth für partitiven Sinn aus: *on demande du bateau* einer-, und *il y a du trois-mâts* andrerseits. Vielleicht wird diese — mir zutreffend erscheinende — Ansicht plausibler durch die Erinnerung daran, daß auch, wer beim Bäcker e i n Brot (d. h. einen Laib Brot) bestellt hat, ihn daran gemahnen könnte durch den Zuruf: *ohé, d u pain* oder daß ein Haushaltungsmitglied das Eintreffen des Bestellten durch den Ruf signalisieren könnte: *du pain!* — mit anderen Worten daran, daß es dem Franzosen ganz geläufig ist, statt des Gattungsnamens den Stoffnamen zu setzen, was ich mir vor 20 Jahren für die Charakterisierung des Bedeutungsunterschiedes von Imparfait und Passé défini in der Weise zu verwerten erlaubte, daß ich (*Zs. f. rom. Phil.* XVIII, 507 f.) *Frédéric écrivait* (nur stofflich-strukturelle Bezeichnung der Tätigkeit) und *Frédéric écrivit une lettre* (abgeschlossener, bestimmt gestalteter Akt) in Parallele setzte mit *voilà du pain* und *voilà un (deux, trois) pain(s)*; und namentlich (S. 509) die in der Verwendung des Imparfaits zum Ausdruck gewohnheitsmäßigen Tuns *(nous allions souvent à la chasse)* liegende verschmelzende Zusammenfassung — gegenüber dem Passé défini bei einer bestimmten Zahl von vergangenen Tätigkeiten *(nous allâmes vingt fois à la chasse)* — verglich mit der verschwommenen Auffassungs- und Bezeichnungsweise, wie sie etwa in der Bezeichnung eines Haufens von 20 Broten als *c'est du pain* (im Gegensatze zu *ce sont vingt pains*) liegt. Doch da bin ich — Löseth und die Leser mögen mir verzeihen! — wieder mitten

in den *développements d'ordre logico-philosophique plutôt que grammatico-syntaxique.* Horaz hat recht: naturam expellas furca, tamen usque recurret. Es gibt da nur e i n e Sühne, nur e i n e Buße: Verstummen! Schweigen!

Das nächste, kurze Kapitel mit der Überschrift *L'école de(s) garçons, etc.* ist schon bei früherer Gelegenheit erwähnt und erörtert worden.

Es folgt: „*La maison en face, d'en face, etc.*", in dem dargelegt wird, daß die zwanglose Ausdrucksweise asyndetische Anfügung des präpositionalen Attributs bevorzugt und zum *de* fast nur da greift, wo sonst eine Zweideutigkeit entstehen könnte, z. B. *le garçon du café d'en face* (da *le garçon du café en face* auch bedeuten könnte: der uns gegenüberstehende Kellner des Wirtshauses). Auch die (bei Löseth überhaupt beliebte) Hiatustilgungstheorie — der ich angesichts der Tausende von Hiaten, die die französische Rede durchsetzen (und zwar nicht bloß beim Zusammentreffen von zweien oder mehreren Wörtern wie *tu es, Marie a eu*, sondern auch innerhalb e i n e s Wortes: *tuais, haï*, oder bei Kombination beider Fälle: *nous haïssons*) recht skeptisch gegenüberstehe — wird als ein das *de* begünstigender Faktor in die Betrachtung hineingezogen; wahrscheinlich sind die Sätze: *Ce qui se passait dans la maison d'en face était encore plus grave* oder: *pas cet article-là, c'est celui d'à côté* gemeint.

Das folgende Kapitel handelt ganz kurz vom Infinitiv mit *à* und *de* nach *commencer, continuer, forcer, etc.* und gipfelt in der Feststellung, daß die familiäre und volkstümliche Sprache *à*, die literarische dagegen *de* bevorzuge — abgesehen natürlich wieder von Rücksichten, ja sogar von „Forderungen" (*exigences!*) des Wohlklangs, denen zufolge man lieber *j'ai commencé d'envoyer des marchandises à Paris* wähle (eine Ansicht, die mir, wie schon gesagt, unverständlich ist bezüglich einer Sprache, die, ohne mit der Wimper zu zucken, auf Schritt und Tritt Wortverbindungen wie *il alla à Annecy* oder *il est allé à Enghien* usw. verwendet). Hier vermisse ich auch allzusehr B e w e i s e für die aufgestellten Behauptungen, zumal sich diese wiederholt polemisch gegen andre, z. B. gegen meine eingehenden Ausführungen in dieser *Zs.* XXXVII, 5, S. 252 ff. wenden, in denen ich, wie Löseth sagt, „mit großem Aufwand philosophischer Erklärungen" unternommen hätte, einen Unterschied zwischen *à* und *de* wahrscheinlich zu machen. Wenn demgegenüber Verfasser kategorisch und summarisch erklärt, daß die Umgangs- und Volkssprache, die sich um feinere Unterschiede nicht kümmerte — was ich übrigens S. 259 gleichfalls klar und deutlich ausgesprochen hatte — a u s s c h l i e ß l i c h die Präposition *à* adoptiert habe, so hätte er meines Erachtens unbedingt eine Reihe Fälle anführen müssen, in denen sich dieses *à* auch mit Bezug auf ganz

willkürliche, völlig abseits vom Verlaufe der zu erwartenden Ereignisse findet, mit anderen Worten: wo der Nachdruck nicht auf *commencer*, *continuer* sondern auf der als begonnen bezw. fortgesetzt bezeichneten Tätigkeit ruht. Es heißt denn doch sich die Sache zu leicht machen, wenn der von ihm selbst anerkannte Umstand, daß man „auch im täglichen Verkehr Wendungen, wie *je commence de croire que* .. oder *le journal a commencé de paraître le 1er janvier* zu hören bekomme", einfach mit der Bemerkung abgetan wird, daß die also Sprechenden *désirent élever leur langage au-dessus de celui de tous les jours* (!) — oder wenn Verfasser meinen Protest gegen so oberflächliche „Regeln" wie die, daß „*forcer* passivisch gebraucht meist *de* zu sich nimmt" und meinen Versuch die Tatsache des Überwiegens von *de* im Passiv durch den Hinweis darauf zu erklären, daß, wenn der Nachdruck auf dem Z w a n g e liegt, die aktive Konstruktion mit Angabe des Zwingenden das Natürlichere, Näherliegende sei — ohne jeden Versuch eines Beweises mit der Erklärung abtut: „*Cela ne se conçoit pas. Il se présente bien des circonstances où on eût pu relever l'obligation, si on l'eût voulu.*" So etwas darf nicht bloß gesagt, es muß auch b e w i e s e n werden, zumal ich als Beleg dafür, daß, für das Passiv von *forcer* derselbe Gesichtspunkt wie für das Aktiv herrsche, auf den Satz: *Et qui sait si, forcée à tromper le monde, la tête de ce petit être ne peut pas y prendre plaisir*, verwiesen hatte, wo eben die Allgemeinheit, Abstraktheit der pädagogischen Betrachtung zu näherer Bezeichnung der Zwingenden keinen rechten Anhalt bietet. Bei Löseth's Art, Syntax zu treiben, scheint es mir geboten, aus d i e s e m Anlaß, erneut zu betonen, daß die Wissenschaft nicht um e i n e n Schritt vorwärts kommt, wenn einer schon aufgestellten Behauptung lediglich eine andere ohne jede Spur eines Beweises gegenübergestellt wird. Was soll es nützen, wenn Löseth meiner Ansicht, sei sie nun richtig oder falsch, daß in *ma femme me force de partir* der Nachdruck auf *partir* liegt (etwa = ‚meine Frau will, daß ich a b r e i s e n soll') mit der Bemerkung entgegentritt: „*dans la conversation aussi il peut arriver à un Français de lancer des phrases comme: «Ma femme me force de partir», q u a n d i l v e u t p a r l e r t r è s b i e n.*" Hätte er statt dessen eine Anzahl Fälle beigebracht, in denen *forcer de* gebraucht wäre, nachdem von einem Sträuben, Nichtwollen die Rede gewesen (z. B. *Je ne voulais pas quitter la ville, mais ma femme me força d e partir*), dann wäre ich ihm für die Belehrung dankbar gewesen, daß der von mir behauptete Unterschied nicht (oder nicht m e h r) existiert. Aber gegenüber seiner Vorführung einiger zusammenhangsloser Beispiele, mit der Hinzufügung, das sei gewählte, gezierte Rede oder es solle ein Hiatus vermieden werden, stehe ich nun da, ich armer Tor und bin so klug als wie zuvor. Und ich fürchte, daß es den Lesern nicht viel besser

ergehen wird. „Kann sein, kann auch nicht sein", wird das einzige sein, was sie sagen können werden.

Zu der Anmerkung (S. 19, Nr. 3): *Dans «réussir de faire qch.», cité par M. Kalepky, le «de» a le sens du «de» dans: vous m'obligerez de venir (= en venant), vous êtes bien gentils d'être venus, et expressions analogues* scheint mir (unter Hinweis auf *Zs.* XXXVII, 5, 267) die ausdrückliche Erklärung geboten, daß ich keineswegs verabsäumt habe, wie es nach diesem Zusatz des Verfassers den Anschein haben könnte, die Natur des in Rede stehenden *de* festzustellen. Das ist dort auch nicht bloß durch Vergleichung mit ähnlichen *de*-Fällen, sondern sogar durch Zurückführung dieser speziellen Verwendung auf die Grundbedeutung von *de* geschehen. Ich lasse mich gern von Löseth in bezug auf den Umfang, die Quantität der in den Bereich der Erörterung gezogenen Erscheinungen übertreffen, auch gern, wo er beweisende Beispiele beibringt, belehren. In den Verdacht jedoch, ihm an Gründlichkeit der Untersuchung nachzustehen, möchte ich nicht gern kommen, nachdem ich immer wieder allzuschnelles Abtun, allzuhastiges Hinweggleiten über die von ihm berührten Erscheinungen als den Hauptmangel, als den Kardinalfehler seiner syntaktischen Publikationen bezeichnet habe.

Das nächste Kapitel „*En cas que, au cas que*", aus 6 Zeilen bestehend, bemerkt, daß die genannten Formen archaisch und übel klingend und daher heutzutage nur in der „Literatur" und in den Grammatiken anzutreffen seien; ihre Ersatzwörter *au, dans le, pour le cas où* fänden sich gewöhnlich mit dem Conditionnel verbunden. Für die beiden ersten werden dann zwei Beispiele mit dem Présent nachgewiesen (z. B. *au cas où la préposition principale est négative*), wobei man den Eindruck gewinnt, daß das Verfahren hier sich an dasjenige bei *quand* angeschlossen hat.

„*Quand*" bildet denn auch die Überschrift des nächsten Kapitels, in dem wieder ein paar abgerissene Bemerkungen und Vermutungen gegeben werden. Erstens, daß Littré bei Frau von Sévigné ein Beispiel von *quand même* mit Präsens gefunden habe, „während Haase, Bastin, Brunot und die anderen Grammatiker nichts davon sagen." Dazu nichts weiter als die Bemerkung „*Cette syntaxe paraît tout à fait insolite aujourd'hui*". Das kann ich nun keineswegs finden. Jener Satz in Littré lautet: *tout ce que vous touchez est toujours d'un agrément qui ne se peut comparer à nul autre, quand même votre cœur n'est pas de la partie.* Wie sollte hier wohl *ne serait pas* stehen? Wäre es nicht geboten gewesen, auf die Natur des Falles einzugehen? Was soll denn gegen das Présent einzuwenden sein, wenn über Zustände, Tatsachen der Gegenwart ausgesagt wird? Z. B. *Il se couche toujours à neuf heures, quand*

même il est en voyage. Daß man in diesen Fällen „auch" *même quand* sagt, ist doch kein Grund die Wahl des Tempus auffällig zu finden. Ein *quand même* il *serait en voyage* wäre im vorliegenden Falle genau so unmöglich wie ein *ne serait pas* in Littrés Satz. Zweitens wird bemerkt, daß zu *Je te plairai* in *quand je te dis que je te plairai!* (Beaumarchais, *Barbier* II, 16) hinzuzudenken sei: *tu peux me croire* oder *cela arrivera, cela sera,* und daß die Vergangenheitswendung *Quand je vous le disais!* durch *j'avais bien raison* zu vervollständigen sei. Drittens andre Ellipsen. So mit *regarder*: *Quand vous serez là à me regarder!* Zu ergänzen sei: *Vous perdrez votre temps* oder *il n'y aura rien de fait.*" — Oder: *Quand tu me regarderas!* Sinn: *cela ne sert à rien de me regarder*". — Oder *Voyons, quand tu resteras là ... Entre! (= entre donc, ne reste pas là).* — Zur Vergleichung werden dann noch herangezogen *les ellipses amenées (?) par «puisque»,* wie *Puisque je vous le dis! Puisque la fenêtre est ouverte,* wobei den Krügerschen Ergänzungen (*Archiv CVIII,* 124) *pourquoi doutez-vous encore?* bezw. *que me voulez-vous donc?* vom Verfasser *c'est comme je vous le dis, c'est comme cela* bezw. *il n'y a rien à faire* vorgezogen wird. Lohnt es wirklich der Mühe, solche Dinge gesondert aufzuführen? Fruchtbringender und wertvoller als solche mehr oder weniger willkürliche Vervollständigungen eines fertigen elliptischen Ausdrucks scheinen mir denn doch gründliche, in das Wesen des Falles eindringende Nachforschungen hinsichtlich der Entstehung des Ausdruckes, also genetische Entwickelungen und Erörterungen zu sein, wie sie z. B. für die *puisque*-„Ellipse" A. Schulze *Archiv* 98, 383 ff. gegeben hat.

Über den eigentlichen Sinn sowie den stilistischen Charakter von *plus souvent!*, mit dem sich das folgende Kapitel beschäftigt, ist schon bei früherer Gelegenheit gesprochen worden (vgl. S. 28 Anm.[2]), sodaß wir uns gleich dem letzten Kapitel zuwenden können, in dem Verfasser unter der Überschrift *De sorte que, en sorte que* einen Unterschied des Sinnes zwischen diesen beiden Ausdrücken aufzustellen versucht, dahingehend, daß *en sorte que* häufig außer dem Begriff der Folge zugleich den der Verwirklichung des erlangten oder gewünschten (?) Ergebnisses" ausdrücke, während *de sorte que* keine Anspielung auf Verwirklichung enthalte. „Daher" denn stets *faire en sorte que* mit Indikativ und Konjunktiv (!) oder *faire en sorte de.* Ich gestehe, daß, wenn sich nach *en sorte que* — genau so wie nach *de sorte que* — nicht nur der Indikativ, sondern auch der Konjunktiv findet, ich nicht recht einzusehen vermag, inwiefern ihm die Idee der Verwirklichung mehr eignen könne als einem *de sorte que* (wie denn auch in der Definition das „oder gewünscht" vor „Ergebnis" mir das Behauptete wieder aufzuheben scheint). Die Aufstellung eines solchen Unterschiedes wäre doch wohl nur dann gerechtfertigt, wenn sich herausstellte, daß *en sorte que* immer nur in

solchen Fällen gebraucht wird, in denen es sich um eine tatsächlich eintretende oder eingetretene Folge handelt, daß es sich also nur mit Indikativ verbunden findet. Wie sollte in einem *Je tâcherai de faire en sorte que vous soyez content de moi* mehr „Idee der Verwirklichung" *(de l'aboutissement ou du résultat obtenu)* stecken als in *Je chanterai de sorte que vous soyez content de moi* oder — umgekehrt — in einem *Vous avez chanté de sorte que je suis content de vous* weniger als in *Vous avez fait en sorte que je suis content de vous?* Auch scheint mir die in *en sorte* und *de sorte* zum Ausdruck kommende Vorstellungsnüance absolut nichts zu tun zu haben mit einem Plus oder Minus von Realität oder Realisierung. So wird man sich wohl dabei bescheiden müssen zu sagen, daß *en sorte* mit *faire* eine formelhafte Verbindung eingegangen sei, im übrigen aber etwas seltener vorkomme und darum gewählter oder gesuchter klingt als *de sorte que* — wenn man auch vielleicht nicht gleich so weit gehen wird wie Verfasser, der an ihm (an *en sorte que*) noch die Eigenschaften entdecken will, daß es „*fait l'effet d'être plus général, moins tranchant, plus harmonieux et, par là, plus propre au style élevé*". Hingegen wird man seiner Schlußbemerkung (sowie der ihr angeschlossenen Charakterisierung von *en telle sorte que* als veraltet, dafür heute *de telle sorte que*) inbetreff des *en sorte que* zustimmen können: „*que certains auteurs paraissent l'affectionner, Musset par exemple (Confession, Contes*"*)*.

Schlachtensee (bei Berlin). THEODOR KALEPKY.

Lerch, Eugen. *Das invariable Participium praesentis des Französischen (une femme aimant la vertu). Ursprung und Konsequenz eines alten Irrtums.* Münchener Habilitationsschrift. Sonderabdruck aus den Romanischen Forschungen, Bd. XXXIII, 2, herausgegeben von Karl Vollmöller. S. 369—488. Erlangen 1913.

Wie schon der Titel ankündigt, sucht der Verfasser darzutun, daß nach französischer Sprachlogik (siehe S. 486) '*une femme aimant la vertu*' umzuändern sei in '*une femme aimante la vertu*'. Dies gelingt ihm jedoch nicht, weil er dafür keinen strengen Beweis durchführt, eine noch so scharfsinnige Kritik früherer und heutiger Regeln der Grammatiker aber einen solchen nicht einzuschließen vermag. Vor allem fehlt eben eine genaue für die moderne Sprachepoche gültige Definition von Partizip und Gerundium. „Das gerundium ist ein gerendum, d. h. ein Ding, das von einer anderen Form getragen werden muß, weil es nicht selbständig stehen kann, weil es schläft (S. 449)", diese bloße Worterklärung ist in dieser Beziehung nicht viel weniger unzulänglich als die Annahme, daß es nur adverbielle Bedeutung habe. Siehe S. 373 und S. 434, 4,

ebenso Bello *Gram.*, §. 381, c, welchem gegenüber M. F. Suárez in *Estudios gramaticales* p. 175—177 den zuweilen unabhängigen, zuweilen adjektivischen Charakter des Gerundiums nachweist. Nun nimmt man doch allgemein an, daß dieses einen Nebensatz vertritt. Seine Grundbedeutung, die Bedeutung, die ihm an und für sich anhaftet, wird wohl deshalb ein gleichzeitig mit der Vorstellung eines Geschehens sich vollziehender einheitlicher Urteilsakt sein, der als solcher nur noch nicht vom analytischen Denken ergriffen ist. Auf diese Grundbedeutung angesehen, hat es also nur verbale Funktion. Es kann aber in einem Satzgefüge zu einem Satz als Determination eines Subjekts, Prädikats oder Objekts in Beziehung gesetzt werden durch appositionelle oder adverbielle Beziehungsfunktion. Bsp. 1. a. Mais les principaux de la ville, se croyant plus sages que les autres, s'imaginaient que Mentor était un imposteur. (Fénelon.) b. *Je les voyais courant devant nous.* 2. *Elle revenait sautillant et chantonnant. Se croyant* und *courant devant nous* treten erklärend (appositionell) zu '*les principaux de la ville*' und '*les*', *sautillant et chantonnant* adverbiell zu '*revenait*'. Indem nun Lerch den Unterschied attributiver und appositioneller Beziehungsfunktion sowie enger und loser Gruppenbildung der Vorstellungen übersah, dann das Gerundium nur adverbiell zu einem Hauptsatz treten ließ, ferner indem er unbeachtet ließ, daß in der Sprache logisches Denken und Phantasiedenken gleichberechtigt sind, die Vorstellungen von ihnen verschieden gruppiert werden, und deshalb in vielen Fällen sowohl diesem als jenem gemäß bezogen werden kann, ist er, die theoretische Schwierigkeit des Unterscheidens nur vermehrend, zu keiner befriedigenden Lösung der Gerundium-Adjektif verbal-Frage angelangt. Wir glauben einer solchen näher zu kommen, wenn wir mit der Auffassung des *Adjectif verbal* als eines Unterfalls von Partizip (s. S. 484. 3.) aufräumen, folglich das Gerundium nur dem *Adjectif verbal* gegenüberstellen. Die im Satzgefüge entstehenden Nebenbedeutungen appositioneller wie adverbieller Beziehungsfunktion haben mit der sprachlichen Form des Gerundiums nichts zu tun, sie wachsen ihm in syntaktischer Assoziation nur zu in Ermangelung besonderer Zeichen für jene. Sie sind Folgen der Entwicklung der Beziehungen zwischen den Sätzen, der Entstehung von Haupt- und Nebensatz. Und hier müssen wir die sprachliche Tatsache feststellen, daß in den romanischen Sprachen die Nominalbildung in Nebenbestimmungen des Satzes sich nicht erhalten, daß sie in eine Verbalbildung übergegangen ist. S. W. Wundt *Völkerpsychologie. Erster Band. Die Sprache.* Zweite, umgearbeitete Auflage. Zweiter Teil. S. 150—156. Es darf daher die romanische Sprachform des Gerundiums nicht mehr der lateinischen gleichgestellt

werden, sondern sie ist aufzufassen als ein noch nicht entfaltetes, noch nicht im bewußten Denken in seine Teile zerlegtes Urteil. Lerch möchte die Entstehung des Gerundiums im Neufranzösischen phonetisch erklären. Er nimmt an, daß ein r e i n p h o n e t i s c h e s P h ä n o m e n , Verstummen des *t*, so oft ein Konsonant folgte, Erhaltung desselben am Ende des Satzes, s y n t a k t i s c h g e d e u t e t w u r d e. Siehe Habilitationsschrift S. 391. Dies r e i n p h o n e t i s c h e Phänomen: Verstummen des *t*, Erhaltung desselben konnte aber weder zwei verschiedene Beziehungsprozesse ins Leben rufen noch eine Deutung derselben veranlassen. Wir sehen uns deshalb nach einer haltbareren Erklärung um, auf welche Toni Fischers *Ausgleichserscheinungen in der Genusbildung des französischen Adjectivs nach Texten des XI.—XVI. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung des 14. und 15. Jahrhunderts* (Mannheim 1912. Heidelberger Inaugural-Dissertation) geführt haben. Eine wertvolle, sehr gewissenhaft und exakt ausgearbeitete Abhandlung. In bezug auf die Entwicklung des bewußten Unterscheidens von Gerundium und Partizipium stellt Lerch (s. Erläuterung S. 369) auf: Die Participia auf *-antem* hatten bekanntlich im Lateinischen und b i s g e g e n 1600 auch im Französischen im Femininum dieselbe Form wie im Masculinum, also femina (*m*), *amante (m)*, *femme aimant*, *femme aimant la vertu*, ebenso wie une *grant femme*. D a n n aber hätte die Analogie zu *bon*, *bonne* usw. zwar *la grande femme* und *femme aimante* durchgesetzt, nicht aber auch *femme aimante la vertu*, weil man nicht geneigt war, in der s y n t a k t i s c h e n g e n V e r b i n d u n g *aimant la vertu* das vor dem folgenden Konsonanten schon verstummte *t* durch ein Stütz-e wieder hörbar zu machen — während *femme aimante* sich sehr wohl durchsetzen konnte, weil das *t* von früherem *femme aimant* in Pausa noch hörbar geblieben war. Die Grammatiker des 17. Jahrhunderts hätten nun in *femme aimant la vertu* gegen *femme aimante* einen *usage* vorgefunden, dessen sprachgeschichtliche Gründe sie nicht durchschauten; sie hätten diesem ursprünglich rein phonetischen Unterschied nachträglich eine syntaktische Rechtfertigung gegeben, und in Konsequenz dieses Irrtums auch im Plural, wo man gleichfalls nur *emã* sprach, aber bis dahin *femmes aimans la vertu* und *hommes aimans la vertu* geschrieben hatte, Gerundia gesehen und demgemäß die Schreibung *femmes aimant la vertu* und *hommes aimant la vertu* verlangt. Später hätte man zwar eingesehen, daß in diesen Fügungen von einem gérondif keine Rede sein kann, und diesen Terminus deshalb wieder aufgegeben, die Regel jedoch beibehalten, so daß sie noch heute gilt. —

Gegen diese Darstellung haben wir nun einzuwenden: Im Gefühl mußten die Beziehungsprozesse des Attribuierens einer Eigenschaftsvorstellung und der Determination eines Satzteils

oder auch eines ganzen Satzes durch eine einen Satz vertretende Verbalform sich schon in jener Zeit geltend machen, als noch kein *Adjectif verbal* gebildet war. Hängt doch immer das Verständnis eines Satzes oder eines Satzgefüges von dem Beziehen des Vorstellungsmaterials aufeinander ab. „*Le langage exige que nous établissions entre nos idées les mêmes distinctions nettes et précises, la même discontinuité qu'entre les objets matériels.*" H. Bergson, *L'Évolution créatrice.* Aber bestimmte Beziehungsformen des Gerundiums konnten erst in bewußter Erkenntnis zutage treten, sich der Ichvorstellung gegenüberstellen, mit der Entfaltung der verschiedenen Satzfügungen sowie dem Hervortreten des Gegensatzes zum *Adjectif verbal.* Dann erkennt man auch Unterarten desselben: das Gerundium mit *en* und das als absoluter Akkusativ erscheinende, deren historische Entwicklung bei E. Mönch, *Die Verwendung des Gerundiums und des Partizipium praesentis im Französischen.* Inauguraldissertation. Göttingen 1912, verfolgt werden kann. S. besonders II, 2: *Das Ger. mit en in verbaler Funktion im Sinne des einfachen Ger.* S. 101—123. Daß dieser Erkenntnisprozeß langsam, mühevoll, dabei von vielen Irrtümern aufgehalten war (s. Lerch, S. 451, der vorher S. 391 bemerkte: Freilich beruht jeder sprachliche Fortschritt zunächst auf einem sprachlichen Irrtum), durfte nicht befremden, zumal da zu bedenken war, welchen Einfluß die Kategorien der lateinischen Grammatik die ganze Zeit hindurch ausüben mußte, in welcher noch keine wissenschaftlichen Sprachstudien betrieben werden konnten. Es ist deshalb doch etwas unangebracht, wenn Lerch von der Höhe seines gelehrten Notizenschatzes herab die Grammatiker des siebzehnten Jahrhunderts sowie die Akademie geringschätzig behandelt. Die guten Leute, sie hatten ja nicht die leiseste Ahnung von der Natur und Bedeutung des Gerundiums! Trotzdem hätten sie sicher nicht, wie der gelehrte Verfasser dieser Abhandlung (s. S. 448, *Amaturus* 'einer der geliebt werden wird') ein lateinisches *Participium activi* für ein *Participium passivi* angesehen. Lerchs Sicherheit und Schärfe in der Kritik von verkehrten Formulierungen ist nicht zu bestreiten, auch nicht, daß er von den Schwankungen beim Gebrauch der flektierten und unflektierten *-ant*-Form in der Renaissancezeit ein getreues Bild entworfen, sein Urteil hierüber treffend in die Worte gefaßt hat: 'Also überall da, wo das Gerundium überhaupt stehen kann, wurde es in der Renaissance durch das Part. ersetzt oder konnte doch durch das Part. ersetzt werden' S. 414. Lehrreich ist auch § 34: *Terminologie des Mittelalters.* Aber daß bei den Partizipien auf *-antem* die Analogie zu *bon, bonne* etc. erst im 16. Jahrhundert einsetzte, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Werden doch von ihm selbst S. 400 aus *Quatre Livres des Rois* angeführt: '*Si s'en alad criande et plurante*' und '*Les femmes é les mechines eindrent encuntre le rei Saül od*

tympans, od frestels charolantes et juantes et chantantes que . . .' Siehe dazu noch Toni Fischer, *Ausgleichungserscheinungen* etc. S. 153—159: *-antem > -ant*, woraus zu erkennen ist, daß die Analogiewirkung der Adjektive das *Adjectif verbal* schuf, infolgedessen sich der Unterschied zweier Funktionen dem Bewußtsein aufdrängte. Daß diese Analogiewirkung sich schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts im Anglonormannischen zeigte, auf dem Festland dagegen erst vom Ende des zwölften an begann, im fünfzehnten fortschritt, im sechzehnten aber sich so verbreitete, daß sie sogar *-ant*-Formen mit unverkennbar verbaler Funktion ergriff, welchem Umsichgreifen erst im 17. Jahrhundert die Reflexion der Grammatiker, besonders wirksam aber 1679 ein Machtspruch der Akademie, von einem richtigen Sprachgefühl geleitet, ein Ziel setzte. Setzen wir in *'Ainsi la règle est faite qu'on ne déclinera point les participes actifs'* für *participes actifs 'gérondifs'* in der heutigen Bedeutung von Gerundium, so ist alles in schönster Ordnung. Die von Toni Fischer dargestellte Entwicklung ist also die zutreffende, wogegen sich die syntaktische Deutung eines phonetischen Phänomens bei näherer Prüfung als ein gelehrtes Phantasiegebilde erweist. — Zustimmen können wir Lerch in seiner Kritik der allgemein in den Grammatiken aufgenommenen Regel über die Unterscheidung von *Participe invariable* (Gerundium) und *Adjectif verbal.* Sie ist falsch, weil als Merkmale, nach denen man sich in der Praxis für das eine oder das andere entscheiden sollte, nicht die Verschiedenheit der Funktionen (attributive oder appositionelle), sondern die damit häufig verbundenen Vorstellungen einer Tätigkeit oder eines Zustandes aufgefaßt wurden, wie aus folgender Stelle der von der Akademie erlassenen Entscheidung hervorgeht: . . . *que les verbes actifs n'ont point de vrais participes mais seulement des gérondifs qui tiennent lieu de participes, gardant le régime de leur verbe et se joignant avec les noms masculins et féminins, singuliers et pluriels, sans estre declinables et sans estre d'aucun genre, par ex. l'homme craignant Dieu, les hommes craignant Dieu, la femme craignant Dieu, les femmes craignant Dieu, que s'il se trouve de ces noms émanez des verbes actifs ou neutres qui se declinent, ce sont des adjectifs verbaux, car ils n'ont point de regime, tel est courant, courante.* — Damit waren freilich vom Gérondif eine Menge Fälle ausgeschlossen, die seinem Wesen nach ihm angehörten und daraus entsprang die grundfalsche Regel: *Le participe présent exprime l'action, tandis que l'adjectif verbal exprime l'état.* In anderer Fassung: *L'idée d'actualité caractérise le Participe; celle de permanence l'Adjectif verbal* (Lemare). Was nur von einem Teile ausgesagt werden durfte, wurde auf das Ganze übertragen. Sehr richtig sagt dagegen Lerch: 'Hat das Französische etwa durch feine Unterscheidung zweier Formen, die das Lateinische unter

einem Namen zusammenwarf, das lateinische Partizipium in ein eigentliches Participe und ein Adjectif verbal gespalten? Nein — denn der Unterschied, der gewöhnlich zwischen *participe* und *adjectif verbal* gemacht wird, wonach das *participe* eine Handlung, das *adj. verbal* aber einen Zustand bezeichnet, i s t e i n e F a b e l. Liegt etwa in den '*participes*' *une femme ayant trois enfants, demeurant rue Colbert, dans une maison appartenant à M. Cochon* eine Handlung vor? Denkt jemand bei *les mots désignant les jours de la semaine* an eine Handlung der Wörter? Bezeichnet nicht gerade umgekehrt in *une injustice criante* oder in *criante injustice*, in *frappante ressemblance* das Verbaladjectif ursprünglich eine Handlung? S. 431 und 432. Das ist ein vernichtender Schlag gegen eine törichte Regel. Nur ist damit noch keine bessere geschaffen. Den Weg hierzu hat sich Lerch dadurch versperrt, daß er das Partizip im Sinne des lateinischen im Französischen festhielt. Bald soll es den r u h e n d e n Charakter eines Adjectifs *(adjectif verbal)* b a l d m e h r d e n m o m e n t a n e n eines Vorgangs bezeichnen, während doch in der modernen Sprache ein *Participe présent* gar nicht mehr existiert. Dann wird ihm die eigentümliche Natur des Gerundiums, eine Verbalform, keine Nominalform in den romanischen Sprachen doch nicht ganz klar. Die enge Wortgruppierung durch die attributive Beziehung im Gegensatz zur losen des mit einem Satz oder Satzteil verbundenen und durch eine Verbalform ausgedrückten immanenten Urteils fällt ihm wohl auf, indes er verwertet diese Erkenntnis gar nicht, sie wird ihm nicht zum Mittel der Scheidung von Adjectif verbal und Gerundium. Doch lag daran sehr viel. S. 401 heißt es: 'Gewiß ist f ü r d a s S p r a c h g e f ü h l das einfache ergänzungslose Partizip (eine reizende Frau, *une femme charmante*) d u r c h a u s n i c h t g l e i c h w e r t i g mit dem ergänzenden Partizip *(aimant la vertu)* – ohne Ergänzung ist es ein reines Adjektiv, und der besondere Name, den diese Klasse von Adjektiven erhalten hat, suggeriert den Grammatikern besondere Eigenschaften dieser Partizipien, die sie in Wirklichkeit gar nicht haben.' Warum nicht gleichwertig? Nun, weil die Worte in ungleichwertige Beziehungen treten, weil v e r s c h i e d e n e G r u p p i e r u n g zugrunde liegt. In '*une femme charmante*' ist die Gruppenbildung eng attributiv, in '*une femme aimant la vertu*' lose appositionell. Derselbe Unterschied wird bemerkbar in '*Des gens bien pensant*' und '*Des gens pensant bien*'. Die erste Gruppe ist der sprachliche Ausdruck enger Zusammenfassung durch einen attributiven Denkakt und entfaltet sich aus einer einzigen Vorstellung, die zweite reflektiert zwei Vorstellungen und zwei Denkakte, ein Urteil des schweigenden Denkens und einen Denkakt der erklärenden Bestimmung. Somit ergeben sich uns als Merkmale des *Adjectif verbal*: Beziehung auf eine Gegenstandsvorstellung,

attributive Denkform und Betätigung derselben in e i n e m Zeitmoment. Als Merkmale des Gerundiums: Das Gefühl der verbalen Kraft, die appositionelle Beziehungsform und gruppierende Zusammenfassung von Vorstellungen i n m e h r a l s e i n e m Z e i t m o m e n t. Genaues über Zeitmoment s. F. Jodl, *Lehrbuch der Psychologie*, zweiter Band, zweite Auflage, S. 173 bis 177. Die Enge einer Gruppenbildung wird im umgekehrten Verhältnis zu der Zeitgröße stehen, die während ihrer Bildung verflossen ist und sich nach Apperzeptionsmomenten bestimmen lassen. Für rasche Entscheidung genügt wohl die Aufmerksamkeit auf das Gefühl momentaner oder übermomentaner Zeitdauer der Zusammenfassung, e i n S p r a c h g e f ü h l. Bsp. *Le roi mourant n'avait consulté que l'intérêt de son pays* und *le roi, mourant, n'avait consulté* . . . . . Lerch (s. S. 437) meint: 'Steht das Partizip beim Subjekt, so kann man es d u r c h K o m m a t a in das Gerundium verwandeln.' Aber die Kommata sind doch nur Zeichen dafür, daß '*mourant*' einen isoliert aufzufassenden Denkakt bezeichne. Auffassungs- und Ausdrucksweise unterliegen eben keinem absoluten Regelzwang und müssen in allen Fällen, wo die Umstände freie Wahl zwischen logischem und Phantasiedenken gestatten, dem individuellen Ermessen überlassen bleiben. Vgl. *des sauvages vivent errant* oder *errants dans les bois*, Ministerialerlaß G. Leygues' vom 31. Juli 1900. Im ersten Falle wurde rein nach dem logischen Denken, im zweiten im Fortschritt der Gliederung nach dem Phantasiedenken gruppiert, welches, die Vorstellung '*des sauvages*' lebhaft festhaltend, im zweiten, dem Urteile folgenden Denkmoment, jene mit der Vorstellung einer in einer bestimmten Räumlichkeit sich vollziehenden Tätigkeit i n e i n e m Z e i t m o m e n t attributiv zusammenfaßt, in dieser Weise eine Handlung in eine Eigenschaft umwandelnd, was S. 438 Lerch dem W e s e n des Partizips zuschreibt. Prüfen wir den heutigen Sprachgebrauch guter Schriftsteller, so finden wir, daß dieser auf dem feinen Sprachgefühl momentaner und übermomentaner Beziehungstätigkeit beruht, sich deshalb beinahe immer rechtfertigen läßt.

Noch einige Beispiele mögen dies erhärten: '*Des yeux brillants de joie*' stellt nur eine einzige Vorstellung dar, zu der '*de joie*' erklärend tritt. Daneben ließe sich '*des yeux étincelant d'un feu sombre*' immerhin rechtfertigen, wenn ein verkürztes Urteil, keine Anschauung, ausgedrückt werden sollte (s. Lerch 469). — *Sa figure r u i s s e l a n t e d e s u e u r*, S. 471, gibt eine einheitliche Gesamtanschauung wieder, die die Auffassung einer verbalen Funktion ausschließt. Dagegen ist '*ruisselant*' in '*On voit la sueur ruisselant sur son visage*' passend gebraucht, weil hier entschieden die Vorstellung eines in mehreren Zeitmomenten verlaufenden Vorgangs sich vordrängt. In: *si s'en alad criante é plurante*, sowie in: *les mechines vindrent encuntre le rei Soül*

od tympans, od frestels charolantes et juantes et chantantes que . . . war wie zuvor Phantasie bestimmend für die Beziehung auf die mit den Tätigkeiten in einer Gesamtanschauung gegebenen Personen. Ein Bild, kein Urteil war gewollt. — *C'est une circonstance indépendante de la volonté* (S. 469). Wo keine verbale Kraft gefühlt wird, läßt sich natürlich kein Gerundium bilden und muß gewohnte Assoziation ins Spiel treten. Vielleicht auch da, wo sie nur schwach ins Bewußtsein tritt, z. B. in *Le marquis de Jarzey et d'autres dépendants du Cardinal*: Larochef II, 142. *La pensée aussi dépendante du corps*: Retz IX, 227. *Lois dépendantes de leurs propriétés*: Holbach (Haas 280). — S. 463. *Des mots appartenant à la langue vulgaire. Les mots appartenant à chaque catégorie.* „Der Unsinn hat gesiegt," ruft Lerch bei Betrachtung dieser unflektierten *-ant*-Formen aus, als ob, um seine eigenen Worte zu gebrauchen (s. S. 486), '*appartenant*' mitsamt seiner näheren Bestimmung als geforderte Eigenschaft, als determinierendes Adjektiv immanent und notwendig, n i c h t n u r a k z e s s o r i s c h zu dem Substantiv '*mots*' bezogen werde. Ebensowenig läßt sich in: '*Une carte montrant les voies d'accès*' *m o n t r a n t l e s v o i e s d ' a c c è s* als eine Eigenschaft auffassen, die mit '*grande*' in *donnez moi une grande carte* (S. 486) vergleichbar wäre. Denn die erst durch einen Denkprozeß gewonnene, das Resultat eines Urteils darstellende komplexe K o n z e p t i o n hat nicht, gleich jener, ihren Ursprung in einem einfachen Vorstellungsgebilde und zwischen Substantiv und nähere Bestimmung hat sich hier ein unvorgestelltes, nur im Gefühl wahrnehmbares Urteil eingeschoben. D i e a u s e i n e r K o m p l i k a t i o n v o n D e n k f o r m e n e n t s t a n d e n e G r u p p e n b i l d u n g i s t e i n e l o s e r e. Über Aufgaben der Syntax betreffs Beziehung s. Richard Fey, *Neuhochdeutsche Appositionsgruppen.* Erster Teil. Halle 1912. Aus dem gleichen Grunde scheint uns auch korrekt, dem Sprachgefühl entsprechend: *la soi- disant baronne.* Denn die in *soi-disant* fühlbare verbale Kraft konnte engen Kontakt mit *baronne* nicht zulassen. *Soi-disante* ließe sich nur aus einer blinden Assoziationswirkung erklären. Logischer Grund eines Zusammenschlusses von Vorstellungen aber kann nur ein Denkvorgang sein. In: '*Toutes les grammaires existantes sont imparfaites*' wird die Sammelvorstellung '*toutes les grammaires existantes*' in einem Zeitmoment erfaßt. *Existantes* ist notwendiges Attribut. Dagegen kommt in: '*Toutes les grammaires existant en France sont imparfaites*' *existant en France* erst als nähere Erklärung zu *toutes les grammaires.* Lerch ist geradezu empört über solche Inkonsequenz. — Läßt sich '*chaque femme ayant cinq enfants*', diese respektable Anzahl von Vorstellungen, in einem Zeitmoment zusammenfassen wie *ciel* und *bleu*? Wird nicht zuerst '*chaque femme*' gedacht, hierauf '*ayant cinq enfants*' erklärend beigefügt und zuletzt erst

in einer Schlußapperzeption das Ganze zusammengeschlossen. Das repräsentiert eine größere Denkarbeit, folglich mehr Zeit. Dennoch sollte es nach Lerchs Sprachgefühl heißen: *Chaque femme a y a n t e cinq enfants* (s. S. 433). — S. 418 lesen wir: (die Kameliendame spricht) *Je suis là, toujours à toi, prête à te rejoindre, t'aimant toujours*: Dumas, *Dame aux Cam.* III VI (nicht: 'ich bin hier i m L i e b e n', sondern: 'als eine Liebende'), t ö r i c h t e r w e i s e u n v e r ä n d e r t w e g e n d e s O b - j e k t s *te*. Oh nein! Nicht das Objekt '*te*' stand hier dem Gebrauch des *Adjectif verbal* entgegen, sondern die lebendige, das Wollen tief erregende Gefühlstätigkeit. Das '*t'aimant*' in seiner konzentrierten Energie wirkt ganz wie ein ungarisches '*szeretlek*'. Wie man sieht, ist für Lerch das Gerundium das alte lateinische geblieben, eine Nominalform, weshalb er es auch Verbalsubstantiven gleichstellt (s. auch S. 427 Anmerkung und S. 480. 4). — Beachtenswert ist S. 483: 'Verschiedenen Ursprungs aber scheint eine absolute Konstruktion zu sein, in der jetzt immer flektiert wird: *Le faucon . . . revenait se poser sur le gantelet, les deux ailes frémissantes*: Flaubert, *Trois C.* 128 / *Enfin je m'assis, épuisé, les mains tremblantes*: Musset, *Conf.* II, 1 / *elle redescendit, les jambes fléchissantes*: Maup., *Une Vie* 145, org. Hier ist offenbar *ayant* mitzudenken, die Flexion also durchaus berechtigt.' Hierzu bemerken wir: Für das seine Vorstellungen lebendig erfassende Phantasiedenken genügt vollständig die Zusammenstellung von Substantiv und Adjektiv, um in der Seele anderer dieselben mit der gleichen Lebhaftigkeit auftauchen zu lassen. Eingreifen eines Denkprozesses würde den Eindruck nur schwächen. — In '*sa réputation avait été grandissant*' (S. 415) gehört '*grandissant*' wie '*croissant*' in '*aller croissant*' zum Prädikat und kann als Teil desselben nicht gleichzeitig in attributiver Funktion verwendet werden. So bleibt es unflektiert, ohne doch deshalb ein Gerundium zu werden. — Daß die Satzgruppen: *Une Française habitant l'Angleterre. Les ministres arrivant à Rambouillet* (S. 480). *Des bateaux de vivres appartenant aux Romains. Une fenêtre donnant sur une petite rue*: *La maison portant le numéro* (S. 371). *Tombant martialement sur la lèvre* in: '*La moustache était blonde, très forte, t o m b a n t m a r t i a l e m e n t s u r l a l è v r e*' (S. 417) Gerundia enthalten, bedarf jetzt keiner weiteren Ausführung und behält ihre Geltung eine Bemerkung von A. Boniface, lautend: *Le Participe présent est traduisible par un verbe précédé d'un pronom conjonctif qui, ou d'une conjonction, telle que comme, quand, puisque, parce que.* (*Grammaire française.* Vingt et unième édition p. 228.) Als falsch, dem Sprachgefühl nicht entsprechend, fiel uns nur auf: S. 417 '*si nous devons être accueillant pour les étrangers? La Patrie* 1912. 22 V. 12, 2 f. Vielleicht nur ein Versehen wie *parole conveniente a si alto soggetto* (S. 464), *qualche diffetto procedante dalla fusione* (S. 468), *faciente un*

ronza (anstatt *ronzio*) *infernale*, Silv. Pellico: *Le mie Prigioni* XXVI (S. 454), *plânant* S. 477 und *frase de mostrados* für *frase de mostradores* (S. 427).

Auf Widerlegung von Kniffeleien können wir uns hier nicht einlassen. Besonders auffallend S. 371, § 3 'Die Beispiele sind nicht komparabel etc.' und S. 467: '*à côté de jolies filles riant à belles dents*: Daudet, *P. Ch.* LVII (*à belles dents* hat ja zu *riant* nicht die geringste Beziehung).'

Es ergibt sich also aus diesen Betrachtungen vor allem, daß die Franzosen im Gebrauch des Gerundiums doch nicht so inkonsequent, nur einer unsinnigen Regel oder einer mechanischen Gewohnheit folgend, gewesen sind, daß sie vielmehr, die Willkür der Renaissance abgerechnet (s. S. 414), meist von einem die Beziehungsfunktionen richtig unterscheidenden Sprachgefühl geleitet waren. Weiter, daß das Partizipium seine Flexion nicht durch einen Irrtum verlor (s. S. 434), wie Lerch zu beweisen sich bemüht. Tritt Flexion der *-ant*-Form, in der lateinisches Gerundium und Partizip zusammenfielen, ja erst durch Analogiewirkung im 11. Jahrhundert auf (s. Loiseau, *Histoire de la Langue française* p. 223—227. P. 226: *Comme le participe présent commence à se décliner dès le XIe siècle*). Analogiewirkungen gaben erst den Anstoß zur Flexion und diese wiederum zusammen mit den Ausgleichungserscheinungen in der Genusbildung des Adjektivs den zur Unterscheidung eines *Adjectif verbal* von einem der Verkürzung der Satzgefüge dienenden Gerundium. Zuletzt, daß Lerch durch seine Erörterungen den Widerspruch des richtigen Gebrauchs des Gerundiums mit einer dazu anleiten sollenden, aber nur irreführenden Regel in ein klares Licht gerückt hat.

Was die Abhandlung sonst noch enthält, ist Nebenwerk, Ausschmückung der These mit einer großen Sammelgelehrsamkeit, wobei jedoch manche anregende Streitfrage berührt wird, z. B. Verhältnis von Infinitiv, Gerundium und Supinum, S. 448. Daß das Gerundivum (*amandus, a, um*) ins Französische übergegangen sei (S. 441), wird verneint. Siehe dagegen Loiseau, *Hist. d. l. langue fr.* p. 228: *Eust grant peor de la teste perdant* = *perdendi capitis*. Jerus. 143. Sinn der wirklichen absoluten Konstruktionen (S. 483). Weitere syntaktische Deutungen eines phonetischen Tatbestandes (S. 394, § 18). Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

Augsburg. K. MORGENROTH.

Mönch, Ernst. *Die Verwendung des Gerundiums und des Partizipiums Präsentis im Französischen.* Inaugural-Dissertation. Göttingen 1913.

Diese sehr belehrende Monographie ist, im ganzen betrachtet, eine ebenso umsichtige wie sorgfältige sprachhistorische Dar-

stellung der syntaktischen Verwendung der *†-ant*-Form im Französischen, einmal als Vertreter eines Nebensatzes, zum andern als adjektivisches Partizipium praesentis. Ihren festen Grund bildet die Verteilung des Stoffes von A. Stimming in *Zs. f. rom. Phil.* X, S. 526—533: *Die Verwendung des Gerundiums und Part. Präs. im Altfranzösischen.* Sie führt demgemäß die eben genannte Arbeit weiter in Betrachtung der hierher gehörigen Erscheinungen im Mittel- und Neufranzösischen, womit noch einige Fälle von Bedeutungswandel und Bedeutungswechsel, namentlich S. 145—165 die Substantivierung des Part. Praes., verflochten wurden. Wir betonen aber: Als B e d e u t u n g s - w a n d e l des Gerundiums darf man seine mannigfach wechselnden Beziehungen, in die es in der Entwicklung der Satzgefüge mit einem Hauptsatz tritt, nicht ansehen. Das sind offenbar nur verschiedene Arten s y n t a k t i s c h e n B e d e u t u n g s - w e c h s e l s — einen anderen gibt es nicht —, wobei die Grundbedeutung des Gerundiums, das konzentrierte, d. h. das nicht in die deutliche Vorstellung übergeführte Urteil unberührt bleibt. Ein konzentriertes, durch ein einzelnes Wort ausgedrücktes Urteil begegnet ja außerdem vielfach in der Sprache, wie auch Richard M. Meyer S. 5 seiner deutschen Stilistik ausführt: Ein Wort aber kann unzähligemal allein vollkommen zum Ausdruck selbst langer Gedankenreihen genügen; wenn z. B. mit einem einzigen „Nein!" ausgedrückt wird, daß ich eine ganze mir vorgetragene und ausführlich begründete Meinung ablehne, oder wenn ich mit einem hinweisenden „Da!" eine zusammengesetzte Menge von Gegenständen der Anschauung des Angeredeten zugänglich mache. (Konzentriertes Urteil des Grundes und konzentriertes Urteil der Koexistenz.)

Wahrscheinlich ließ sich nun durch seine einseitige Auffassung des Gerundiums als Teil eines Hauptsatzes der Verfasser, ebenso wie E. Lerch in seiner Abhandlung über *das invariable Partizipium praesentis des Französischen* (Erlangen, 1913), bestimmen auch + *-ant*-Formen als Gerundium anzusprechen in Fällen, wo, wenn wir auf die Grundbedeutung achten, uns gar kein konzentriertes Urteil vorliegt, sondern entweder ein prädikatives Adjektif (ausführlich behandelt S. 165 bis Ende S. 167) oder eine als nähere Bestimmung aufgefaßte Tätigkeit, die dann appositiv zu einem Substantiv tritt. Beispiel: a) S. 55. c) D a s G e r u n d i u m a l s P r ä d i k a t s s u b j e k t : *Tant qu'i fu vespre et soleill esconsant*, les Narb. 2330. b) S. 140. *Tu nous retrouveras causant et travaillant ici*, *Gustave*, *Nichette et moi* (Dumas fils *Dame aux Cam.* III, II). Denselben Grund wird auch die Annahme verkürzter Nebensätze in Satzgefügen haben, wo anschauendes (intuitives) Denken mit logischem wechselt. Beispiel: *Fera donc cist sa volanté De moi*, *V e a n t t e s i a u z*, *a force*, Karre 1089. *Li quens*, *p i e z e s t a n t*,

respondi Guill. l. Maréch. 14295. *Voyant les dames fort pleure*, J. Condé II, S. 180, Y 413. Siehe S. 124 und 125. Hier bedeuten die bezeichneten Wortgruppen keine konzentrierten Urteile, sondern Anschauungen, sie sind Reflexe des intuitiven, nicht des reflektierenden Denkens, dürfen deshalb nicht in Formen des letzteren transponiert werden. Übrigens ist noch zu bemerken, daß die Flexion der determinativ-attributiv gebrauchten, jetzt zu reinen Adjektiven gewordenen Participia praesentis sich erst vom 11. Jahrhundert an allmählich vollzog, diese ursprünglich im Französischen unveränderlich waren. Mönch hat die + *-ant*-Form überall da als Gerundium aufgefaßt, wo sie sich ihm als unflektierbar erwies. Im Gegensatz zu ihm, doch dabei uns auf das von ihm dargebotene ebenso reichhaltige wie zuverlässige Material und manche seiner vortrefflichen Ausführungen stützend, möchten wir nun Partizipien in attributiver, prädikativer und appositiver Verwendung unterscheiden, die ersteren flektierbar, die beiden anderen flexionslos. Verbale Kraft kommt allen mehr oder weniger zu. Dem Gerundium überweisen wir nur diejenigen + *-ant*-Formen, die wirklich ein konzentriertes Urteil zum Ausdruck bringen, sich nicht bloß künstlich durch einen Relativsatz in Urteile umdeuten lassen. Der Relativsatz ist ja immer Ausdruck für einen bewußten, einem Erinnerungsvorgang folgenden Urteilsakt. Freilich muß bei dieser Unterscheidung der subjektiven Auffassung ein breiter Spielraum gestattet werden, denn die syntaktischen Gebilde sind eben keine starren Formen, vielmehr der Reflex individueller geistiger Lebensmomente. — Was nun besonders die von Mönch dargestellte Entwicklung der syntaktischen Funktionen des Gerundiums betrifft, so glauben wir, daß daraus schätzbare Einsichten zu gewinnen sind. Doch müssen wir uns hier auf Andeutung des Wichtigsten beschränken. Bekannt ist, daß das Gerundium im Lateinischen seine Entstehung einem sprachlichen Irrtum verdankt. Die Verbindung eines alten akkusativischen Infinitivs auf + *-m* mit der Postposition *dō*, etymologisch und begrifflich dem deutschen 'zu' entsprechend, also z. B. *ferom-dō* „zu tragen", woraus *ferendō* (Vgl. *quam* + *do* = *quando*), wurde nämlich später anläßlich ihrer Endung *-ō* als Ablativ-Dativ aufgefaßt, wozu man einerseits einen Genetiv und Akkusativ, andererseits ein Verbaladjektiv auf + *-us*, + *-a*, + *-um* bildete, z. B. *rotundus*. Als Genetiv, Dativ und Akkusativ dienten die Formen *-di -do -dum* nur als Kasus des abstrakten Infinitivs, als Ablativ dagegen mit der Funktion des Instrumentalis erhielt '*do*' (Bsp. *diligenter legendo libros*) verbale Kraft und blieb nicht einfacher Ausdruck einer Beziehungsform, da sich die Vorstellung eines Wirkenden mit der eines Wirkens notwendig in

einer undifferenzierten Gesamtvorstellung vermischte. *Docendo discimus* unterscheidet sich von *Docentes discimus* ebenso sehr durch die syntaktische Beziehungsform von '*docendo*' und '*docentes*' wie durch die diesen unabhängig davon zukommende Bedeutung eines immanenten Urteils und einer als Eigenschaft aufgefaßten Tätigkeit. Substantivische Funktion können wir also dem Ablativ des lateinischen Gerundiums, auf den das französische zurückführt, deshalb nicht zusprechen, weil in ihm der Übergang von substantivischer zu verbaler Funktion, so wie wir ihn erklärt haben, uns schon als vollzogene Tatsache entgegentritt. Wie überhaupt dem Ablativ, konnten sich aus den Beziehungen der Satzelemente selbst analogisch die unbewußt verlaufenden Prozesse der Limitation, der Kausalität, der Modalität dem Gerundium anschließen. Bewußt wurden diese und andere, wie sie sich aus dem Beziehen des zeitlichen Geschehens entfaltet haben, aber erst durch die Ausgestaltung der konjunktionalen Nebensätze, deren Vorstufen die Gerundien für den Ausdruck nicht weniger Beziehungsprozesse gewesen sind. Dann aber bemächtigte sich ihrer die Ökonomie des Denkens als eines bequemen Hilfsmittels zur Abrundung der Satzgefüge, während gleichzeitig zunehmende Rücksicht auf die Deutlichkeit des Ausdrucks ihren Gebrauch in vielen Fällen ausschloß. Bsp. S. 75. Gerundium in konsekutiver und finaler Bedeutung: a) in konsekutiver: *Sarazins* (Obj.) *abatent a la terre gisant*, Jeh. d'Outrem. III. G. de Liège 21820; *Ma houlette aguisier feray Taillant com Rasoir de guingant*, Estoire de Griseldis 1134. b) in finaler: *Vuydant de ceste matière de Haynaut..., il faut venir au recouvrement d'aucunes choses oubliées*, Chastel. I, 218. Z. 1; *Fascherie du monde tant grande et vehemente n'entrera desormais a mon esprit que je ne passe, seulement le voyant et le oyant jargonner en son jargonnoys pueril*, Rabel 2, S. 82. *Un roy fait bien, n'estant hay du populaire, D'attirer pres de soy des gens savans*, Taille III, 120. S. 78 und 79: Gerundium in konditionaler und konzessiver Bedeutung. Bsp. 1. *Les mangeant, ilz multiplient*, Rabel. 3, S. 22, Z. 9 (wenn man sie ißt). *Il est mort si à coup, que la peste meurtriere Qui mesmes l'a tué ne l'a cognu ni veu, Car le cognoissant bien* (Irrealis), *eust-elle bien voulu Esteindre de ce temps la future lumiere*, Taille II, 68. 2. *Et si grandement li cousta Que, toutdis courant sus la feste, Onques il n'osta de sa teste Le hyaume*, Meliador 2662; *son propre serviteur Qui devroit estre ainsi comme tuteur De son saint corps et mengant en sa table Le trayra*, Mist. de l'Inc. et Nat. I, 12.

Beziehungsprozesse, die von den Satzverhältnissen selbst nicht sozusagen suggeriert werden, kann eben die Gerundialform weder im Hörer noch im Leser erwecken. — In der sorgfältigen

Feststellung der Beziehungsbedeutungen des Gerundiums in den verschiedenen Sprachperioden des Altfranzösischen, Mittelfranzösischen und Neufranzösischen liegt der Hauptwert der Arbeit Mönchs. Beiher erhält der Leser auch schätzenswerte Aufschlüsse über die Verwendung des Infinitifs in Vertretung von Nebensätzen sowie seine a b s t r a k t e Bedeutung im Vergleich zur k o n k r e t e n des Gerundiums. Ferner über den Unterschied zwischen dem Brauch der altfranzösischen Volkssprache, die das Gerundium zur Vertretung von kausalen, temporalen, konditionalen, konzessiven und modalen Nebensätzen, desgleichen zur Bezeichnung eines begleitenden Nebenumstandes verwendete und dem der altfranzösischen Übersetzer, welche in Nachahmung ihrer klassischen Muster dafür Partizipien (flektierte + *-and*-Formen) gebrauchten (s. S. 58). Die Entwicklungsstörungen des Gerundiums durch die latinisierende Renaissance werden klar zur Anschauung gebracht, gleichermaßen die Übereinstimmung des Neufranzösischen und Altfranzösischen in strenger Scheidung von Partizipe und Gerundium. S. 69 sehen wir das Gerundium als einen Satz vertretende Verbalform aufgefaßt. S. 77 erfahren wir, daß die zusammengesetzten Gerundien erst im XVI. Jahrhundert aufkamen, vorher ein solches im XIV. Jahrh. bei Jeh. d'Outrem. begegnet und sie wahrscheinlich auch unter Einfluß der lateinischen Partizipalkonstruktionen mit dem Part. Perf. entstanden. Die Stellung der Gerundien im Satzgefüge findet sich für alle Sprachperioden in genaue Betrachtung genommen, wobei auch darauf geachtet wird, ob aus einem Gliede des Hauptsatzes und dann in welchem das bestimmte oder unbestimmte Subjekt (man) des Gerundiums zu entnehmen war. Hierbei wird auch eine im Fortschritt der Sprache immer größer werdende Regelmäßigkeit und Klarheit festgestellt (s. S. 97). Die hierauf bezügliche Darstellung ist sehr genau und ins Einzelne gehend. S. 122 ist bemerkenswert, daß sich dem Gerundium ein unvollständiger Vergleichungssatz oder eine Apposition oder ein prädik. Part. Perf., das sich nach dem Subj. d. G. richtete, anschließen konnte. Dies, sowie die Fälle, in denen das Gerundium mit *en* durch ein davorstehendes Adverb sich näher bestimmt findet, deutet darauf hin, daß es der Ausdruck einer Gesamtvorstellung ist, worin eine Differenzierung zu bewußter Subjekts- und Prädikatsvorstellung sich zu realisieren strebt. Die Präposition '*en*' kann ein Gerundium ebenso wenig in ein abstraktes Substantiv umwandeln, als im Deutschen ein Satz aufhört Ausdruck eines entfalteten Urteils zu sein, wenn ihm *indem* vorgesetzt wird. Mönch braucht hier die nicht glückliche Bezeichnung: G e r u n d i a l s a t z. — Beim Partizip ist hervorzuheben S. 145 die Definition Kalepkys (s. *Zs.* XX, S. 277): Es bezeichnet „Seiende als Träger des durch den Verbalstamm ausgedrückten Zeitseienden" als Seiende,

denen „das durch den Verbalstamm ausgedrückte Zeitseiende als eine von ihnen ausgeübte Tätigkeit eigentümlich ist.“ S. 148: Im Altfranzösischen konnte das Part. Praes., wenn auch nicht häufig, noch verbale Bestimmungen bei sich haben. S. 153: Im Neufranzösischen hat das Part. Praes. also nur noch r e i n e adjektivische Bedeutung, was unseres Erachtens in: reine adjektivische B e z i e h u n g s b e d e u t u n g umzuändern wäre, denn etwas von der Vorstellung einer Tätigkeit haftet den Partizipien transitiver Zeitwörter doch immer an. Besonders sei noch schließlich hervorgehoben S. 172:... so finden wir auch im Französischen viele Part. Praes. „mit nicht einfach aktivem oder reflexivem Sinn“, vielfach i m S i n n e j e n e s l a t e i n i s c h e n G e r u n d i u m s. Da die Sprache lautlich keine andere Form bot, so verwandte man vielfach das Part. Praes. in jenem passiven Sinne:

1. = etwas, das gesungen werden kann, das zum Singen geeignet ist, z. B. *air chantant*, *Musique chantante*, *vers chantants*,
2. = etwas, in dem gesungen wird: *café chantant.*

Wir finden diese Erscheinung auch in anderen Sprachen, so besonders im Englischen: *a writing desk*, *a brewing copper*, u. a., auch im Deutschen, z. B. bei nachtschlafender Zeit, vgl. Grimm IV, 63—69.

Dann heißt es weiter: Vielleicht ist der Ausgangspunkt auch hier, wie im Latein, von indifferenten Verben, die sowohl transitiv wie intransitiv gebraucht wurden: *Qui* (sc. *porte*) *o v r e devers orient*, Rose 4015; *A deus petits ploçons jumiaus, O u v r a n s e t c l o a n s a danjier*, Ad. de le Hale: Jus Adam S. 301; ferner *mouvoir*: *Asez fu isneals li mesaiges E vistes e m o u v a n z*, Gill. l. Maréch. 11790.

Es wird daher anzunehmen sein, daß das lateinische Gerundium sich nicht fortsetzte, sondern neu geschaffen wurde mit der *-ant*-Form, die somit passive Bedeutung erhielt. Sprachschöpfung liegt hier vor. Mönchs umfassende Dissertation gehört, wie man wohl zugeben wird, zu denjenigen, aus welchen sich viel lernen läßt.

A u g s b u r g. K. Morgenroth.

Notholt, Edwin. *Das Adverb, der präpositionale Ausdruck und der ganze Satz als Prädikat in Verbindung mit dem Verb in der Entwicklung der französischen Sprache.* Göttinger Dissertation 1913.

„Das Prädikat in Verbindung mit dem Verb kann . . seiner Form nach nicht nur ein Nomen sein, sondern es kann auch durch ein Adverb, einen präpositionalen Ausdruck oder einen ganzen Satz gebildet werden“ (S. 5). Verf. betrachtet also Fälle wie *elle vivait c h a s t e m e n t*; *vivre e n p a i x*; *la vérité c'est*

que l'adultère est une grande saleté als „Prädikat in Verbindung mit dem Verb", da ihm *grün* in *der grüne Baum*, *fröhlich* in *er kehrt fröhlich zurück* „Prädikate" (sagen wir mit Haas: Korrelate von Merkmalsvorstellungen zu Gegenstandsvorstellungen: hier also zu *Baum* und *zurückkehren*) sind. Er untersucht an einem vielleicht allzu umfangreichen alt- und neufranzösischen Material, welche Typen im Französischen und in den verschiedenen Perioden desselben anzutreffen sind. Man wird den großen Fleiß bei der Kompilation billigen müssen, vermißt aber den weiten Ausblick bei einem Problem, das Beobachtung nicht einer, sondern vieler, womöglich unverwandter Sprachen erheischt. Eine derartige Weite des Gesichtsfeldes darf man aber bei Dissertationen nicht verlangen!

Wien. LEO SPITZER.

Clédat, L. *Dictionnaire étymologique de la langue française.* Paris, librairie Hachette, 1912. In-16 de IX + 618 pages.

M. L. Clédat nous a donné un nouveau Dictionnaire étymologique de la langue française qui répond bien à son titre. Ce n'est pas un dictionnaire de pure érudition. A ce point de vue les romanistes se reporteront facilement soit au dictionnaire étymologique de Scheler — soit aux dictionnaires étymologiques plus généraux comme ceux de Diez, toujours excellent, de Koerting ou de Meyer-Lübke, ce dernier en cours de publication.

M. Clédat a voulu écrire un ouvrage de vulgarisation, destiné aux élèves et aux étudiants de nos collèges et de nos Universités, et aussi aux gens du monde qui s'intéressent à l'histoire de leur langue: et on sait que le goût de l'étymologie est assez répandu en dehors des érudits, et que, s'il n'est pas guidé, il mène à certaines élucubrations ridicules; les exemples ne manquent pas.

Plusieurs dictionnaires ont précédé celui de M. L. Clédat. Le dictionnaire étymologique d'A. Brachet, pour ne parler que du moins mauvais, a rendu de nombreux services en son temps et a eu les honneurs de plusieurs tirages. Mais, comme le fait observer M. Clédat dans sa *Preface*, le côté phonétique préoccupait davantage Brachet que le côté sémantique. Cette préoccupation s'explique, ajoute M. Clédat, si on se souvient qu'à l'époque de la I^e édition du dictionnaire de Brachet la phonétique française n'était pas encore fixée et que l'origine des formes, etablie au point de vue phonétique, paraissait être le premier devoir de tout bon étymologiste. Depuis quarante ans les etudes de phonétique française ont tellement progressé que les principes en ont pénétré dans le domaine commun de l'erudition et que

l'explication phonétique des mots peut céder la place à l'explication purement étymologique et sémantique.[1])

C'est ce dernier point de vue qui a paru important à M. Clédat et il s'explique nettement et longuement sur son plan dans la preface.

Voici comment est disposé le dictionnaire. Les mots sont groupés par famille. On peut, dans ce cas là, choisir la forme française la plus simple, celui qui représente vraiment la racine dans la forme la plus réduite et classer ensuite les mots dérivés: un dictionnaire de *dérivation* devrait être ainsi conçu. Mais il ne serait intéressant que pour les mots dérivés. Les autres seraient exclus: et ils sont nombreux.

M. Clédat a adapté un autre plan, car son dictionnaire est surtout étymologique. Les mots étant groupés par familles, il a pris tantôt la forme la plus simple du radical, tantôt le mot contenant la racine et se rencontrant le premier dans l'ordre alphabétique. Les dérivés sont ainsi groupés, et il suffit d'un renvoi, quand on les rencontre à leur ordre alphabétique, pour les retrouver dans le groupement dont ils font partie.

Ainsi on trouvera groupés autour du mot *an* (lat. *annum*) les mots suivants: *année*, *biennal*, *solennité*, *pérennité*, etc. A chacun de ces mots on trouvera un renvoi à *an*. De même, des les premières lettres, les mots *cap*, *capable* groupent autour d'eux de longues séries de mots, qui se retrouvent ensuite à leur place alphabétique, avec renvoi. Le plan est donc simple et le lecteur se retrouve très facilement dans le dictionnaire.

Dans les longues listes de dérivation, l'auteur n'a pas cherché à expliquer par quels procédés les mots changeaient de sens; M. Clédat renvoie avec raison aux principes généraux de sémantique et il laisse au lecteur le soin de s'expliquer les dérivations d'aprés ces principes, qui sont d'ailleurs assez simples et qu'il rappelle en quelques mots dans sa préface.

En ce qui concerne les étymologies proprement dites, M. Clédat en propose peu de nouvelles et il donne les plus communément reçus. Mais en revanche il oblige le lecteur non seulement à remonter avec lui aux formes latines et grecques, mais à étudier étymologiquement les mêmes formes latines et grecques qui servent de substrata aux formes françaises. Un exemple fera voir le procédé. Si on cherche aux mots *couple*, *couplet*, on trouve un renvoi à *apte*, ce qui ne laisse pas d'étonner au premier abord. Mais en parcourant l'article *apte* on voit la raison de ce renvoi. Le latin *aptus* a pour racine *ap-*, et cette racine se retrouve dans *copula*, qui est pour *co-ap-ula*; et voilà pourquoi *couplet* est éty-

[1]) Nous ne citons que pour mémoire l'ouvrage de M. M. Laurent et Richardot *Petit dictionnaire étymologique de la langue française.* Paris, Delagrave 1896.

mologiquement sous le même chef que *apte.* C'est ainsi qu'au mot *génital* on trouve les adjectifs *benin* et *malin*, parce que la racine *gn* de *gi-gn-ere* y est cachée. Il y a ainsi dans toutes ces listes de dérivés beaucoup d'ingéniosité déployée et leur lecture donne toute une série de surprises au lecteur le plus averti. Mais on se demandera peut-être s'il n'y a pas quelque excès dans cette recherche de la plus lointaine racine. Il y a plusieurs degrés dans l'étymologie: *sunt plures mansiones...* Beaucoup de mots dérivés du latin par exemple ont perdu le sens indiqué par leur racine primitive et en latin déjà beaucoup de dérivés devaient être dans le même cas. Pourquoi remonter à la source latine la plus lointaine et même quelquefois à une source antérieure aux deux langues classiques de l'antiquité? Il nous semble qu'il y a là quelque exagération, surtout dans un livre de vulgarisation.

Cette réserve faite pour les mots dérivés, nous ne pouvons que louer l'exactitude des explications étymologiques, en même temps que la circonspection de l'auteur. Les mots avec mention *origine inconnue* sont nombreux, et ils le seront longtemps encore. Souhaitons que ce livre fasse pénétrer dans les milieux auxquels il est destiné des notions exactes sur l'étymologie française et qu'il les rende sceptiques sur certaines étymologies qui sont courantes dans nos livres élémentaires, et qui font plus d'honneur à l'imagination de leurs auteurs qu'à leur méthode, quand, par surcroît, elles ne les rendent pas trop ridicules.

Toulouse. J. Anglade.

Wright, C. H. Conrad. *A history of French literature.* Oxford, University Press 1912. XIV, 964 S. 8⁰.

Unter den zahlreichen Gesamtdarstellungen der französischen Literatur darf die vorliegende Anspruch auf eine gewisse Beachtung erheben. Sie ist handlich und zugleich ziemlich ausführlich. Im Unterschied von Lansons Buch wird nicht bloß kritisiert und ästhetisiert, sondern auch Inhaltliches und Tatsächliches vorgetragen. Der Verfasser hat vieles selbst gelesen und urteilt nicht selten, unbekümmert um hergebrachte Meinungen, frisch aus eigener Anschauung. Allerdings macht er von dem Recht individueller Auffassung auch einen zu ausgiebigen Gebrauch, wie das z. B. bei der Beurteilung von J.-J. Rousseau und A. Chénier deutlich hervortritt; hier kann ihm der Vorwurf des sans-gêne und der Oberflächlichkeit nicht erspart werden, denn man muß überzeugt sein, daß eine genauere Kenntnisnahme und eine sorgsamere Abwägung ihn zu einer wesentlich anderen Bewertung geführt haben würden. Wo der Verfasser sich auf andere stützen muß, ist er im ganzen vorsichtig und resümiert den Stand der jeweiligen Forschung; das hat

gewiß für den Leser sein Unbequemes, so oft wie verschiedene Theorien sich gegenüberstehen, wie das z. B. mehrfach in Fragen der altfranzösischen Literatur der Fall ist; aber dies Verfahren ist natürlich immer noch besser, als etwa eine nicht durch Einzelstudien genügend fundierte Stellungnahme. — Der soziale und politische Hintergrund, welcher ja für die französische Literatur von ganz besonderer Bedeutung ist, findet sich nirgends vernachlässigt; auch die philosophischen Bewegungen haben gebührende Berücksichtigung erfahren. Dagegen hätten die großen Entwickelungslinien in der Literatur deutlicher gezeichnet, die literarischen Zusammenhänge schärfer betont werden sollen.

Was die Raumverteilung angeht, so ist die altfranzösische Literatur zwar etwas reichlicher bedacht, als es sonst in Werken dieser Art zu geschehen pflegt, aber sie ist doch immer noch zu kurz gekommen. Das 17. und das 18. Jahrhundert sind mit einer gewissen Ausführlichkeit dargestellt; dem gegenüber hat die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts eine ziemlich stiefmütterliche Behandlung erfahren, namentlich ist der Lyrik innerhalb dieser Periode zu wenig Platz eingeräumt worden. Es hängt das freilich mit der Vorliebe des Verfassers für das Classical and rational in der französischen Literatur zu ungunsten des Romantic, sentimental and emotional zusammen, wie er es offen in der Vorrede ausspricht; allein, wie wohl niemand den rationalitischen Grundzug der neueren französischen Literatur wird leugnen wollen, so ist es doch nicht gering anzuschlagen, daß die französische Lyrik den größten Aufschwung, dessen sie überhaupt fähig war, im 19. Jahrhundert genommen hat, und nicht zu vergessen, daß diese Blüte im Schoße der romantischen Bewegung geboren wurde. Die romantische Epoche ist zwar nicht charakteristisch für das Wesen der französischen Literatur, aber sie ist in mehrfacher Beziehung die interessanteste, schon weil hier ein Strom warmen Blutes hinzutrat, welcher Farbe und individuelles Leben in die Uniformität, Nüchternheit und Verstandesmäßigkeit hineintrug.

Bei den Einzelbemerkungen, welche ich im Folgenden mache, schließe ich das Mittelalter aus, weil hier der Verfasser offenbar am wenigsten aus Eigenem schöpft und infolgedessen allzuviel dazu zu sagen wäre.

Das Wort *rationalism* erscheint S. 130 in einem ganz ungewöhnlichen Sinne gebraucht *(rationalism, at first the liberty of reasoning).* Nicht bloß die *search for artistic perfection* wurde durch das Studium des Altertums hervorgerufen (S. 131), sondern es wurde dadurch geradezu der Begriff der Kunst gewonnen. Das Urteil über Margarete von Navarra als Dichterin *(probably no writer ever lived whose works contain less poetry* (S. 157) ist sehr scharf und ungerecht; die ‚*Prisons*‘ können mehr beanspruchen als eine einfache Erwähnung. Das gespreizte und geschmacklose

Sonett Ronsards (das nur durch die französischen Literarhistoriker ‚famous' geworden ist) ‚*Quand vous serez bien vieille* . .' wird besonders herausgestrichen, während wieder Du Bellay nicht zu seinem Rechte kommt. Welches der tiefere Sinn von Rabelais' Werk sei, ist wenig deutlich herausgekommen. — Anstatt Malherbes an Herrn Du Périer gerichteten Strophen mit Gray's Elegy zusammenzustellen (S. 263), wäre es angemessener gewesen, für das *Et, rose, elle a vécu ce que vivent les roses, L'espace d'un matin* auf eine Stelle in Montchrétiens ‚*La mort de Marie Stuart*' hinzuweisen, s. diese *Zeitschrift* XXVI, 92. Malherbes poetische Leistungen werden im ganzen richtig gering bewertet: aber wie erschreckt von der Kühnheit seines Urteils, mit welchem er sich im Gegensatz weiß zu der französischen Auffassung, fügt Verf. in einer Anmerkung hinzu: *Fairness and candor compel the admission that the above judgment of Malherbe is not the only possible one.* Dies Verfahren kann nicht als zulässig gelten, da es eine bedenkliche Unsicherheit bei dem Leser darüber hinterläßt, ob der Schreibende sein Urteil auch voll und ganz zu vertreten gewillt ist: es macht sich hier wie auch zuweilen an anderen Stellen, z. B. gelegentlich des über Barrès (S. 847) Gesagten ein Rest von Scheu vor landläufigen Urteilen bemerkbar, von welcher der Verfasser sonst erfreulicherweise frei ist. Alexandre Hardy erscheint in zu ungünstigem Lichte, und es gelangt nicht zur Darstellung, wie durch ihn den Franzosen noch einmal die Möglichkeit geboten wurde, ein freieres und volkstümlicheres Theater zu gewinnen, eine Gelegenheit, die leider unbenützt vorüber ging. Bei der Besprechung von Corneilles ‚*Rodogune*', die übrigens gut fortbleiben konnte, vermißt man eine klare Stellungnahme des Verfassers und man sieht nicht, ob er Lessings Kritik für berechtigt hält oder nicht. Die ‚*Athalie*' als bedeutendstes Stück von Racine hinzustellen und als die *culmination of French classicism* zu bezeichnen, ist zum Mindesten gewagt; mit mehr Recht wäre hier der ‚*Britannicus*' zu nennen. Es hätte nicht vergessen werden sollen zu bemerken, wie verhältnismäßig leicht Racine an dem Joch der drei Einheiten trug, und woher das kommt. Daß der Tartuffe eine komische Figur sei, muß entschieden bestritten werden. Der ‚*Misanthrope*' erscheint viel zu schnell abgethan und erfährt eine teils schiefe, teils direkt unrichtige Beurteilung. Mit La Rochefoucaulds ‚*Maximes*' geht Verf. denn doch zu scharf ins Gericht; es bleibt die Thatsache bestehen, daß sie mehrfach auch von tiefer Kenntnis der menschlichen Natur zeugen. Bei Lafontaine erhalten wir keine rechte Anschauung davon, worin das Wesen seiner Kunst eigentlich liegt. — Wenn es S. 470 heißt: *Voltaire was permeated . . . much more than one was willing to confess with the art of Shakspere*, so ist das gewiß nicht richtig; gerade die Art, wie er mit seinem S. 472 nicht zutreffend charakterisierten ‚*Mort de César*' Shakespeares

Stück entzweiriß, zeigt deutlich, wie wenig er im Grunde den großen Briten begriff. In seiner ‚*Histoire de Charles XII*' hat Voltaire sicherlich nicht gezeigt, daß er *capable of serious historical investigation* war; bekanntlich hat Schlosser das Buch wenig mehr als einen Roman genannt, und bekannt ist auch, daß es in den Hauptpunkten eine Kompilation aus Limiers ‚*Histoire de Suède sous le règne de Charles XII*' darstellt. Die Meinung, daß der Mensch *a mere machine* sei (S. 513), hat Voltaire m. W. nicht gehegt und nirgends ausgesprochen. Die Überschätzung von Voltaires Korrespondenz teilt Wr. mit den Franzosen, welche da ein zu großes Gewicht auf die Form legen; es widerspricht den Thatsachen, wenn es heißt: *Scarcely one of his letters is valueless*, denn gerade die häufige Magerkeit des Inhaltes fällt auf und sticht unvorteilhaft ab gegen die Gewichtigkeit Rousseauscher Korrespondenz. Dagegen verdiente Voltaires ‚*Essai*' entschieden mehr als drei Zeilen, und seine ‚*Romans*', d. h. Novellen, sind zu leicht bewertet. Was über J.-J. Rousseau gesagt wird, gehört wohl zum Schwächsten des ganzen Buches. Es wirkt komisch, wenn S. 519 gesagt wird, daß der (unfähige) französische Gesandte in Venedig Rousseau *in disgrace* entließ. Der Wortlaut der Preisaufgabe der Dijoner Akademie war: *Si le rétablissement des Sciences et des Arts a contribué à épurer les mœurs*, s. diese *Zeitschrift* XI, 23 ff. Was es mit der Zuverlässigkeit der Memoiren der Frau d'Épinay für eine Bewandtnis hat, ist zu bekannt (s. u. Ritter in den *Annales J.-J. Rousseau* II, 3 ff.), als daß man sie *important* (S. 522) nennen könnte. Der Bruch mit Grimm, Diderot, Frau d'Épinay ist einseitig dargestellt, indem alle Schuld Rousseau beigemessen wird; Verf. stützt sich da offenbar auf Hettner, der in diesem Punkte, wie in vielen anderen, die sich auf Rousseau beziehen, veraltet und überholt ist. Frau d'Houdetot war nicht die Schwester, sondern die Schwägerin der Frau d'Épinay. Wer die ‚*Lettres écrites de la montagnè* a violent attack against the state and its religion nennt, erweckt keine zutreffende Vorstellung von der Schrift: sie ist eine Kritik der angemaßten Rechte des großen und kleinen Rates der Stadt Genf und ein Angriff auf die protestantische Orthodoxie; und wenn es weiter von jenen Lettres heißt: *they caused even the people of Motiers to turn against him*, so erscheint damit die Sachlage etwas verschoben, denn es war der Pfarrer von Motiers, welcher die Bevölkerung des Ortes gegen Rousseau aufhetzte. Von *erotic madness* und *idleness* zu sprechen (S. 522), ist übertrieben und fast gehässig. S. 523 ist der ‚*Contrat social*' mit dem ‚*Émile*' verwechselt worden, denn es war ja die Publikation des letzteren, welche zu seiner Flucht aus Frankreich führte. Wenn man sich dazu versteigt zu sagen, daß Rousseau *one of the precursors of modern anarchy* sei (S. 526), so muß man wenigstens den Versuch machen, das näher zu begründen. Wert und Bedeutung der

‚*Nouvelle Héloïse*' sind vollständig verkannt worden und von dem Einflusse dieses Romans auf die spätere französische, ja europäische Literatur erfahren wir nichts; zu sagen, daß Rousseau's *chief inspiration* Richardsons ‚*Clarissa Harlowe*' gewesen sei, sowie daß die *characters of Julie and of her cousin Claire reproductions of Clarissa and Miß Howe* seien, heißt zum Mindesten ein schiefes Bild von der wahren Sachlage geben. Auch die Worte *Rousseau antedates by two years and misrepresents his life at les Charmettes* (S. 533) lassen falscher Deutung Raum; allerdings hat Frau von Warens erst am Anfang des Sommers 1738 die Charmettes erworben (s. E. Ritter, *La famille et la jeunesse de J.-J. Rousseau* S. 233 n. 2), aber daß Rousseau absichtlich in seiner Darstellung alles um zwei Jahre verschoben habe, ist nicht glaublich; seine Erinnerung hat ihn vielmehr getäuscht, und es ist zu beachten, daß er am Ende des fünften Buches der Confessions ausdrücklich sagt: *Autant que je puis me rappeler les temps et les dates (nous en primes possession vers la fin de l'été de 1736).* Wenig besser als bei Rousseau ist Wr. bei dem inspiriert gewesen, was er über André Chénier vorträgt; es würde hier zu weit führen, auf die verschiedenen unrichtigen Punkte einzugehen, und ich will nur bemerken, daß es doch einfach die Schwierigkeit, Andrés Stellung innerhalb der französischen Literatur deutlich zu erkennen und genau zu formulieren, umgehen heißt, wenn gesagt wird: *he belonged precisely to the transition age* (S. 576). — Die Bemerkungen über Frau von Staëls ‚*De l'Allemagne*' können nur zum Teil befriedigen; es fehlt der Hinweis auf das, was der Frau von Staël zu eigen gehört, d. h. wo sie original und durchaus unabhängig von Schlegel ist (s. den später noch zu nennenden Aufsatz von Walzel), auch erscheint die Wirkung des Buches auf die französische Romantik nicht nachdrücklich genug unterstrichen. Man wird gewiß von einem Buche wie dem vorliegenden nicht erwarten, daß darin die komplizierteste Periode der französischen Literatur mit scharfen und klaren Strichen gezeichnet sei, aber ein solches Durcheinander, wie es das *Romanticism* überschriebene sechste Kapitel darbietet, überschreitet denn doch das Maß des allenfalls Zulässigen. Nach dem vernichtenden und wohlbegründeten Urteil von Goethe über Hugos ‚*Notre Dame de Paris*' dieses Buch *one of his greatest books* (S. 684) nennen zu hören, setzt wirklich in Erstaunen; damit wird der Studierende gradezu irregeleitet. Mérimée als Novellist, ist viel zu kurz gekommen; er gehört mit Guy de Maupassant zu den größten Frankreichs. Eine Lücke bedeutet die Nichterwähnung von Claude Tilliers ‚*Mon oncle Benjamin*', auch wenn das Buch, wie es nach Strowski, *Tableau de la littérature française au XIXe siècle* p. 337 scheint, in Frankreich ganz unbekannt ist; es wird in Deutschland mit Recht wegen seines gesunden Humors geschätzt, der bekanntlich ein sehr rarer Artikel

bei unseren Nachbarn ist, und wenn Herr Strowski a. a. O. meint: ‚*Mon oncle Benjamin*‘ ... *est devenu pour les Alemands, par une erreur d'optique bien singulière, le type classique du roman français*, so unterliegt er selber, gelinde ausgedrückt, einer sonderbaren optischen Täuschung. Das Kapitel, welches den Realismus und Naturalismus behandelt, ist nicht übel, nur daß manche Urteile zu hart ausgefallen sind, z. B. das über Zola. Jules Vallès mit seinem ‚*Jacques Vingtras*‘ ist wohl nur versehentlich übergangen worden. Sully Prudhomme hätte eine bessere Würdigung erfahren sollen. — Es ist recht gewagt, der Gegenwart so nahe zu treten wie das der Verf. mit dem sechsten Teile seines Buches tat, der ‚*The twentieth century*‘ überschrieben ist. Daher hat hier seine allgemeine Betrachtung über die Richtungslinien der Entwicklung nur sehr bedingten Wert. Auch sieht er die Unmöglichkeit ein, die Autoren zu klassifizieren und bespricht sie deshalb einfach in alphabetischer Reihenfolge: wir erhalten so eine Art Nachschlageliste, der ein gewisser praktischer Nutzen nicht abgesprochen werden soll, die aber freilich dadurch, daß sie nicht nur Kritiker, Literarhistoriker und Historiker, sondern auch Staatsmänner und Redner miteinbegreift, etwas an einen Auszug aus *Qui êtes-vous?* erinnert.

Es bleibt noch mancherlei zur Bibliographie zu bemerken, welche in *General indications* und eine *Systematical bibliography* geschieden ist. Unter den ersteren fehlt Morf, *Die romanischen Literaturen* 1909 (in der ‚*Kultur der Gegenwart*‘ ed. Hinneberg). Die beiden Teile des Buches von Suchier und Birch-Hirschfeld haben je nach dem Verfasser einen sehr verschiedenen Wert und sind daher nicht unter ein Gesamtprädikat zu bringen. Faguet's *Histoire de la littérature française* sollte gar nicht namhaft gemacht werden, ebensowenig Junker's *Grundriss*; dagegen vermißt man Julian Schmidts *Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution*, die zwar wegen der annalistischen Anordnung unübersichtlich ist, aber noch immer eine Fundgrube von vielem Material und feinsinnigen Bemerkungen zugleich darstellt. Brunetières *Évolution de la poésie lyrique* umfaßt zwei Bände (der 2. erschien 1894). Warum fehlt S. 889 die Bibliographie der *Zeitschrift für romanische Philologie?* Warum ebenda Derôme, *Les éditions originales des romantiques* und warum S. 894 Vollmöllers *Romanische Forschungen?* Der Abschnitt *History of the language* hätte fortbleiben sollen; wenn er aber einmal da ist, so durften unter *Grammar and syntax* natürlich Toblers *Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik* nicht fehlen. — Was die *Systematical bibliography* angeht, so heißt es in einer Vorbemerkung: *The following bibliography is not exhaustive but selective.* Indem ich auch hier wieder das Mittelalter übergehe, will ich nur fragen, ob es ‚*selective*‘ ist, wenn das wertlose Buch des Fräulein Käthe Schirmacher über Voltaire genannt wird,

während das klassische Werk von Strauß keine Erwähnung findet. Ähnlich steht es mit Beaudoins und Lemaîtres Büchern über Rousseau gegenüber Erich Schmidts *Rousseau, Richardson and Goethe* sowie Gaspard Lavallettes *Rousseau Genevois.* Bei Frau von Staël fehlt der wichtige Aufsatz von R. Walzel: *Frau von Staëls Buch De l'Allemagne* und *W. Schlegel* in den *Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte* (Festgabe für R. Heinzel) 1898. Auch die bibliographischen Angaben über Vigny und Musset, um nur noch zwei Beispiele herauszugreifen, bieten einerseits Unbedeutendes und lassen andererseits Nennenswertes vermissen. Es ist klar, daß eine Auswahl allein keinen Nutzen stiftet, wenn sie sich nicht mit der Kritik verbindet; im Gegenteil. — Der Index scheint, nach Stichproben zu urteilen, sorgfältig gearbeitet zu sein; sonderbar ist es, daß hier auch die Namen von Literarhistorikern verzeichnet sind, welche zufällig im Laufe der Darstellung Erwähnung gefunden haben.

Straßburg i. E. SCHULTZ-GORA.

Jordan, Leo. *Voltaires Orphelin de la Chine in drei Akten nach der einzigen Münchener Handschrift (C. G. 426) mit Einleitung, den Varianten der Münchener Handschrift (C. G. 427) und der Drucke des fünfaktigen Orphelin nebst Anmerkungen, zum ersten Male herausgegeben.* (Gesellschaft für romanische Literatur Band 33) Dresden, 1913.

Diese Veröffentlichung einer Handschrift, die aus dem Besitz des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz stammt, bedeutet eine wertvolle und interessante Bereicherung der *Oeuvres de Voltaire* sowohl, als der Literatur über Voltaire. Im ersten Kapitel geht der Herausgeber der Entstehungsgeschichte des *Orphelin* nach und fördert in eindringender, auf die Belege gestützter Untersuchung des Briefwechsels mehrere neue Ergebnisse zu Tage: Höchst wahrscheinlich ist der *Orphelin*, nicht wie man bisher annahm, schon 1753 in Schwetzingen, sondern erst 1754 konzipiert worden; denn die Studien zur *Histoire universelle*, die den Dichter wohl zu seinem Drama anregten, begannen erst i. J. 1754. — Nicht erst d'Argental war es, der ihm Bedenken erweckte gegen die dreiaktige Form, in der das Stück zuerst ausgearbeitet wurde und der auf Umarbeitung bestand; Voltaire selbst mit seiner „Regelseligkeit" war es, der sich nur wohl fühlte bei den regelrechten 5 Akten. D'Argental mußte vielmehr geradezu davon zurückgehalten werden, dem dreiaktigen *Orphelin* zur Aufführung zu verhelfen; womit durchaus nicht unvereinbar ist, daß er, als er den Freund zur Umarbeitung entschlossen sah, Ratschläge für eine fünfaktige Version gegeben hat. Aber Voltaires Behauptung von d'Argentals entscheidendem Einfluß

und die Anekdoten, die darüber umgehen, sind legendarisch. „Der ewig Unzufriedene war der Dichter selbst. Wo ihm Änderungen vorgeschlagen wurden, hatte er den Vorschlag selber nahegelegt. Als der Kreis der „Engel“ ernstlich die Rolle übernehmen wollte, die ihm Voltaire und die Tradition gegeben, da tat der Dichter nicht mit.“

Dann verfolgt der Verf. die Ausarbeitung der fünfaktigen Version und stellt dabei eine zweite Fassung fest, die in der Mitte liegt zwischen der dreiaktigen der Münchener Handschrift und der endgültigen der *Oeuvres*, die aber verloren gegangen ist. In feinsinniger ästhetischer Untersuchung sucht er die Änderungen in den Charakteren, z. B. in denen von *Octar* und *Gengis*, und in der Handlung in ihre Motive hinein zu verfolgen. Er gelangt zu dem Urteil, daß die Umarbeitung keinen künstlerischen Fortschritt bedeutete und daß Voltaire dabei ursprünglich bessere Einsichten den Regeln opferte. Die Absicht, das Stück zu strecken, kommt dem dichterischen Wert nicht zu gut. Sehr hübsch ist das Urteil des Verf. über die nach seinem Empfinden schwächste und peinlichste Stelle der fünfaktigen Redaktion, die Worte von *Gengis*, die den dritten Akt abschließen: *Je frémis, et j'ignore encor ce que je veux*: Gengis scheint mir zur Puppe in Voltaires Hand zu werden, und sein Aktschluß erhält für mich den Sinn: „Ich weiß nicht, was ich will, — denn sonst bringt der Dichter keinen fünften Akt mehr heraus.“ Was die Kritik Grimms, d. h. wahrscheinlich Diderots an dem Stück mit Recht zu tadeln hatte, das seien Fehler, die sich in der älteren Version nicht finden oder in ihr viel weniger hervortreten. „Um so merkwürdiger, daß er nicht dafür sorgte, daß der dreiaktige *Orphelin* erschiene, der Kritik entgegenkäme.“ — Fein ist der Nachweis, wie bei diesen Umarbeitungen Voltaire ein richtiges Gefühl hat für die Forderungen des Realismus, wie ihn innerlich alles zu den Jungen zieht und herausdrängt aus der klassischen, nachklassischen Bahn; wie dann aber doch die nicht zu umgehenden Rücksichten auf das Publikum ihm, fast gegen seinen Willen, unter den Händen die Arbeit akademisch geraten lassen.

Es folgt ein sehr wohl dokumentiertes Kapitel über die Quellen des *Orphelin*, durch das wir manches Neue erfahren. Zu vermissen wären nur etwa die Racineschen und Corneilleschen Tragödien, die doch wohl tiefer auf das Stück eingewirkt haben, als die hier namhaft gemachten Quellen. Die Leitmotive der klassischen Stücke hat Voltaire der Dramatiker immerfort im Kopf; er kann sich nicht von ihnen losmachen; das eben stempelt ihn zum Epigonen. Und so ist, um von anderem, was auch in Betracht käme, abzusehen, der *Orphelin* sicher vor allem ein neuer *Polyeucte*: die sittliche Heldengröße des Gatten, dem sich *Idamé* zunächst nur im Gehorsam gegen das elterliche Gebot antrauen ließ, siegt in der Frau über den Rest der Liebe zu dem,

den sie einst liebte; dieses Beispiel wandelt sie selbst zur Heldin um und der Heldenmut des vereinten Paares stimmt Gengis zu edlem Entsagen und zu hochherziger Beugung vor so viel Größe. Und die Schwäche des Stücks, das ließe sich nachweisen, bestände darin, daß Voltaire es sich nicht versagen konnte, dieses Polyeucte-Motiv noch mit anderen, ebenfalls entlehnten Motiven zu kreuzen.

Nun noch ein Wort zu der ganz neuen These Jordans, der erste *Orphelin* sei als Thesenstück gedacht und durchgeführt und wende sich gegen Rousseaus erste Preisschrift; er wolle darstellen, wie Wissenschaft und Kunst die rauhen Sitten des barbarischen Eroberers mildere, er predige Kultur über Natur, Tugend über Kraft. Dabei stützt sich Jordan auf den Umstand, daß der Erstausgabe des *Orphelin* der bekannte offene Brief Voltaires an Rousseau vom 30. August 1755 beigefügt war. Der Brief werde so zu einem Schlüssel für den Sinn des Stückes und zeige auf Rousseau als Gegner, an dessen Adresse die Tendenz des Stückes gerichtet sei. Ich gestehe, daß mich die Beweisführung Jordans, die manches Bestechende hat, nicht ganz überzeugt hat. Ich gebe durchaus zu, daß der *Orphelin* ein Dokument ist für die völlig von einander abweichende Denkweise der beiden Männer. Aber daß Voltaire die Absicht gehabt habe, in seinem Stück die Behauptungen Rousseaus zu widerlegen, daß er nach einem Stoffe suchte, Rousseaus Theorien zu widerlegen, das ist mir nicht bewiesen. Hier vermisse ich vor allen Dingen die sonst so reichlich gegebenen Belege aus dem Briefwechsel. Wollte er ein Anti-Rousseausches Thesenstück schreiben, so muß sich darüber etwas im Briefwechsel finden, in dem Voltaire bekanntlich aus seinem Herzen nie eine Mördergrube gemacht hat. Mir war immer auffallend, wie spät doch Rousseau und gerade die Preisschrift für Dijon in Voltaires Gesichtskreis eintreten. Der interessante sachliche Gegensatz des *Orphelin* zum ersten *Discours* (der übrigens bei Jordan doch vielleicht etwas zu sehr ins Nietzschehafte gewendet ist) bleibt bestehen. Der Preis der Kultur, der Triumph des kultivierten, gesitteten und veredelten Willens über rohe Barbarentriebe ist sicher ein Motiv des *Orphelin*. Nur ist das alles Voltairesches Eigengut, dieser Grundgedanke des *Siècle de Louis XIV* und des *Essai sur les moeurs;* ihn bei ihm hervorzutreiben bedurfte es nicht des Anstoßes der Gegnerschaft Rousseaus.

Noch einige Kleinigkeiten. Kann man sagen, daß Akt 4, Szene 6 Zamti seiner Idamé „zum Ehebruch rate"? Er meint es doch so: „Laß mich sterben! Dann bist du frei durch meinen Hingang und kannst durch die Ehe mit dem Usurpator deinen „König", den *Orphelin*, retten und dem Vaterland nützlich sein." Sodann heißt es bei Jordan S. 55 f: *Idamé* habe in der neuen Redaktion den kleinen Prinzen aus seinem Verstecke herausgeholt, aber — um ihn Gengis auszuliefern und mit dieser verzweifelten

Tat ihr Söhnchen zu befreien; sie habe ein Verbrechen begangen, den Prinzen ausgeliefert, den sie zu retten versprochen. Ich glaube nicht. Sie hat wirklich das am Ende des vierten Aktes Versprochene nicht nur zum Teil wahrgemacht und kann sagen: *J'ai fai ce que j'ai dû.* Das Heer, zu dem sie den jungen Kaiser trug, ist doch kein anderes als das Entsatzheer der Koreaner; daß diese von Gengis geschlagen werden, ist doch nicht ihre Schuld! — Einige Verweisungen wollen nicht stimmen, z. B. S. 20, Note 10; S. 21, Note 5; S. 22, Note 1; S. 23, Note 1. Endlich ist der Druckfehler *Racine* S. 59, Z. 2 und S. 230 in *Corneille* zu verbessern.

Stuttgart. P. Sakmann.

Voltaire. *Œuvres inédites, publiées par Fernand Caussy.* Tome premier: Mélanges historiques. Paris, Edouard Champion. 1914. 350 S. 8⁰.

Es ist eine hochwillkommene Gabe, die uns Caussy hier bietet. Eine neue Ausgabe der Werke Voltaires muß über kurz oder lang kommen, da jährlich — vom Briefwechsel kann man fast sagen monatlich — ein beträchtlicher Zuwachs an Veröffentlichungen von Unediertem zu verzeichnen ist; auch weil vielfach eine Revision des Textes nach den aufgefundenen Originalmanuskripten oder Erstdrucken sich gebieterisch nahelegt. Seit 1883, dem Jahr des Abschlusses der édition Moland ist die Nummernzahl der Korrespondenz von etwa 10 000 auf ungefähr 15 000 gestiegen. Es wird ein Riesenwerk werden. Und es wird noch einiges Wasser die Seine hinablaufen, bis die Schwierigkeiten, die sich diesem buchhändlerischen Wagnis entgegenstellen, überwunden sind. Einstweilen bietet uns Caussy einen Ersatz in diesem seinem *Supplément aux Œuvres de Voltaire*, das auf 9 Bände berechnet ist, von denen uns hier der erste vorliegt.

Das erste Stück dieses ersten Bandes *Le Chapitre des arts* ist ein von Voltaire selbst als verloren ausgegebenes Kapitel seiner *Histoire universelle*, das sich nun aber doch unter seinen Papieren in Petersburg vorgefunden hat. Es gibt Kunde von der inneren Wandlung, die die Voltairesche Weltgeschichte im Laufe ihrer vielen Umarbeitungen durchzumachen hatte. Es gehört noch ganz zur ersten Konzeption des Werks, da die *Histoire universelle* rein „philosophische", mit breiten Pinselstrichen malende Kulturgeschichte sein sollte, da sie sich noch nicht zum chronologisch angelegten Geschichtskompendium und Handbuch für den Gebrauch der Gebildeten ausgewachsen hatte. Das Kapitel blieb Manuskript, da es für diesen letzten Zweck nicht mehr recht zu gebrauchen war.

Es folgt ein Stück, das ebenfalls großenteils aus der Petersburger Bibliothek stammt, in einzelnen Teilen auch aus der Biblio-

thèque nationale zu Paris und aus der Bibliothèque municipale Saint-Fargeau. Es ist betitelt *Remarques pour l'histoire universelle.* Es sind Notizen, die Voltaire aufs Papier warf bei seiner Arbeit am *Essai sur les mœurs*, Notizen, von der Art, wie wir sie schon kennen aus seinem sogenannten *Sottisier*, wo die Schnitzel der Arbeit für das *Siècle de Louis XIV* gesammelt sind, also kurze, oft schlagwortartige Auszüge und Zusammenfassungen, Aperçus und Reflexionen. Das ist ein besonders wertvolles Ineditum. Denn hier ist uns vergönnt, einen Blick in Voltaires Studierzimmer und Geisteswerkstätte zu tun. Wir sehen, wie er sich unterrichtet, was ihm als neu, als bemerkenswert auffällt, was er erst noch nachprüfen und feststellen möchte — eingeführt mit seinem *Savoir si*, *Cherchez*, *Quaere*, *Voyez si*, *Consultez* — was er sich ins Gedächtnis graben will mit einem Nota bene, oder einem *Se souvenir de*, *Ne pas oublier;* wie ihm seine Gedanken kommen und welche ersten Formen sie annehmen, mit welchen Betrachtungen und temperamentvollen Ausrufen er seine Entdeckungen begleitet. Man fühlt sich ganz eingetaucht in die Atmosphäre dieses höchst beweglichen und lebendigen Denkers. Wer der Entstehung der Voltaireschen Ideen nachgehen will, hat hier ein äußerst schätzbares Hilfsmittel.

In einem dritten Abschnitt endlich gibt unser Herausgeber eine Nachlese zu den im *Sottisier* aus dem 5. Band der Manuskripte Voltaires veröffentlichten *Remarques* über das *Siècle de Louis XIV*. Er hat zu diesem Zweck die in den andern Manuskriptbänden zerstreuten Notizen aus diesem Arbeitsgebiet zusammengestellt; er fügt noch die Vorreden der Ausgaben des *Siècle* von 1751, 1752, 1753 bei und schließt endlich das *Tableau de l'Europe à la fin du règne de Louis XIV* an, ein zusammenhängendes Stück, das einst die Einleitung bildete zur *Histoire de la guerre de 1741* und aus dem Voltaire dann nur einzelne Abschnitte herübergenommen hat in das 17. Kapitel seines *Siècle de Louis XIV*.

Dieser letzte Abschnitt steht wohl an Ergiebigkeit in Neuem für den Forscher hinter dem vorhergehenden zurück. Interessant ist auch hier, wie immer, was der Herausgeber in der Einleitung zu sagen hat. Das zeigt, daß er sich in seinem Voltaire gut auskennt und daß wir von ihm Förderung in unserer Erkenntnis des Voltaireschen Denkens zu erwarten haben. Es ist kein Zweifel, daß das weit angelegte Unternehmen hier in den Händen eines der berufensten Forscher liegt. Möge nun sein großes Werk allerseits die Unterstützung finden, die ihm gebührt. Des Dankes aller Freunde Voltaires und des 18. Jahrhunderts darf er gewiß sein. Er wird uns eine Freude machen mit jedem neuen Band, den er herausbringt.

Stuttgart. P. Sakmann.

Lancaster, Henry Carrington, prof. of rom. langu. in Amherst College, *Pierre du Ryer dramatist.* Washington, D. C., publ. by the Carnegie Institution of Washington 1913 [so auf dem Umschlag, auf dem Titelblatt aber 1912]. 8. IV + 2 Bll. + 182 SS.

Über Du Ryer ist noch wenig gearbeitet worden. Diese Studie von Carrington Lancaster, der sich schon durch theatergeschichtliche Forschungen vorteilhaft bekannt gemacht hat, bringt manches Neue und Interessante bei, sowohl für die Kenntnis seines Lebens als besonders für die seiner Stücke. Der literarhistorische Teil, der sich nur mit seiner dramatischen Produktion befaßt, untersucht sehr sorgfältig und gründlich in vier Kapiteln die Tragödien, Tragikomödien etc. und zeichnet in einem letzten allgemeinen Kapitel ein sicher nicht übertrieben streng geschautes Bild der künstlerischen Persönlichkeit des kleinen, im Schatten Corneilles wirkenden Dichters, der entwickelungsgeschichtlich wie als Einzelerscheinung betrachtet, von gleich geringem Gewicht ist. Zwei Anhänge geben Bibliographien von Du Ryers Stücken und von seinen Übersetzungen. Die ganze Arbeit, die die Titelillustration und Vignetten aus der Erstausgabe des *'Saül'* schmücken, stellt einen trefflichen Beitrag zur Geschichte der Anfänge des klassischen Theaters dar.

Bonn. HANNS HEISS.

Rosenbauer, Andreas, k. Gymnasialprofessor, *Leconte de Lisles Weltanschauung. Eine Vorstudie zur Ästhetik der école parnassienne.* I. und II. Teil. Programme z. JB. über das K. Alte Gymnasium zu Regensburg 1911/12 und 1912/13. 8°. 44 + 67 SS.

Diese zwei Schriften formen eine sehr ansprechende Studie. Nur der durch den Untertitel angedeutete Standpunkt des Verfassers befremdet zunächst etwas. Denn der Zusammenhang zwischen Leconte de Lisles Weltanschauung und parnassischer Ästhetik ist doch nicht so eng, daß erst die Analyse des einen das volle Verständnis der anderen ermöglichen würde. Das parnassische Kunstideal ist ebenso wie das individuelle Kunstideal Leconte de Lisles auf dem Boden ganz verschiedener Weltanschauungen denkbar; man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur an Hérédia und (mit gewissen Einschränkungen) an Dichter wie Coppée, Baudelaire, Banville und Théophile Gautier zu erinnern, die doch wahrlich als Menschen wie ihren Meinungen nach durchaus nicht von derselben Familie sind. Kunstanschauung und Weltanschauung sind Dinge für sich, und sobald man die Grenze, die sie trennt, nicht scharf im Auge behält, läuft man Gefahr, zwischen ihnen Beziehungen zu konstruieren, die tatsächlich nicht vorhanden sind, und läuft auch Gefahr, die Bedeutung von Weltanschauungsfragen für die Qualität der

künstlerischen Leistung überhaupt zu überschätzen. Diese gerade in unseren Tagen sehr beliebte und von manchen Kritikern sogar geflissentlich betonte Überschätzung macht sich in Rosenbauers Essay da und dort bemerkbar. Aber als Analyse von Leconte de Lisles sittlicher und intellektueller Persönlichkeit ist er durchaus zu begrüßen. Er zeichnet ein klares und in allen wichtigen Linien zutreffendes Bild von des Dichters innerem Werdegang, er schält geschickt aus direkten und indirekten Äußerungen seine Meinungen heraus und bemüht sich besonnen und verständig ihre Ursprünge aufzudecken.

Bonn. H. Heiss.

Heiss, Hanns. *Balzac, sein Leben und seine Werke.* X u. 328 S. 8°. Heidelberg, Winter 1913.

Die vorliegende Arbeit macht bei aller Korrektheit der Angaben weniger Anspruch darauf, wissenschaftlich Neues zu bieten, als darauf, von der umfassenden Größe von Balzacs Persönlichkeit und Kunstschaffen ein adäquates Bild zu geben, dem Leser in faßlicher Weise den aus Bewunderung und Kritik seltsam gemischten Eindruck nahe zu bringen, den der Mann und das Werk erzeugen, etwa in der Art Taine's, dessen Studie nach allen neueren Erscheinungen immer noch annähernd das Beste ist, was über Balzac vorliegt. Einen breiten Raum nimmt demgemäß die Schilderung von Balzacs Persönlichkeit ein, auf die auch in der Folge bei der Betrachtung seines Werkes immer wieder zurückgegriffen wird, um es in die richtige Beleuchtung zu rücken. — Besonders warm tritt H. für die *Contes drolatiques* ein, wo er das urwüchsig Triebhafte in Balzacs Persönlichkeit, seine Naivität und seinen Humor am schönsten entfaltet und künstlerisch vollendet ausgedrückt findet. Daneben möchte man etwas mehr als es H. getan hat, betonen, daß, was einzelnen von den Novellen besonderen Wert verleiht, doch wieder mehr ihre geheime Tragik ist als das Komische, das bei Balzacs Naturell nur zu oft in bloße Unflätigkeit ausartet und sich so jedes künstlerischen Wertes beraubt. — Einige Kapitel des Buches analysieren hübsch drei große Romane Balzacs, „*Eugénie Grandet*", „*le père Goriot*" und „*la cousine Bette*". Hier, wie in den Kapiteln „das Weltbild der menschlichen Komödie" und „Balzacs Kunst" habe ich wenig eigentlich Neues über Balzac finden können, doch ist die Schilderung überall ansprechend, vielseitig und großzügig, die Sprache originell und farbenreich, so daß das Buch als Einführung in Balzac und zu weiterer Anregung unbedenklich empfohlen werden kann.

Cannstadt. Hermann Sattler.

Haas, J. *H. Balzacs Scènes de la vie privée von 1830.* [In: Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprachen und Literaturen. Herausgegeben von Max Friedrich Mann. II. Halle a. S., Max Niemeyer, 1912. 50 S.]

Haas ist schon bei früherer Gelegenheit mit Forschungen über Balzac hervorgetreten. Die jetzt vorliegende neue Studie stellt einen in seinem Endzweck wie in seiner Ausführung im einzelnen sehr lehrreichen Versuch dar, die *Scènes de la vie privée* von 1830, d. h. die sechs ersten damals veröffentlichten Novellen, in ihrer Bedeutung für Balzacs schriftstellerische Tätigkeit näher zu würdigen. Haas zeigt im einzelnen, wie Balzac in jenen Novellen den ersten Schritt zur Entfaltung seines Genies getan hat, und weiter, wie hier der erste künstlerisch wertvolle Ausgangspunkt in der Entwicklung des realistischen Romans in Frankreich liegt. Balzac, der noch kurz zuvor in den *Derniers Chouans* das historische Genre gepflegt hat, wendet sich in den *Scènes de la vie privée* von den historischen Stoffen ab und verlegt die Handlung in das Privatleben. Auch wenn die damit vollzogene Lösung vom historischen Genre keine vollständige ist und auch in den *Scènes de la vie privée* die Handlung an politisch-soziale Bedingungen geknüpft bleibt, so ist doch hier d e r Schritt getan, der Balzac zu dem eigentlichen Gebiet seines literarischen Schaffens hinüberführt und damit in d i e Bahn einlenken ließ, die der moderne Roman in Frankreich hinfort einschlagen sollte. In zahlreichen Zügen tritt schon in den *Scènes de la vie privée* die Balzac eigentümliche Art der Komposition und Charakterzeichnung zutage: besonders der starke, nicht selten übertriebene Nachdruck, den Balzac auf die Verherrlichung der menschlichen Willenskraft legt, zugleich aber auch seine nie überwundene Unfähigkeit zu feiner psychologischer Nüanzierung. Es ist hier schon viel von dem späteren Balzac zu spüren. Eine Natur wie Balzac ist nicht, wie man hat glauben machen wollen, eine Natur aus einem Guß, von vornherein feststehend, starr und unwandelbar; sie ist allmählich geworden. Diesen Werdegang hat Haas in einer der interessantesten seiner Phasen geschildert. Er hat unseren Blick bei Leistungen festgehalten, über die sonst das Auge, das dem Großen und Überragenden zuzustreben gewöhnt ist, nur zu leicht hinweggleitet. Haas versteht es, aus engem Kreis weite Fernblicke zu eröffnen. Nur schade, daß seine treffliche Studie durch manchen störenden Druckfehler verunstaltet wird.

M a r b u r g i. H. KURT GLASER.

Faguet, Emile de l'Académie Française, *Balzac.* [Les grands Ecrivains français. Paris, Hachette, 1913.]

Sattler, Hermann. *Honoré de Balzacs Roman „La peau de chagrin“.* [Beiträge zur Geschichte der Romanischen

Sprachen und Literaturen, hsg. von Prof. Dr. Max Friedrich Mann V. Halle a. S., Niemeyer, 1912.]

Noell, Wilhelm. *Die Jugendwerke Honoré de Balzacs.* Greifswalder Dissertation 1913.

In seinem neuen Balzac-Buche zeigt sich Faguet wieder einmal als Meister feiner Charakterisierungskunst: kaum 200 kl.-8°-Seiten — und davon entfallen ihrer 26 noch auf die einleitende biographische Notiz — genügen ihm, um die Gestalt des Schriftstellers lebendig vor unseren Augen erstehen zu lassen. Balzacs Ideenkreis, Balzac als unerreichter Schöpfer klar umrissener, sich unvergänglich ins Gedächtnis einprägender Charaktere, Balzacs häufige Geschmacklosigkeit und sein fast durchwegs jämmerlicher Stil werden von dem scharfsinnigen Schöngeist, der zugleich ein tiefdringender Gelehrter ist, merkwürdig hell beleuchtet. Dabei erscheint mir das Werk keineswegs „recht paradoxal und sichtlich von starken Antipathien beeinflußt",[1] ebensowenig wie Faguets 1887 in seinem „*Dix-neuvième siècle*" veröffentlichte Studie, die Grundlage des vorliegenden Buches. Denn daß Faguet manches Urteil — besonders was Balzacs Sprache anbelangt — schärfer faßt als ein Nichtfranzose es sich erlauben dürfte, findet seine Erklärung und seine Berechtigung bei einem Manne, dem ein seltenes Stilgefühl eine hervorragende Rolle in der Überwindung der in den letzten Jahren vielgenannten „Crise du français" anwies und der sich, wie ja die ganze Sammlung des Grands Ecrivains Français, an seine gebildeten, d. h. literarisch ausgezeichnet geschulten und in ihrem Urteil gefestigten Landsleute wendet. Auch nur für ein solches Publikum kann ein Buch bestimmt sein, das die Kenntnis der Werke des Schriftstellers voraussetzt. Gerade deshalb aber, durch das Fehlen langatmiger Analysen, die dem Kenner der Romane lästig fallen würden, und dann vor allem durch seine starke evokatorische Kraft, bereitet es dem Leser besonderen Genuß. Wer nach der Lektüre von Balzacs Romanen an das Buch herantritt, dem geht es wie nach Faguets Worten dem, der z. B. den Typus Geizhals im Leben kennen gelernt hat und ihn darnach in Balzacs *Grandet* wiederfindet: den allgemeinen Eindruck hat er bereits, „. . . . *une vue d'ensemble, juste, mais un peu vague. Or, cette vue nous a été donnée par cent détails dont nous avons reçu l'impression comme inconsciente. Ces cent details, le grand artiste les voit tous et, parmi eux, il choisit et il nous donne les plus significatifs et, à chacun, nous nous écrions: «Comme c'est vrai! J'avais remarqué cela!» Nous ne l'avions pas remarqué, nous l'avions entrevu et c'est du moment que l'artiste nous le montre que ce détail sort, comme appelé par lui, du fond de notre mémoire confuse*" (S. 75).

[1]) H. Heiss in der Vorrede zu seinem „*Balzac*" (Heidelberg, Winter, 1913), einem übrigens trefflichen Buche.

Gewiß — es sei wiederholt — einige Urteile in Faguets Buch sind intransigent, streng vielleicht (S. 39: Balzacs Philosophie ist alltäglich, oft einfältig; „*et ce n'est pas sans quelque héstation qu'on peut parler de Balzac penseur*"; S. 157: Balzacs Metaphern sind „*ahurissantes*" usw.), sie sind nicht ungerecht. Und ich meine, man kann seiner Achtung vor dem Genie eines Schriftstellers nicht besseren Ausdruck verleihen, als wenn man von ihm sagt: Balzacs direkter Einfluß auf die Literatur ist zu Ende; „*il n'y a pas en 1912 une école de Corneille, une école de Racine et une école de Molière et il n'y a plus, en 1912, une école de Balzac. Balzac est désormais, comme tous les grands classiques, comme Chateaubriand par exemple et Victor Hugo, selon la métaphore que l'on voudra, au-dessus de toutes les écoles comme un astre vivifiant ou au-dessous de toutes les écoles comme une terre nourricière*" (S. 194).

Solche Sätze finden sich auf Schritt und Tritt; sie sind mindestens ebenso häufig wie die absprechenden Urteile.

Gute Beobachtungsgabe und eine schöne Fähigkeit verständnisvollen Eindringens in den Gegenstand verrät Hermann Sattlers Arbeit über „*Honoré de Balzacs Roman La peau de chagrin*". Es wird der Einfluß Lord Byrons, von Goethes „Faust" und E. Th. A. Hoffmanns aufgezeigt (die beiden letzteren sind vor allem für das Phantastische im Roman maßgebend gewesen), dabei aber der Begriff Einfluß sehr mit Recht nicht zu eng gefaßt. Sattler rechnet weniger mit einer direkten Einwirkung der genannten Schriftsteller, als vielmehr mit einem engeren oder laxeren Anschluß an den von ihnen bestimmten Zeitgeschmack (vgl. auch S. 69). Ob an manchen Stellen der „Peau de chagrin" nicht auch Lamartine'scher Geist weht? Gegen Ende des Romans spricht Balzac vom See von Bourget in Savoyen, dessen eigentümlicher Reiz ja gewiß auch ihn gefangen nahm, als er seine Herzensdame, die Herzogin von Castries, 1832 in Aix aufsuchte. Aber die Landschaftsbilder sind selten bei Balzac und die folgende Beschreibung erinnerte mich einst eigentümlich an Lamartines „Lac": . . . *Être là dans une barque au milieu de cette nappe par un beau ciel, n'entendre que le bruit des rames, ne voir à l'horizon que des montagnes nuageuses . . . ., ces harmonies et ces discordances composent un spectacle, où tout est grand, où tout est petit . . . . Ce lac est le seul, où l'on puisse faire une confidence de cœur à cœur. On y pense et on y aime. En aucun endroit vous ne rencontreriez une plus belle entente entre l'eau, le ciel, les montagnes et la terre. Il s'y trouve des baumes pour toutes les crises de la vie. Ce lieu garde le secret des douleurs, il les console, les amoindrit, et jette dans l'amour je ne sais quoi de grave, de recueilli, qui rend la passion plus profonde, plus pure. Un baiser s'y agrandit. Mais c'est surtout le lac des souvenirs; il les favorise en leur donnant la teinte de ses ondes, miroir où*

tout vient se réfléchir .... Raphaël betrachtet den See: ... *Un frissonnement égal et cadencé de rames troubla le silence de ce paysage et lui prêta une voix monotone, semblable aux psalmodies des moines* ... (S. 200, 201 der Ausgabe von 1853 ff.). — Lamartine und Balzac kannten und schätzten einander (siehe z. B. Faguet S. 25); und wenn ich sicher glaube, daß diesem des großen Lyrikers Elegie vor Augen schwebte, als er die zitierten Zeilen schrieb, so wäre es reizend, wenn jener sich Balzacs Romans erinnert hätte, als er fast 20 Jahre später sein Aixer Liebesidyll unter dem zur Zeit der Romantik zwar beliebten (vgl. z. B. Mussets „Pensées secrètes de Rafaël"), aber doch nicht alltäglichen Namen Raphaël erzählte.

Den Hauptteil von Sattlers Arbeit bildet eine Analyse des Romans, der man nur etwas vorzuwerfen hätte: sie ist zu weitschweifig und interpretiert in das Werk manches hinein, woran Balzac wohl nie gedacht hat. So kann ich bei bestem Willen im Raritätenhändler vom Quai Voltaire nicht einen Träger von Balzacs Willenstheorie sehen — die entsprechende Demonstration nimmt 20 Seiten ein! — wenigstens nicht in dem strikten Sinne Sattlers. Aber an solchen Entgleisungen trägt die Schuld vor allem Balzac selbst, den seine Vorliebe für große Worte und sein nicht gerade übertriebenes Bescheidenheitsgefühl den Roman als „philosophische Studie" bezeichnen ließ; denn was man von der inneren Berechtigung der Einschachtelung von Balzacs Romanen in „Etudes philosophiques", „Etudes de mœurs" etc. zu halten hat, geht ja deutlich daraus hervor, daß Balzac selbst seine Erzählungen fortwährend hin- und herschob (s. Heiss, *Balzac*, S. 153).

Nach dieser Einschränkung beeile ich mich, festzustellen: Sattlers Studie enthält eine Menge feinsinniger Bemerkungen, und wenn der Verfasser einmal an ein dankbareres Thema herantreten wird — manches Schulmeisterhafte in der Darstellung und Beurteilung wird sich von selbst abschleifen — werden wir ihm gewiß noch reiche Belehrung und Förderung verdanken.

Die Greifswalder Dissertation W. Noells entläßt einen etwas enttäuscht: sie will „Die Jugendwerke Honoré de Balzacs" erschöpfend behandeln, und als man sich beim interessantesten Teil angelangt glaubt, schließt sie (S. 74): „V. *In diesem Abschnitt werden die Jugendromane Balzacs in bezug auf Technik, Stil, Charaktere, sowie hinsichtlich ihrer Vorbilder und ihrer Beziehungen zu Balzacs späteren Romanen besprochen werden.*" Auch Abschnitt IV (S. 57) stimmt nachdenklich: „*Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, durch Inhaltsangaben der Jugendromane Balzacs die Möglichkeit zu bieten, sich mit diesen Werken bekannt zu machen, ohne dabei genötigt zu sein, sie der Reihe nach durchzulesen, vielmehr mit einigen Stichproben sich begnügen zu*

können."[2]) (!) Entweder Balzacs Jugendwerke werfen, wie mir scheint und wie Noell selbst in seiner Einleitung hübsch zeigt, doch einiges Licht auf den Entwickelungsgang des Schriftstellers; dann wird der Literarhistoriker — der bloße Genießer wird ja auch zu Noells Schrift nicht greifen — sie lesen müssen. Oder aber sie sind wirklich „Schund" (Heiss z. B. bedient sich hartnäckig dieses Ausdruckes), dann ist Noell im Widerspruch mit sich selbst. — Doch ich verirre mich vielleicht: man darf von Büchern nicht verlangen, was sie nicht bringen wollen; in der Hoffnung, daß Noell uns bald seinen Abschnitt V schenkt, sei daher der Hauptteil seiner Arbeit, die lichtvolle Besprechung der Frage, welche von den in den „*Œuvres de jeunesse*" veröffentlichten Romanen wirklich von Balzac herrühren und welche er in Kompagnie mit Le Poitevin z. B. anfertigte (Abschnitt II; er ist, obzwar nur auf äußeren Gründen aufgebaut, definitiv, denn aus inneren wird bei Balzacs Art wirklich nichts zu erschließen sein) dankbar begrüßt.

Paris. E. WINKLER.

Gloege, Georg, Dr. phil., Oberlehrer an der Königlichen Elisabethschule zu Berlin, *Das höhere Schulwesen Frankreichs.* Berlin, Weidmann, 1913. VII u. 113 S. 8⁰. 2,40 Mk.

Die flott geschriebene Arbeit gibt eine ansprechende Darstellung des höheren Schulwesens Frankreichs. Sie stützt sich auf persönliche Erfahrungen, die der Verfasser auf wiederholten Reisen nach Frankreich gemacht hat, sowie auf grundlegende Bücher und Verordnungen. Zu bedauern ist, daß die pädagogischen Zeitschriften und die zahlreichen Bücher, die in den letzten Jahrzehnten die Frage des Enseignement secondaire behandelt haben, nicht reicher ausgebeutet worden sind. Dann hätte der Verfasser auch wohl gelesen, daß der geistige Vater des „Briefes", über den S. 20 f. gesprochen wird, Marion gewesen ist.

Die deutsche Literatur ist grundsätzlich nicht herangezogen worden, obwohl einige Bücher — ich nenne neben der eingegangenen Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen nur O. Mey, *Frankreichs Schulen in ihrem organischen Bau und ihrer historischen Entwicklung*, 2. Aufl. 1901 — mit Vorteil hätten benutzt werden können.

An manchen Stellen ist die Darstellung zu knapp, so daß nur der Kenner den vollen Sinn der Ausführungen erfaßt. Durch eine eingehendere und übersichtliche Darstellung der Lehrpläne

---

[2]) Auch bei Noell als Fußnote: „*Es ist durchaus kein Vergnügen, die Balzacschen Jugendromane der Reihe nach zu lesen und durchzuarbeiten. Außerdem ist das auch sehr zeitraubend.*" *(!!)*

von 1902 und der Reifeprüfung wäre der Anschaulichkeit Rechnung getragen worden. Vermißt habe ich nähere Mitteilungen über Stipendien, die in Frankreich viel zahlreicher als bei uns verliehen werden, über Pensionsgeld und Befreiung von ihm, über das Schulgeld an höheren Schulen, über die Arten der Belohnungen und Strafen, über die Pensionsverhältnisse der Lehrer, über Witwengehalt, über die Befugnisse und Gehalte der Ministerialdirektoren, der Generalinspektoren, der Akademieinspektoren, über die Prüfungen für das höhere Lehramt u. a.

Trotzdem kann das Buch dem, der sich einen erstmaligen Überblick über Frankreichs höhere Schulen verschaffen will, empfohlen werden.

Darmstadt. KARL DORFELD.

Ackermann, Richard, Dr. phil., Konrektor des Kgl. Realgymnasiums mit Reformgymnasium in Nürnberg. *Das pädagogisch-didaktische Seminar für Neuphilologen.* Leipzig, G. Freytag, 1913. 202 S. 8⁰. 3 Mk.

Nachdem uns im Jahre 1908 Karl Neff mit dem schönen Buche: *Das pädagogische Seminar* beschenkt hat, bietet uns in dem vorliegenden Werke wieder ein bayerischer Kollege einen Einblick in die Tätigkeit der bayerischen Seminarien für Neuphilologen.

Die Arbeit enthält eine Einführung in den Seminarbetrieb, Vorträge über Methodik und Didaktik der neueren Sprachen, sie unterrichtet über die Vorträge und Übungen der Lektoren, über die pädagogisch-wissenschaftlichen Arbeiten der Praktikanten, über Anlegung einer Seminarbibliothek und gibt in einem Anhang die Bestimmungen über die Einrichtung der pädagogischen Seminarien in Bayern, sowie die Lehrprogramme für den Unterricht in den neueren Sprachen an den verschiedenen höheren Unterrichtsanstalten und die Instruktion für den Unterricht in den neueren Sprachen von 1901.

Dankbar wäre wohl mancher dem Verfasser gewesen, wenn er in der Einführung S. 9 uns einen ganz genauen Plan über die Beschäftigung der Kandidaten während des Jahres vorgelegt hätte. Er hätte angeben sollen, in welchen Fächern und in welchen Klassen die Praktikanten zunächst hospitieren, wie lange sie hier bleiben, welche Fächer und Klassen sich dann anschließen, für welche Zeit u. s. w.

In dem Plan, den der Kandidat vor der Probelektion dem Direktor und dem einführenden Lehrer überreicht, sollen gewiß nur die Hauptpunkte des Stoffes und seine Einteilung angegeben sein, aber für seine Vorbereitung muß der Praktikant den Stoff sorgfältig durchdacht und in der ersten Zeit eingehender fixiert haben. Das bloße „Zurechtlegen in Gedanken“ genügt für den

Anfänger nicht. Da der Praktikant sehr bald Zeiteinteilung lernen muß, bin ich auch dagegen, daß er „dann sieht, wieviel davon ihm gelingt, in der Praxis auszuführen".

Die Kritik der Lehrproben schließt sich am vorteilhaftesten unmittelbar an sie an; allenfalls kann man sie am Nachmittag des gleichen Tages vornehmen. Werden die Probelektionen erst in der folgenden Seminarsitzung besprochen, so geht von dem frischen Eindruck manches verloren. Ferner dürfen bei der Fülle des Stoffes, der in einem Jahr zu erledigen ist, die Seminarsitzungen durch Besprechung von Probelektionen nicht geschmälert werden. Je länger je mehr hat sich mir die Überzeugung aufgedrängt, daß Theoretikum, Praktikum und Kritikum reinlich zu scheiden sind.

In den Vorträgen über Methodik vermisse ich einen Überblick über die Geschichte des französischen und englischen Unterrichts, besondere Kapitel über Sprechübungen (Stoff, Verfahren, Realien), über Aneignung und Behandlung des Wort- und Phrasenschatzes einschließlich der Synonymik und endlich eine zusammenfassende Darstellung der schriftlichen Übungen. Ich hätte gewünscht, daß die Frage: Wie soll man moderne fremdsprachliche Lektüre treiben? ausführlicher behandelt worden wäre, und daß mindestens eine Lehrprobe für die Behandlung von Gedichten geboten worden wäre; ebenso hätte die Literaturkunde gestreift werden können.

Auf einzelne Fragen der Methodik will ich nicht eingehen. Ich bin nicht dafür, daß „gleich mit Erlernung der Laute die Erlernung der Elemente der Formenlehre geht"; ich glaube, daß neben dem Chorsprechen in kleinen Gruppen auch das Chorsprechen ganzer Klassen wertvoll ist, wenn sie nicht überfüllt sind und der Lehrer die von Ackermann geforderten Eigenschaften besitzt u. s. w. u. s. w.

Nachdem der Praktikant zu Herbst in das Seminar eingetreten ist, wählt er noch vor Weihnachten sich ein Thema für die pädagogische Schlußarbeit, das „mit dem Seminarbetrieb zusammenhängen" soll. Wie kann er nach so kurzer Zeit unter Verwertung der im Seminar gemachten Beobachtungen schreiben über Walter Scott als Schulautor auf der Oberstufe, Molière oder die Tragiker als Schullektüre in den Oberklassen? Alphonse Daudet als Schulautor: Auswahl und Behandlung seiner Schriften für diesen Zweck, Lord Byron als Schulautor auf der Oberstufe der neunklassigen Anstalten? Inwiefern zeigt der Praktikant, daß das Thema zur Lehrtätigkeit in Beziehung steht, wenn er bearbeitet Charles Dickens über Schulunterricht, Charles Kingsley als Pädagog, Herbert Spencer als Pädagog, Taine über das Erziehungswesen Frankreichs im 19. Jahrhundert, der Bildungswert der englischen Sprache? Andere Themen scheinen mir zu allgemein und nicht fest umgrenzt, z. B. über Schulhygiene etc.

Wenn auch jede Bibliothek subjektives Gepräge tragen wird, so möchte ich doch in einer Seminarbibliothek, die speziell für Neuphilologen bestimmt ist, Bücher nicht missen wie Adamson, *The Practice of instruction*, Barnett, *Teaching and organisation with special reference to secondary schools*, Benson, *The Schoolmaster*, Breul, *Students' life and work in the university of Cambridge*, Findlay, *Principles of class teaching*, Gilkes *A Day at Dulwich*, James, *Talks to teachers on psychology*, Lanson, *Conseils sur l'art d'écrire*, Lanson, *Études pratiques de composition française*, Mackay-Curtis, *French books according to the direct method*, Morgan, *Psychology for teachers*, *Life and remains of the Rev. Quick*, *Special reports on modern language teaching*, Alge-Rippmann, *Dent's French books*, Stout, *The Groundwork of psychology*, Sweet, *The practical study of languages*, Winch, *Notes on German schools* u. a.

Formen wie des Examinator e n (S. 125), ein e n Pendant (S. 141) sind wohl Druckfehler.

Die fleißige Arbeit kann trotz der vorstehenden Bemerkungen, die dem Verfasser zeigen mögen, mit welchem Interesse ich sein Buch gelesen habe, neuphilologischen Anfängern im Lehramt empfohlen werden.

D a r m s t a d t. KARL DORFELD.

Neuere Belletristik.

Baumann, Emile. *Le Baptême de Pauline Ardel.* Roman. 5e Édition. Paris, Bernard Grasset, 1913. 354 p. 3 fr. 50 c.

Piéchaud, Martial. *Le retour dans la nuit.* Roman. 3e éd. Paris, Bernard Grasset, 1914. 340 p. 3 fr. 50 c.

Brète, Jean de la. *L'aile blessée.* 315 p. Paris, Librairie Plon [Sans date; 1914]. Fr. 3.50.

Bordeaux, Henri. *L'amour en fuite.* Éd. définitive. Paris, Librairie Plon [Sans date; 1914]. 304 p. 3 fr. 50 c.

Bouchaud, Mme. Pierre de, *Les Sommets de l'amour.* Roman. Paris, Librairie Plon [Sans date; 1914]. 282 p. 3 fr. 50 c.

Barbot, Henri. *Paris en feu* (Ignis ardens). Paris, Bibliothèque des lettres françaises. 1914. 179 p. 3 fr. 50 c.

Von den vorliegenden Büchern hat E. B a u m a n n s *Le Baptême de Pauline Ardel* wohl den verhältnismäßig größten Wert. Es ist ein regulärer Bekehrungsroman. Die nicht getaufte, freigeistige Tochter eines freigeistigen höheren Lehrers wird besonders durch den Verkehr mit einer ernstkatholischen Familie zum katholischen Glauben geführt und empfängt die Taufe. Die Darstellung ist warmherzig und in der Seelenschilderung diskret. Freilich greift sie in der Psychologie der Konversion nicht tiefer, als es bei fast völliger Vermeidung des Gebiets der

intellektuellen Auseinandersetzung eben möglich ist. Die Liebe zu dem trefflichen, ganz streng religiösen Sohn jener Familie tut viel, wohl das meiste zu der Wandlung; das persönliche Bedürfnis hilft nach; und, nachdem einmal die Wendung erfolgt ist, kommt sehr bald der Satz: *J'ai médité tous les articles du Credo; il n'en est aucun, auquel je ne puisse me soumettre.* In manchen Partieen ist das Buch doch wohl typisch für die katholische Art, solche Fragen zu behandeln. Wer sich dafür interessiert, der wird den Roman gern lesen; anderen wird er natürlich wenig bringen.

Weniger Gedanken, aber feine Empfindung zeigt Piéchauds Buch. Eine schlichte Erzählung mit manchen recht hübschen Schilderungen und mit beweglichem Inhalt: so kann man *Le Retour dans la nuit* charakterisieren. Es ist die Geschichte eines Knaben, der mutterlos aufwächst: seinen Vater hat die Gattin verlassen. Der Knabe wird, vierzehn Jahre nach der Trennung der Eltern, blind; da verzeiht sein Vater der Ungetreuen und ruft sie heim, daß sie dem Ärmsten Mutter sei. Die Zurückkehrende comprenait en effet qu'elle était allée en vain chercher très loin ce qu'elle possédait déjà et qui venait de lui être rendu. Abgesehen von der Tatsache, daß die Psychologie in dem ganzen Buch nicht besonders tief geht, leidet es auch darunter, daß die Jahre der vie aventureuse der Ungetreuen, dazu ihr eigener Charakter völlig im Dunkeln bleiben. Solche Jahre lassen sich doch nicht einfach durch die Verzeihung des Gatten und die Rückkehr zum hilfsbedürftigen Sohn auslöschen. Auch daß das Buch im Verhältnis zu seinem Inhalt reichlich breit ist, wird nicht zu leugnen sein.

Die nächsten Romane gelten dem Thema Liebe. *L'aile blessée* hat die Provinz zum Schauplatz. Die Tochter einer sehr gediegenen und sehr wohlhabend gewordenen Gutsbesitzersfamilie mit bäuerlicher Vergangenheit erhält eine Erziehung, die über die gesellschaftliche Situation ihrer Eltern hinausgeht. Im Haus einer Pensionsfreundin vornehmen Standes faßt sie eine Liebe zu deren Bruder, der die Neigung erwidert, schließlich aber, nachdem er sich schon weit vorgewagt, als ehrgeizig Rechnender ihr ein Mädchen aus dem Hochadel vorzieht. Mühsam überwindet sie die schwere Enttäuschung, um dann doch sich zurechtzufinden und den trefflichen Mann, den ihre Eltern ihr zugedacht, zu heiraten. Mit ihm wird sie glücklich. Diese Inhaltsangabe sagt fast alles. Das Buch liest sich glatt, bietet keinerlei Anstöße, ist auch inhaltlich ganz rein; de la Brètes Darstellung verläßt aber nirgends das Niveau des Üblichen.

L'amour en fuite erschien zuerst 1903; H. Bordeaux hat in dieser neuen Ausgabe die zweite Novelle der Sammlung (Une honnête femme) durch drei Skizzen mit dem Gesamttitel Amours inachevées ersetzt. So besteht sie denn jetzt aus der

Titelnovelle mit dem Thema des durch allerhand ernste Rücksichten glücklich verhinderten Ehebruchs, aus der noch etwas längeren Erzählung Le paon blanc mit dem Thema der Koketten, die einen jungen Künstler in ihren Bann zieht, und aus den schon genannten kleinen Stücken mit dem gemeinsamen Thema des „unvollendeten" Liebesbegebnisses: einer nicht zustande kommenden Erklärung, eines brüsk abgebrochenen Verhältnisses, einer Dämmerstunde mit der Erinnerung an einen kritischen Moment. Le paon blanc könnte etwas knapper zusammengefaßt sein; dieser Geschichte würde die Operation, die nach den vorausgeschickten Souvenirs de la vie littéraire auf Brunetières Wunsch an L'amour en fuite vorgenommen wurde, auch nicht geschadet haben. Sie ist auch wohl am wenigsten originell, trägt vielmehr in der Charakteristik der Koketten reichlich kräftig auf. In L'amour en fuite finde ich feinere Psychologie und interessantere Entwickelung; auch die kleinen Stücke besitzen eine gewisse Eigenart.

In *Les sommets de l'amour* schildert Mme. Pierre de Bouchaud die Liebe eines hervorragenden, unverheirateten Advokaten zu der ganz ausgezeichneten Frau eines kranken Diplomaten. Die Geliebte erwidert mit tiefster Zuneigung, nicht aber mit Liebe. Beide bereiten einander in unendlicher gegenseitiger Zartheit seelische Torturen, die seitenlang besprochen und seitenlang beschrieben werden. Endlich gewinnt der Advokat die Kraft, sich zu entfernen. Sehr gute und edle Absichten; aber das psychologische Können vermag mit ihnen nicht gleichen Schritt zu halten. Das Ganze ermüdet, statt zu interessieren.

Von sehr anderer Art ist *Paris en feu* von H. Barbot. Man kann es einen Zukunftskriegsroman nennen. Barbot nimmt an, daß ein großer Staatsstreich die Freimaurer zu Herren Frankreichs gemacht hat; in Straßenkämpfen und mit Hilfe der Guillotine sind die Katholiken dezimiert worden. Da erklärt Deutschland den Krieg und schickt eine Flotte von 40 Lenkbaren gegen Paris. Alles verliert den Kopf, die Regierung flüchtet; nur der Leiter der drahtlosen Telegraphie auf dem Eiffelturm verteidigt Paris durch elektrische Ströme von ungeheurer Spannung. Die Lenkbaren gehen zugrunde, aber erst, nachdem sie Bomben geworfen haben; was sie verschonten, hat der Mob angezündet: Paris en feu! Es mußte so kommen; denn Le Secret de la Salette, offenbart durch die heilige Jungfrau, hat es zur Strafe für den Abfall so vorausgesagt. Nicht ohne einen Hoffnungsausblick schließt das Buch, dessen Kraft lediglich in dem angedeuteten sensationellen Inhalt liegt.

Gießen. M. Schian.

Hellens, Franz. *Les Clartés latentes*, Bruxelles, Association des Ecrivains belges, 1912. 347 p. in 12.

Bodson, Félix. *Trois Comédies. (Frère François Rabelais — La Leçon du Cid — La Cour du Roi Pétaud)*, Paris, action d'art, 1913. 246 p. in 12.

Dans *les Clartés latentes*, M. Franz Hellens, qui s'était déjà fait connaître par des romans, nouvelles et comédies d'une jolie tenue, nous offre, cette fois vingt contes et paraboles où s'affirme une indiscutable originalité. Une unité de tendance relie les récits artistement présentés; le livre y gagne en cohésion, quoique la repétition fréquente de cas analogues produise parfois une impression de monotonie que l'auteur n'avait pas prévue.

Par la mise en œuvre de symboles heureusement choisis, M. Franz Hellens a su donner un reflet de fantaisie merveilleuse à ses contes qui ne sortent pourtant point de la vie réelle, de la vie de l'âme surtout, où les actions de ses héros restent le plus souvent encloses.

M. Félix Bodson, auteur de drames et de comédies d'une réelle valeur, de poésies et de contes finement nuancés, vient de publier *Trois Comédies* en vers qui lui assurent une place très distinguée parmi les dramaturges modernes.

La première de celles-ci, *Frère François Rabelais*, me paraît moins heureuse que les deux qui suivent; on y trouve des vers exquis, une psychologie mousseuse, mais le conflit indiqué entre l'église et la science n'existait pas alors sous la forme dépeinte. L'imitation des défauts romantiques diminue aussi la valeur de l'œuvre qui n'est pourtant pas sans mérite. L'auteur affirme un talent beaucoup plus sûr et plus personnel dans *la Leçon du Cid*; comme son titre le fait supposer, elle contient une magnifique leçon de desintéressement et de grandeur d'âme; c'est une pièce discrètement grave, délicate, et d'une excellente pureté classique.

Dans *la Cour du Roi Pétaud*, M. Félix Bodson a mis en scène, avec un brio et un esprit délicieux, l'expression proverbiale bien connue. A la cour du roi Pétaud, où tout marche à l'encontre des principes admis, où les marmitons sont soldats et le bouffon, ministre, l'amour qui d'habitude sème la jalousie et répand la discorde, rétablit l'ordre et fait régner l'harmonie la plus délicieusement aimable. Dans cette jolie pièce, le dialogue naturel, vif et charmant, parfois légèrement teinté d'émotion contenue, étincelle de verve joyeuse et de souriante malice. L'auteur a pleinement atteint le but qu'il visait: il a fondé sur une base futile, un gracieux chef-d'œuvre.

Giessen. LUCIEN-PAUL THOMAS.

Victor Hugo, *Hernani.* Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch neu herausgegeben von Dr. J. H. Lange. Einleitung von René Riegel, agrégé de l'Université, professeur au lycée du Havre. Bielefeld und Leipzig 1913. Velhagen & Klasing. Preis 1,50 Mk.

Diese neue Ausgabe ist zum großen Teil eine Bearbeitung der älteren, von Dr. Holzapfel für denselben Verlag besorgten. Die einleitenden Kapitel sind indes ganz neu: eine *Biographie de Victor Hugo*, eine *Notice sur Hernani*, beide französisch abgefaßt, und eine *Metrische Einleitung*, deutsch, alle drei, laut dem Titelblatt, von Herrn Riegel stammend.

Die *Biographie* ist sehr kurz (eine Seite), die *Notice* ist gut geschrieben und verdienstvoll, die Metrische Einleitung ist ziemlich ausführlich und fußt hauptsächlich auf Tobler, was ja schon eine Empfehlung ist.

Zur Metrik möchte ich bemerken, erstens daß es auffallend ist, daß die Beispiele nicht *Hernani* entnommen sind; so hätte wohl kein Beispiel von enjambement besser gepaßt, als das famose des ersten Verses *escalier—Dérobé*; zweitens, daß von der romantischen Cäsur nach der 4. und 8. Silbe nichts gesagt wird, also z. B. folgende Verse:

En attendant / je n'ai reçu / du ciel jaloux (I, 2, 88),
Va-t'en. C'est l'heu/re où vont venir / les conjurés (IV, 2, 91)

nicht erklärt werden. Doch weiß man, wie Victor Hugo auf diese Cäsur hielt und dieselbe mehr und mehr anwandte (vgl. Aae, *Le trimètre de Victor Hugo*, Lund, 1909).

Der Text des Gedichtes ist derjenige der älteren Ausgabe, mit deren Fehlern und mit einigen Kürzungen. Über die Fehler siehe unten. Die Kürzungen sind die folgenden: nach II, 1, V. 30 sind 10 nach II, 2, V. 20; II, 4, V. 60 sind je 4 V., am Ende des II. Aktes 2 V. ausgelassen. Es geschah offenbar aus moralischen Bedenken, daß der Editor diese Stellen ausgemerzt; aber diese Bedenken scheinen mir allzu subtil zu sein; auch hatte Holzapfel sie nicht. An der ersten Stelle ist von einem *bâtard* die Rede; an der zweiten Stelle wird das Wort *concubine* genannt; die dritte Stelle ist ja bedenklicher (*laisse-moi dormir et rêver sur ton sein*); die vierte endlich ist ganz unschuldig:

Un baiser. — Mon époux! mon Hernani! mon maître! —
Hélas! c'est le premier! — C'est le dernier peut-être;

es ist unmöglich zu begreifen, warum diese zwei Verse ausgeschlossen worden sind. Übrigens ist Victor Hugos Dichtung ein wenig sensualistisch, und soweit es passend ist, diesen ihren Charakter aufzuzeigen, ist man der Wahrheit schuldig, es zu tun. Vor allem hätte man nicht eine solche Anordnung vornehmen sollen, daß II, 1, 30 zwei männliche Verspaare aufeinander folgten.

Nach Holzapfels Vorgang sind ein paar Verse in V, 2 ausgeschlossen worden, und dies mit Recht, denn sie dürfen nicht in einem Schulbuch vorkommen. Aber die Kürzung ist, in beiden Editionen, so ungeschickt gemacht, daß Vers 2 jener Szene ohne Reim in der Luft schwebt, und daß das erste Reimwort der 3. Szene *(tous)* ebenso allein steht.

Aus anderen Rücksichten sind, wie bei Holzapfel, 32 Verse nach IV, 2, 90 ausgeschlossen. Diese 32 Verse sind schön und großartig: ich möchte sie lieber beibehalten sehen.

Endlich fehlen nach IV, 4, 127, wie in vielen französischen Ausgaben, 4 Verse. Diese Verse, die sich z. B. in der *Edition définitive* finden, lauten folgendermaßen:

Ce n'est pas vainement qu'à Charles premier, roi,
L'empereur Charles-Quint succède, et qu'une loi
Change, aux yeux de l'Europe, orpheline éplorée,
L'altesse catholique en majesté sacrée.

Man muß gestehen, daß diese Verse sich gut im Text ausnehmen.

Einzelne Bemerkungen zum Text: I, 1, 6: *Pastraña* ist die Schreibung der Edition définitive, obwohl *Pastrana* die richtige Form ist (östlich von Madrid). — I, 2, 133 *Monseigneur* in einem Worte in den besten französischen Ausgaben. — I, 2, 160 *céler* statt *celer* (so auch bei Holzapfel und im Wörterbuch). — I, 3, 68 *Dire la chose à toi* ist so inkorrekt (für *Te dire la chose à toi*), daß neuere Ausgaben, wie die Edition définitive, *Dire la chose, à toi,* lesen, wodurch *à toi* wie ein freistehender Zusatz erscheint. Indes schreibt Victor Hugo auch in Ruy Blas IV, 5: *et je le dis à vous.* — Acte II unter den Szenenangaben steht *Almunan*, wie auch in anderen Ausgaben; die Edition définitive hat indes hier *Almuñan*, wie auch im IV. Akte gedruckt wird. — II, 1, 20 setze nach *mots* Kolon statt Ausrufungszeichen. — II, 2, 21 statt *Princesse!* hat die Edition définitive *Princesse?*, was einen ganz anderen Sinn gibt, = *Si je vous fais princesse?* Aber in den vollständigen Ausgaben gehen vier hier ausgeschlossene Verse diesem Worte voran. — II, 3, 16 f. *mon*, *me* haben ihre Stelle getauscht. — II, 3, 64 statt *vais* ist *fais* zu lesen. — III, 5, 30 Die Edition définitive hat *messeigneurs* in einem Worte. — Nicht *Garcie* (V, 1, 35), sondern *Garci* ohne *e* muß des Metrums wegen gelesen werden; in der Tat hat auch Victor Hugo mehrmals diese Form (span. *Garće)* angewandt; überall in der Edition définitive. — V, 3, 57 tilge Komma nach *flambeaux.*

Zu den Anmerkungen habe ich folgendes anzuführen:

S. 1. Die kurzen Bemerkungen über die Personnages scheinen zu knapp. Man hätte gern erfahren, daß der Name *Doña Sol* den Cidromanzen entnommen ist, daß *Lutzelbourg* älterer Name für *Luxemburg* ist, usw. Unangenehm berührt, daß die Aussprache von *ñ* = *nj* angegeben wird; die erste Seite des Wörterbuches bietet doch eine vernünftige phonetische Bezeichnung. — Das weltberühmte enjambement *escalier—Dérobé* wird nicht erwähnt, ebensowenig wie in der Metrik.

S. 2. *Deux mots* (I, 1, 4) formelhaft = *un mot,* oder *trois mots* (II, 1, 20), verdiente eine Bemerkung und Zusammenstellung mit V. 12, 13 (Wortspiel). — Über *maître* (I, 1, 12) kann man bemerken, daß es von Victor Hugo als (falscher) Archaismus sehr beliebt ist für *seigneur*; es kommt, mit oder ohne *mon*, im Sing. wie im Pl., in seinen historischen Dramen und Romanen sehr häufig vor; vgl. Hernani II, 3, 58; Ruy Blas I, 2; Amy Robsart I, 8 usw. — *Oui* (I, 1, 17) ist hier nicht ironisch aufzufassen, vielmehr als automatische Wiederholung des vorhergehenden *Oui*, wodurch eine komische Wirkung hervorgebracht wird. — Zu *madame* (I, 1, 19) hätte bemerkt werden können, daß es in älterer Zeit auch von unverheirateten Damen (höherer Stellung) angewandt wurde. — Die Bemerkung über das fehlende *ne* (I, 1, 25) hätte von einem Hinweis auf andere Verse in Hernani, z. B. I, 2, 41; I, 3, 123; II, 1, 21 usw. begleitet werden sollen; oder überhaupt auf die Sprache Victor Hugos, der diese familiäre Redeweise liebt.

S. 3. Der Ausdruck *Venez là* (I, 2, 37) ist nicht angemerkt, er bildet jedoch in Anbetracht der Bedeutung von *venir* (vers le lieu où se trouve celui qui parle) und von *là* (de l'autre côté) einen Widerspruch. — *reluise* (I, 2, 77) steht nicht in einem Relativsatz, sondern in einem Konsekutivsatz (so Holzapfel) und im Konjunktiv wegen der supponierten Möglichkeit, die im vorhergehenden *peut (apporter)*

liegt. — Zu *quoi qu'il advienne* (I, 2, 142) hätte noch bemerkt werden können, daß *que* alte Nominativform und Subj. ist; vgl. Korte, *Die beziehungslosen Relativsätze im Franz.* (Göttingen 1910), S. 59 f.

S. 4. Zu der Bemerkung über *Saint Jacques monseigneur* (I, 2, 177) hätte hinzugefügt werden können, daß *monseigneur* so angewandt ganz ungebräuchlich und archaistisch ist. — Zu *cette heure de nuit* (I, 3, 1) fehlt die Angabe: poetisch für *de la nuit.* — *saint Jean d'Avila* (I, 3, 3) ist nicht angemerkt; es existierte doch kein solcher Heiliger im Jahre 1519! Der berühmte venerandus Juan de Avila (um 1500 geboren) wurde erst im Jahre 1894 beatifiziert: vgl. Fitzmaurice-Kelly. *Littérature espagnole*, S. 222.

S. 5. Zu *Qu'il vous puisse . . rejaillir* (I, 3, 40) bemerke die Stellung von *vous*; solche Wortstellungen sind in der Dichtung und ganz besonders bei Victor Hugo beliebte Archaismen, die auch hier und da in dieser Ausgabe bemerkt worden sind. — *chose vile*, ein sehr auffallender Ausdruck (I, 3, 55), verdiente eine Bemerkung. — Über *Dire la chose à toi* (I, 3, 68 für *Te dire la chose à toi*) s. oben zum Text.

S. 6. Zu *corps germanique* (I, 3, 96) hätte man eine Bemerkung erwartet, da *corps* hier offenbar mit *confédération* gleichbedeutend ist (vgl. ein Beispiel in Littré); auch das Wörterb. schweigt darüber.

S. 8. Zu *ta haine* (I, 4, 8) fehlt jegliche Bemerkung. Hier liegt indes eine sehr seltene und interessante Anwendung des Possessivpronomens in objektivem Sinn vor, die man nicht unerwähnt lassen dürfte; daß der Sinn wirklich objektiv ist (= *ma haine contre toi*) wird besonders V. 12 durch *ma haine* bezeugt. Bekanntlich hat Tobler über diese Erscheinung gehandelt, *Verm. Beitr.* II², 83, und später W. Kramer *Syntax des Possessivpronomens im Französischen*, S. 89 (Göttingen 1905). — V. I, 4, 22 enthält eine Konstruktion, die eine irreguläre Mischung ist von *je ne suis pas* a s s e z *fou* p o u r *vouloir* und *je ne suis pas* s i *fou* q u e d e *vouloir*, was eine Erwähnung verdiente. — *Vous reste-t-il mémoire* (II, 1, 11) ist poetisch statt *vous reste-t-il quelque mémoire* (Analogie zu *j'ai mémoire*). — *tenez* (II, 1, 13) uneigentlich statt *teniez.* — *ces trois mots* (II, 1, 20) hätte vielleicht eine Erklärung verdient; vgl. oben zu I, 1, 4; ebenso *C'est méprise* (II, 1, 29) in Prosa *C'est une méprise*! — Die Bedeutung von II, 1, 34 hätte hervorgehoben werden können. Ebenso der fragende-relative Satz II, 2, 4; vgl. Plattner, *Ausf. Gramm.* I, 375.

S. 9. Die Erklärung von *S'agît-il pas de vous, s'il faut* usw. (II, 2, 28) scheint mir verfehlt und gibt kaum einen richtigen Sinn; *si* kann nicht das betonte, versichernde *si* = *néanmoins (pourtant)* sein, denn dies *si*, lat. *sic*, wird in späterer Zeit nicht elidiert und hat Inversion des Subjekts zur Folge; vgl. die zahlreichen Beispiele bei Littré, 2 *Si*, 16°. Man hat zu konstruieren: *Et d'ailleurs, Altesse, s'agît-il pas de vous* (mais d'un autre empereur), *j'aime mieux, s'il faut que je le dise* (wenn ich es gerade heraussagen soll), *vivre errante avec lui, etc.*

S. 10. *le crime vous tient* (II, 3, 52) bedeutet vielmehr: das Verbrechen hält dich fest, hat dich in seinen Krallen. — Zu *fait ta tête sacrée* (II, 3, 79) fehlt die Bemerkung, daß Victor Hugo *faire* mit prädikativem Adjektiv liebt; vgl. IV, 2, 127, 154; V, 1. 24 usw. und *Annales politiques et littérares* 1912, 1, 320.

S. 11. Zu *Certe* (III, 1, 8) fehlt eine Bemerkung, die schon II, 2, 18 hätte vorkommen sollen. — *Dérision! que* (III, 1, 22) hätte eine Bemerkung verdient; ebenso *(amour) boiteux.* — *c'en est là* (III, 1, 25) ist nicht "das ist so einer", sondern "dahin ist es gekommen". — Zu *attendront* (III, 1, 33) hätte man eine Bemerkung erwartet, denn es ist eine beachtenswerte Vermischung von *attendent* et *recevront.* — *aile vive* (III, 1, 47) ist auch bemerkenswert (= flüchtig) und ist dem *aile plus fidèle* V. 50 entgegenzustellen.

S. 12. Zu *Armillas* (III, 2, 3) wird bemerkt "Flecken im Bezirk Granada"; aber was hat dieser Flecken, wenn er existiert, hier in Aragonien, wo das Schloß Don Ruys liegt, zu tun? Übrigens kenne ich im Bezirk Granada nur ein *Armilla* (ohne *s*); *Armillas* liegt in der Provinz Teruel (Aragonien). — Zu *le Hernani* (III, 2, 5) erwartete man eine Bemerkung. — Ibid. V. 15 wird *Del Pilar* nicht genügend erläutert; man erfährt nicht, daß es sich um die berühmte Kathedrale Zaragozas *Nuestra Señora del Pilar* und deren ebenso berühmtes Standbild Mariens handelt; s. darüber z. B. Baedeker.

S. 13. Zu *N'as-tu d'autres desseins* (III, 2, 17) wird eine Bemerkung gegeben, die meines Erachtens nicht richtig ist; die Verschiedenheit der beiden zitierten Ausdrücke dürfte kaum existieren. — Zu III, 3, 4 wird nur eine Hinweisung auf III, 1, 101 gegeben, wo von ausländischen Karolinen gesprochen wird. Die hier in Frage stehenden müssen als spanisch angesehen werden, und in Spanien hatten wirklich im XVI. Jh. Karolinen Kurs, die Karl V. in den Niederlanden hatte prägen lassen. Dies geschah indes erst nachdem er Kaiser geworden war. — Zu *c'est perle fausse* (III, 4, 10) ist zu bemerken, daß dies nur poetische Sprache ist statt *ce sont perles fausses*. — Die Bemerkung zu *aussi* (III, 4, 29) scheint mir nicht richtig; *aussi* gehört dem Zusammenhange nach vielmehr zu *faire*, wie die Wortstellung angibt: Wer kann auch bewirken, daß...?

S. 14. *rapetisser* (III, 4, 40) bedarf eine Erläuterung, die zwar auch im Wörterb. hätte gegeben werden können; es muß hier bedeuten: „erniedrigen". — Ebenso wäre eine Bemerkung über die doppelte Konstruktion von *Honteux* (III, 4, 75), mit Infinitiv und mit *que*, willkommen gewesen. — Zu *Estremadura* (III, 4, 81) vermisse ich die Bemerkung, daß die franz. Form dafür *Estrémadure* ist, und daß Victor Hugo des Reimes wegen *Estramadoure* schreibt. — In *épouser* (III, 4, 87) liegt ein Wortspiel, da *épouser* teils *se marier avec* teils *embrasser la cause de* bedeutet. — Die *force qui va* (III, 4, 100) ist dem vorhergehenden *être intelligent* entgegengestellt, also = force qui va *aveuglément* devant elle; vgl. *agent aveugle* des folg. V.

S. 15. Es wäre vielleicht nützlich gewesen ausdrücklich zu bemerken, daß die V. III, 5, 3—9 von Don Ruy in den Mund Hernanis (und der Doña Sol) gelegt werden. — Der Ausdruck *gibiers de bourreau* (III, 5, 13) ist höchst auffallend für *g. de potence*. — Man vermißt zu *Qui* (III, 5, 19) eine Bemerkung, die auf die Kontamination von *si haute* — *Qu'elle* und Relativsatz hinwiese; vgl. Littré 2 *Si* 5°.

S. 16. Zu dem *tribut des cent vierges* (III, 6, 30) fehlt eine Bemerkung; man kann über diese berühmte Legende z. B. Durans *Romancero* Nr. 617, 618 nachsehen, oder Lope de Vegas Komödie *Las famosas Asturianas* (dazu die Einleitung in der Ed. der Spanischen Akademie, S. LXXXI ff.). Übrigens war es nicht Don Galceran, der diesen Tribut abschaffte, sondern ein König Ramiro.

S. 17. Zu der Episode, die (III, 6, 33 ff.) von der Schlacht bei Escalona (imaginäre Schlacht) erzählt wird, hätte bemerkt werden können, daß sie einer Episode aus der Schlacht bei Aljubarrota entlehnt ist, worin Pero González de Mendoza und König Juan I. die Hauptrollen spielen.

S. 18. *J'étais grand* (III, 6, 109) ist bemerkenswert für *J'eusse été* oder *J'aurais été g.* Ein Hinweis auf die Grammatiken wäre erwünscht. Übrigens liebt Victor Hugo diese energische Konstruktion. — Den Ausdruck *malgré mes vœux* (III, 7, 9) verstehe ich als eine Anspielung auf III, 5, 61 (et III, 5, 70). —

S. 21. *si grande ombre* (IV, 2, 6) ist poetisch statt *une si g. o.* — *a parfois son pape* des V. 15 (IV, 2, 15) scheint mir einer Erklärung bedürftig; ich fasse es als einen Gegensatz zu *tout roi né* (V. 12): das

Volk hat bisweilen einen nach seinem Geschmack gewählten Papst (oder Cäsar), der es an den geborenen Königen rächen kann *(„le hasard corrige le hasard".).*

S. 22. Zu *clan* (IV, 2, 88) wird die Aussprache *klän* angegeben; aber die französische Aussprache ist *klã*. — Zu *sans que tout ne remue* (IV, 2, 106) wäre nicht ohne Interesse eine Bemerkung über *sans que* mit *ne*, was selten ist. Littré verbietet es; man findet indes hie und da Beispiele (vgl. Rothe, *Om Nægtelsernes Brug i det Franske Sprog* (1880), S. 185). — *face mortuaire* (IV, 2, 150) ist eine ganz bizarre Verbindung.

S. 23. Zu *mur de Balthazar* (IV, 4, 52) die strenge Bemerkung "von erhobener Unklarheit". Ich finde den Vergleich gelungen: wir machten hier das, was die unsichtbare Hand an der Wand Balthazars machte, wir beschlossen den Tod des Herrschers.

S. 24. Bei näherer Nachforschung hätte der Kommentator wohl etwas über alle die kleinen Orte der V. 69—71 sagen können. Notwendig freilich war es nicht. — Über das jetzt seltene, poetische Subst. *penser* (IV, 4, 99) fehlt eine Bemerkung; auch im Wörterb. ist es nicht verzeichnet.

S. 25. Zu *Ont fait ses cheveux gris* (V, 1, 24) vgl. oben die Bemerkung zu S. 10 *fait ta tête sacrée* (II, 3, 79). — Die Anmerkung "Beachte den Reim *flamme — âme*" (V, 1, 49) ist überraschend, da *flamme* gewöhnlich mit demselben *a* wie *âme* ausgesprochen wird; Plattner bemerkt sogar (*Ausf. Gramm.* II, 1, 84) nur: "*a* lang und tief". Dagegen geben viele andere Reime in Hernani Gelegenheit zu Bemerkungen über quantitative und auch qualitative Differenz der Vokale, z. B. I, 2, 154 *femme*: *âme*, I, 2, 154 *madame*: *âme*, III, 4, 21 *patronne*: *trône* und so weiter.

S. 26. *mauvais* (V, 1, 55) mit Schurke, Teufel zu übersetzen, ist doch etwas stark; *mauvais plaisant* ist ja "une locution toute faite", die man z. B. bei Littré unter *Plaisant* 4⁰ findet, und die erklärt wird mit *un homme qui plaisante mal, qui fait de mauvaises plaisanteries*: vgl. auch z. B. das Wörterb. der Académie Française unter *Mauvais*. — Zu *Que m'importe Les haillons* (V, 3, 33 f.) wäre eine Bemerkung zur Kongruenz nicht unwillkommen; vgl. V, 6, 9. — Man könnte zu *Nommez-moi Hernani* (V, 3, 95) passend V, 3, 23 *ne me nomme plus de ce nom* hinweisen.

Zum Wörterbuch schließlich einige Bemerkungen.

Es ist Geschmacksache, welche Wörter ein solches Vocabularium aufnehmen soll, und man dürfte überhaupt nicht den Herausgeber wegen des Fehlens dieses oder jenes Wortes chikanieren. Ein paar Fälle werde ich indes hervorheben und damit eine Diskussion anderer Fragen verbinden.

Zwischen *éclair* und *éclairer* vermißt man *éclaircir*; nach *inconnu*: *indécis*; nach *profond*: *profondément*; nach *reflux*: *refondre*; nach *visage*: *viser*, Wörter die in Hernani vorkommen, obwohl ich die Stellen augenblicklich nicht belegen kann.

fortune: *chercher f.* hat nicht die spezielle Bedeutung, die angegeben wird; vgl. Ac. oder Littré oder Sachs-Villatte u. A. — *recéler* ist Druckfehler für *receler;* vgl. oben zum Text I, 2, 160. — *ressayer* hat nicht dumpfes *e*. — *sanglant* bedeutet "blutfarben" IV, 4, 10. — *signes* in *échanger s. de mains* bedeutet Winke.

Man wird finden, daß die meisten Bemerkungen in vorstehender Besprechung darauf hinzielen, daß mehr hätte gegeben werden durfen. Ich bin mir jedoch völlig bewußt, daß andere in bezug hierauf zu anderem Ergebnis kommen und meine Vorschläge oft überflüssig finden

können. Ich habe auch einige offenbare Unrichtigkeiten gerügt, erkenne aber dabei gerne an, daß das besprochene Werk eine Fülle von trefflichen Bemerkungen und Erläuterungen enthält und den französischen Studien sehr dankenswerte Dienste zu leisten vermag. Dies gilt auch für Schweden, denn bei uns sind wir für das Studium des wichtigen und interessanten *Hernani* hauptsächlich auf die Velhagen-Klasingsche Ausgabe angewiesen.

Göteborg. JOHAN VISING.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 1. Oktober 1914.)

---

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Auteurs. T. 57. Game-Gaultherus. Paris. Impr. nationale. 1914. In- 8 à 2 col., col. 1 à 1282. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

Girardin, Marquis de. Les premières éditions illustrées des Fables de La Fontaine de 1668 à 1725 [In: Bull. du bibliophile, du bibliothécaire et de la Société des amis de la Bibliothèque nationale et des grandes Bibliothèques de France 15. 1. und 15. 3. 1914].

Henriot, E. La collection Spoelberg de Lovenjoul à Chantilly [In: Annales Romantiques XI (1914), 1].

Lanson, G. Manuel bibliographique de la littérature française moderne, 1500—1900. Deuxième partie: XVIIe siècle. 2e édition revue et complétée. Paris, Hachette et Cie. 1914. In-8, XIV p. 239 à 539. 4 fr.

Monaci, Ern. Appunti bibliografici sui principali fonti per la storia della letteratura provenzale nel medio evo. Città di Castello, S. Lapi, 1914. 36 S. 8⁰. Cent. 50.

Rondel, Aug. La bibliographie dramatique et les collections de théâtre en France. Firenze, L. S. Olschki. 1914. 26 S. 4⁰.

Caussy, F. Inventaire des manuscrits de la Bibliothèque de Voltaire à la Bibliothèque impériale publique de Saint-Pétersbourg [In: Nouv. Arch. des missions scientifiques et littéraires. Nouv. Sér., 1913, fasc. 7].

Lacombe, P. Histoire de l'imprimerie en France au XVe et au XVIe siècle [In: Bulletin du bibliophile, du bibliothécaire et de la Société des amis de la Bibliothèque nationale et des grandes Bibliothèques de France 15. 3. 1914].

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Festschrift zum XVI. Neuphilologentag in Bremen vom 1. bis 4. Juni. Heidelberg 1914. Carl Winters Universitätsbuchhandlung [Inhalt: *J. Hoops,* Swinburnes Tale of Balen und Malorys Mort d'Arthur. *H. Spies,* Posies. Ein Beitrag zur englischen Volkskunde. *H. Maas,* Zwei spätmittelenglische Texte der Bremer Stadtbibliothek. *C. Scriba,* Whitman und Emerson. *W. E. Ott,* Bildungswerte und Erziehungsprobleme der Vereinigten Staaten. *Hermann Tardel,* Das Motiv des Gedichtes „Botenart" von Anastasius Grün. *Edw. Wechssler,* Über den Witz (das Witzwort, le mot pour rire) aus

Anlaß Molières. *Ernst Schütte*, Zum Epitheton bei J.-J. Rousseau. *H. Vogel*, Gedichte von Paul Verlaine, in deutscher Umdichtung].
Verhandlungen der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg vom 29. 9.—3. 10. 1913. Im Auftrage des Präsidiums hrsg. von *Rud. Klee*. VIII, 217 S. gr. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. 6 Mk.

Brunetière. — L'Attitude religieuse de Brunetière (thèse) présentée à la Faculté de théologie protestante de Paris, pour obtenir le grade de bachelier en théologie et soutenue le 23 avril 1914, par *L. Sire*. 1914. In-8, 92 p.
Callet, A. Le Berceau de l'Académie française et la maison de Conrart. Paris, Champion, 20 p. [Aus: la Cité. Juillet 1913.]
Corbinelli, Jacopo, et les érudits français d'après la correspondance inédite Corbinelli-Pinelli (1566—1587) par *Rita Calderini* de-Marchi. Ulrico Hoepli, Milano 1914. Lire 5.
Frémy, E. L'Académie et les femmes [In: Rev. des études historiques. 1914, mars.-avr].
Suchier, Hermann, von *M. Friedwagner* [In: Frankfurter Zeitung. Montag, 6. Juli 1914. Abendblatt].

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Ammann, H. Die Sprachverhältnisse des Berner Jura [In: Deutsche Erde 12, 8].
Bach, A. Über die lateinisch-romanischen Elemente im Wortschatz der nassauischen Mundarten [In: Nassauische Annalen 42].
Frutaz, G.-T. Les origines de la langue française dans la vallée d'Aoste: étude publiée sous les auspices de la Ligue valdôtaine. Aoste, impr. J. Marguerettaz, 1913. 71 S. 8⁰.
Ghiotti, C. e *J. Dogliani.* La langue et la littérature française dans tous les siècles, à l'usage des cours supérieurs et universitaires. Vol. III. Turin, libr. G. B. Petrini, di J. Gallizio (V. Bona), 1914. 760 S. 8⁰. L. 6.
Kaiser, H. Der Kampf gegen die deutsche Sprache in den elsässischen Schulen von 1833—1870 [Aus: Elsaß-Lothringische Kulturfragen III, S. 179—234].
Oßwald, P. Der Nationalitätenkampf der Vlamen und Wallonen [In: Preußische Jahrbücher. Mai 1914, S. 214—245].
Rose, Alfr. Rich. Germanische Lehnwörter im Französischen. Programm. 46 S. Lex. 8⁰. Zwickau 1914. Leipzig, Buchh. G. Fock.
Zauner, Adf.: Romanische Sprachwissenschaft. 1. Tl, Lautlehre und Wortlehre I. 3., verb. Aufl. 160 S. 1914. [Sammlung Göschen. (Unser heut. Wissen in kurzen, klaren, allgemeinverständl. Einzeldarstellungen.) Neue Aufl. kl. 8⁰. Berlin, G. J. Göschen.]

Jullian, C. Histoire de la Gaule. T. 1: les Invasions gauloises et la Colonisation grecque. T. 2: la Gaule indépendante. 3ᵉ édition revue. Paris, Hachette et Cie. 1914. 2 vol. in-8. T. 1, 536 p.: t. 2, 564 p. Chaque vol., 10 fr.

Cocchia, E. La vita di S. Mummolena ovvero la tradizione più antica intorno all'uso del latino volgare nelle Gallie [In: Atti della R. Accademia di archeologia, lettere, belle arti di Napoli N. S. III].
Compernass, Joh. Vulgaria [In: Glotta VI, 2] (1. *Nedum* = *non solum*; 2. *Suppedium* „Zuflucht, Hilfe"; 3. *Ungula* „Nagel"; 4. *Plus* und *amplius* = *potius* „vielmehr"; 5. *Nisi quia* = *nisi*; 6. *Effugatio*, *effugare*; 7. *Curare*, *facere*, *iubere* usw. „lasten" mit Infinit. Act.).

Schmalz, J. H. Sprachliche Bemerkungen zu des Palladius opus agriculturae [In: Glotta VI (1914), 2].

Sperber, Hans. Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung. Versuch e. dynamolog. Betrachtg. des Sprachlebens. IV, 106 S. 8⁰. Halle, M. Niemeyer, 1914. 2.40 Mk.

Farber, E. Die Sprache der dem Jean Renart zugeschriebenen Werke 'Lai de l'ombre', 'Roman de la Rose ou de Guillaume de Dole' und 'Escoufle'. Dissertation Halle. 66 S. 8⁰. (Die vollständige Arbeit erscheint in Rom. Forschungen XXXIII, 3.)

Hansen, C. Sprachliche Untersuchung der Mort Aymeri de Narbonne. Göttinger Dissertation 1913.

Terracini, R. A. La lingua delle canzoni popolari piemontesi. I (L'elemento francese). Torino, tip. V. Bona, 1914. 39 S. 8⁰.

Anderson, F. Old French ẹ and ę [In: The Romanic Review V (1914), 1].

Nyrop, Kr. Grammaire historique de la langue française. Tome 1, 3e édition revue et augmentée. Copenhague, Gyldendalske Boghandel. Nordisk Forlag. Leipzig, O. Harrassowitz. New-York, G. E. Stechert. Paris, A. Picard et fils. Preis 8 Mk.

Barbier fils, P. Deux noms de Poissons [In: The Mod. Lang. Review IX (1914), 2] (1. Fr. *écade*, angl. *shad*, etc. 2. Fr. *merlus*, lat. *merula*, etc.).

Belz, G. Die Münzbezeichnungen in der altfranzösischen Literatur. Diss. Straßburg. 87 S. 8⁰.

Bröndal, V. Notes d'étymologie romane [Saertryk af Nordisk Tidsskrift for Filologie. Fjerde raekke 3. Bind (1914)] (1. Le problème *faîte* — first — fastigium. L'évolution sémantique du fr. *fol*).

Schramm, Fr. Schlagworte der Alamodezeit. Mit drei Tafeln im Lichtdruck. [In: Zeitschrift f. deutsche Wortforschung. Beiheft zum 15. Band. 1914.]

Blümel, R. Einführung in die Syntax. Heidelberg 1914. Karl Winters Universitätsbuchhandl. [Indogermanische Bibliothek. 2. Abteil., hrsg. von Max Niedermann. VI. Band. 3.60 Mk.]

Fischer, O. Syntaktische Untersuchungen zu Récits d'un Ménestrel de Reims. Dissert. Leipzig 1913. 87 S. 8⁰.

Hayden, Ph. M. A Note on the Ellipsis of *Y* before *Irai* [In: The Romanic Review V (1914), 1] (Bemerkung zu *W. E. Knickerbocker* Ellipsis in Old French. New-York 1911).

Lorck, E. Passé défini, imparfait, passé indéfini. Eine grammatisch-psychologische Studie. Heidelberg 1914. Carl Winter.

Perron-Cabus, Angelica. Le participe présent dans le français ancien et moderne. Bologna, N. Zanichelli (P. Cuppini), 1914. 70 S. 8⁰. L. 1.50.

Schubert, K. Form und Gebrauch der von lateinisch „ante" abstammenden französischen Präpositionen. Göttinger Dissertation 1913.

Schubert, W. Die begriffliche Entwickelung der lateinischen Präpositionen *per* und *pro* im Altprovenzalischen mit einem anschließenden Vergleich des altfranzösischen Sprachgebrauchs. Leipziger Diss. 1913. 106 S. 8⁰.

Soltmann, H. Syntax der Modi im modernen Französisch. Halle a. S., Max Niemeyer, 1914. X, 266 S. 8⁰. 7 Mk.

Wegmann, Fr. Syntaktische Eigentümlichkeiten der Sprache des Pierre Loti. Progr. Schweinfurt 1914. IV, 54 S. 8⁰.

Anglade, J. A propos d'un nom de lieu dans Peire Vidal [In: Annales du Midi. Avril 1914].
Clouzot, E. Les nombres cardinaux dans la toponymie [In: Le Moyen Age XVIII, janvier-février].
Perrenot, T. Etudes de toponymie franc-comtoise. Les Noms de lieu en «Ans», «Auge» dans la partie occidentale de la «Maxima Sequanorum» considérés comme anciens établissements burgondes. 3e fascicule. Besançon, impr. Dodivers. 1914. In-8, p. 129 à 194.
Saint-Venant, R. de. Dictionnaire topographique, historique, biographique, généalogique et héraldique du Vendômois et de l'arrondissement de Vendôme. Publié sous les auspices de la Société archéologique, scientifique et littéraire du Vendômois. T. 2. F. N. 1913—1914. Vendôme, Rouilly; Chartier. 1914. In-8 à 2 col., 500 p.

Hasberg, Praktische Phonetik. 4. Aufl. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 1.50 Mk.
Klinghardt, H. Artikulations- und Hörübungen. Praktisches Hilfsbuch der Phonetik für Studierende und Lehrer. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Cöthen, O. Schulze. 6 Mk.
Nyrop, Kr. Manuel phonétique du français parlé. Traduit et remanié par *Emmanuel Philipot.* 3e édition revue et corrigée. Copenhague & Kristiania, Gyldendalske Boghandel. Nordisk Forlag. Leipzig, O. Harrassowitz, New-York, G. E. Stechert & Co. Paris, Alphons Picard & Fils. 1914. 3.25 Mk.
Panconcelli-Calzia, G. Einführung in die angewandte Phonetik. Ein pädagog. Versuch. 131 S. mit 118 Abbildungen und 3 Lichtdrucktafeln. gr. 8⁰. Berlin, Fischers medizin. Buchhandl., 1914. 5 Mk.

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Schmidt, Karl. Französische Schulmetrik. 59 S. 8⁰. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. 0.80 Mk.
Spire, A. Le Vers français d'après la Phonétique expérimentale [In: Mercure de France 16 juillet 1914].

Philipot, E. Essai sur le style et la langue de Noël du Fail, thèse complémentaire présentée devant la Faculté des lettres de Paris. Paris, E. Champion, 1914. In-8, 174 p.
M. Beutler. Der Wortschatz in Edmond Rostands Dramen. Eine stilistische Untersuchung. Halle, Max Niemeyer, 1914. VIII, 85 S. 8⁰. 2 Mk.
Rousseau, J.-J. S. oben p. 96 *Schütte* in der Festschrift zum XVI. Neuphilologentag.

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Atlas linguistique de la France p. p. Gillieron et Edmont. Corse, 2e fasc. Paris, Champion. 25 frcs.
Carlier, A. Glossaire de Marche-lez-Écaussinnes. Liège. 1914 [Société de littérature wallonne].
Daniel, J. Eléments de grammaire périgourdine. Périgueux, impr. Ribes. 1911. In-8, XI-115 p. [Edition du «Bournat du Périgord».]
— Dictionnaire périgourdin. Première partie: Dictionnaire français-périgourdin, avec supplément. Périgueux, impr. Ribes. 1914. Petit in-8 à 2 col., 383 p. 6 fr. [Edition du «Bournat du Périgord».]
Dauzat, A. Glossaire étymologique du patois de Vinzelles (suite) [In: Rev. des langues romanes LVII, 1—112].
Piat, L. Grammaire générale populaire des dialectes occitaniens: le genre. Périgueux, imprimerie Cassard frères, 1913. 11 S. 8⁰.

[Aus: Lou Bournat, bulletin mensuel des félibres du Périgord] (Vgl. Rev. d. l. rom. LVII, p. 159).

Aïgla (l') Nissarda, ourgana de défensa deï intérès de Nissa. Premiera anada. No 1. 22 abrieoù 1914. In-folio à 4 col., 4 p. Nice, impr. Malvano. Un numéro, 5 cent.

Albarel, P. La Vouès de la Pinedo. Traducciu franceso dret à dret. Prefaciu per Valèri Bernard, Capouliè del Felibrige. Illustracius de Gaston Gugnenc. Narbonne, impr. F. Caillard, 2, rue Corneille. 1914. In-8, XIII-204 p.

Bernard, V. L'Aubre en Flour, pouësio. Marseille, P. Ruat. 1913. In-16, 239 p. 3 fr. 50.

Mendoza, Diego Hurtado de. La Bito dou Lazarilhe des Tournès e de sas fourtunos e adbersitas. Birat per l'A. Cator, de Flourenso de Gãuro. Auch, Soulé. 1914. Petit in-16, 119 p. [Cap-Obras ansyanos et moudernos birados en gascoun.]

Mistrals, Frederi, ausgewählte Werke, übers. und erläutert von *Aug. Bertuch.* 8°. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1. Bd. Mirèio. Provenzalische Dichtg. Deutsch im Versmaß des Originals von Aug. Bertuch. 6. Aufl. XXXV, 264 S. mit Bildnis. 1914. 4.50 Mk.

— *E. Dupuy.* La poésie de Mistral [In: Rev. d. deux mondes 15 mai 1914].

Philip, A. Pascalis assessour de la Prouvenço martirisa à-z-Ais lou 14 de desèmbre 1790. Avignon, Aubanel frères. 1914. In-8, 16 p.

Delachaux, Th Jouets rustiques suisses [In: Schweiz. Arch. f. Volkskunde XVIII (1914), 2].

Gabbud, M. Traditions de Vouvry [In: Schweizerisches Archiv f. Volkskunde XVII (1913), 3].

Rossat, A. Les „Foles". Contes fanstastiques patois recueillis dans le Jura bernois V [In: Schweiz. Arch. f. Volkskunde XVIII (1914), 2].

— Vieilles pratiques et superstitions populaires [In: Schweiz. Arch. f. Volkskunde XVIII (1914), 2].

— Recettes et remèdes secrets [In: Schweiz. Arch. f. Volkskunde XVIII (1914), 2].

Streng, Walter O. Himmel und Wetter in Volksglaube und Sprache in Frankreich. I. Erscheinungen am Himmel [Aus: Annales Academiae Scientiarum Fennicae. 96 S. 8°].

Thurau. Französischer Regionalismus und Volkskunde [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht XIII (1914), 2].

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Ghiotti, C. e *J. Dogliani* s. oben p. 96.

Cohen, L. Les origines de l'épopée française et la théorie de M. Bédier [In: Rev. des cours et conférences 22, 14. 15].

Crane, R. S. An Irish analogue of the Legend of Robert the Devil [In: The Romanic Review V (1914), 1].

Dannenberger, O. Bilder des bürgerlich-hauslichen Lebens in Frankreich, im 15. Jahrh. auf Grund von Arnout Grebans Mystère de la Passion. Diss. Heidelberg. 61 S. 8°.

Gorra, E. Sulle origini dell'epopea francese [In: Rendiconti del R. Istituto lombardo XLVI, 20].

Hainer, C. Das epische Element bei den Geschichtsschreibern des früheren Mittelalters. Gießener Dissertation 1914. (Die Abhandlung sucht die epische Stilisierung der Geschichtsdarstellung nach-

zuweisen für die *Res gestae Saxonicae* Widukinds von Corvey, die *Gesta Chuonradi* Wipos und für die *Annales* des Lampert von Hersfeld).

Lampp, Fr. Die Schwanrittersage (Lohengrin) in der Literatur. Progr. Ratibor. 23 S. 4⁰.

Meyer, J. J. Zur Aufklärung über Isoldes Gottesurteil [In: Modern Philology XII (1914), 2. S. 65—68].

Moore, O. The Young King, Henry Plantagenet (1155—1183) in Provençal and Italian Literature [In: The Romanic Review V, (1914), 1].

Ortiz, R. Ricordi di letture provenzali e francesi nella *Commedia* di Dante. Napoli, tip. della r. Università, A. Cimmarula 1913. 19 S. 8⁰. [Estr. Atti d. r. accademia di scienze, lettere e belle arti].

Pfister, Fr. Eine jüdische Gründungsgeschichte Alexandrias. Mit einem Anhang über Alexanders Besuch in Jerusalem. Heidelberg 1914. C. Winter [Sitzungsberichte der Heidelberger Akad. d. Wissenschaften. Philos.-hist. Klasse. Jahrg. 1914. 11. Abhandl.].

Rudwin, J. M. Zum Verhältnis des religiösen Dramas zur Liturgie der Kirche [In: Mod. Lang. Notes XXIX, 4].

Sommer, O. The structure of Le Livre d'Artus and its function in the evolution of the Arthurian Prose-Romances. A Critical Study in Mediæval Literature. Hachette and Company, 1914.

Stiefel, H. Die italienische Tenzone des XIII. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zur provenzalischen Tenzone. Halle a. S. Max Niemeyer, 1914. XIV, 151 S. 8⁰. [Romanistische Arbeiten, herausgegeben von C. Voretzsch V].

Salvadori, G. Futurismo e dinamismo nella poesia del secolo XIII [In: Rassegna contemporanea VII, 6].

Settegast, F. Über einige deutsche Ortsnamen im französischen Volksepos [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII, 4. S. 458—468].

Wulff, Aug. Die frauenfeindlichen Dichtungen in den romanischen Literaturen des Mittelalters bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. X, 199 S. 8⁰. 6 Mk. [Romanistische Arbeiten. Hrsgb. von C. Voretzsch. IV].

Amato, Annita d'. Quelques notes sur la renaissance en France. Naples, tip. F. Lubrano, 1914. 21 S. 16⁰.

Antoine, A. Le théâtre en 1814 [In: Rev. hebdomadaire 28 févr. 1914].

Ascoli, A. e *C. Levi.* Il diritto privato nel teatro contemporaneo francese e italiano [In: Rivista di diritto civile 1914, 2].

Auzas, Auguste. Les poètes français du XIXᵉ siècle, 1800—1885. Étude prosodique et littéraire. 316 S. 8⁰. London, H. Milford. Oxford, Clarendon Press.

Bossert, A. Essais de littérature française et allemande. (Un salon allemand. Louis Ramond. Les Epigrammes vénitiennes de Gœthe. Frédéric Godet. Caroline de Günderode. Edouard Mœrike. Henriette Feuerbach. La Comédie autrichienne. Hugo de Hofmannsthal. Une traduction en vers d'Henri Heine. Auguste Comte et Célestin de Blignieres. Cendrillon.) Paris, Hachette et Cie. 1914. In-16. 303 p. 3 fr. 50.

Bourgogne, J. de. Un comédien d'autrefois. 1750—1822. Paris, B. Grasset. 1914. In-16, 300 p. et portrait, 3 fr. 50.

Chamard, H. L'esprit de la Renaissance [In: Rev. des cours et conférences 22, 12].

Chaponnière, P. L'esprit mondain et la poésie lyrique au XVIIIᵉ siècle [In: Rev. du dix-huitième siècle 1914, fasc. 1].

Chardon, M. Le jeu à la Cour de Louis XIV [In: Rev. de Paris 1er juillet 1914].

Cucuel, G. Le moyen âge dans les opéras-comiques du XVIII[e] siècle [In: Rev. du dix-huitième siècle 1914, fasc. 1].

Chamard, N. La poésie française de la Renaissance. L'introduction et la diffusion de l'Italianisme [In: Rev. des cours et conférences 22, 14].

— La poésie française de la Renaissance. Les origines de l'humanisme. Les bienfaits. Les erreurs. La poésie néo-latine [In: Rev. des cours et conférences 22, 15].

Duhamel, G. Les poètes et la Poésie 1912—1913. Paris, Mercure de France. 3 fr. 50.

Fickert, Art. Montesquieus und Rousseaus Einfluß auf den vormärzlichen Liberalismus Badens. VIII, 112 S. [In: Leipziger historische Abhandlungen. Leipzig, Quelle & Meyer. 37. Heft].

Franke, C. Emile Zola als romantischer Dichter. Dargestellt an seinen Beziehungen zu Victor Hugo. Marburg, A. Ebel. Marburger Beiträge zur romanischen Philologie XIII. VIII, 100 S. 8⁰.

Franke, M. W. Das 'Artifizielle' in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Ein Versuch. Leipziger Dissert. 66 S. 8⁰.

Friedmann, W. Die französische Literatur im XX. Jahrhundert. Leipzig, H. Hæssel Verlag, 1914. 1.20 Mk.

Mathorez, J. Les Italiens et l'opinion française à la fin du XVI[e] siècle (In: Bulletin du bibliophile, du bibliothécaire et de la Société des amis de la Bibliothèque nationale et des grandes Bibliothèques de France 15. 3. 1914].

Maury, L. Éditions et rééditions de classiques [In: Revue bleue 28 mars 1914].

Pascal, C. Un episodio delle guerre religiose di Francia in alcuni carmi contemporanei [In: Rendiconti del R. Istituto lombardo XLVII, 5].

Pellisson. Les Comédies-ballets de Molière. Originalité du genre. La Poésie, la Fantaisie, la Satire sociale dans les comédies-ballets. La Comédie-ballet après Molière. Paris, Hachette et C[ie]. 1914. In-16, x-235 p. 3 fr. 50.

Pierce, W. Destouches and Molière [In: Mod. Lang. Notes XXIX, 4].

Prunières, H. L'Opéra italien en France avant Lully. Paris, E. Champion, 1913. In-8, XLVII-432 p. et un appendice musical. [Bibliothèque de l'Institut français de Florence (Université de Grenoble), première série. Collection d'histoire et de linguistique française et italienne comparées, t. 3.]

Saisset, L. et *Fr.* Les théâtres à Paris pendant la première moitié du XVII[e] siècle [In Rev. bleue 28 mars 1914].

— Le Pédant dans l'ancienne comédie [In: La Grande Revue 10 mars 1914].

Seillière, E. Le Romantisme des réalistes, Gustave Flaubert. Paris, Plon-Nourrit et C[ie]. 1914. In-16, XXIX-307 p. 3 fr. 50.

Seligmann, D[r]. *Angelo.* L'influence du Mariage de Figaro par Beaumarchais sur la littérature française. Separatabdruck aus dem Jahresberichte des Staats-Realgymnasiums Prag-Altstadt 1914. 25 S. 8⁰.

Serrurier, C. Introduction à l'histoire de la littérature française moderne Leçon publique, faite le 28 janv. 1914 à l'occasion de son entrée comme privat-docent à la faculté des lettres de l'université de Leyde. Leyde, van der Hoek frères. 31 S. gr. 8⁰.

Staab, J. Das Journal Etranger unter dem Abbé Prevost und seine Bedeutung für die literarischen Beziehungen zwischen England und Frankreich im Zeitalter der Aufklärung. Dissert. Straßburg. 72 S. 8⁰.

Strauß, Bettina. La culture française à Francfort au XVIIIe siècle, F. Rieder & Cie. Paris 1914. [Bibliothèque de littérature comparée.]

Strowski, F. Fénelon et Bossuet [In: Revue des cours et conférences 22, 11].

Zanta, Léontine. La Renaissance du stoïcisme au XVIe siècle. Thèse pour le doctorat ès lettres, présentée à la Faculté des lettres de l'Université de Paris. Paris, Edouard Champion, 1914. In-8, II-373 p.

b) Einzelne Autoren.

Audefroi le Bastard. — *A. Cullmann.* Leben und Werke des Audefroi le Bastard. Diss. Jena. 56 S. 8⁰.

Balzac en guerre avec les Journalistes I [In: Rev. de Paris. 1er août 1914].

— *W. L. Courtney.* Some notes on Balzac [In: The Fortnightly Review March 1914].

— *Bernheim, Pauline.* Balzac und Schwedenborg. Einfluß der Mystik Schwedenborgs und Saint-Martins auf die Romandichtung Balzacs. 125 S. 8⁰ [In: Roman. Studien. Veröffentlicht von Emil Ebering. 16. Heft].

Baudelaire. — *Guido Muoni.* A proposito di un giudizio del Carducci sul Baudelaire [In: Rivista di Roma V, 5].

Bernardin de Saint-Pierre; par *Arvède Barine.* 3e édition. Paris, Hachette et Cie. 1914. In-16, 190 p. et 1 portrait. [Les Grands Ecrivains français.]

— *F. Strowski.* Les aventures de Bernardin de Saint-Pierre, à propos des fêtes de son centenaire [In: Le Correspondant. 25 janv. 1914].

Bossuet. S. oben *Strowski.*

— *Bossuet* p. *G. Desdevises du Dezert* [In: Revue des cours et conférences 22, 14].

— *Bossuet*; par *Ferdinand Brunetière.* Préface de Victor Giraud, 2e édition, revue et corrigée. Paris, Hachette et Cie. 1914. In-16, XXVIII-285 p. 3 fr. 50.

— *A. Gazier.* Bossuet et Louis XIV. 1662—1704. Etude historique sur le caractère de Bossuet. Paris, Champion. 128 S. 8⁰. Fr. 2.50.

Brunetto Latini. — *D. Vitaliani.* Intorno alla vita di Brunetto Latini [In: Aetna I, 3].

Carmontelle, peintre de mœurs [In: Rev. du dix-huitième siècle 1914, fasc. 1].

Chateaubriand et La Fontaine [In: Annales Romantiques XI (1914), 1].

— *Chateaubriand* et l'Italie en 1814 [In: Bulletin italien 1914 No. 1].

— *Chateaubriand* et la guerre d'Espagne p. *L. de Lanzac de Labori* [In: Le Correspondant 10 févr. 1914].

— *Chateaubriand, Madame de,* d'après des Lettres inédites p. *M. Levaillant* [In: Annales Romantiques XI (1914), 1].

Courier, P.-L. — *R. R.* L'assassinat de Paul-Louis Courier [In: Annales Romantiques XI (1914), 1].

Destouches s. oben p. 101 *Pierce.*

d'Ennery, Adolphe, p. *F. Duquesnel* [In: Annales Romantiques XI (1914), 1].

Fénelon. S. oben *Strowski.*

Flaubert. S. oben p. 101 *Seillière.*

— Flauberts Literary Development in the Light of his Mémoires d'un fou, Novembre, and Education sentimentale, by *A. Coleman.* XV + 153 pp. Baltimore, The Johns Hopkins Press. Paris, É. Champion, 1914 [Elliot Monographies ed. by Edward C. Armstrong. 1.].

Garnier v. Pont-Sainte-Maxence. — *Th. Carlé.* Der altfranzösische Dichter Garnier v. Pont-Sainte-Maxence und seine Zeit. Diss. Münster i. W. VI, 126 S. 8⁰.
Gautier, Th. — *Edmond Blanguernon.* Une amie inconnue de Théophile Gautier [In: Rev. de Paris 1er juillet 1914].
Hugo, V. et Talma p. *J. Ruinant* [In: Le Correspondant. 25 mai 1914].
— *Fr. Schiebries.* Victor Hugos Urteile über Deutschland. Königsberger Dissertation 1914. Königsberg i. Pr. Dr. phil. Fritz Schiebries, Königsberg i. Pr., Alter Garten 17.
— *Hugo, Victor,* à douze ans [In: Revue hebdomadaire 14. févr. 1914].
— *L. Guimbaud.* Victor Hugo et Juliette Drouet d'après les lettres inédites de Juliette Drouet à Victor Hugo et avec un choix de ces lettres. Paris, Aug. Blaizot und Eug. Rey, 1914. 6 fr. (Éd. de luxe. 50 fr.)
Jean Lemaire de Belges p. *H. Chamard* [In: Revue des cours et conférences 22, 11].
Karr, A. — *V. Bouyer-Karr.* Autour d'Alphonse Karr [In: Annales Romantiques XI (1914), 1].
Lamartine et l'aviation [In: Annales Romantiques XI (1914), 1].
— Le secrétaire de Lamartine [In: Annales Romantiques XI (1914), 1].
— A *Lamartine* (1833—1913). Préface de *Maurice Barrès*, suivie d'une étude de *Louis Barthou*, sur la «Politique rationnelle», et de trois sonnets de *Jean Louis Vaudoyer.* Discours prononcés à Bergues, le 21 septembre 1913, par MM. Paul Deschanel, Denys Cochin, Auguste Dorchain, Henry Cochin. Récit des fêtes de Bergues en l'honneur de Lamartine; par Edouard Galloo. Encore quelques lettres inédites de Lamartine; par Henry Cochin. Paris, Plon-Nourrit et Cie, 1914. Petit in-8, 237 p. 2 fr. 50.
La Montansier. Femme galante et Femme d'affaires, Directrice et Fondatrice de théâtres (1730—1820); par *H. Monin.* Avec un portrait hors texte. (Aux Ursulines de Bordeaux. Vie galante en Amérique à Paris. La Quarantaine! A Versailles, à la suite de la cour. Fondation du Grand-Théâtre, rue des Réservoirs. Trust des théâtres. Sous la Révolution, au Palais-Royal. A la suite de Dumouriez. Fondation du Théâtre national ou des arts, confisqué sous la Terreur au profit de l'Opéra. Dix mois de prison, etc.) Paris, aux bureaux de la «Revue historique de la Révolution française et de l'Empire», 9, rue Saulnier, 1914. In-8, 61 p. [Extrait de la «Revue historique de la Révolution française et de l'Empire» de janvier-mars 1914.]
Molière. S. oben p. 101 *Pierce.*
Montaigne. — *M. dell'Isola.* Etudes sur Montaigne. Pavia. Mattei e C. (C. Rossetti), 1913. 149 S. 8⁰. L. 2.50.
Montesquieu. S. oben p. 101 *Fickert.*
Musset. — *E. Faguet.* Les gamineries de Musset [In: La Revue 15 févr. 1914].
— *Maurice Donnay.* Alfred de Musset. Paris, Hachette & Cie, 1914. 3 fr. 50.
— *L. Colonna.* Alfred de Musset et M. Maurice Donnay [In: Rev. des cours et conférences 22, 11. 12].
Nerval. — *A. Marie* Gérard de Nerval, le poète et l'homme d'après des manuscrits et documents inédits. Paris, Hachette et Cie. 12 fr.
Nodier, Ch. — *Eunice M. Schenck.* La part de Charles Nodier dans la formation des idées romantiques de Victor Hugo, jusqu'à la Préface de Cromwel. 1914. X, 149 S. 8⁰. Paris, Champion. 3 fr. 50 [Monographies de Bryn Mawr College. Vol. XVI].
Noël du Fail. — La Vie et l'Œuvre littéraire de Noël du Fail, gentilhomme breton. Thèse présentée à la Faculté des lettres de l'Univer-

sité de Paris; par *Emmanuel Philippot.* Paris, Ed. Champion, 1914. In-8, XIX-552 p.

Rachel. — *L. Séché.* Les derniers mois de la vie de Rachel [In: Annales Romantiques XI (1914), 1].

Renan. — *M. Soman.* Ernest Renan, sa formation philosophique. D'après des documents inédits (1843—1849). Paris, F. Alcan. 4 fr.

Ronsard, chevalier du Christ de Portugal [In: Mercure de France 1er juillet 1914].

Rousseau, J. J. S. oben p. 101 *Fickert.*

— *Rousseaus* Einfluß auf die vorrevolutionären Flugschriften und den Ausbruch der Revolution von *F. Eppensteiner.* Tübingen, Mohr, 1914 [Beiträge zur Parteigeschichte, hrsgb. von Dr. *A. Wahl*].

Sainte-Beuve. — Quelques documents sur le père de Sainte-Beuve. [In: L'Amateur d'autographes et de documents historiques. Févr. 1914].

Sand. — *V. Goedorp.* Le musée d'un admirateur de George Sand [In: Annales Romantiques XI (1914), 1].

Sévigne, Mme de; par *Gaston Boissier.* 8e édition. Paris, Hachette et Cie, 1914. In-16, 166 p. et 1 portrait. [Les Grands Ecrivains français.]

Staël, Madame de, et M. Necker d'après leur correspondance inédite. VII. Madame de Staël à Weimar. VIII Madame de Staël à Berlin, p. *M. le comte d'Haussonville* [In: Rev. de deux mondes 15 mai et 1er juin 1914].

— *Staël, Mad. de,* et M. Necker d'après leur correspondance inédite. Les dernières années et la mort de M. Necker p. *le comte d'Haussonville* [In: Rev. des deux mondes 15 juin 1914].

Stendhal. — *J. Longnon.* A propos d'une soutenance en Sorbonne. La jeunesse de Stendhal [In: Rev. des cours et conférences 22, 15].

— *Stendhal* p. *P. Martino.* Paris, Soc. franç. d'imprimerie et de librairie. 1914. 3 fr. 50.

— La Vie littéraire de Stendhal; par *Adolphe Paupe.* Paris, E. Champion. 1914. In-8, VIII-229 p. [Bibliothèque stendhalienne (appendice aux œuvres complètes)].

— *Léon Blum.* Stendhal et le Beylisme. Paris, P. Ollendorff. 3 fr. 50.

Vigny, Alfred de. Portrait littéraire et Extraits; par *J. Calvet.* Paris, G. Beauchesne. 1914. In-8, 296 p. avec 1 portrait. [Bibliothèque française et catholique. Portraits littéraires.]

— *Vigny* et l'Angleterre p. *M. Citoleux* [In: Feuilles d'histoire du XVIIe au XXe siècle. 1914, mars, avril et mai].

— *Vigny, Alfr. de,* par *J. Aicard* [In: Rev. hebdomadaire 7. 14. 21. 28 mars 1914].

Voltaire als klassizistischer Autor im literarischen Deutschland des 18. Jahrhs., von *H. A. Korff.* Habilitationsschr. Frankfurt a. M. 164 S. 8⁰.

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

Album de paléographie et de diplomatique. Facsimilés phototypiques de documents relatifs à l'histoire du midi de la France et en particulier de la ville de Toulouse, publiés par *Fr. Galabert.* Reproduits par *Cl. Lassalle.* Deuxième fascicule. Toulouse, C. Lassalle. Paris, E. Champion. In-folio, 48 p. et 10 planches.

Altfranzösische rondeaux, balades et virelais, mit den dazu gehör. Melodien hrsg. von *F. Gennrich.* Halle, M. Niemeyer. M. 20.

Porges, N. Fragment d'un *glossaire hébreu-français* du XIIIe siècle [In: Revue des études juives 1er avril 1914].

Zeller, H. L. Die Rechte des Admirals von Frankreich nach der Hs. Paris Bibliothèque Nationale, nouvelles acquisitions françaises No. 10251. Diplomatischer Abdruck mit deutscher Übersetzung,

Einleitung und Glossar. Heidelberg, C. Winter. 27 S. 8⁰. [Aus den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Phil.-Histor. Klasse, 1914. 1. Abhandl.]

Alexanderroman. S. oben p. 100 *Pfister.*
Appolonius-Roman. — Die altfranzösischen Prosaversionen des Appolonius-Romans, nach allen bekannten Handschriften m. Einleitung, Anmerkungen, Glossar u. Namenverzeichnis zum ersten Male hrsg. von *Charles B. Lewis.* [Aus: „Roman. Forschungen“. 277 S. gr. 8⁰. Erlangen, F. Junge, 1913. 10.50 Mk.]
Arnoul Greban. S. oben p. 99 *Dannenberger.*
Artus, Le Livre d'. — S. oben p. 100 *Sommer.*
Aucassin und Nicolete. — Die Geschichte von Aucassin und Nicolete. 2. Aufl. 11.—15. Taus. (Die Übertragung ist von Paul Hansmann.) 64 S. mit Notenbeispielen. Preis —.50 Mk.; geb. 3 Mk. [Insel-Bücherei. Neue Aufl. 8⁰. Leipzig, Insel-Verlag.]
Audefroi le Bastard. S. oben p. 102.
Brueys. L'Avocat Pathelin, comédie en trois actes en prose. Etampes, impr. «la Semeuse». Paris, éditions Nilsson, 73, boulevard Saint Michel, 1914. In-16, 125 p. 30 centimes. [Représentée pour la première fois à Paris sur le Théâtre-Français, le 4 juin 1706. Collection théâtrale Nilsson, no 8.]
Dame à la Licorne. — *G. A. Rzehac.* Zum Roman der Dame à la Licorne [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII, 4. S. 469—477].
Escoufle. S. oben p. 97 *Farber.*
Flors (Las) del gay saber, estier dichas las leys d'amors. Estratti a cura di *E. Monaci.* Roma, E. Loescher e C. 1914. 19 S. 8⁰. Cent 75 [Testi romanzi per uso delle scuole, a cura di E. Monaci, no 31].
Fredegar. — *Lot, F.* Encore la Chronique du Pseudo-Frédégaire [In: Rev. Hist. CXV. Mars-Avril 1914].
Garnier v. Pont-Sainte-Maxence. S. oben p. 103.
Guilhem de Cabestanh. — *A. Långfors.* Le troubadour G. de C. (Forts.) [In: Annales du Midi. Avril 1914].
Gunbaut. Altfranzösischer Artusroman des 13. Jahrh. Bearb. von *J. Stürzinger*, hrsg. von *H. Breuer.* Halle, M. Niemeyer. 10 Mk.
Henri d'Andeli. — The Battle of the Seven Arts a French poem by Henri d'Andeli, trouvère of the thirteenth century. Edited and translated, with introduction and notes by *L. John Paetow.* University of California Press 1914 [Memoirs of the University of California. Vol. 4. No. 1].
Herman de Valenciennes. — *O. Moldenhauer.* La Bible von Herman de Valenciennes. Teil II (Von Josephus Ankunft in Ägypten bis zum Schluß des Alten Testaments). Diss. Greifswald. 141 S. 8⁰.
Kristian von Troyes. Wörterbuch zu seinen sämtlichen Werken. Unter Mitarbeit von *Hermann Breuer* verfaßt und mit einer literargeschichtlichen und sprachlichen Einleitung versehen von *Wendelin Foerster.* Halle a. S., Max Niemeyer, 1914 [Roman. Bibliothek No. 20. Preis 10 Mk.].
Lai de l'ombre. S. oben p. 97 *Farber.*
Marie de France. — *Tom P. Cross.* The Celtic origin of the Lay of Yonec. The Collegiate Press George Banta Publishing Company, Menasha, Wisconsin [Studies in Philologie published under the direction of the Philological Club of the University of North Carolina. Vol. XI].
Mort Aymeri. S. oben p. 97 *Hansen.*
Peire Vidal. — *J. Anglade.* A propos d'un nom de lieu dans Peire Vidal [In: Annales du Midi Avril 1914].
Récits d'un Ménestrel de Reims. S. oben p. 97 *Fischer.*

Renard. — *J. S. Speyer.* Een Indische tegenhanger van het Reinaertmotief [In: Tijdschrift voor Nederl. Taal. en Letterkunde XXXIII (1914), 1].

Renaut de Montauban. — *E. Korte.* Zum Handschriftenverhältnis der Chanson de Renaut de Montauban. Dissert. Greifswald 1914.

Robert le Diable. — S. oben p. 99 *Crane.*

Roland. — *W. Tavernier.* Vom Rolanddichter [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII, 4. S. 412—446 (Fortsetzung folgt)].

Roman de la Rose ou de Guillaume de Dole. S. oben p. 97 *Farber.*

Susanne. — *A. Parducci.* Sull'antico mistero francese della 'Casta Susanne' [In: Studi di filologia moderna VII, 1—2].

De *sainct Pierre et du Jongleur*, fabliau du XIVe siècle, escript enlumyné et ystorié; par *H. Malatesta.* Paris, Maurice Glomeau, 1914. In-8, 20 p.

Tristan. — *J. J. Meyer.* S. oben p. 100.

— Il romanzo di Tristano e Isotta bionda, ricostruito da G. L. Passerini. Milano, fratelli Treves, 1914. 294 S. 16⁰. L. 4⁰.

Trojaroman. — *M. Wilmotte.* Observations sur le roman de Troie. Paris, Champion. 29 S. 8⁰. Fr. 2.

Vita Alexandri Magni. — *Fridericus Pfister.* De codicibus *Vitae Alexandri Magni*, vel *Historiae* quae dicitur *de preliis.* Accedunt animadversiones criticae in commentariolum Francisci Stabile. Torino, E. Loescher (V. Bona), 1914. 10 S. 8⁰ [Estr. Rivista di filologia e di istruzione classica].

Vivien. — La Tradition manuscrite de la chevalerie Vivien (thèse); par *A. L. Terracher.* Paris, H. Champion, 1912. In-8, 91 p. avec fig. et tableaux.

Liebesbriefe, Französische. Hrsg. und mit Anmerkgn. versehen von *Otto Zoff.* Übers. von Mimi Zoff. 304 S. mit 16 Bildnissen. 8⁰. Weimar, G. Kiepenheuer, 1914. geb. 6 Mk.

Poètes (les) du terroir, du XVe siècle au XXe siècle. Textes choisis accompagnés de notices biographiques, d'une bibliographie et de cartes des anciens pays de France; par *Ad. Van Bever.* T. 4: Maine, Orléanais, Touraine, Picardie et Artois, Poitou, Saintonge, Aunis et Angoumois, Provence, Roussillon, Savoie. Index général des noms cités. Paris, Ch. Delagrave, 1914. In-16, 550 p. 3 fr. 50.

Balzac, H. de. Œuvres. Le Cousin Pons. Paris, A. Lemerre, 1914. Petit in-12, 465 p. 6 fr. [Petite Bibliothèque littéraire.]

— O Lyrio do valle. Traducçao de Sylverio Soares. Paris, Garnier hermanos, 6, rue des Saints-Pères, 1914. In-16, 387 p.

— Les Chouans. Illustrations de Julien Le Blant. Paris, Calmann-Lévy, 1914. In-8 à 2 col., 162 p. 95 cent. [Nouvelle Collection illustrée, no 91.]

— Cousine Bettie. Aus dem Französischen übersetzt von *Johanna Herbertz.* IV, 406 S. mit Bildnis. Geb. 1.75 Mk. [Bibl. der Gesamtliteratur des In- und Auslandes.]

Baudelaire, Charles. Vers choisis des fleurs du mal. 64 S. 8⁰ [Insel-Bücherei No. 119].

Bergerac, Cyrano de. Il pedante gabbato ed altri scritti comici. Versione di *Umberto Fracchia.* Genova, A. F. Formigini. 1913. XXVI, 212 S. 8. L. 2 [Classici del ridere, no 12].

Bodin, J. Colloque. Des secrets cachez des choses sublimes. Entre sept Sçauans qui sont de differens sentimens. Traduction française du «Colloquium Heptaplomeres»; par *Roger Chauviré.* Paris, *L. Tenin*; Champion. 1914. In-8, 217 p. 6 fr.

Bossuet. Correspondance. Nouvelle édition augmentée de lettres inédites p. p. *Ch. Urbain* et *E. Levesque*. T. VIII. Paris, Hachette et Cie, 1914. 7 fr. 50.

Charles d'Orleans: Poésies. Edité par *Georges Tournoux*. (In got. Typen gedr.) CCXXXIV S. Lex. 8⁰. Leipzig, K. Wolff. 1914. 60 Mk., Luxusausg. 75 Mk.

Coppée, F. Lettres à sa mère et à sa sœur, 1862—1908, publiées par *Jean Monval*. Paris, A. Lemerre, 1914. In-18 jésus, VIII-287 p. 3 fr. 50.

Corneilles Meistertragödien in François Tronchins 'Récréations dramatiques'. Progr. Breslau. 35 S. 8⁰.

Diderot. — *P. Hermand*. Une lettre de Diderot à Sartine [In: Rev. du dix-huitième siècle 1914, fasc. 1].

Flaubert. — *Simchowitz, S.* Gustave Flauberts historische Dichtungen. Referat. Korreferat von Agnes Waldhausen. IV u. S. 235—256. 1914. [Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn unter dem Vorsitz von Prof. Berth. Litzmann. 9. Jahrg. 1914. gr. 8⁰. Bonn, F. Cohen.]

— Sources and Structure of Flauberts Salammbô, by *P. B. Fay* and A. Coleman. 55 pp. Baltimore The Johns Hopkins Press. Paris, É. Champion [Elliott Monographies ed. by Edward C. Armstrong 2].

— La Composition de Salammbô d'après la correspondance de Flaubert, par *F. A. Blossom*. IX + 104 pp. Baltimore The Johns Hopkins Press. Paris, É. Champion, 1914 [Elliott Monographies ed. by Edward C. Armstrong 3].

— *Madame Bovary*. Roman. Aus dem Französischen übers. von *Hedda Eulenberg* [Universal-Bibliothek No. 5666—5670].

Gautier, Théophile. — *L. Poulain*. Traces de l'influence allemande dans l'œuvre de Théophile Gautier. Wissenschaftliche Beilage zu dem Jahresberichte des Gymnasiums der Realschule und der Töchterschule in Basel. Basel 1914. 32 S. 4⁰.

Hugo, V. — *W. A. McLaughlin*. An episode in Victor Hugos „Notre Dame de Paris" [In: The Mod. Lang. Rev. IX (1914), 2. S. 246—248].

— S. oben p. 101 *Franke*.

La Bruyère. Textes choisis et commentés; par *Emile Magne*. Paris, Plon-Nourrit et Cie, 1914. In-16, 307 p. avec portrait, 1 fr. 50. [Bibliothèque française, XVIIe siècle.]

La Fontaine. — S. oben p. 95 *Girardin*.

La Rochefoucauld. Betrachtungen oder Moralische Sentenzen und Maximen. Eingeleitet von *W. Weigand*. Übertragung von *Fritz Adler* und *Wilh. Willige* [Insel-Bücherei No. 126].

Loti, P. — S. oben p. 97 *Wegmann*.

Margherita d'Angoulême. Heptaméron. Prima versione italiana di *Francesco Picco*. Genova, A. F. Formiggini. 1914. L. 3.50 [Classici del ridere no 15].

Mercier, S. — *M. Henriet*. Trois lettres inédits de Sébastien Mercier, à propos de son centenaire, 1767, 1775 [In: Le Correspondant 1914, 25 avr.].

Mérimée, auteur normand; par *Joseph L'Hopital*. Portrait gravé sur cuivre; par *Maccard*, d'après une lithographie de Deveria. Evreux, impr. Paul Hérissey, 1914. In-16, 30 p. [Aux dépens de la Société normande du livre illustré.]

Molière. S. oben p. 95 *Wechssler*.

— Les Précieuses ridicules, publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec une vie de Molière, une notice, une analyse et des notes, par *G. Lanson*. 5e édition. Paris, libr. Hachette et Cie, 1914. In-16, 104 p. Cartonné, 1 fr.

— *P. M. Haškovec*. Molièruv Dandin. Pokus o novy rozbor a vyklad [Aus: časopisu pro moderní filologii a literatury IV].

— Stendhal, sur le „Misanthrope“ [In: Le Divan. Mai 1914].

Monluc, B. de. Commentaires. Edition critique publiée et annotée; par *Paul Courteault.* T. 2. 1553—1563. Paris, A. Picard et fils. 1913. In-8, 588 p. et carte, 13 fr. [Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire. Fascicule 49.]

Montesquieu. — *F. Strowski.* La correspondance de Montesquieu [In: Le Correspondant 1914, 10 mai] (In Veranlassung der Ausgabe von Gébelin und Morize).

Nodier, C. Œuvres choisies, romans, nouvelles, souvenirs, contes. légendes, fantaisies, œuvres en vers, correspondance. Préface et notices; par *Albert Cazes.* Paris, C. Delagrave, 1914. In-18, 464 p. 3 fr. 50. [Collection Pallas.]

Noël du Fail. — S. oben p. 98 *Philipot.*

Pascal, Blaise. Œuvres publiées suivant l'ordre chronologique avec documents complémentaires, introductions et notes, par *Léon Brunschvicg, Pierre Boutroux* et *Félix Gazier.* T. 4: Depuis le Mémorial du 23 novembre 1654 jusqu'au miracle de la Sainte-Epine (fin mars 1656). T. 5: Depuis le 10 avril 1656 (sixième provinciale) jusqu'à la fin de septembre 1566. Chartres, impr. Durand. Paris, libr. Hachette et Cie. 1914. 2 vol. in-8. T. 4, LXXXI-362 p.; t. 5, 431 p. Chaque vol., 7 fr. 50. [Les Grands Ecrivains de la France.]

Ponsard als Dramatiker und Lyriker, von *H. Schrenker.* Dissert. Erlangen 1913. 151 S. 8⁰.

Rabelais. — *L. Cons.* Le problème du cinquième livre de Pantagruel. Le continuateur [In: Revue bleue 1914, 25 avr.].

Racine. — *C. Searles.* The three kings of Racines Andromaque, Act V, Scene 2 [In: Mod. Lang. Notes XXIX (1914), 6].

Rességuier, J. de. — *A. Guiraud.* Lettres inédites de Jules de Rességuier [In: Annales Romantiques XI (1914), 1].

Ronsard, P. de. Textes choisis et commentés; par *Pierre Villey.* Paris, Plon-Nourrit et Cie, 1914. In-16, IV-319 p. avec portraitt 1 fr. 50. [Bibliothèque française, XVIe siècle.]

Rostand. — *A. Vogt.* Sprachliche Erläuterungen zu Rostands 'Chantecler'. Progr. Hamburg. 60 S. 8⁰.

Rousseau, J. J. — *P. Lang.* Der naturkundliche Unterricht bei Rousseau [In: Neue Jahrbücher 1914. II. XXXIV. Bd. (1914) S. 256 bis 270].

— La doctrine du contrat social p. *M. Vauthier* [In: Ac. Roy. de Belgique. Bulletin de la Classe des Lettres ... 1914. No. 3].

— *D. Mornet.* Les méthodes de l'histoire littéraire étudiées à propos de l'histoire de la 'Nouvelle Héloïse' [In: Revue des cours et conférences 22, 12].

Saint-Gelais, O. de. — Aeneas Sylvius, Eurialus und Lukrezia. Übers. von Octovien de Saint-Gelais. Hrsgb. von *E. Richter.* Halle, M. Niemeyer. 8 Mk.

Saint-Simon. Mémoires. Nouvelle édition collationnée sur le manuscrit autographe, augmentée des additions de Saint-Simon au journal de Dangeau et de notes et appendices; par *A. de Boislisle,* avec la collaboration de *L. Lecestre* et de *J. de Boislisle.* T. 26. Paris, Hachette et Cie, 1914. In-8, 575 p. 7 fr. 50. [Les Grands Ecrivains de France.]

Sand, George. — *Vicomte de Spoelberch de Lovenjoul.* Essai biobibliographique sur les œuvres de George Sand [In: Bulletin du bibliophile, du bibliothécaire et de la Société des amis de la Bibliothèque nationale et des grandes Bibliothèques de France. 15. 1. u. 15. 3. 1914].

Taine. — *C. Pellegrini.* La letteratura italiana nell'opera di Ippolito Taine [In: Rassegna contemporanea VII, 2].

Voltaire. — *F. Caussy.* Inventaire des manuscrits de la bibliothèque de Voltaire conservée à la Bibliothèque Impériale Publique de Saint-Pétersbourg. [In: Nouv. Arch. des Missions scient. et littér. N. S.: Fasc. 7. Paris 1913]. (Vgl. Le Correspondant 25 mars 1914.)

— *N. M. Bernardin.* Le théâtre de Voltaire-Zaïre [In: Rev. des cours et conférences 22, 15].

— Zadig. Candide. Micromégas. Paris, C. Marpon et E. Flammarion. In-16, 249 p.

— *K. Kersten.* Voltaires Henriade in der deutschen Kritik vor Lessing. Berlin, Mayer & Müller, 1914. 78 S. 8°.

Vigny, A. de. Servitude et Grandeur militaires. Laurette, la Veillée de Vincennes, la Canne de jonc. Paris, E. Flammarion, 1913. In-18 jésus, 340 p. 95 cent. [Les Meilleurs Auteurs classiques français et étrangers.]

— Morceaux choisis, avec une introduction et des notes; par *René Canat.* Paris, H. Didier, 1914. In-16, 594 p. avec grav., portraits et autographe, 3 fr. [La Littérature française illustrée. Collection moderne de classiques.]

— Collection des plus belles pages. Notice p. *J. de Gourmont.* Avec un portrait. Paris, Ed. du Mercure de France. 3 fr. 50.

— *H. Fr. Muller.* Daphné: Alfred de Vigny Historien [In: Mod. Lang. Notes XXIX, 5].

— *J. Douady.* Alfred de Vigny marin [La Grande Revue 1914, 25 avr.] (Kritische Bemerkungen zu dem Gedicht *la Bouteille à la mer*).

— *E. Estève.* La femme dans l'œuvre d'Alfred de Vigny [In: Rev. des cours et conférences 22, 15].

— *R. P. Lagrange.* A propos de 'Daphné' par Alfred de Vigny: la figure de Julien l'Apostat, la pensée profonde du poète [In: Le Correspondant 10 mars 1914].

— Lettres inédites à Edouard Delprat et au capitaine de la Coudrée (1824—1853). Avec une introduction, des notes et un essai iconographique; par *Louis de Bordes de Fortage.* Bordeaux, M. Mounastre-Picamilh. 1913. In-8 carré, 58 p. [Extrait des «Actes de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Bordeaux».]

— Lettres inédites au Marquis et à la Marquise de la Grange 1827—1861. Notes et introduction de Albert de Luppé. Paris, L. Conard, 1914. 10 fr. (Vgl. auch Le Temps 18 juin 1914).

Villiers de l'Isle-Adam. — *Olivero.* E. A. Poe's Influence on the Tales of Villiers de l'Isle-Adam [In: Zs. f. frz. u. engl. Unterricht XIII (1914), 2].

Verlaine. S. oben p. 96 *Vogel.*

Zola. S. oben p. 101 *Franke.*

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Banner. — *La Fontaine* in Prima [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht XIII, 2].

Bossert, A. L'Enseignement des langues vivantes. Paris, Hachette et Cie, 1914. In-16, 58 p. 1 fr.

Graindemil, A. Comment enseigner la grammaire? par «l'instinct» ou par «la réflexion»? Paris, dépôt chez H. Didier, 4 et 6, rue de la Sorbonne, 1914. In-8, 35 p. 75 cent. [Extrait des «Langues modernes», février, mars, avril 1914.]

Grießler, M. Der freie Aufsatz im Französischen. VIII, 124 S. 8°. Wien, F. Deuticke, 1914. 2.80 Mk.

Rieken, W., u. *P. Voos.* Das Studium des Französischen u. Englischen. Leipzig, K. F. Koehler. 4.25 Mk.

— Das praktische Studium der französischen und englischen Sprache im Auslande. Leipzig, K. F. Koehler.

Voretzsch, C. Die romanische Philologie und das Studium des Französischen. Ein Beitrag zu der Frage nach den Beziehungen zwischen Universität und Schule. Vortrag, gehalten auf dem XVI. Deutschen Neuphilologentag zu Bremen. Halle, Niemeyer. 33 S. 8⁰.

Walter, Max. Aneignung und Verarbeitung des Wortschatzes im neusprachlichen Unterricht. Vortrag. 2. Aufl. Mit Ergänzungen und einem Anhang. 69 S. gr. 8⁰. Marburg, N. G. Elwerts Verlag, 1914. 1.50 Mk.

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Boerner, Otto. Lehrbuch der französischen Sprache für Lyzeen und höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmungen für das höhere Mädchenschulwesen vom 18. 8. 1908 völlig neu bearb. von Direktorin Margar. Mittell. (Boerners französ. Unterrichtswerk. [Boerner-Mittell 2.]) 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. 2. Tl. Klasse VI. Mit 3 farb. Anschauungstafeln und 2 Bildern im Text. 4., fast unveränderte Auflage. VIII, 151 S. 1914. geb. 1.80 Mk.

— u. *Rud. Dinkler.* Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Übgn. im mündl. und schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Ausg. für preuß. Mittelschulen, unter Mitarbeit von Bürgersch.-Dir. Dr. Herm. Heller hrsg. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Dinkler für preuß. Mittelsch. 2.) II. Tl. 3., unveränd. Aufl. der Neubearbeitg. Mit 4 Tafeln, 1 farb. Münztafel und 9 Bildern im Text. IV, 202 S. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. geb. 2 Mk.

Boitel, J. et *A. Coquet.* Le Français par la lecture. Recueil de textes littéraires expliqués, adaptés à l'enseignement grammatical. Illustrés de reproductions photographiques d'œuvres d'art célèbres. (Cours supérieur et complémentaire. Ecoles primaires supérieures. Degré du brevet élémentaire.) Paris, Ch. Delagrave, 1914. In-18, XX-448 p. 1 fr. 90 net.

Bouillot, V. Le Français par les textes. Lecture expliquée. Récitation, Grammaire, Orthographe, Vocabulaire, Composition française; par V. Bouillot, professeur au lycée Hoche. Cours élémentaire et moyen. Livre du maître. 2e édition, revue. Paris, Hachette et Cie, 1914. In-16, IV-455 p. avec grav. Cartonné, 3 fr. [Nouveau Cours d'enseignement primaire rédigé conformément aux programmes officiels.]

Buchners Lehrmittel für den französischen Unterricht. Französisches Übungsbuch für die Oberstufe. Ausg. B für die Oberklassen höherer Lehranstalten, auch für höhere Mädchenschulen, von Realgymn.-Rektor Dr. Albr. Reum. 2. neu bearb. Aufl. VIII, 232 S. mit Abbildungen und Wörterverzeichnis, 37 S. gr. 8⁰. Bamberg, C. C. Buchners Verl., 1914. geb. in Leinw. und geh. 3 Mk.

Chazelle, N. Dictées sur les principales difficultés orthographiques et sur les plus importantes règles grammaticales. V, 168 S. 8⁰. Metz, P. Even, 1914. 1.80 Mk.

Déapé. Le premier cours de grammaire. („Déapé B.") 3. éd. VII, 183 S. kl. 8⁰. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, 1914. 2.40 Mk.

Dessaint, L. et *C. Jamart.* La Langue française. Livre du maître. Cours moyen et supérieur. Paris, A. Lesot, 1914. In-18 jésus, 288 p.

Dubislav, Geo., Paul Boek, u. *Hugo Gruber.* Methodischer Lehrgang der französischen Sprache. Ausg. E. Neue Bearbeitg. f. Lyzeen und höhere Mädchenschulen, Oberlyzeen und Studienanstalten. Hrsg. unter Mitwirkung von B. Röttgers. 4. Tl.: Übungsbuch.

4.—1. Klasse. Mit 1 farb. Karte von Frankreich und 1 farb. Plan von Paris. X, 262 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1914. geb. 2.80 Mk.

Fetter, J. und *K. Ullrich.* La France et les Français. Lehrgang der französischen Sprache für Mädchenlyzeen. V. Teil. Mit 35 Abbildungen, 1 Plane von Paris und einer farbigen Karte von Frankreich. Preis: geb. 2 K. 40 h. Wien 1914. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn.

Glauser, Charles, u. *Anna Curtius.* Die französische Sprache der Gegenwart (Laute, Wörter, Sätze, Mittel des sprachl. Ausdrucks). 1. Tl.: Laut- und Wortlehre. XVIII, 333 S. mit 1 Abbildung. 8⁰. Heidelberg, Carl Winter, 1914. 4 Mk.

Glehn, L. C. von et *L. Chouville.* Cours français du Lycée Perse. Conjugaison des verbes avec quelques notions de Syntaxe. Cambridge, W. Heffer et fils et Cie. 1914.

Görlich, E. Materialien für freie französische Arbeiten. 3. verb. Aufl. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 5 Mk.

Hammer, Wilh. Art. Praktischer Lehrgang der französischen Sprache für Mädchenlyzeen. — Manuel pratique de la langue française à l'usage des écoles supérieures de jeunes filles. 3. u. 4. Schulj. Mit 1 Kunstbeilage, 81 Abbildungen und einer farbigen Karte von Frankreich. X, 317 S. gr. 8⁰. Wien, A. Hölder, 1914. 3.80 Mk.

Kehr, Jos., u. *Gisb. van Moll.* Lehrgang der französischen Sprache für Knaben- und Mädchen-Mittelschulen und verwandte Anstalten. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1. Tl. Elementarbuch der französischen Sprache. 4. Aufl. XIV, 260 S. mit Abbildungen. 1914. geb. 2.40 Mk.

Kühn, K., R. Diehl, W. Schwarzhaupt u. *G. Jung.* Französisches Lehr- und Lesebuch für Mittelschulen. Ausg. B in 1 Bd. 2. Aufl. XXI, 369 S. mit Abbildungen. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1914. geb. 3.20 Mk.

Marney, T. de. Toujours Prêt. Nouvelle systématiquement rédigée pour servir à l'étude de la langue usuelle dans les écoles et dans l'enseignement privé. Deuzième édition revue. Avec un Vocabulaire français-allemand. W. Violet, Stuttgart.

Martin, N., u. *Karl Gruber.* Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen nach den Bestimmungen des kgl. bayer. Ministeriums. Im Anschluß an das Unterrichtswerk der französ. Sprache von Boerner-Mittell bearb. (Französisches Unterrichtswerk von Boerner-Mitell. Martin-Gruber 2.) II. Tl. (2. Unterrichtsjahr.) VI, 152 S. mit 8 Tafeln. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. geb. 1.90. Mk.

Methode Alvincy. Gesprächs- und Lesebücher zur leichten und gründlichen Erlernung von Sprachen. Livres de conversation et de lecture pour l'étude facile et approfondie des langues. La vie pratique. Das prakt. Leben. Deutsch-französisches Gesprächsbuch. Manuel de conversation allemand-français. (Einbd.: Deutsch-französisches Gesprächsbuch: Das praktische Leben.) 2. verb. Aufl. 3.—4. Taus.) XVI, 288 S. kl. 8⁰. Leipzig, O. Holtzes Nachf., 1914. 2.40 Mk.

Pfeffer, P., u. *O. Ganzmann.* Lehrbuch der französischen Sprache. Mit Zeichnungen von Hellmut Eichrodt, sowie sonst. illustr. Beigaben. Für Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen und höhere Mädchenschulen. In 4 Teilen. 8⁰. Berlin, Reuther & Reichard. 3. Tl. Tertia bis Untersekunda bezw. 4.—2. Klasse der höheren Mädchenschule. Mit 1 farb. Karte von Frankreich und einem Plan von Paris. VIII, 320 S., 1914. geb. in Leinw. 3.20. 4. Tl. Grammatik für Tertia, Sekunda und Prima. VII, 152 S. 1914. geb. in Leinw. 1.80.

Quinche, Ph. Exercices de grammaire française. Complément aux manuels en usage. IV, 136 S. 8⁰. St. Gall, 1914. St. Gallen, Fehr. 1.50 Mk.

Schmid, Karl Fr. Lehrgang der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen. I. Tl. 1. u. 2. Schulj. IX, 251 S. mit Abbildgn. 8⁰. München, R. Oldenbourg, 1914. 2.50 Mk.

Schmidt, Gust. Manuel de conversation scolaire. Recueil de termes, techniques pour l'enseignement du français. 3. éd. 88 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1914.

Strohmeyer. Cours de français A. 1. Enfants français. Erstes französisches Elementarbuch für die 7. Klasse der höheren Mädchenbildungsanstalten. Hrsg. von Fritz Strohmeyer und Hans Strohmeyer unter Mitwirkung von René Plessis. IV, 116 S. mit 5 Abbildg., 1 Tafel und 1 farb. Münztafel. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. 1.60 Mk.

— Cours de français B. 1. Enfants français. Erstes französ. Elementarbuch für die Sexta der Oberrealschulen und Realschulen sowie der Gymnasien und Realgymnasien nach Frankfurter System. Hrsg. von *Hans Strohmeyer* u. *Fritz Strohmeyer* unter Mitwirkung von *René Plessis.* IV, 117 S. mit 4 Abbildungen, 1 Tafel und 1 farb. Münztafel. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. geb. 1.60 Mk.

b) Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Toeppe, H. Abrégé de l'histoire de la littérature française. A l'usage des écoles. 5. éd., revue et augmentée par E. Wildberg. 59 S. 8⁰. Potsdam, A. Stein, 1914. 1 Mk.

Auteurs français. Hrsg. von Dr. F. J. Wershoven. 8⁰. Trier, J. Lintz. 26. Mignet: Histoire de la révolution (1792—1795). Hrsg. und erklärt von Prof. Dr. F. J. Wershoven. VII, 103 S. mit 1 Plan. 1914. geb. 1.10 Mk. — 27. Sandeau, Jules: Mademoiselle de la Seiglière. Comédie en 4 actes. Hrsg. und erklärt von Prof. Dr. F. J. Wershoven. V, 139 S. 1914. geb. 1.40 Mk.; Wörterbuch 0.30 Mk.

Bibliothèque française. kl. 8⁰. Dresden, G. Kühtmann. 97. Ségur, Mme La Comtesse, née Rostopchine: Mémoires d'un âne. Für den Schulgebrauch bearb. und mit Wörterbuch und Anmerkungen hrsg. von Realsch.-Prof. Schulr. Gebhard Schatzmann. V, 122 und Anmerkungen. 15 S. 1914. geb. 1 Mk.; Wörterbuch. 0.20 Mk.

Bornecque, Henri. Explication littéraire des ouvrages et textes français le plus souvent lus dans les établissements d'enseignement secondaire allemands, autrichiens, etc. et plus particulièrement du livre de lecture Bornecque-Röttgers-Riehm, rédigée avec la collaboration de Benno Röttgers et Leop. Druesnes. 2. partie: 19. siècle. VII, 205 S. 8⁰. Berlin, Weidmann, 1914. geb. 5 Mk.

Bornecque, Henri et *Benno Röttgers.* La France moderne. Histoire, géographie, littérature avec lectures complémentaires choisies dans les meilleurs écrivains français, notes, vocabulaire, table alphabétique, 43 illustr. et 2 (farb.) cartes. (Ausg. für Österreich.) IX, 187 S. gr. 8⁰. Vienne, 1913. Wien, F. Tempsky. geb. 3 Mk.

Collection Teubner. Publiée à l'usage de l'enseignement secondaire par F. Doerr, L. Petry. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. 11. Hardy, Georges: La révolution française. Vol. II. La convention. Morceaux choisis et annotés en collaboration avec W. J. Leicht. Texte. Avec 8 illustr. (auf 4 Tafeln). IV, 73 S. 1914. 0.60 Mk.; geb. 0.85 Mk. notes (52 S.) 0.50 Mk.

Dyks neusprachliche Schulausgaben. 8⁰. Leipzig, Dyk. je 1.40 Mk. 2. Bd. Guerre, La, 1870 71. Scènes et épisodes caractéristiques. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von Gymn.-Ob.-Lehr.

Prof. Dr. A. Mühlan. Mit einer Übersichtskarte des Schlachtfeldes. IV, 54 und 94 S. 1914. — 4. Bd. Bruno, G.: Le tour de la France par deux enfants. Ausgewählte Abschnitte, mit Einleitung und Anmerkungen für den Schulgebrauch versehen von Reform-Realgymn.-Prof. Dr. Edm. Köcher. Mit 1 Spezialkarte von Frankreich in Vierfarbendr. V, 109 u. 46 S. 1914. — 6. Bd. Mérimée, Prosper: Colomba. Für den Schulgebrauch bearb. von Lyz.-Dir. Dr. Heinr. Müller. VI, 79 u. 55 S. 1914. — 8. Bd. Daudet, A.: Le petit chose. Ausgewählte Abschnitte, mit Einleitg. u. Anmerkungen für den Schulgebrauch versehen von Prof. Dr. A. Alge. IV, 76 und 38 S. 1914.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller: *Charles Perrault.* Les Contes de la Mère l'Oie. Für den Schulgebrauch herausgegeben von *R. Standenath.* Preis geb. 85 Pfg. Hierzu ein Wörterbuch. Leipzig 1914. Verlag von G. Freytag.

Gerhards französische Schulausgaben. kl. 8⁰. Leipzig, R. Gerhard. Nr. 20. Sandeau, Jules: Mademoiselle de la Seignère. Comédie en 4 actes. Für den Schulgebrauch erklärt von A. Mühlan. 1. Tl.: Notices biographiques. Text. Anmerkungen. VIII, 117 u. 22 S. 1914. geb. 1.40 Mk.; 2. Tl.: Wörterbuch. 22 S. 0.30 Mk.

Klassiker, Neusprachliche, mit fortlaufenden Präparationen. Hrsg. von Christoph Beck und Heinr. Middendorf. 8⁰. Bamberg, C. C. Buchners Verl. 15 Waterloo. D'aprés V. Hugo, E. Quinet, V. Duruy, H. Houssaye, Erckmann-Chatrian, L.-A. Thiers, J.-B.-A. Charras, A. de Lamartine. Publié par Realsch.-Reallehr. Dr. Rud. Schoenwerth. Avec 3 tableaus et 7 plans de bataille. 92 u. 50 S. 1914. geb. und geh. 1.40 Mk. — 16. Poli, Le Vicomte Osc. de: Contes pour tous les ages. Choisis et publiés par Gymn.-Prof. Dr. Siegm. Scholl en collaboration avec Reallehr. Dr. Karl Wiehl. 75 u. 36 S. mit Bildnis. 1914. geb. u. geh. 1.10 Mk. — 18. Molière: Les femmes savantes. Publiées par Realsch.-Rekt. Dr. Karl Wimmer. 85 u. 40 S. mit Bildnis, 2 Abbildungen und 1 Plan. 1914. geh. und geh. 1.30 Mk.

Klassiker-Bibliothek, Französisch-englische. Hrsg. von J. Bauer und Dr. Th. Link. kl. 8⁰. München, J. Lindauer. Nr. 60. Sandeau, Jules: Mademoiselle de la Saiglière. Comédie en 4 actes et en prose. Mit Anmerkungen und Wörterverzeichnis herausg. von Thdr. Wohlfahrt. IV, 92 und 26 S. 1914. 1.10 Mk.; geb. u. geh. 1.30 Mk.

Reformbibliothek, Neusprachliche. Hrsg.: Drs. Bernh. Hubert und Rich. Kron. Neue Aufl. 8⁰. Leipzig, Dyk. 14. Bd. Daudet, Alphonse: Le petit chose. Pages choisies avec des annotations par S. Alge. 4. éd., revue par A. Alge. IV, 76 u. 56 S. 1914. geb. und geh. 1.50 Mk.

Schriftsteller, Englische und französische, der neueren Zeit. Für Schule und Haus hrsg. von J. Klapperich. Ausg. A. Einleitung und Anmerkungen in deutscher Ausg. B in engl. od. französ. Sprache. 8⁰. Berlin, C. Flemming. — 66. Bd. Molière: Le Tartufe, Comédie. Avec une introduction et des notes par Prof. Dr. Fr. Meyer. Ausg. B. XXIV, 93 S. 1914. geb. 1 Mk. — 67. Bd. Flammarion, Camille: Mémoires biographiques et philosophiques d'un astronome. In einer Auswahl nebst Einleitg. und Anmerkgn. von Gymn.-Ob.-Lehr. Dr. L. Zinke. Ausg. A. (Vom Verf. und von dem Verlag Ernest Flammarion in Paris genehmigte Ausg.) VII, 107 S. mit Bildnis und 10 Abbildungen. 1914. geb. 1.40 Mk. — 68. Bd. Hinzelin, Emile: Jeanne d'Arc. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Prof. Dr. K. Roeth. Ausg. A. X, 84 S. mit Abbildungen, 1 eingedr. Kartenskizze und 1 Tafel. 1914. geb. 1.20 Mk.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Forderungen der neuen Lehrpläne hrsg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. Neue Aufl. 8⁰. Berlin, Weidmann. 9. Bdchn. D e s p o i s , Eugène: Le théâtre français sous Louis XIV. Im Auszuge und für den Schulgebrauch hrsg. und mit Anmerkungen versehen von Ob.-Lehr. Dr. Geo. Erzgraeber. 2. Aufl., durchgesehen von Ob.-Realsch.-Dir. Dr. Rud. Erzgraeber. VII, 112 S. 1913. geb. 1.20 Mk. — Dasselbe. I. Abtlg.: Französische Schriften. Wörterbücher. 8⁰. Ebd. — 65. Bdchn. L e B o u r g e o i s , F.: L'art et les artistes français. 25 S. 1914. 0.40 Mk.

Schulbibliothek, Französische und englische. Reihe D mit fortlauf. Präparation (geh.). 8⁰. Leipzig, Renger. — 2. Bd. D a u d e t , Alphonse: Le petit chose. Für den Schulgebrauch bearb. von A. Wetzlar. Berechtigte Ausg. V, 119 und 53 S. 1914. 1.40 Mk. — 5. Bd. D u r u y , Vict.: Règne de Louis XIV. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Herm. Müller und Geo. Steinmüller. IX, 87 und 72 S. mit 1 farb. Karte und 1 eingedr. Stammtafel. 1914. 1.60 Mk.

Schullektüre, französische und englische. Hrsg. Drs. Prof. Mohrbutter und Neumeister. Ausg. A mit deutschen, Ausg. B mit fremdsprachl., C ohne Anmerkungen. (geh.) 8⁰. Kiel, Lipsius & Tischer. — 2. Bd. Chefs-d'œuvre de contes modernes. I. Pages choisies et annotées par Reg.- u. Studien-Rat Dr. G. Steinmüller. A. VIII, 56 u. 20 S. 1914. 1 Mk. — 4. Bd. Autour du drapeau. Pages choisies à l'usage des classes. Annotées par Gymn.-Prof. Dr. Otto Glöde. A. VI, 53 u. 50 S. 1914. 1.20 Mk. — 6. Bd. Chefs-d'œuvre de contes modernes. II. Avec un choix à l'usage des classes par Gymn.-Prof. Dr. A. Mühlan. A. IX, 67 u. 24 S. 1913. 1.10 Mk.; C. IX, 67 S. 0.90 Mk. — 8. Bd. D a n s a c , Gaston, et Paul Louis M i g n é : Fleurs de l'histoire de France. C. VII, 68 S. mit 1 Abbildung. 1914. 1 Mk. — 10 Bd. Contes et récits pour la jeunesse. Refondus et annotés par Reform-Sprachinst.-Dir. Prof. M. de Fourmestraux. A. VI, 44 u. 22 S. 1914. 0.90 Mk.; B. VI, 44 u. 30 S. mit 1 eingedr. Kartenskizze. 0.90 Mk.; C. VI, 44 S. 0.80 Mk. — 14. Bd. Contes de légendes de France. Pages choisies et annotées par Ob.-Realsch.-Prof. Dr. Rud. Neumeister. A. IV, 46 u. 25 S. 1914. 1 Mk.; C. IV, 46 S. 0.90 Mk.

Sprachenpflege. System August Scherl. Französisch. (Französisch und deutsch.) kl. 8⁰. Berlin. geb. je 0.60 Mk. — 49. Bd. N e r v a l , Gérard de: Geschichte des Abbés von Bucquoy (Histoire de l'abbé de Boucquoy). Französische Bearbeitg. und Übertrag. ins Deutsche von Carsten F. Meyer. 1. Bd. 77 S. 1914. — 50. Bd. Dasselbe. 2. Bd. — N o d i e r , Charles: Lidivine. Ins Deutsche übers. von M. Spiro. S. 81—157. 1914. — 51. Bd. B e r n a r d , Charles de: Die Löwenhaut. (La peau du lion.) Französische Bearbeitg. und Übertragg. ins Deutsche von M. Spiro. 1. Bd. 93 S. 1914.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Reform-Ausg. m. fremdsprachl. Anmerkungen (geh.). Hrsg. von Proff. Drs. Dir. Th. Engwer und M. Kuttner. kl. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. — Nr. 32. Historiens modernes. Morceaux choisis avec des notes en français à l'usage des classes, publiés par K. Bock. Traduction par Émile Gaspard. Avec 6 illustr. 1 (farb.) carte et 1 (farb.) plan de la ville de Paris. IX, 141 u. 67 S. 1914. 1.30 Mk.

Violets Sprachlehrnovellen. L. Lagarde. Seule au monde. Avec un apendice: Notes explicatives. Deuxième édition revue. Stuttgart, W., Violet. Preis geb. 1. 80 Mk.

Referate und Rezensionen.

Mich. Andreopuli *Liber Syntipae* ed. Victor Jernstedt, St.-Pétersbourg 1912 (Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg, VIIIe série, classe historico-philologique. vol. XI. No. 1). 4⁰. XVIII u. 200 pg. nebst 2 Bl. Faksimile aus dem Codex Mosquensis.

Für diese neue kritische Ausgabe des griechischen Syntipas, wohl des wertvollsten Vertreters der orientalischen Gruppe des Erzählungskreises von den Sieben weisen Meistern, da er eine Übersetzung aus einem syrischen Original darstellt, werden alle Forscher auf dem Gebiete der oft verwickelten Überlieferungsgeschichte dieses Stoffes, auf dem Meister wie Comparetti, Mussafia und G. Paris tätig gewesen sind, freudigen Dank wissen. Leider ist es dem verdienten Herausgeber Victor Jernstedt nicht mehr vergönnt gewesen, das fertige Werk vor sich zu sehen, das er mit so vieler Liebe gefördert hatte. So überwachte denn Peter Nikitin pietätvoll den Abschluß des Druckes und redigierte auch aus des verblichenen Kollegen Nachlasse die Einleitung, die nebst sämtlichen kritischen Bemerkungen sachgemäß in lateinischer Sprache abgefaßt ist. Unsere Fassung Βίβλος Συντίπα τοῦ φιλοσόφου ist zunächst von J. F. Boissonade (*De Syntipa et Cyri filio Andreopuli narratio*, Paris 1828) nach zwei Pariser Hss., sodann von A. Eberhard (*Fabulae romanenses graece conscriptae*, vol. I, Leipzig 1872, p. 1—135) nach fünf Hss. (Paris 2912 und suppl. gr. 105, Wien hist. Gr. 120, Dresden D 33 und München 525, dazu der Venediger Druck 1805) ediert worden. Freilich stellte letzterer von den beiden Rezensionen jenen Text an die Spitze, der immer mehr als ein Remaniement (Retractatio) erkannt worden ist; er mußte sich ferner damit begnügen, die ursprüngliche Redaktion, die ihm lediglich in der zu Anfang verstümmelten Münchener Hs. 525 vorlag, dahinter auf p. 136—196 abzudrucken. Vor allem war es ihm nicht gelungen, des durch

seinen berühmten und oft mitgeteilten metrischen Prolog (über Andreopolos Michael, seine syrische Quelle und seinen Gönner Gabriel, nach Comparetti einen Herzog von Melitene in Armenien) ausgezeichneten Moskauer Codex habhaft zu werden, der von Chr. Fr. Matthaei 1780 entdeckt und jedenfalls nicht beim Brande des Kreml vernichtet worden war. So ist es Jernstedts Verdienst, in seiner sorgfältigen Edition der Originalfassung des Syntipas ihre gebührende Stelle zurückgegeben zu haben, indem er unter Bestätigung von Eberhards Ansicht, daß der Münchener Text dem Original näher stehe als jene 2. Rezension, und unter Heranziehung des codex Mosquensis 298 und Vaticanus 335 (die beiden stellen die bessere Textüberlieferung dar) diese recensio prototypa an die erste Stelle rückte. Die jetzt ermöglichte endgültige Vergleichung zeigt, daß die Retractatio unzuverlässig ist und daß namentlich über das syrische Original kein Zweifel mehr bestehen kann. Letzteres ist leider nur in einer verstümmelten Form durch Roediger entdeckt und von seinem Schüler Fr. Baethgen nebst deutscher Übersetzung (*Sindban, syrisch und deutsch*, Leipzig 1879) weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden, und Th. Nöldeke gab wertvolle Ergänzungen hierzu (*Ztschr. d. dt. morgenld. Ges.* XXXIII (1879), p. 513—536). Jernstedt charakterisiert in der Einleitung das Verfahren der Epitome, die überdies eine nicht in den Gesamtrahmen passende Erzählung (vgl. F. Liebrecht, *Germania* XXI (1876), p. 386 sq. und J. Bédier, *Les fabliaux* p. 164) eingeschoben hat, und druckt nochmals zur bequemen Vergleichung die Retractatio fortlaufend unter der Hauptfassung, beide mit gründlichem Variantenapparat und einem genauen Wortindex ab. Zu den Hauptgeschichten hätte man gern durch Fettdruck gekennzeichnete Überschriften (etwa Vestigia leonis, Avis, Lavator, Panes, Gladius, Striga, Mel, Zuchara, Fons, Balneator, Catula, Aper, Canis, Pallium, Simia, Turtures, Elephantinus, Nomina, Ingenia, Lac venenatum, Puer trium annorum, Puer quinque annorum, Senescalcus, Vulpes, Fatum), gesehen, wie ich es etwa in Heft 4 meiner Sammlung mittellat. Texte angestrebt habe. In photographischer Reproduktion werden uns die zwei ersten Seiten des Moskauer Codex vorgeführt, die uns auch jenes wichtige Eingangsgedicht darbieten. Der Herausgeber erwähnt nicht eine weitere, ziemlich späte Kopie des Syntipas, die in der Papierhs. Harley 5560 (geschrieben 1667) auf dem Brit. Museum liegt und 1893 von H. L. D. Ward in gewohnter sorgfältiger Weise mit ausführlicher Darstellung der damit verbundenen literarischen Fragen im II. Bande seines kostbaren *Catalogue of Romances* (p. 190—199) beleuchtet worden ist. Aus seinen Angaben erhellt, daß wir es mit einem ziemlich verdorbenen und nicht ganz intakten Texte der II. Rezension zu tun haben, dessen nähere Kenntnis uns immerhin hoffentlich in

Friedenszeit durch einen englischen Graezisten vermittelt werden möchte, da bekanntlich kein Codex über den Kanal wandern darf. Auch Ward huldigt nebst mehreren Forschern, darunter besonders Paulus Cassel (*Mischle Sindbad*, *Secundus*, *Syntipas*, Berlin 1888) der Ansicht, daß der Rahmen nebst der Mehrzahl der Geschichten auf ein indisches und speziell buddhistisches Original zurückgehen dürfte, das sich bisher nicht hat auffinden lassen. Die Mittelstufe zwischen Sanskrit und Arabisch-Syrisch sei auch hier das Mittelpersische (Pehlevi) gewesen. Eine befriedigende Rekonstruktion dieses Sanskritoriginals ist dadurch erschwert, daß dies beliebte Volksbuch in seinen uns erhaltenen sechs Formen, die den orientalischen Zweig verkörpern, schon früh mit allerlei Varianten durchsetzt und zum Teil eigenartig ausgestaltet worden ist, wie dies in D. Comparetti's klassischer Untersuchung (*Ricerche intorno al libro di Sindibâd*, Milano 1870) deutlich hervortritt. Da aber in der indischen Literatur (man denke nur an die noch zumeist undurchforschten Jainatexte, deren sich Joh. Hertel annehmen will) noch immer mit literarischen Funden zu rechnen ist, so bleibt nicht ausgeschlossen, daß wissenschaftliche Schlüsse durch Tatsachen bestätigt werden. Zu den ersteren dürften, worauf mich Geheimrat Th. Zachariae freundlichst aufmerksam macht, auch die Hinweise von S. J. Warren (*Het indische origineel van den griekschen Syntipas* = *Verslagen en Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen, Letterkunde*, IV 5, Amsterdam 1903, p. 41—58) mehr denn bisher beachtet werden, der übrigens auch das richtige Verhältnis beider griech. Redaktionen zum syr. Text erkannt und gegen Nöldeke (ihm schloß sich Paulus Cassel an) verteidigt hat. Dem indischen Original weist er einen ähnlichen Rahmencharakter nebst gleicher Tendenz wie im Hitopadeśa und in der Śukasaptati mit ihrer allegorisch-moralisierenden Absicht zu und teilt einige deutliche Anklänge an indische Spruchweisheit sowie ähnliche Motivbearbeitungen mit (vgl. auch den Titel in der altspan. Version „*Libro de los engannos e los asayamientes de las mugéres*); und J. Hertel war es vorbehalten, eine ziemlich genaue und alte Entsprechung zur XXIV. Erzählung des Syntipas vom Fuchsschwanz aufzufinden, die uns in der vierten Jaina-Rezension der Pañcatantra des Meghavijaya überliefert ist (*Ztschr. d. dt. morgenländ. Gesellschaft* LVII (1903), p. 656—7).

Die typographische Ausstattung dieser neuen Syntipasausgabe ist vortrefflich, diese selbst bleibt fortab ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Zwecke der vergleichenden Literarforschung, der billige Preis des Sonderabdrucks (sechs Mark) ermöglicht die weiteste Verbreitung in Fach- und Liebhaberkreisen.

Breslau. ALFONS HILKA.

Weinreich, Otto. *Der Trug des Nektanebos, Wandlungen eines Novellenstoffs.* Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1911. Kl. 8⁰. X u. 164 S.

Das uns willkommene Buch enthält mehr als sein Titel angibt, insofern neben dem Haupttypus gleichwertige Variationen von der Antike bis auf die Neuzeit herab verfolgt werden. Der Verf. hat sich die anziehende Aufgabe gestellt, einem Thema nachzugehen, das in der gesamten Literatur des Abendlandes, daneben aber auch des Orients, besonders durch den Alexanderroman und dessen Ausläufer die weiteste Verbreitung gefunden hat: ein listiger Mann naht sich unter der Vorspiegelung geheimer Zauberkraft und unter täuschender Nachahmung eines göttlichen oder halbgöttlichen Wesens einer Sterblichen, die meist zu spät zum Bewußtsein gelangt, daß sie das Opfer eines Betruges geworden ist. Vier berühmte Paare hat uns das Altertum überliefert, unter denen das erste natürlich den Typus am besten und packendsten darstellt, da die Frucht dieser Verbindung jener alexandrinischen Sage nach der große Weltbeherrscher Alexander gewesen ist. Zum Ägypter Nektanebos und Olympias gesellen sich Mundus und Paulina in Rom, Tyrannos und schöne Alexandrinerinnen, der falsche Flußgott Skamandros und Kalirrhoe in Ilion, wozu ferner eine ganze Anzahl von Abenteuern ähnlicher Art aus hellenistischer Zeit zu erschließen ist. *Multi nomine divorum thalamos iniere pudicos* heißt es daher bei Ovid, *Met.* III 281. Ein novellistisches Gepräge tragen fast alle diese Erzählungen, als ein tatsächliches Vorkommnis aus dem Jahre 19 n. Chr. tritt der Trug des Mundus nach Josephos (*Antiqu.* XVIII 65) auf. Hier helfen die bestechlichen Isispriester mit, so daß der falsche Gott Anubis, ans Ziel seiner Wünsche gelangt, sich der früher so spröden Paulina frech enthüllen und rühmen kann, sie habe ihm 200 000 Drachmen erspart. Auf Befehl des Kaisers Nero werden die Helfershelfer und die alte erfinderische Dienerin, die alles ins Werk gesetzt hat, gekreuzigt, der Isistempel wird zerstört, Mundus jedoch nur verbannt, weil Liebe das Motiv seines Tuns gewesen sei. Als Vertreter einer zweiten Tradition mit vielen neuen Motiven haben wir den Bericht beim lat. Pseudo-Hegesippus aufzufassen. Hier fehlt die Rolle der Dienerin, dafür ist die Tempelszene mystisch erweitert. Da Tertullian auch den Titel eines Mimus vom Anubis moechus überliefert, so gewinnt die Vermutung des Verf. an Kraft, daß jene Zusätze auf der Kenntnis dieser mimischen Stoffbehandlung beruhen, mindestens aber als Reminiszenzen daran aufzufassen sind. Beide Versionen leben im Mittelalter fort: einerseits durch das Schachzabelbuch des *Jacobus de Cessolis*, den *Libro de los Enxemplos*, das *Promptuarium exemplorum* des Hondorff, namentlich auch durch Bandellos Novelle und die große Schar derer, die vom Wunder- und

Dämonenglauben handelten, anderseits durch Gottfrieds von Viterbo *Pantheon*, wo die Heldin sich wie Lucrezia aus Scham den Tod gibt; ferner natürlich durch des Vincenz von Beauvais *Speculum historiale*, dessen Übertragung bei Jakob von Maerlant, ein Kapitel in Boccacio's *De claris mulieribus* nebst Steinhöwels Übersetzung, endlich durch Gowers *Confessio amantis* nebst vielen Schwanksammlungen. Der Rufinusbericht über den verkappten Saturnuspriester Tyrannos hinterließ keine deutlicheren Spuren, hingegen regte das in der Art einer milesischen Novelle gehaltene Abenteuer des Kimon als Flußgott, wie es uns im 10. der sogen. Äschinesbriefe mitgeteilt wird, noch allerlei späte Varianten in der frz. Literatur an, von denen Lafontaines „*Le fleuve Scamandre*" am bekanntesten ist. Frei verwertet die Antike vornehmlich der gefällige Wieland, und aus der Neuzeit ist nicht ohne Reiz Léon Barrys Novelle „*La dernière épousée d'Ammon*" (1909), der wohl nach der Rufinstelle und Herodots Darstellung vom Ammontempel in Theben gearbeitet hat. Ohne weiteres ist klar, daß das meiste für die Verbreitung des Themas dem Nachklingen mystisch-religiöser Vorstellungen und nicht gerade seltenem Mißbrauch solch überschwenglichen Empfindens zu verdanken ist, was noch in Ibsens „Kaiser und Galiläer" einen unverkennbar deutlichen Ausdruck gewonnen hat.

Die Gestaltungskraft des Mittelalters läßt sich auch bei unserem Stoffe beobachten. Auch hier mag ein tatsächliches Ereignis mitunter den Anstoß zur liter. Verwertung gegeben haben. Dies gilt wohl für die Historia de Judaea filiam pro Messia pariente nebst ihren christlichen Parallelen. Statt des erwarteten Messiaskindes wird freilich eine Tochter geboren und der mitgetäuschte alte Jude schmettert die Frucht des Verkehrs seiner Tochter mit einem clericus gegen die Wand. Die Messiasidee muß jetzt als Trugidee gelten, so bei Caesarius von Heisterbach (1224) und dessen Nachfolgern, ursprünglicher und bemerkenswerter aber, da auf konkreten Angaben sich stützend, in Korners Chronik (1445), der aus dem inedierten *Viaticum narrationum* (Hs. Kopenhagen) geschöpft hat. Die Geschichte ist sodann in vielen Schwanksammlungen anzutreffen, vor allem im Spruch des Hans Folz (mit der Lokalisation

„*Im schlesiger land in einer stat*
Ein jud die schonsten tochter hat"),

in Bebels Fazetien und daraus bei Kirchhof in seinem Wendunmuth (in Böhmen lokalisiert), in abgeschwächter Form in Fortinis *Piacevoli et amorose Notti*. Dadurch, daß das Judenmädchen selbst das Opfer des Messiastruges wird, ergibt sich eine zweite Gruppe, die noch das Nebenmotiv des Himmelsbriefes gern aufnimmt, vertreten neben einem dt. Volksliede in hervorragender Weise durch die meisterhafte Messiasnovelle Grimmelhausens in seinem „*Wunderbarlichen Vogelnest*" (1672).

Der Schauplatz der Handlung ist hier Amsterdam, in wesentlichen Zügen zeigt die Erzählung Berührungen mit Hans Folz. Die Verheißung eines Wunderkindes erzeugt dann christliche Parallelen, unter denen die Darstellungen bei Masuccio (der Himmelsbrief erscheint da in dreifacher Steigerung), der *Cent nouvelles nouvelles* (Nr. 14 „*Le Faiseur de Pape*") und in freierer Form bei Lafontaine („*L'ermite*") hervorragen.

Die Geschichte des Minoritenbruders Alberto von Imola und der leichtgläubigen Kaufmannsfrau in Boccacios *Decameron* IV 2 schafft einen neuen Typus im Gegensatz zu Morlini, wo eine Umwandlung dadurch vorgenommen wird, daß Trug wider Trug erfolgt und zur Entlarvung des Betrügers führt. Beide neue Typen erfreuten sich eines sehr reichen Lebens, das der Verf. gründlich und im wesentlichen erschöpfend verfolgt. Interessant ist es auch zu beobachten, wie im XVIII. Jahrhundert als Nachhall des Sylphidenglaubens, indem der Liebhaber jene Trügerrolle übernimmt, um schwärmerische Frauen gefügiger zu machen, in Romanen, Novellen und Ballettaufführungen der Stoff neue Triumphe feiert. An dergleichen scheint man sich damals recht lange erbaut zu haben, und wir haben es mit einer der letzten Phasen des Ausklingens des alten Motivs in heiterer, daneben aber auch empfindsamer Art zu tun.

Mit Recht ist zum Ausgangspunkt der literar. Vergleichung der Alexanderroman genommen, und der Verf. äußert über den Ursprung und das Wesen des Nektaneboskapitels ganz zutreffende Ansichten, wenn er für die ägyptische Erzählung auf den Gott der Fruchtbarkeit und der Zeugung hinweist, auf das Anknüpfen an die griechische Geburtslegende, die durch die Zeugnisse auf Münzen bestätigt wird, da die Meinung ging, Alexander sei von einem Gott in Schlangengestalt gezeugt worden, ferner auf die solche Vorstellungen rechtfertigenden Berichte über die leidenschaftliche Hingabe der Olympias und der Makedonerinnen jener Zeit an orphische Mysterien und den dyonisischen Orgiasmus. Von Bedeutung war auch der hellenistische Einschlag: das Zeugen eines Sohnes durch den schlangengestaltigen Gott, die verschiedenen Verwandlungsformen des Zauberers und dessen eigenartiger Tod, wohl unter Einfluß einer bereits auf Thales bezogenen Anekdote. Aber die Kenner dieses Gebiets werden leicht wahrnehmen, daß der Verf. bezüglich der literarischen Formen der Alexandersage uns oft enttäuscht. Hier hat sich der Verf. leider nicht gehörig umgesehen. Die Angaben über den griech. Roman und dessen Verzweigungen sind unzureichend, Ausfelds Buch und seine bahnbrechenden Forschungen nicht genügend verwertet. Über die fürs gesamte Mittelalter hochbedeutsame sog. *Historia de preliis* urteilt der Verf. oberflächlich, ihre verschiedenen Rezensionen prüft er gar nicht. So wird es jeder Leser bedauern, daß der Verf. (trotz seiner Erklärung

S. 4, Anm. 1) auf eine Konkordanz sämtlicher Überlieferungen über Nektanebos verzichtet hat, wozu doch sein Thema bei diesem wichtigen Hauptteile in erster Linie aufforderte. Über diese Lücke wird uns selbst der große Aufwand auch oft entlegener Varianten des Stoffes bis in die Neuzeit hinein nicht hinwegtrösten. Bei einem liebevolleren Eindringen in die Alexandersage hätte der Wert seines Buches bedeutend gewonnen, und gar manche Züge und Abweichungen hieraus hätten dann das Bild des Zauberers kräftiger und eigenartiger hervortreten lassen. Die bloße Art des Zitierens der Varianten ist schuld daran, daß man weder ein klares noch abgeschlossenes Bild von unserem Thema innerhalb der ganzen Alexanderüberlieferung erhält. Ich begnüge mich, Einzelheiten zu berichtigen oder nachzutragen: Die schiefe Zusammenstellung von Quilichinus und den italien. Nobili fatti (hgb. Grion) stammt aus des Vf.'s Unkenntnis der Rezensionen von Leo, denn letztere gehen auf J 2 zurück, ersterer aber auf J 3. Es war nötig Ausfeld, W. Hertz, Kinzel, Vandelli, Zingerle eingehend zu studieren, und einer der trefflichsten neueren Kenner des einschlägigen Materials, Fr. Pfister, hätte ihn über diese Dinge durch seine mehrfachen Artikel aufklären können. Des Vf.'s Vorstellungen über die franz. Fassungen lauten mitunter recht bedenklich, so über den Alexandrinerroman der bekannten Doppelverfasser (kaum darf man übrigens trotz Michelant noch altfranz. Textstellen so ungeheuerlich abdrucken, wie es S. 51 geschehen ist), desgleichen über das Gedicht des Thomas *(Eustache)* von Kent, das durch H. Schneegans und seine Schule jetzt ins richtige Licht gerückt ist, wie auch über den *Kyng Alisaunder.* Zur Hs. Bibl. nat. 789 vgl. jetzt H. Schmeck und meine Anzeige Bd. XL^2 S. 183 dieser *Zeitschrift*, ferner W. Hertz, *Ges. Abhandlungen* 1905, S. 31. Alberic's ehrwürdiges Bruchstück findet man auch im *Altfranz. Übungsbuch*, hgb. von W. Foerster und E. Koschwitz, 4. Aufl., Leipzig, 1911, S. 237 mit genauer Bibliographie (Nachtrag S. 300), den *Libro de Alexandre* im 10. Bande der Gesellschaft für roman. Literatur (1906). Es fehlen Versionen wie die im Seelentrost, und Fr. Pfister, der die lat. Quelle für Hartlieb's Alexanderbuch in einer Pariser Hs. entdeckt hat (vgl. seine schöne Neuausgabe Leos, Heidelberg 1913, S. 11), sowie H. Becker haben das allein richtige Urteil über die Hartlieb-Monographie von S. Hirsch (in der *Palaestra* 82, Berlin 1910) gefällt u. a. m. Der Erfurter Neptanabustext (Festschrift der Schles. Gesellschaft für Volkskunde, Breslau 1911, S. 188—198) konnte dem Verf. noch nicht zur Verfügung stehen. Zu S. 46 ist zu bemerken: Natürlich ist mit dem „lat. Alexanderbuch", als mittelalterlichem Schul- und Lehrbuch, lediglich die *Alexandreis* Walters von Châtillon gemeint. So bedarf der ganze I. Abschnitt bei Weinreich der bessernden Hand.

Im Schlußkapitel werden die orientalischen Beispiele unseres Stoffes und ihre Nachwirkungen betrachtet: vor allem die Ge-

schichte von der Bajadere Rūpinikā und dem armen Brahmanen, der ihr als Viṣṇu naht (in Somadeva's *Kathāsaritsāgara*), das berühmte von Benfey behandelte Thema „*Weber als Viṣṇu*" (im *Pañcatantra*, jedoch nicht in der Urform des von Joh. Hertel aufgefundenen Tantrākhyāyika), ferner islamitische Verbrämungen in 1001 Nacht und in 1001 Tag; der orientalische Typus scheint ferner in einem Zigeunermärchen und in einem Abschnitt des alten Volksbuches vom Doctor Faust erhalten zu sein. Als Anhänger E. Rohdes und anderer Forscher, die der These des indischen Ursprungs von Novellen ablehnend gegenüberstehen, betont der Vf. nochmals (S. 156) den ägyptisch-griechischen Typus der Nektanebosgeschichte und gibt seiner Vermutung dahin Ausdruck, daß „das antike Motiv, und zwar in der Prägung des Alexanderromans nach Indien gelangt war und dort wie so manche andere Erzählung eine buddhistische Umwandelung erfahren hat." Allerdings übt er dabei Vorsicht: „den Ursprung des indischen Typus aus dem antiken zu beweisen, bin ich nicht imstande; dazu müßten Zwischenstufen bekannt sein, die ein Urteil eher erlauben. Vielleicht ist auch spontane Entstehung auf beiden Seiten anzunehmen" (S. 158). Auch der Rez. fühlt sich nicht befugt, diese Frage hier anzuschneiden. Jedoch das Argument des Verf.'s vom „Kriegsmotiv", d. h. von der Mithülfe des Zauberers-Betrügers („der falsche orientalische Gott soll dem König gegen seine Feinde helfen, und Nektanebos hilft als Schlange dem König Philipp im Kampf") ruht mindestens auf sehr schwachen Füßen; denn die Worte (S. 15): *Apparuit namque ei in ipso prelio draco, qui antecedebat eum et prosternebat ante eum inimicos eius* kennzeichnen sich, da sie bei Pseudokallisthenes und Leo fehlen (vgl. Pfister's Ausgabe 52, 11 u. Einlt. S. 17) als Zusatz der späteren Bearbeiter der *Historia* J¹⁻³. Auch ist Ausfeld's ebenda erörterte Meinung (βοηθοῦντα σοι = Valer. I 4 auxiliantem tibi) durchaus zutreffend, so daß jene Variante von der im Kampfe Philipp beistehenden Schlange aus einer falschen Lesart des griech. Textes entstanden ist.

So scheint mir auch dieser Abschnitt, der die gemeinsamen Ursprungsfragen im Zusammenhange betrachten und unser Grundthema mit einem anderen, seinem Gegenbilde, nämlich wie ein Gott in Verkleidung oder Verwandlung einer Sterblichen in Liebe naht, verknüpfen müßte, des weiteren Ausbaus wert zu sein. Wertvolle Beiträge hierzu von einem der ältesten indischen Texte aus (Jaiminīya Brāhmaṇa, wo Jndra diese Rolle spielt) bietet Hanns Oertel, *Jndra in the guise of a woman*, im *Journal of the American Oriental Society*, vol. XXVI (1905), p. 176 sq., der übrigens auch schon das Wesentlichste über die Haupttypen des in Weinreichs Buch behandelten Stoffes (p. 187 u. 313) beigebracht hat.

Breslau. ALFONS HILKA.

Fulcheri Carnotensis *Historia Hierosolymitana (1095—1127). Mit Erläuterungen und einem Anhange, herausgegeben von* Heinrich Hagenmeyer. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1913. X, 915 S. 35 Mk.

Den ersten Kreuzzug haben die Franzosen gemacht. Die Forschung darüber haben sie seit Jahrzehnten so gut wie ganz den Deutschen überlassen. Nach Sybel haben vor allem zwei Gelehrte mit deutscher Gründlichkeit und Treue unsere heutige Kenntnis von jener einzig schönen Zeit aufbauen helfen: der eine Oberlehrer im grauesten Berlin N., der andre Pfarrer in einem stillen, grünen Neckardorf, in der Scheffel- und Trübner-Gegend, jedem in lieber Erinnerung heilig, der in Heidelberg Student gewesen.

Reinhold Röhricht — gesegnet sein Name — ruht nun schon unter Efeu und Kirchhofsblumen aus von der so aufreibenden Doppelarbeit in Lehrerberuf und Wissenschaft. Dem anderen jener beiden hat ein gütiges Geschick vergönnt, jetzt in hohem Alter noch ein bedeutendes, grundlegendes Werk zum Abschluß zu bringen[1]; mit wenig Worten möchten wir auch die romanistischen Fachgenossen dafür interessieren. —

Jener völkerbewegende Trojazug des Mittelalters hat, wie auch den Romanisten nicht mehr unbekannt, eine überaus großartige Literatur ins Leben gerufen, die von seltsam neuem Geiste durchweht ist. Diese reiche und reizende Literatur ruht im wesentlichen auf zwei Quellenschriften. Die ältere, *Anonymi Gesta Francorum et aliorum Hierosolymitanorum*, hat Hagenmeyer schon 1890 grundlegend herausgegeben. Er appellierte damals, behufs Feststellung der Heimat des unbekannten Verfassers, an die Mitwirkung der romanischen Linguistik, und es ist bezeichnend für den mangelnden Zusammenhang zwischen den Disziplinen, daß dieser Appell — wie es scheint — völlig unbeachtet geblieben ist. Um so berechtigter und notwendiger wird der Hinweis auf die nunmehr vorliegende monumentale Ausgabe der zweiten wichtigen Quellenschrift, der *Historia Hierosolymitana* des Fulcher von Chartres.

Ihr Verfasser, wahrscheinlich 1059 geboren, ist ein Zeitgenosse der drei Großen in der Literatur Frankreichs in jener Zeit gewesen, Hildeberts von Tours, Turolds von Bayeux und Graf Wilhelms von Poitou. Von 1097 bis 1118 war Fulcher Kapellan (Kabinettsrat) Balduins von Edessa, des ersten Königs

[1]) So schrieben wir im Sommer 1914, als diese Anzeige zum Druck ging. Am 27. April 1915 ist nun auch Hegenmeyer zur ewigen Ruhe gegangen, 81 Jahre alt. Sein letztes großes Werk hat er nicht lange überlebt. Er ist fertig geworden mit seinem Pensum, und nur darum sei zu klagen erlaubt, daß ihn unser und so vieler Kundigerer Dank auf Erden nicht mehr erreichen durfte.

von Jerusalem (1100—1118). Schon durch seine Stellung war Fulcher wie kaum ein anderer berufen, uns eine autoritative Geschichte des von ihm zum großen Teil aus nächster Nähe Miterlebten zu schenken. Er war es aber auch durch seine ganze Sinnesart, seinen vornehmen Charakter und sein reiches Wissen. Fulcher schreibt kein allzuglänzendes, auch kein allzuschlechtes Latein. Aber der Leser gewinnt ihn als Persönlichkeit lieb, so verständig und sachlich weiß er zu erzählen, so ehrlich und taktvoll zugleich und so für alles Mögliche und Unmögliche interessiert schreibt dieser schätzenswerte Geheimrat.

Fulchers ebenso interessantes wie durch seine Nachrichtenfülle und weitgehende Nachwirkung bedeutsames Werk erschien in erster Auflage in Jerusalem Ende 1105 (wenige Monate vor dem Rolandslied), zuletzt in Neubearbeitung und bis zu des Verfassers Tod fortgeführt im Jahre 1127. Es hat ungemein stark auf die Literatur des ersten Kreuzzugs und der Anfänge des Königreichs Jerusalem eingewirkt, bis dann die schwungvollere Darstellung eines Wilhelm von Tyrus auch unser nüchtern sachliches Quellenwerk in den Hintergrund treten ließ.

Hagenmeyer hat nun Fulchers nicht genug zu würdigende Geschichte zum erstenmal nach a l l e n Handschriften herausgegeben, natürlich nach der zweiten Rezension des Verfassers. Durch einen überreichen Kommentar hat er die Ausgabe zu einer wahren Enzyklopädie unseres Wissens vom ersten Kreuzzug und den Ereignissen im christlichen Orient bis 1127 gemacht. Außerhalb der theologischen und altklassischen Literatur dürfte nicht oft so viel Liebe, so viel zeitgeschichtliche Forschung in eine Edition hineingelegt worden sein. Kaum möglich scheint es, einen Begriff davon zu geben, worüber alles in diesen 900 Seiten und stets umsichtig und sachlich gehandelt wird. Historiker, Theologen, Geographen, ja selbst Naturwissenschaftler werden eine Menge des sie Interessierenden darin finden.

Nicht zum wenigsten auch die Romanisten. Der Herausgeber hat uns in seiner Güte erlaubt, die Korrekturen seiner Edition mitzulesen, und seit mehr als zwei Jahren haben wir jede Gelegenheit benutzt, das im Erscheinen begriffene Werk zu zitieren[2]), schon um am eigenen Beispiel die Wichtigkeit

[2]) Zu einem dieser Zitate (diese Ztschr. XXXIX, S. 150, Anm.) sei eine Feststellung erlaubt. Im Rolandsepos bezeichnet *Aleman* (3038. 3960. 3701. 3795) den Stamm. Fulcher schreibt einmal (Lib. I, cp. I, 1; S. 119) *regnante in Alemannia Henrico* [IV] *imperatore* und nennt (Lib. III, cp. XIII, 1; S. 653) Heinrich V *rex Alemanniae.* — *Guidbertus vero tunc in Alemannia erat,* heißt es Lib. I, cp. V, 6 (S. 149 f.), ohne daß wir genauer wüßten, wo sich der Gegenpapst in Deutschland aufgehalten haben mag. — *Alemanni* meint Lib. I, cp. XIII, 4 (S. 203) den Stamm; Lib. I, cp. XXIII, 1 *(Godefridus cum Alemannis et Lotharingis)*, scheinen eher Deutsche überhaupt gemeint, doch läßt sich hier nicht mit Bestimmtheit urteilen. — Weil Fulcher Lib. I, cp. V, 1 (S. 145) Heinrich IV. oft mit *imperator Baioariorum* bezeichnet,

dieser neuen Informationsquelle zu zeigen und die Fachgenossen aufmerksam zu machen.

Von Interesse dürfte die Fulcher-Ausgabe schon für die Linguisten sein. Gallizismen werden sich zwar in Fulchers Darstellung nicht allzuviel nachweisen lassen, aber fehlen doch nicht ganz.[3]) In Chartres oder auch Orléans[4]) hat der Verfasser den ersten Teil seines Lebens bis zum Kreuzzug 1096 zugebracht. Da mag denn eine genaue Nachprüfung der Namensformen sprachgeschichtlich nicht ohne Ertrag bleiben.

Weit wichtiger allerdings und geradezu unentbehrlich wird H.'s Veröffentlichung für jeden, der sich mit der Literatur des beginnenden 12. Jahrhunderts und mit der Kreuzzugsliteratur im besonderen zu befassen hat. Auch in der Volkssprache gibt es ja eine umfangreiche, noch gar nicht vollständig edierte Literatur über den ersten Kreuzzug; zu einem Teil beruht sie mittelbar oder unmittelbar[5]) auf Fulcher. Aber Kreuzzugsdichtung im weiteren Sinn ist auch das Epos von Roland und andere von ihm beeinflußte Epen. Wer in das zeitgeschichtliche Verständnis dieser Literatur eindringen, wer über die vielerörterten Fragen nach ihren Beziehungen zum ersten Kreuzzug mitstreiten oder kulturhistorische Einzelheiten erörtern will, der findet in H.'s Veröffentlichung eine Fülle gesicherten Materials, darf künftighin nicht an dieser reichen Erkenntnisquelle vorübergehen, ohne sich der Versäumnis schuldig zu machen.

Letzlich ist die neue, tatsachenschwere Fulcher-Ausgabe ein leuchtendes Vorbild, wie tief man in die Zeitverhältnisse

schien es uns „nicht ausgemacht, daß *Alemannia* bei Fulcher „schon Gesamtdeutschland" bezeichnen sollte". Das ist doch nicht gut zu bezweifeln, und ein zeitgeschichtliches Zeugnis, neuerdings zugänglich geworden, bekräftigt Hagenmeyers Ansicht. Bischof Walram von Naumburg besuchte zwischen 1106 und 1111 den heiligen Leonhard von Noblac, denselben, der Boemund von seinen Ketten befreit hatte. Aus Dankbarkeit für freundliche Aufnahme schrieb der edle Sachse Leben und Wunder des Heiligen für die gastlichen Kanoniker ab.

Praesul Galaramnus transcripsit inops Alamannus,

so sein Postskriptum (A. P(oncelet), Boémond et S. Léonard, in: Analecta Bollandiana, XXXI, 1912, S. 31).

[3]) Hagenmeyer weist z. B. nach Kaspar Barth auf Lib. I, cp. XXIII, 4 (S. 325) hin: saepe contigit illum cum gente sua pauca contra multitudinem eorum magnam proeliari; vgl. Lib. II, cp. II, 2 (S. 358 f.): quos cum speculatores nostri perspexissent, rati sunt maiorem gentem post illos insidiando latere; Lib. II, cp. LIII, 3. In derselben Bedeutung begegnet *gent* im Rolandepos (564 und öfter).

[4]) Die kleine Heerschar Balduins, bei der sich auch dessen Kapellan befindet, wird im Engpaß bei Beirut von den Türken hart bedrängt. *ego quidem vel Carnoti vel Aurelianis mallem esse*; *alii quoque*, bekennt Fulcher voll ehrlichen Humors.

[5]) So wird Fulchers *Historia* von der *Estoire de Jerusalem et d'Antioche* exzerpiert, die Hagenmeyer denn auch weitgehend heranzieht.

einzudringen hat, um ein Literaturwerk in seiner ganzen Bedeutung und seinem vollen Gehalt zu erfassen. Es ist so verständlich, daß bei den Textausgaben mittelalterlicher Werke in der Volkssprache das Sprachliche bisher das Zeitgeschichtliche zurückgedrängt hat. Möge die Zeit nicht zu fern sein, wo auch auf dem Gebiet der altfranzösischen Literatur bei aller sprachlichen und textkritischen Exaktheit Ausgaben mit so reichem Kommentar und so allseitigem Eindringen in Zeit und Heimat des Verfassers nicht mehr Ausnahme, sondern die Regel, sind.

Darmstadt. WILHELM TAVERNIER.

Olschki, Leonardo: *Der ideale Mittelpunkt Frankreichs im Mittelalter in Wirklichkeit und Dichtung.* Heidelberg: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1913. 73 S. 2 Mk

I.

Verf. will „untersuchen, in welchem Verhältnis die Erwähnung und Schilderung eines phantastischen Reichszentrums in den Epen mit der Wirklichkeit stehen" (S. 25).

Dieser Aufgabe dient zunächst ein Überblick über die geschichtlichen „kaiserlichen und königlichen Residenzen von Karl dem Großen bis zu Philipp August" (S. 25 ff.).

Wie verhalten sich zur Wirklichkeit die imaginären Vorstellungen der Epen?

Sie zeigen nach O., daß „man überall den Mittelpunkt Frankreichs in Paris erkannte, und zwar fast ein Jahrhundert, bevor die Stadt tatsächlich den Königen als ständige Residenz diente, und zwei Jahrhunderte bevor die Einigung des Landes unter einem Zepter vollführt wurde und Paris als Hauptstadt Frankreichs galt und gelten konnte. Wir haben also in den Epen die Möglichkeit, ein gemeinsames ideales — d. h. noch nicht in der Wirklichkeit vorhandenes — Streben nach einem und demselben Mittelpunkt zu konstatieren, lange bevor sie Symptome eines Nationalgefühls verraten. . . . ."

Diese Tendenz erklärt sich nach O. aus dem Bündnis zwischen Königtum und Kirche, das in der überragenden, führenden Stellung der Abtei von Saint-Denis seinen stärksten Ausdruck findet.

„Drei Jahrhunderte bevor es zu einem Nationalstaate geeinigt war, hatte Frankreich in Saint-Denis einen Nationalheiligen" (S. 66). „Die Ependichter erkennen in Saint-Denis den religiösen Mittelpunkt Frankreichs und der christlichen Welt" (S. 61). „Saint-Denis gab dem benachbarten Paris die ihm fehlenden Traditionen" (S. 68). „Paris war die Quelle aller Zukunftsmöglichkeiten, durch welche die von der Abtei vertretene Idee erst lebens- und wirkungsfähig werden konnte. So wurde Paris für

die mittelalterliche Welt der phantastische Mittelpunkt Frankreichs in der Vergangenheit und der vorbestimmte ideale Mittelpunkt für Gegenwart und Zukunft. Die Ependichter haben mit dem ganzen französischen Volke d i e I d e e g e s c h a f f e n und geglaubt und die Tatsache vorausgespürt und verkündet" (S. 69).

II.

So in großen Zügen die Hauptthese des zu besprechenden Werks. Auf den ersten Blick wird sie den Lesern befremdlich erscheinen, und in der Tat, mögen auch richtige Gedanken mit unterlaufen, O.'s These in ihrer Verallgemeinerung ist eine Unmöglichkeit, eine schlechthin abzulehnende Vergewaltigung der Tatsachen.

Die Beweisführung, die der Verf. für die Priorität des epischen Ideals gegenüber der historischen Wirklichkeit zu geben versucht, leidet an einem Grundfehler. Die mechanische Statistik, die O. auf S. 26 aufstellt, läßt ihn die Hauptsache übersehen: wenn die Könige auch während des 12. Jahrhunderts ihr Wanderleben nicht aufgeben (so wenig sich manche Herrscher von heute auf eine ständige Residenz festlegen), wenn sie auch in anderen Städten als Paris und aus begreiflichen Gründen gerade dort Diplome genug unterzeichnen, so ist doch schon zu Ludwigs VI. Zeit Paris die w i c h t i g s t e Residenz, man kann sagen, die H a u p t - s t a d t des engeren Frankreichs geworden[1]. Diese geschichtliche Entwickelung spiegeln die Epen wieder, von denen die ältesten während Ludwigs Regierungszeit entstanden sind[2]. O. selbst verschweigt nicht, daß auch in den Epen neben Paris noch andere Residenzen vorkommen (S. 26.32), ja sie werden nach ihm „in einer erstaunlich ähnlichen Abstufung erwähnt" wie in den königlichen Diplomen. Also in den Epen wie in der Wirklichkeit Paris die wichtigste, doch nicht die ständige und einzige Residenz. Das erklärt sich für jeden Unbefangenen doch nur durch die Einwirkung der Gegenwart auf die Dichtung, beileibe nicht durch ein Vorausahnen der Zukunft seitens der Ependichter.

Wäre der Verf., statt eine geistreich paradoxe These aufzustellen, der nüchternen, nächstliegenden und selbstverständ-

[1]) Das kann und braucht hier nicht ausführlich begründet zu werden. Ein Blick in die Regesten Ludwig's VI, die Achille Luchaire (Louis VI le Gros, Paris 1890) so vorbildlich zusammengestellt hat, genügt für jeden Kundigen, um das Richtige zu erkennen. Luchaire, der wie kein anderer für Ludwigs des Dicken Regierung zuständig ist, spricht denn auch wiederholt schlechthin von Paris als der „Hauptstadt" des kapetingischen Königtums in jener Zeit (S. LXXIII, CLXXXIX). Schlagend und zahlenmäßig zeigt das Register (unter Paris, Orléans, Laon usw.), daß Paris schon unter Ludwig VI den andern Residenzen den Rang abgelaufen hat; vgl. auch Achille Luchaire, Histoire des institutions monarchiques de la France, 2. éd., Paris 1891, I, S. 263.

[2]) Das Rolandsepos erschien, als Ludwig Mitregent seines Vaters war. Bezeichnenderweise wird Paris nicht einmal darin erwähnt.

lichen Erwägung nachgegangen, daß sich die wechselnden politischen Verhältnisse, undeutlich zwar, in den Epen wiederspiegeln, und hätte er das schwankende Nachbild kritisch mit der wirklichen Entwickelung verglichen, er hätte vielleicht nicht so interessante, aber dafür fruchtbare Arbeit geleistet. Es würde sich herausgestellt haben, daß die Dichter auch in der Wahl der Königsresidenz längst nicht alle unmittelbar und naiv der jeweiligen Wirklichkeit nachdichten; jedes Epos hängt von einem oder mehreren anderen ab, und mit so manchen Situationen, Charakteren, Personen wird auch die Königsresidenz kurzerhand aus der Vorlage übernommen. Richtig geführt würde eine Untersuchung über das von O. so glücklich gewählte Thema ein wichtiger Beitrag geworden sein für die Lösung der beiden Kardinalaufgaben der Zukunft: die Epen hineinzuversetzen in ihre Zeit, sie aus ihrer Entstehungszeit und nicht aus luftigen Theorien heraus zu erklären, und andererseits das Filiationsverhältnis der Epen festzustellen und die Fortentwickelung des Genre mit annähernd chronologischer Genauigkeit zu erfassen.

III.

Der Erörterung über die Königsresidenzen vorgelagert und zum Teil mit ihr verflochten ist eine Untersuchung über das Nationalbewußtsein in den *chansons de geste* (S. 1—24), von hohem Gesichtspunkt aus und in fesselnder Form. Auch hier ist manches Richtige in schönen Worten gesagt. Die Spannung zwischen Universalismus bzw. nationalem Unitarismus und Partikularismus wird in ihrer Bedeutung auch für die Geschichte des Epos stark betont. Die *chansons de geste* sind überwiegend partikularistisch, was nach O. auf die Reaktion des Stammesbewußtseins gegenüber den wachsenden Machtansprüchen des Königtums zurückzuführen ist.

Abweisen möchten wir die Übertreibung, in der O. das Ergebnis seiner Erörterungen zusammenfaßt (S. 24): „nur einseitige, die politischen Zustände und Strömungen der Zeit umgehende Kritik konnte und könnte in den altfranzösischen nationalen Epen Symptome eines Nationalgefühls finden". Das Rolandsepos ist allein schon Beweis genug für das Unzutreffende einer derartigen Verallgemeinerung. Überhaupt aber ist die Frage nach Stand und Stärke des Nationalbewußtseins in jener Zeit so kompliziert. Weder ist ihr auf dem Wege abstrakter Spekulation beizukommen noch allein von der beschränkten Plattform der *chansons de geste* aus. Wer der Geschichte des Nationalgefühls im 12. Jahrhundert ernstlich nachgehen wollte — eine wie lockende und lohnende Aufgabe — der dürfte es nicht tun, ohne in die Schriften der führenden Geister jener Zeit, Dichtung, Briefe, Kreuzzugsgeschichten zumal tiefen Einblick genommen zu haben. Dies überreiche Schrifttum aber ist nun einmal, vom Rolands-

epos abgesehen, noch über die Mitte des Jahrhunderts hinaus lateinisch. Von dem winzigen Ausschnitt, den das französische Epos jener Zeit innerhalb der Literatur Frankreichs darstellt, über wichtige Zeitströmungen, ja auch über die Epen in der Volkssprache selbst urteilen zu wollen ist Vermessenheit. Allerdings ist diese Beschränkung aufs Volkssprachliche, die doch nichts anderes als bedauerliche Beschränktheit ist, seit einer Reihe von Jahrzehnten traditionell und selbstverständlich geworden[3]. Ein paar kulturhistorische Gesamtdarstellungen, die, auch wenn sie trefflich sind, doch bei jedem Eindringen ins Einzelne, bei jedem Versuch, ein Detailproblem vorwärts zu bringen, notgedrungen zu Eselsbrücken werden, vermitteln dem geaichten Durchschnittsromanisten die Kenntnis jener Zeit, wo die ersten größeren Dichtwerke in der Volkssprache entstanden sind. Daß Turold einen Hildebert von Tours und einen heiligen Anselm zu Zeitgenossen und Freunden gehabt hat, daß in jenen Frühlingsjahren einer neuen Zeit die lateinische Literatur und andererseits die Kunst in einzigartiger Blüte gestanden hat und daß ein innerlichster Zusammenhang und rege Wechselwirkung zwischen der lateinischen und der volkssprachlichen Literatur bestanden haben muß, davon spürt man nichts in den literarischen Darstellungen und Untersuchungen von Seiten der Fachwissenschaft: das „Fach" triumphiert über das Wissenschaffen.

Nur diese spitzwegisch romantische Festlegung auf den engen Ausschnitt des Volkssprachlichen kann die seltsame Verirrung erklären, daß man das Verständnis für das altfranzösische Epos von den germanischen Völkern aus zu gewinnen suchte und nicht von dem selbstverständlichen Urquell literarischen Schaffens im Mittelalter aus, von dem alten ewigen Rom. Auch wer über das Nationalgefühl im französischen Epos der Anfangszeit nicht

---

[3]) Die Vernachlässigung der lateinischen Dichtung des Mittelalters seitens der Romanisten ist zu entschuldigen, solange eine grundlegende und eingehende Geschichte dieser reichen, schönheitsvollen Literatur fehlt. Groeber hat im Grundriß doch nur erst die Umrisse skizziert. Aber 1915 haben wir die Fortsetzung der „Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters" von Max M a n i t i u s zu erwarten, und dann wird vieles anders und besser werden auch auf unserm Gebiet. Ein herzliches Glückauf einstweilen dem trefflichen Sachkenner zu seinem großen Vorhaben! —

Wir ergreifen die Gelegenheit, um ein Versehen zu berichtigen, das uns in den ‚Beiträgen zur Rolandsforschung', diese Zs. XLI[1], S. 92, Anm. 139 unterlaufen ist. Im Katalog von Saint-Père in Chartres findet sich allerdings nicht die Vita Karoli Einhards, auf die es uns ankam, wohl aber die gleichfalls dem Einhard zugeschriebene ‚Passio martyrum Marcellini et Petri'. Nichts anderes aber hatte Manitius (im ‚Neuen Archiv d. Ges. f. ält. d. Geschichtsk. XXXII, 1907, S. 669) behauptet. Nicht er hat also einen Irrtum begangen (eine von vornherein unwahrscheinliche Annahme!), sondern wir haben einen eklatanten Beweis dafür geliefert, wie wenig manche Romanisten mit der lateinischen Dichtung des Mittelalters vertraut sind.

obenhin spekulieren, sondern ernstlich handeln wollte, müßte sehr genau prüfen, wie weit nicht der weltumfassende Römerstolz eines Vergil und anderer sich in Formeln und Ausdrucksweisen fortsetzt und umsetzt auch unter der volkssprachlichen Hülle, d. h. bis zu welchem Grad die Äußerungen des Nationalbewußtseins in den frühesten Epen auf das rein literarische Konto zu setzen sind.

IV.

Die Ergebnisse der O.'schen Abhandlung inbezug auf die Frage des Nationalbewußtseins, wie in bezug auf die damit zusammenhängende nach dem nationalen Mittelpunkt Frankreichs können wir uns nicht zu eigen machen.

Nach O. sind die Ependichter „Jongleurs", diese Jongleurs sind „Exponent des ganzen Volkes" (S. 50). „Geistliche haben die Stoffe fabriziert oder zum Vorteil ihrer Niederlassungen zurechtgestellt, Pilger haben sie kolportiert, Spielleute poetisch verarbeitet" (S. 52).

Liest man diese bündige Zusammenstellung von Ergebnissen der letzten Epen„forschung", so vergeht einem das Lächeln über dem Gedanken an die viele Zeit und Kraft, die mit solchen luftigen Spekulationen vergeudet worden ist. Denn jeder von obigen Sätzen ist in seiner Verallgemeinerung und als zur Epenerklärung dienend gedacht eine Unmöglichkeit — um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen.

Viel zu verschieden sind die einzelnen Epen nach ihrer ganzen Art, auch nach der Art ihrer Entstehung, als das man ihnen mit solchen Theorien beikommen könnte; eine Vergewaltigung der Tatsachen können sie nichts anderes als Verwirrung stiften. Was not tut, ist endlich loszukommen von dem kathederhaften Klugreden über das Epos im allgemeinen und sich statt dessen liebevoll und bescheiden in jedes einzelne Dichtwerk zu versenken, seinen lateinischen oder französischen Quellen nachzuspüren und jedes einzelne hineinzuversetzen in die Gegend und die Zeit, in der es entstanden ist. Dem Inviduellen gilt es nachzugehen und nicht, auch nicht korrigierend, jenen abgedroschenen Allgemeinheiten. Man muß und man wird zu der Erkenntnis kommen, daß die Epoche der Epenforschung, die unter dem Zeichen von Gaston Paris gestanden hat, einen der größten und nutzlosesten Umwege literarischer Forschung überhaupt bedeutet[4]) und daß man auch

[4]) Wohlgemerkt, wir haben es lediglich mit dem Gaston Paris der Epenforschung zu tun. Über sein Schaffen im ganzen zu urteilen, steht uns nicht an. Wäre er nur der große begeisternde Lehrer gewesen (und er war viel mehr), er würde uns immer der höchsten Bewunderung wert erscheinen. Aber daß sich die Verehrung gegenüber einem Meister im Nachplappern und Nachschreiben betätigen müßte, das will uns nicht in den Kopf.

mit allem Herumbessern an jenen Theorien, mit allem (manchem so oft schon revolutionär erscheinenden) Kompromisseln doch nie etwas Förderliches zu Stande bringt. Schlimm wäre es, wenn jetzt eine Epoche Joseph Bédier jene fruchtlose Epoche Paris ablösen würde, wie das ein deutscher Ordinarius jüngst begeistert prophezeit hat. Soweit Bédier veraltete Auffassungen zurückweist, ist er gewiß im Recht und hat er verdienstvolle Arbeit geleistet, doch durchaus in Abhängigkeit von anderen; im Positiven herrscht bei ihm dieselbe romantische, verschwommene, reizvolle Unklarheit wie in Olschki's vorliegendem Werk. Zu viel Geist und zu wenig Eindringen in die Zeit, von der man zu handeln hat. Nicht Achtung genug vor den ausgeprägten Charakteren in ihr, vor der Fülle des Reichtums ihrer lateinischen Literatur, vor der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens auch damals schon. Wer nur ein wenig davon an der Quelle gekostet hat, der fühlt, wie schal und dürftig jene traditionellen Spekulationen mit allem Für und Wider und allem Vermittelnwollen sind, und wie ans Komische streifend die Epenstoffe kolportierenden Pilger als wichtige Vorläufer der Ependichtung und die Jongleurs als Verfasser der Epen von der Höhe des Rolandsliedes und des *Raoul de Cambrai.*

Wer mit uns der Meinung ist, daß wir in der Epenforschung nicht noch mehr geistreiche Verallgemeinerung brauchen, nicht noch mehr dem Feuilleton zusteuern müssen, der wird nicht nur die Ergebnisse der O.'schen Arbeit, sondern mehr noch ihre ganze Art und ihren Geist ablehnen. Es gibt auch einen „Geist", der tötet. Wir zwar können diesem letzten Aufguß schaler Romantik keinen Geschmack abgewinnen; aber wir zweifeln nicht, daß die so liebenswürdige und interessante Schrift sich und ihrem Verfasser viele Freunde erwerben wird.

Darmstadt. WILHELM TAVERNIER.

Duc de la Salle de Rochemaure. Majoral du Félibrige, *Les Troubadours Cantaliens*, T. I, II 647 u. 607 pp. René Lavaud, Notes Complémentaires critiques et explicatives sur les textes publiés dans l'Ouvrage de M. le Duc de la Salle de Rochemaure, 134 pp. Aurillac 1910.

Durch eine Reihe von Zufälligkeiten kommen wir erst sehr spät dazu, ein Buch zu besprechen, welches nur zum Teil dem Gebiet dieser Zeitschrift angehört, doch aber ihren Lesern genug des Interessanten bietet, um es nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

Der Ausgangspunkt des ganzen ist eine Conférence im Dialekt des Cantal, welche der Herzog de la Salle de Rochemaure gehalten hat, um für die Errichtung eines Denkmals des Dichters Vermenouze zu werben. Er spricht von der heimischen Sprache

in alter und neuer Zeit, von ihrem Glanz im Mittelalter, von ihrer späteren Aschenbrödelrolle, bis sie im 19. Jahrhundert wieder zu literarischer Geltung kommt, ganz besonders durch das Verdienst Arsène Vermenouze's. Das Leben dieses sympathischen Dichters wird von der Hand des Freundes kurz skizziert; aus seinen Dichtungen werden anmutige Proben mitgeteilt. Auch im Cantal zeigt sich eine dem Fernerstehenden überraschende Lebenskraft bodenständiger Gesinnung, die schon aus der Tatsache hervorgeht, daß eine solche Rede, wie die des Duc de la Salle, von einem gesellschaftlich hochstehenden Vortragenden vor einem gebildeten Publikum im Theater von Aurillac im heimischen Dialekt gehalten werden konnte, einem Dialekt, der dem Pariser durchaus unverständlich ist.

Das Programm dieser Conférence: die Entwickelung der heimischen Literatur zu zeichnen, deren Begriff freilich vom Cantal auf die ganze Auvergne ausgedehnt wird, soll nun in den beiden Bänden und dem Ergänzungsheft des Werkes durchgeführt werden. Eine Reihe von Artikeln behandelt Leben und Werke der Auvergnatischen Trobadors (I, 169—647). Es folgt ein Überblick über die wichtigsten Vertreter heimischer Dichtung vom 14. bis zum 19. Jahrhundert (II, 1—240). Endlich werden die Werke der Troubadours Cantaliens neu zum Abdruck gebracht und kommentiert (II 241—607, III 1—134). Die ersten Abschnitte scheinen ganz das Werk des Herzogs de la Salle de Rochemaure zu sein. Es ist anzuerkennen, wie der unseren Studien fernstehende Herr sich in die Trobadorliteratur eingefunden hat. Aber wir haben es mit der Arbeit eines Dilettanten zu tun, der sich, wie es zu gehen pflegt, nicht immer den sichersten Führern anvertraut und sich durch Heimatliebe und Phantasie zu mancherlei gewagten Aufstellungen verleiten läßt. Der Mönch von Montaudon wird zu einem Pierre de Vic, Peire Rogier zu Pierre de Rogiers, einem Glied einer Familie de Rogiers, heute Rouziers, im Carladez; der Trobador Uc Brune(n)c zu Huguet de Brunet, cadet d'une grande maison Rouergate. Ein Pergamentdokument erzählt (I 628) die Abenteuer des Troubadours Raymond de Vidal de Bézaudun, der natürlich nicht aus Katalonien, sondern aus Bézaudun im Cantal stamme. Leider ist das vom Abbé Delmas gefundene interessante Dokument wieder spurlos verschwunden. Neben solchen Neuigkeiten fraglichen Wertes hören wir aber auch manche lokale Auskunft von Interesse. So wird der Dichter Guillem Moysset, den der Mönch von Montaudon als Nachbar und Vetter nennt, einer Familie Moisset in Aurillac zugewiesen.

Uns geht vor allem der Neudruck der Troubadours Cantaliens an, der nicht vom Duc de la Salle stammt, sondern von Lavaud, dem Herausgeber Arnaut Daniels. Er will uns keinen kritischen Text im eigentlichen Sinne bieten. Lavaud schließt

sich im allgemeinen dem Text der älteren Ausgaben an, ohne die Handschriften in ihrer Gesamtheit neu zu vergleichen. Aber er sieht diesen Text mit Sorgfalt und guter Sprachkenntnis wieder durch, nimmt zu zweifelhaften Lesarten in selbständiger Weise Stellung und weiß mancherlei zu besserer Lesung und zu besserem Verständnis beizutragen.

Der wichtigste Trobador, der so neu herausgegeben und übersetzt wird, ist der M ö n c h v o n M o n t a u d o n. Lavaud folgt im wesentlichen der Ausgabe Kleins.

Für das I. Gedicht, die bekannte Trobadorsatire des Mönchs, hat Lavaud noch nicht die wichtigen Bemerkungen Stronskis, *Folquet de Marseille*, p. 48—51, berücksichtigen können, die, durch eine neue Aufstellung des Stammbaumes, darauf abzielen, dem ganzen Text eine wesentlich andere Gestalt zu geben.

Der Herausgeber Folquets mußte sich mit dem Handschriftverhältnis eingehender beschäftigen, denn gerade die Strophe, die seinen Dichter betrifft, gibt, wenn irgendeine, den Schlüssel dafür.

Diese Strophe wird in dreierlei Gestalt überliefert:

	A C L	M
	E lo dotzes si es Folquetz	*E. l doçen apell'om Folco*
	de Marseilla, us mercadairetz	*de Marseilh'un mercadairo*
75	*que a faich un fol sagramen,*	*qe fes un malvatz sagramen*
	qan juret q'el non fes canso,	*qe non feçes vers ni chanço,*
	qu'eu auch dire que per ver fo	*e di hom qe per aver fo,*
	qe ' is perjuret son escien.	*e perjuret s'az escien.*

D I K R

E lo dozens sera Folquetz
de Marseilla, us mercadairetz
que a fait un fol sagramen
quan juret que chansos no fetz;
et anz dison que fo per vetz
que ' s perjuret son escien.

Das Strophenschema a a b a a b zeigt, daß die Gruppe A C L einen offenbaren Fehler enthält. Wir müssen uns zwischen den Lesarten auf *-etz* und auf *-o* entscheiden. Lavaud, wie Klein und die früheren Herausgeber, wählt die Fassung mit *-etz*. Er übersetzt (p. 257): *Et le douzième sera Folquet, De Marseille, un petit marchand, Qui a fait un sot serment Quand il jura qu'il ne ferait pas de chansons*; *Et l'on dit au contraire qu'il est arrivé maintes fois Qu'il s'est parjuré sciemment*, und erklärt: *Ayant reçu congé de sa dame (femme de Barral, seigneur de Marseille) „il laissa distraction et chants et rire*; *et il resta longue saison en grand chagrin". Mais il se remit à chanter sur les instances d'Eudoxie Comnène, femme de Guillem de Montpellier.*

Sicherlich hat Stronski Recht, wenn er S. 48* die behauptete Beziehung dieser Strophe auf die Kanzone *Tant mou* von Folquet abweist: *on a beau chercher dans la chanson en question: on n'y trouve pas le moindre indice ni d'un serment quelconque ni d'un*

parjure: le poète y dit qu'étant triste il ne chanterait pas sans l'invitation de l'impératrice. Und er hat weiter Recht, indem er sagt: „*Il y a plus: on n'a pas remarqué que cette interprétation allait contre les règles de la grammaire, puisque la 3e pers. du subjonctif passé est f e z e s ou f e s , mais jamais f e t z , qui est la 3e pers. du parfait. Il faudrait donc traduire, non pas: „quand il jura de ne plus faire de chansons“, mais „quand il jura n'avoir pas fait de chansons*“. Er schließt daraus, daß die Fassung der Strophe in DIKR falsch ist, und nimmt die von M als einzig richtig an. Er übersetzt (p. 50): „*Et le douzième est celui qu'on appelle Folco de Marseille, un gros marchand, qui a fait un serment fou quand il jura de ne plus faire de chanson, et on dit plutôt (car il en fut ainsi en vérité) qu'il se parjura tout consciemment [et non seulement par imprudence]*“, und bezieht die Strophe auf das Gedicht *Sitot me soi a tart aperceubutz,* wo der Trobador sich mit dem vergleicht *qu'a tot perdut e j u r a q u e m a i s n o n j o c.*

So ergibt sich für Stronski, daß alle anderen Fassungen als falsch dem einzigen M gegenüberstehen, und an die Stelle des Kleinschen Stammbaumes (ich lasse R außer acht):

D IK

C L M A

setzt er:

M

A

C L D IK

So entscheidet denn die Übereinstimmung von A M für die Richtigkeit des Textes, der hiernach ein wesentlich anderes Aussehen gewinnen würde, als bei Klein und jetzt bei Lavaud.

Bei der Wichtigkeit des Liedes für die Literaturgeschichte der Trobadors lohnt es sich wohl, auf die Frage nach seinem Stammbaum näher einzugehen.

Strophe II lautet bei Klein (S. 22):

Lo premiers es de San Disdier
Guillems, que chanta voluntier;
et a chantat molt avinen.
10 *mas car son desirier no quier,*
no pot aver nuill bo mestier
et es d'avol acuillimen.

(Lavaud: v. 9 *chantar*).

M liest:

Le primiers es de san disder
gillems qa chantat volontier(s),
e ha chantat pro d'avinen.

10 *mas qar son dezeret non qier,*
non vueilh aver lo sieu mestier,
qar es d'avol acuilhimen.

(V. 10 stand zuerst *dezet*; über das letzte *e* ist *er* übergeschrieben.) Dazu Varianten A: V. 7 *Lo primier met*; *leidier.* 8. *Guillem que chanta.* 9. *chantar.*

Die Verse 10—12 müssen nun also, nach Stronskis Stammbaum, in der Fassung A M angenommen werden. Was heißen sie aber dann? Doch wohl: „aber da er seine Enterbung nicht will, will ich sein Tun nicht haben, denn er ist von üblem Empfang". Wenn das irgendeinen Sinn hat, muß es wohl heißen: „Guillem de S. Disdier will keine Schmälerung seines Besitzes zulassen. Deshalb ist er ungastlich. Ich mag diese seine Handlungsweise nicht." Aber der Gedanke wäre kaum verständlich ausgedrückt. Klein übersetzt seine Lesart: „Aber weil er den Gegenstand seiner Sehnsucht nicht sucht, kann er kein gutes Geschäft haben, und man wird dabei schlecht aufgenommen." Lavaud: „*Mais vu qu'il ne demande pas lui-même ce qu'il désire, Il ne peut avoir aucune bonne qualité, Et il est en effet de vilain accueil*", und er erklärt: „*Puisqu'il fait intervenir un tiers dans ses requêtes galantes. La biographie raconte en effet qu'il se fit agréer «pour chevalier et serviteur» par la marquise de Polignac, grâce aux bons offices du marquis lui-même* (Chabaneau, p. 59)."

Man wird lesen müssen V. 11: *no·n p. a.* „da er seinen Dezirier nicht bittet, kann er von ihm keine gute Handlungsweise erlangen (s. Levy, *mestier* etc.) und er (der Dezirier) nimmt ihn übel auf (vgl. V. 57 f.: *E sidons non a chauzimen, E fai o mal car no l'acuoill*).

Wenn auch Dezirier als Bezeichnung der Geliebten bei Guillem nicht zu begegnen scheint, spielt doch *dezir* und *dezirar* eine wesentliche Rolle in seinen Gedichten. Daß er aber seine Dame nicht selbst bitten will, ist der Inhalt des sinnreichen Gedichtes, das von der Razo, fälschlich, dahin ausgedeutet wurde, daß der Gatte selbst es übernommen hätte, die Dame zu bitten, s. 234, 7, MW II 42.[1])

Und besonders würde zu unserer Strophe passen, wenn das Lied Grdr. 242, 3, das von den meisten Handschriften dem Giraut de Bornelh, von M aber dem Guillem zugesprochen wird, in der Tat von ihm wäre; denn dort lehnt der Dichter ab, seine Dame um Liebe zu bitten, s. Kolsen, S. 6 ff.[2])

[1]) In der Tat läßt der Dichter sein Gedicht für ihn werben [vgl. v. 57: *Bos vers, s'ab merce la. m conquiers . . .*]. Das Gedicht [oder sein Rezitator] soll sich aber so stellen, als ob es den Bewerber nicht kennte, s. v. 50 *No sai quals es lo cavaliers.* Für *dezirier* vgl. v. 15: *L'amors que. l vens e. l deziriers L'a si destreg . . .*

[2]) V. 63 heißt es *mal viu qui deziran mor* wie 234, 7, v. 21, *Ai! cors . . . Que fols faras e que leugiers S'enaissi m'aucis deziran.*

Jedenfalls geht aus dem Vergleich der Lesarten hervor, daß in v. 10 der Satire des Mönchs nicht die übereinstimmenden Fassungen A M, sondern die anderen Fassungen das Richtige haben.

Eine andere charakteristische Strophe ist die auf Arnaut Daniel. Klein, S. 25; Lavaud, p. 250:

Ab Arnaut Daniel son set,
qu'a sa vida be no chantet
45 *mas us fols motz c'om non enten:*
pois la lebre ab lo bou chasset
e contra suberna nadet,
no val sos chans un aguilen.

A M zeigen für v. 46—48 *Q'anc pueis per suberna nadet Ni la lebr'ab lo bou casset, Sos chanz no valc un aguilen* (A: *Non ualc sos chans un a.).* Es mag irrelevant sein, daß die Verse 46, 47, denen Arnaut Daniel's *En cest sonet*, v. 44, 45, nur in umgekehrter Folge entsprechen; aber was heißt *per suberna*, das sich übrigens in keiner der Fassungen des Danielschen Gedichtes findet (alle zeigen *contra s.)*?

Auch hier also enthalten A M einen gemeinsamen Fehler, d. h. der Stammbaum Stronskis ist widerlegt.[3])

Kehren wir nun zu unserer Strophe über Folquet zurück, so ist zweifellos, wie Stronski sagt, nicht zu übersetzen: *qu'il ne ferait pas*, sondern *qu'il ne fit pas de chansons*: „Er beging einen törichten Schwur, als er schwor, daß er keine Kanzone machte, und man sagt vielmehr, daß es manchmal geschah, daß er wissentlich falsch schwor." Ob das „*un reproche bien impossible*" ist „*et qui serait, pour les auditeurs du malicieux moine, dépourvu de pointe*" können wir nicht beurteilen, da wir nicht wissen, worauf sich der Mönch bezog.[4])

Sonst ist zur Satire des Mönchs etwa noch zu bemerken:

V. 2: *dels trobadors qui son passat*, „sur les troubadours qui sont morts". Waren die von Peire d'Alvernhe besungenen Trobadors in der Tat schon alle gestorben? *passat* ist hier wohl nicht „*tot*" zu übersetzen, sondern „*passés de mode*".

V. 34. l. *No'n auzim.*

---

[3]) Wenn die genannten Verse gemeinsame Fehler von AM gegenüber C D I K L(R), 73—78 solche von A C L gegenüber D I K R, Strophe XVI von A C D I K L(R) gegen M zeigen, so geht daraus hervor, daß wir auch für dieses Gedicht ,wie für so viele, darauf verzichten müssen, einen sauberen Stammbaum zu zeichnen. Aus den Varianten ergibt sich deutlich die Verwandtschaft von C L, D I K und A M, nicht aber ein klares Verhältnis dieser Gruppen untereinander.

[4]) Übrigens hätte Stronski seine Kritik auch auf die von ihm vorgezogene Fassung des Verses anwenden sollen, die weder bedeutet: quand il jura de ne plus faire de chanson, noch auch dann sich auf die von ihm angezogene Kanzone beziehen könnte, wo vom Dichten gar nicht die Rede ist.

V. 36. *Ni anc sos chanz no fo auzitz Mas d'Userqua entro qu'Ajen.* Es sollen offenbar enge Grenzen angegeben werden, innerhalb deren Gaucelm Faidits Gesang nur zu hören war. So werden wir in *Aien* nicht mit den bisherigen Herausgebern das entfernte Agen an der Garonne zu sehen haben, sondern das kleine Ayen, das etwa 25 km südwestlich von Uzerche im gleichen Département Corrèze liegt.

V. 64. *E quant a vendutz sos conres.* Die Handschriften lesen: *sos* ADIKL, *son* MCR; *arnes* AC, *conres* DLR, *couers* IK, *corues* M. Hier kommt wohl M dem Original am nächsten; *corues* ist = *cortues*, „Corduanleder". Dann nennt der Mönch also Saill de Scola als Lederhändler wie v. 88 Peire Vidal als Kürschner oder Pelzhändler.

p. 262. L'autrier fui en paradis. V. 14. *En Randos cui es Paris.* In der Note zu diesem vielbesprochenen Vers (III p. 25) lehnt Lavaud, wie die früheren Erklärungen, so auch die jüngste von Stronski (*Annales du Midi* XIX, p. 40ss.) ab, gewiß mit Recht. Lavaud schlägt vor zu lesen *cui despartis*, und übersetzt: „*Sire Randon, que je mets à part, Ne fut jamais envers moi faux ni artificieux*". Kann aber *cui despartis* so übersetzt werden? Wenn man ändern will (und das scheint mir durchaus annehmbar), würde ich denken an *qu'espaoris*: „durch meinen Klosteraufenthalt habe ich die Freundschaft der Barone verloren. Weil ich Euch (Gott) liebe und diene, entfremden sie mir ihre Liebe. Herr Randon, den es erschreckt, war nie falsch und listig gegen mich. Er und mein Leib (*El e mos cors*, im Anschluß an DIER), glaube ich, beklagen mich." Herr Randon hat ihm, aus Sorge für sein Schicksal, den Rat gegeben, das Klosterleben zu verlassen, und der Mönch hält diesen Rat nicht für falsch und hinterlistig. Auch sein Leib, der im Kloster nicht besser gefahren ist, ist damit einverstanden.

p. 268. Autra vetz fui a parlamen:

V. 10. *a tortura* nicht „*avec grande peine*", sondern „*à tort*", wie p. 286, 7.

V. 16. *eu las anarai esfassar*, nicht „*j'irai moi-même leur effacer le fard*", sondern „ich werde ihnen das Gesicht verderben", vgl. afrz. *desfacier*.

V. 29, Anmerkung (III, 31): *par* im masc. für beide Geschlechter gebraucht, s. Tobler I², 167.

p. 286. Quan tuit aquist clam foron fat. V. 10. l. *berniçatz*.

V. 30 übersetze „*Et vous devez en tomber d'accord*".

V. 81. „*Elles ont fait pis que vous n'avez entendu.*"

p. 298. Manens e frairis.

V. 24 *vostra gran folhia*, „durch Eure große Torheit."

p. 310. Be m'enueja, per Saynt Marsal.

Die letzten beiden Verse der Strophe reden von einer einzelnen Person, die den Mönch verdrießt. Danach wird die ganze

Strophe zu ändern sein. Welche Persönlichkeit und welcher Vorfall die Satire des Mönchs veranlaßt hat, wissen wir begreiflicherweise nicht.

p. 320. Das Enueg F o r t m ' e n o j a , s o a u z e s d i r e? druckt Lavaud nach dem Texte Kleins ab, der im allgemeinen DI folgt, während ich in der Chrestomathie CR zugrunde gelegt habe. Es würde zu weit führen, wollte ich hier meinen Text rechtfertigen. Gerade die V. Strophe, auf deren Grund sich Lavaud für DI entscheidet, scheint mir für CR zu sprechen. V. 44, 45 sind zwar in DI sehr leicht zu verstehen (v. 45 indes nicht wie bei Lavaud, sondern : *et qu'il n'y renonce pas à cause du mari farouche*), aber sie sind ja dort keine Enuegverse.

V. 49. „*Et un pauvre parieur quand j'ai, moi, de bonnes chances.*“

V. 59 *port* hier vielleicht nicht „Hafen“, sondern „Paßhöhe“?

p. 336. A i s s i c o m c e l q u ' a e s t a t s e s s e i n g n o r

V 17 l. *qu'inz e mon cor.*

V. 24 l. *ni'n for'iratz.*

V. 61 l. *acuindamen.*

V. 76 l. *ab lor*, und stelle den Vers in Parenthese.

V. 77 übersetze: *et moi, qui suis sot, je me suis retenu . . .*

p. 348. A i s s i c o m s e l h q u ' a p l a g m a l e s o b r i e r. V. 6 *o plait d'amor* ist zu belassen.

p. 356. A i s s i c o m c e l c ' o m m e n ' a l j u t j a m e n.

V. 45 ss. lies *E ges nul temps no'm plac tals nescies Ni tals volers (anz ai amat de fes Con fins amanz deu far) ses cor, felos felos* noch zu *tals volers* gehörig).

p. 362. A r a ' m p o t m a d o m n a s a b e r.

V. 43 l. *en durmen.*

p. 370. A i s s i c o m c e l q u ' e s e n m a l s e i g n o r a t g e.

V. 11. *Car* steht in allen guten Fassungen, kann also nicht entfernt werden. Vielleicht kann man aus *E car* : *Encar* machen.

V. 55. *seignoratge* steht schon v. 11 im Reim. Hier könnte man etwa *poderatge* einsetzen.

p. 386. A d e s o n p l u s v i u m a i s a p r e n.

V. 5. Die Lesart der Gruppe AI ist offenbar falsch. Entweder ist im Anschluß an die andere Gruppe etwa zu lesen: *Mas cel qi l'autrui follia E si meteis non chastia*, oder eher, in der Annahme, daß der ersten Vorlage eine Silbe fehlte, etwa: *Mas cel qui vei l'autrui follia E si meteis non chastia.*

Das Gedicht, welches Bertoni als vom Mönch herrührend, *Studj di filol. romanza* VIII, 439, aus dem Canzoniere Campori diplomatisch abgedruckt hat, fehlt bei Lavaud. Es möge zur Ergänzung hier, zurechtgemacht, stehen:

I *Cel qui quier cosseil e·l cre,*
totz temps l'en deu bes venir;

per q'ieu non puesc mais suffrir
qe no·l creza, per ma fe,
5 *domna; e clam vos merce,*
qe pueis li adreit e·l cortes
m'an dit q'eu faz nescies
qar no · us dic mon ferm talan,
qe, se · l vos dic, no i haja dan;

II *Q'eu · l vos celera jasse,*
11 *si no · m temses veillezir;*
mas be · m poiratz escharnir,
s'eras, qan jovenz me te
e n'ai lo cor e · l sen ple
15 *e · us am mais qe tot qant es,*
e no · us o dizia ges,
s'eu vos anava pregar
pueis qant auria · l pel ferran;

III *Qe, per Dieu, set anz a be*
20 *q'e · us am de cor e · us desir,*
q'anc re pueis no · us n'auzei dir;
e si · us ai amada anc se,
domna, q'anc no · n saubetz re,
si qu'ome qui re · us taisses
25 *no · m vi, ni qe be · m volgues,*
q'eu non fos sieus ses enjan;
enaissi ai passat l'afan.

IV *Mas tort no · n avez. — per qe? —*
car non sabetz mon consir
30 *ni mos precs no · us fi auzir*
ni, fe q'ieu dei Sainta Fe,
aillors no virei mon fre.
ai donna, tantz gaugz, tantz bes
m'avez toltz, q'ieu agra pres,
35 *si no · us ames esperan!*
mas ben leu nonqa · m valgron tan!

V *Mas era · us dic q'endreg me*
m'en vueill a vos descubrir,
tro qe puesca lai venir
40 *on vos etz. Dieus m'i ame*
e · us don cor qe fassatz be,
car molt aurai en fol mes
set anz, si no · m val merces.
mas pero, s'eron cent an,

3. *pueis mas s.*

10. vol e. 12. ben poiras. 17. se *nimmt das* se *aus* e. 13 *wieder auf, wie* qe *e. 9 das aus e. 6.* 21. non nauzei. 22. sivos. 23. saubest. 25. *l.* qui be . us volgues? 26. sos e. 30. fi]si. 33. tant g. 34. Maues t. 40. etz] es. 41 Eu d.; *lies* que . m f.

45 *us jorns pot far emenda gran.*
VI *Un bon conseil vos do'n sê:*
qe vostre cors no · n s'äir,
e, si · us prec, domna, no · us tir,
e, si · l cors n'a ir'ab se,
50 *lo bels semblantz lo · n refre;*
q'om los precs non sabra ges,
si ja · m faitz semblan qe · us pes,
qe · ls irai totz temps celan,
sol qe no · m perda · l bel semblan.

46. „*möge er (Gott) Euch in den Busen geben . . .*". 48. nos t. 52. Si no f. semblanz.

p. 408. Peire Rogier: Al pareyssen de las flors.

v. 16. Lavaud nimmt die Lesung meiner Ausgabe nicht an, weil er die diphthongierte Form *fuelh* „töricht" nicht gefunden hat. In der Tat wäre bei mir eine Anmerkung notwendig gewesen, die auf die neuprov. Formen hingewiesen hätte (s. jetzt *Atl. ling.* 598, wo der Diphthong auch gerade für das Dép. Cantal belegt wird). Übrigens könnte der Reim auch zu *olh*, *olha* geändert werden, so daß nur *lh* gegenüber lat. *ll* noch bemerkenswert bliebe. Jedenfalls kann von *fuelh* oder *folh* bei der Art der Überlieferung nicht abgegangen werden.

p. 414. Tan no plou ni venta. v. 28 ff. Auch bei erneuter Überlegung scheint mir meine Auffassung der Strophe den Vorzug vor Lavauds zu verdienen.

p. 470. Raimbaut d'Aurenga, Peire Rogier a trassalhir. v. 31. Wenn man die Lesung von ADIK *se viu de vens* aufnimmt, ist *vens* nicht mit *soupirs* zu übersetzen: sondern: „ob ich von Winden lebe", d. h. von Luft, von nichts.

Für die Gedichte der na Castellosa lohnt es kaum, die fraglichen Stellen zu diskutieren, wenn man nicht die Handschriften DIKN hinzuziehen kann. In Amics, sie · us trobes avinen (S. 496), v. 22, muß es aber jedenfalls heißen *prejar* statt *proar*, Ja de chantar (S. 502), v. 47 *quar van prejan.*

Das Pilgerlied, welches p. 524 ff. abgedruckt ist, übergehe ich, da es der Trobadorzeit sicher nicht angehört.

Peire de Cols d'Aorlac, Si quo · l solelhs (p. 536), v. 25 *quon plus l'asen soven* je häufiger meine Dame es (mein Herz, v. 21) entzündet.

Für die Canzone des Faydit de Belestat hätte der Herausgeber wenigstens die Fassung H nach dem Abdruck von Gauchat & Kehrli, *Studj di filol. rom.* V, p. 363, benutzen können.

Breslau. C. Appel.

Jehan de Nostredame. *Les vies des plus célèbres et anciens poètes provençaux.* Nouvelle édition accompagnée d'extraits d'œuvres inédites du même auteur, préparée par Camille Chabaneau et publiée avec introduction et commentaire par Joseph Anglade. Paris, H. Champion, 1913.

Schon im Anhange zu den ‚*Biographies des Troubadours*' (1885) verwies Chabaneau häufig auf eine Ausgabe des Nostradamus, als ob sie veröffentlicht gewesen wäre. Diese starke Vorwegnahme war nicht gerechtfertigt. Erst i. J. 1907 erfolgte ein Aufsatz ‚*Le Moine des Isles d'or*' in den *Annales du Midi* XIX, 364 ff., welcher zeigte, daß der verdiente Gelehrte sich immer noch mit dem Gegenstande beschäftigte, aber als er im folgenden Jahr starb, war die langgeplante Ausgabe noch nicht erschienen, ja das Manuskript war weit davon entfernt, zum Abschluß gekommen zu sein. Herr Anglade, der sich durch eine hinterlassene Notiz Chalaneau's veranlaßt fühlte, einen Wunsch seines Lehrers zu erfüllen und das Vorhandene, mehrfach nur aus Hinweisen und Andeutungen Bestehende, zu einem Buche auszugestalten, war gewiß eine geeignete Kraft dazu, wie seine Artikel ‚*Reconstitution du Chansonnier de Sault*' in *Romania* XL, 243 ff. und *Nostradamica* eb. XLI, 321; XLIII, 161 gezeigt hatten, und an Bemühung hat er es auch nicht fehlen lassen. Trotzdem aber will gegenüber dem Ganzen ein Gefühl der Befriedigung nicht recht aufkommen.

Zunächst kann man nicht umhin zu fragen, ob es denn wirklich der Mühe lohnte, sich so liebevoll und eingehend mit einem so unwürdigen Mann zu befassen, dessen Opus ein so widerwärtiges Gemisch von gewissen Kenntnissen, großer historischer Unwissenheit, grauenhafter Oberflächlichkeit und grenzenloser Verlogenheit[1]) darstellt, ein Gemisch, das sich bekanntlich deshalb als so gefährlich erwiesen hat, weil Nostradamus als der erste zusammenhängend über die Trobadors handelte und daher begreiflicherweise alle Männer, welche nach ihm an den Stoff herantraten, bis ins 19. Jahrhundert hinein stark beeinflußte. Ferner macht sich eine gewisse Abgerissenheit in Darstellung und Anordnung unangenehm fühlbar und erschwert bei dem vielfachen Mangel von Verweisungen auf Seitenzahlen die Benutzbarkeit des Buches.[2]) Auch zeigen einzelne Teile, besonders die Anmerkungen Spuren von Eile.

---

[1]) Nach Chabaneau möchte es scheinen, als ob der Hauptbeweggrund für die Schwindeleien des Nostradamus sein Verlangen war, verschiedene zeitgenössische provenzalische Familien an Trobadornamen anzuknüpfen (wobei sich übrigens noch fragt, ob nur Provinzpatriotismus allein im Spiele war), aber damit kommt man oft nicht aus, vielmehr muß in ihm ein unwiderstehlicher Hang zum Lügen um des Lügens willen gesteckt haben.

[2]) Der Namenindex hilft nur zum Teil darüber hinweg; es ist hier insofern sehr unpraktisch verfahren worden, als die Hauptstellen

Was uns geboten wird, ist eine umfängliche Einleitung, der Text der *Vies*[3]) nach der Lyoner Ausgabe von 1575, ein Anhang zu den *Vies*, welcher aus der Handschrift von Carpentras und derjenigen von Aix die Stellen bringt, welche sich im Druck von 1575 nicht finden. Wir erhalten ferner zwei Listen, eine Sach- und eine Trobadorliste aus den genannten Handschriften, ein provenzalisches Glossar (s. dazu S. 51—52 der Einleitung), Auszüge aus einer provenzalisch geschriebenen Chronik der Provence des Nostradamus, die uns eine Handschrift zu Carpentras aufbewahrt hat und deren interessantester Teil die Legende des Tersin[4]) ist, weiterhin Auszüge aus einer französisch geschriebenen Chronik der Provence von demselben Autor, dessen Neffe, César de Nostredame, hieraus für seine *Histoire de Provence*[5]) geschöpft hat (s. S. 55 der Einleitung), den Brief an Scipion Cibo[6]) (s. S. 36—7) und die drei famosen, am Ende der Handschrift stehenden *Sonnets*, die unter den Namen von Jacme Mote d'Arles, Blacasset and Bertran d'Almanon figurieren, die aber P. Meyer in den ‚*Derniers troubadours de Provence*', wo sie S. 133—4 ebenfalls zu lesen sind, als aus der Fabrik des Nostradamus selbst herstammend nachgewiesen hat. Es folgen schließlich die Anmerkungen zu den *Vies*, sowie ein Abschnitt *Variantes et Errata*, der vornehmlich die Varianten der italienischen Übersetzung der *Vies* durch Giudici[7]) und der Handschrift von Carpentras bringt, welche letztere ja eine erste Fassung der *Vies* darstellt.

Von Obigem[8]) hätte mancherlei fortbleiben können, z. B. die *Sonnets*, anderes hätte gut eine kräftige Kürzung vertragen, so die Auszüge aus den beiden Chroniken. Dagegen sind die Anmerkungen zu den *Vies* entschieden zu dürftig ausgefallen. Es würde hier viel zu weit führen, alles Einzelne zu berühren, und ich

---

in den *Vies* und den dazu gehörigen Anmerkungen nicht durch fetten Druck herausgehoben sind.

[3]) Wenn eine *Vie* doppelt erscheint, so stammt die zweite aus der Handschrift von Carpentras, die den ersten Entwurf darstellt, s. S. 7 und 62. Dies hätte in einem *Avertissement*, das den *Vies* vorauszuschicken gewesen wäre, gesagt sein sollen.

[4]) Diese Legende wird uns auch noch von einer anderen Handschrift in Corpentras in zwei Redaktionen überliefert, von denen man die eine in der *Romania* I, 58 ff. abgedruckt findet.

[5]) Die Chronik ist außer in einer Handschrift von Carpentras in einer solchen von Aix erhalten, hier aber in viel kürzerer Gestalt und vermutlich nach einem ersten Entwurf angefertigt, s. S. 54 der Einleitung.

[6]) Warum dieser Brief nach einer in der Bibliothek von Siena befindlichen Kopie mitgeteilt wird, statt nach dem von Crescini publizierten Original, ist nicht ersichtlich.

[7]) Die Übersetzung ist nach dem Manuskript des Autors der *Vies* angefertigt worden.

[8]) Wieviel übrigens Chabaneau selbst angehört, ist nicht ganz leicht zu ermitteln; es scheint nicht viel mehr zu sein als der Text der *Vies*, ein kleiner Teil der Anmerkungen und die Varianten der Giudici-Übersetzung.

muß mich auf ein paar Punkte beschränken. Auf S. 326 fehlt der Hinweis darauf, daß das fragliche Gedicht von Pierre de Chasteauneuf durch Bertoni in den *Studi romanzi* VIII, 464 abgedruckt ist, sowie daß derselbe Gelehrte die dritte und vierte Strophe im *Giorn. stor. d. Letterat. ital.* XXXVIII, 291 in kritischer Gestalt dargeboten hat. Auch war zu erwähnen, daß, obgleich Nostradamus das Gedicht genau kannte, da er es in seiner französisch geschriebenen Chronik der Provence vollständig übersetzt (s. S. 232—3), er es doch in den *Vies* fälschlich an Beatrix, die Tochter des Raimon Berengar, gerichtet sein läßt. — Zu Helyas Cayrel (S. 355) ist zu sagen, daß Gr. 133,7 irrtümlich als eine an Isabela gerichtete ‚chanson' bezeichnet wird; es ist eine mit ihr gewechselte Tenzone. Ferner war Gr. 133,9 erwähnenswert, da wenigstens Hs. R in einer Strophe[9] *ma dona Izabel* bringt, s. die Ausgabe des Gedichtes durch De Bartholomaeis in den *Annales du Midi* XVI, 470. Nostradamus ist vermutlich deshalb dazu gekommen, die Isabela[10] für die Frau des Markgrafen von Monferrat zu erklären, weil in dem Gedichte *Mout mi platz lo dous tems d'abril* (Gr. 133,6), welches er aus dem *Chansonnier de Sault* kannte (s. *Romania* XI, 260), im ersten Geleit der Markgraf von Monferrat genannt wird und im zweiten *don' Izabel.* — Wenn es S. 324 zu Lanfranc Cigala heißt: *N. D. s'est servi de la biographie; il a inventé les dates*, so ist mit letzterem viel zu viel gesagt; gerade bei Cigala stimmen die Angaben des Nostradamus fast ausnahmslos überraschend gut sowohl zu seinen Gedichten als zur Geschichte, s. *Zs. f. f. rom. Phil.* VII, 219. Warum erwähnt Anglade nicht, daß die Berlenda auch sonst noch von Cigala genannt wird (*Studi di filol. rom.* V, 53, vgl. S. 13)? — Zu Peire Raimon de Tolosa (S. 311 f.) ist gleichfalls Verschiedenes zu bemerken. Zunächst war auf Grund von Bartsch S. 35 zu sagen, wie Nostradamus dazu gekommen ist, unseren Dichter *Peyre Remond* Lo Proux zu nennen. Chabaneau brauchte ferner nirgends angeführt zu werden, denn alles findet sich bei Diez und Bartsch angegeben, auch die Anlehnung Petrarca's an ein Gedicht von Peire Raimon. Hätte Anglade Diez LuW.[2] S. 101 eingesehen, so würde er erkannt haben, daß Nostradamus sich irrt, wenn er

[9]) Diese Strophe hält De Bartholomaeis S. 478 für unecht, weil sie den politischen Charakter des Liedes durchbreche und weil der Text voller Fehler sei; ich bin nicht der gleichen Meinung, denn einmal begegnen derartige Compositionsmängel auch sonst bei den Trobadors (s. u. A. zuletzt Lewent darüber im *Archiv* 130, 332—3), und dann beschränkt sich die schlechte Überlieferung auf den 5. Vers, und dieser ist zudem noch leicht zu bessern.

[10]) Jch halte nach wie vor dafür, daß die Isabela aus dem Hause der Pelavicini stammte (s. Näheres in meinen *Provenzalischen Dichterinnen* S. 12) und habe dabei auch die Zustimmung von De Bartholomaeis gefunden, s. a. a. O. S. 488 Anm. 6.

von einem Liede spricht, das P. Raimon an Guilhem Malaspina gerichtet habe; es ist vielmehr Conrad Malaspina, und das betreffende Gedicht ist nicht Gr. 355, 4, sondern Gr. 355, 10 (s. auch meine Ausgabe der Briefe des Rambaut de Vaqueiras S. 127). Allerdings wird auch Gr. 155, 4 Str. 4 *Malespina* genannt, aber ohne Vornamen, und sehr wahrscheinlich bezieht sich dies auch auf Conrad. — Für Guilhem de Grasse (S. 357) ist ein Hinweis auf S. 120 der Einleitung unerläßlich, s. hierzu das weiter unten Vorgebrachte. Ferner war für die Lesart von Hs. g *Archiv* 35, 95 und Böhmer's *Romanische Studien* II, 455 (vgl. *Zs. f. rom. Phil.* IX, 120, Anm. [1]) namhaft zu machen. Auch wäre hier eine Erwähnung der S. 161 mitgeteilten Angabe der Handschrift von Aix am Platze gewesen, nach der nämlich unser Autor eine pastorela verfaßt habe; diese pastorela ist uns nicht erhalten, aber aus der Übersetzung derselben — sie ist das Interessanteste aus dem Anhang zu den *Vies* — ersehen wir, daß sie einen recht eigenartigen von der sonstigen Art der provenzalischen pastorelas abweichenden Charakter zeigt. — Es ist unrichtig, wenn Anglade S. 313, sich auf Chabaneau's *Biographies* stützend, sagt, der Vater des Rambaut de Vaqueiras habe *Peirols* geheißen. Chabaneau ist hier nicht zuverlässig. Von Handschriften, die ich kontrolieren kann, bietet A: *peirops*, B: *peirobs*, a: *peiocbs* (*Rev. d. lang rom.* XLV, 268), N²: *peirors*; EI⁰K weisen nach Mahn, *Biogr.*² No. XXXII *peirors* auf (in R scheint, nach Bartsch, *Lesebuch* S. 161 zu urteilen, der Name nicht zu begegnen). — Die zu Andrieu de Fransa S. 300 beigebrachte Litteratur ist sehr mager; es mußte wenigstens Stronski zu Elias de Barjols IX, 28 angeführt werden, s. dazu meine Bemerkung in *Zs. f. rom. Pil.* XXXII, 616 und jetzt auch Niestroy in seiner Ausgabe des Pistoleta (Beiheft zur *Zs.* No. 52) zu XI, 33.

Am besten ist die Untersuchung über die Quellen des Nostradamus geglückt. Hier war freilich schon von P. Meyer und namentlich von Bartsch und Chabaneau nicht unwesentliche Vorarbeit geleistet worden, aber Anglade faßt Alles gut zusammen, ergänzt und berichtigt es, wobei ihm sein Aufsatz in der *Romania* XL, 243 ff., ‚*Reconstruction du chansonnier de Sault*', den er zum Teil herübernimmt, trefflich zu Statten kommt. Bekanntlich führt Nostradamus drei Hauptgewährsmänner an: den Mönch von den Goldinseln, den Mönch von Montmajour und den Mönch von Saint Cezary. Daß der letztere kein anderer als Uc de San Circ ist, hatte schon Bartsch gezeigt, die Identität des zweiten mit dem Mönch von Montaudon war schon von Diez *L. u. W.*² S. 49 erkannt worden und wurde des Näheren von Bartsch und P. Meyer erwiesen, und daß der erste eine Erfindung des Nostradamus ist, zu welcher ihm seine beiden Freunde Cibo und Soliers die Unterlage abgaben, macht Chabaneau wenigstens

wahrscheinlich in einem Artikel der *Annales du Midi* von 1907, der hier reproduziert wird. Es bleiben als Quellen Liederhandschriften und Gedrucktes übrig. Die ersteren interessieren uns natürlich am meisten, und ich beschränke mich hier auf diese. Daß Nostradamus eine Handschrift des Präsidenten De Pérussis gekannt habe, wie Chabaneau zeigen zu können glaubte, ist wenig wahrscheinlich, und Anglade selbst spricht S. 120 Anm. 1 seine Zweifel darüber aus. Ingleichen erregt wenigstens die Fassung folgenden Satzes durchaus Bedenken (S. 120): *Un autre exemple nous prouve que Nostredame a eu à sa disposition un manuscrit apparenté à g; il est fourni par l'attribution d'une chanson de Guillem Augier. Nostredame appelle ce troubadour ‚Guilhem de Grasse'*, *comme le manuscrit du Vatican* (No. 3205, g de Bartsch), *qui lui donne un nom encore plus complet*: *‚Guilhem Auger de Grossa'* (*sic).*[11]) Abgesehen davon, daß es anstatt *‚attribution d'une chanson de Guillem Augier'* heißen muß: *‚attribution à G. A. d'une chanson'*, denn das berühmte *Be·m platz lo gais tems de pascor*, um das es sich handelt, gehört allen anderen eher an als einem Guilhem Augier, hat Anglade trotz der Anmerkung Chabaneau's auf S. 357 offenbar vergessen, daß g ja eine Abschrift von M ist, also kann von einer Handschrift, die diesem g verwandt war, nicht die Rede sein. Wohl aber war festzustellen, ob auch in M wirklich, *‚Guilhem Augier de Grossa'* steht. Nach dem *Grundriss* 233, 1, Gröber in Böhmer's *Roman. Stud.* II,512, sowie B. de Born ed. Stimming [1] (oben) zu urteilen, ist das nicht der Fall, sondern man liest dort nur *‚Guilhem Augier'*, und wenn Lewent im *Archiv* 130, 331 auf *Rom. Stud.* II, 455 verweisend, sagt, auch M hätte das *‚de grossa'*, so ist zu bemerken, daß der betreffende Passus von Gröber „der in M dem Liede beigeschriebene Name g[1] 169a *Guielm Auger de grossa*" dem Zweifel Raum läßt, da nur der Folio von g[1] und nicht der von M angeführt wird.[12]) Findet sich das *‚de grossa'* nicht in M, so folgt daraus, daß der Kopist von g es hinzugesetzt hat, und dann würde man zu der Annahme gedrängt sein, daß Nostradamus die Abschrift g selbst gekannt hat, welche aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen muß, s. Debenedetti l. c. S. 215. Findet es sich aber tatsächlich in M, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß Nostradamus eben diese Handschrift gekannt hat. Möglich ist auch, daß ihm die Handschrift O nicht unbekannt war (s. S. 120). Seine Hauptquellen jedoch unter den Liederhandschriften waren f, T und der sogenannte *‚chan-*

[11]) Genauer: en guielm Auger de grossa, s. *Archiv* 35, 95.

[12]) Nach Debenedetti, *Gli studi provenzali in Italia nel Cinquecento* S. 180 s c h e i n t es, daß M *Guiellm Auger de Grassa* aufweist. Ich kann wegen des Krieges den Sachverhalt in Paris nicht feststellen lassen. Beiläufig bemerkt, erscheint es mir lange nicht so sicher wie Gröber und Lewent, daß *Auger de grossa* eine Entstellung aus *de san gregori* sei.

sonnier de Sault. Über die Benutzung von f und T von Seiten des Nostradamus waren wir schon durch P. Meyer und Chabaneau unterrichtet, während sich an die uns nicht erhaltene Sault-Liederhandschrift fortdauernd schwierige Fragen knüpften. Auf Grund der Worte des Nostradamus *Je puis asseurer vrayement avoir veu et leu deux grands tomes divers escripts en lettre de forme sur parchemin illuminez d'or et d'azur, qui sont dans les Archifs du Seigneur Comte de Sault* meinte Bartsch im *Jahrbuch* XIII, 4, 143, 147, daß es sich um z w e i Liederhandschriften gehandelt habe, und daß eine derselben identisch gewesen sei mit dem berühmten *chansonnier* des Bernart Amoros, der uns zwar im Original gleichfalls nicht erhalten ist, von dem wir aber das Autorenverzeichnis mit Folio-Verweisungen[13]) sowie eine teilweise Abschrift in a (=Hs. der Riccardiana 2814)[14]) besitzen, deren Fortsetzung seitdem im Codex Campori der Bibliothek zu Modena aufgetaucht ist.[15]) Nun aber stand Chabaneau und Anglade Material zur Verfügung, das P. Meyer und Bartsch garnicht oder nur zum Teil bekannt war, nämlich die *Vies manuscrites de Carpentras*, die Trobadorliste, welche Nostradamus aufgestellt hatte und die beiden Redaktionen seines Glossars; in allen drei Dokumenten wird auf die Folios verwiesen, und besonders wertvoll sind die Folio-Citate des Glossars. Auf Grund dessen kommen Chabaneau und Anglade zu dem Ergebnis, daß die Liederhandschrift des Grafen von Sault nicht identisch mit derjenigen des Bernart Amoros gewesen ist, aber in enger Verwandtschaft zu diesem gestanden hat. Einerseits nämlich stimmen die Folios nicht, und eine Anzahl von Dichternamen, die in Sa. begegnen, finden sich in Am. nicht, andererseits aber bemerkt man wieder verschiedene Namen und Liederattributionen in Sa., die nur in Am. und in keiner anderen uns erhaltenen Liederhandschrift anzutreffen sind. Gerne würde man Obigem zustimmen, aber so sicher wie Anglade S. 126 behauptet, ist die Sache doch nicht, und zwar deshalb nicht, weil sich von dem Ganzen die Beantwortung der Frage nicht trennen läßt, ob denn Nostradamus wirklich nur e i n e Sault-Handschrift vor sich hatte, und nicht wie Bartsch und P. Meyer (*Les derniers troubadours de Provence* S. 15 Anm. 1 meinten, deren z w e i. Diese Frage bleibt offen, und Anglade sagt selbst S. 135: *Il se peut aussi que le second ‚grand tome' auquel fait allusion Nostredame ne soit autre que le*

---

[13]) Veröffentlicht von Bartsch im *Jahrbuch* XI, 13, dann von Stengel in *Revue d. lang. rom.* XLV, 270 und von Bertoni, *Il canzoniere provenzale di Bernart Amoros* (Sezione Riccardiana), 1911, S. 12.

[14]) Hg. von Stengel in *Revue d. lang. rom.* XLI—XLV.

[15]) Hg. von Bertoni, *Il canzoniere di Bernart Amoros* (Complemento Campori), 1911.

prototype de a[16]. Lag nur eine Saulthandschrift vor — sie war dann in zwei Bände geteilt — so mußte sie noch erheblich reicher, als die schon reiche Amoroshandschrift gewesen sein, denn die Foliocitate von Nostradamus reichen bis 296 (s. *Romania* XL, 297), während Am. kaum 200 Folios gezählt haben kann[17]. Waren es aber ihrer zwei, dann weiß ich nicht, wie man überhaupt etwas von der einen oder der anderen getrennt aussagen kann, denn dann müssen sie doch eine gesonderte Foliirung gehabt haben, und die Foliocitate von Nostradamus würden so wenig Wert besitzen, daß jeder Versuch der Rekonstruktion des einen oder des anderen Codex unmöglich wäre.

Straßburg i. E. SCHULTZ-GORA.

Kristian von Troyes: Wörterbuch zu seinen sämtlichen Werken, unter Mitarbeit von Hermann Breuer verfaßt und mit einer literargeschichtlichen und sprachlichen Einleitung versehen von Wendelin Foerster. (Romanische Bibliothek XXI). Halle a. S. Verlag von Max Niemeyer 1914. 8⁰ XXI; Einleitung 237, Wörterbuch 281 Seiten.

„Die Einleitung soll einmal eine zusammenhängende Darstellung von Kristians Leben und Werken geben, andererseits die bisherigen kleinen Ausgaben entlasten, indem sie die Einleitung der neuen Textausgaben auf das Nötigste beschränkt und deren Glossar unterdrückt.“ Somit bestand die Hauptaufgabe in der Zusammenfassung der Ergebnisse der bisherigen Einzelausgaben. Neu hinzugekommen sind zwei Teile: die Vorläufer (das Volksepos; das klassische Dreigestirn; der Artusroman und seine Anfänge; welches ist der erste Artusroman?) und der Gralroman. Das Gesamtbild über Kristians literarische Wirksamkeit ist nur auf dem Hintergrund der Entwicklung des französischen Romans im 12. Jahrhundert möglich. Dazu dient der erste Abschnitt über die Vorläufer. Und den krönenden Abschluß von Kristians Schaffens bildet der Gralroman, der bisher vom Arbeitsplan Foersters ausgeschlossen war. „G. Baist, der in mehr als dreißig Jahren das gesamte Handschriftenmaterial für eine

---

[16]) Hiermit ist die uns verloren gegangene Amoroshandschrift gemeint, aber diese Bezeichnung ist unpraktisch, da Bartsch für die Riccardiana 2814 das Sigel a hat. Man sollte für die Amoroshandschrift ‚Am.‘ schreiben, für die Riccardiana 2814 ‚a‘ beibehalten und für den Cod. Campori ‚a¹‘ setzen.

[17]) So schätzte schon Bartsch (s. Böhmers *Rom. Stud.* II, 504). Der Umstand, daß, wie wir jetzt wissen, ca. 110 Lieder in a und a¹ nicht abgeschrieben worden sind (s. Bertoni, *Il canz. di B. Amoros* [Sez. Ricc.] S. 11), vermehrt natürlich die Folios nicht, wenn es auch die Gesamtzahl der Gedichte erhöht, wohl aber hilft er uns, bei den Tenzonen, die ja keinen Folio-Verweis haben, etwas genauer abzuschätzen, wie viele derselben auf ein Blatt gingen.

kritische Ausgabe gesammelt hat, hat es jetzt mir überlassen und ich will versuchen, ob meine Kräfte für das große Werk doch noch ausreichen" (S. 235). Wir begrüßen diesen Entschluß mit hoher Befriedigung, weil dadurch die Vollendung der sehnlich erwarteten Ausgabe näher rückt und weil die ganze Arbeit an Kristians Werken in eine Hand gelegt wird.[1]) Der Abschnitt über den Gral soll hier etwas ausführlicher behandelt werden. „Der Umfang meines Gralkapitels ist so angewachsen, daß ich mir versagen muß, eine gleichmäßige Behandlung des Riesenstoffes und die einschlägige Bibliographie hier zu liefern. All dies gehört als Einleitung zum letzten Band meiner großen Kristianausgabe" (S. 145). Hiermit deutet Foerster an, dass eine gewisse Ungleichmäßigkeit der einzelnen Abschnitte unvermeidlich war. Die Untersuchung über Kristians andere Romane wurde bereits sorgfältig und ausführlich in den verschiedenen Einleitungen der Einzelausgaben vorgetragen, die Gesamteinleitung durfte sich mit Verweisen hierauf und mit Wiederholung der Ergebnisse begnügen. Beim Gral aber mußte eine kurze Übersicht vorausgenommen werden, während die ausführliche Untersuchung erst folgen soll. Das achte Kapitel ist eine vorläufige Skizze, die freilich kaum in den wesentlichen Entscheidungen, wohl aber in manchen Einzelheiten noch ergänzt und verbessert werden wird. Das Endurteil über Kristians Graldichtung hängt natürlich aufs engste mit dem aus der Betrachtung der übrigen Werke gewonnenen Bilde zusammen. Der Gralroman ist zwischen 1174 und 88 gedichtet.

Ce est li contes del Graal,
don li cuens li bailla le livre.

Graf Philipp von Flandern übergab dem Dichter ein Buch vom Gral. Kristian bemühte sich, den ausgezeichneten Stoff als Versroman zu behandeln *(a rimoier le meillor conte).* Was stand nun in diesem Gralbuch? War es ein lateinischer Prosaroman oder eine französische Reimdichtung? Wer in Kristian nur einen unfreien Abschreiber älterer Vorlagen sieht, wird den ganzen Inhalt seines Gedichtes in die Quelle übertragen, die der Dichter höchst überflüssiger Weise kopierte und verständnislos verschlechterte. Wer aber in Kristian einen schöpferischen, selbständigen Meister erkennt und seine Angaben genau prüft, wird Foerster beipflichten, wenn er im Gralbuch eben nur die Geschichte der wunderbaren Schale sucht. Bereits Birch-Hirschfeld verwies mit aller Entschiedenheit auf Robert von Borons „Josef" und „Perceval". Für den „Perceval" ist aber die Verfasserschaft Roberts zweifelhaft und dieser Roman ist sicher von Kristian abhängig. Somit bleibt nur der „Josef" als die fragliche Vorlage Kristians übrig. Der Beweis ist nicht völlig

---

[1]) Durch Foersters Tod sind alle Hoffnungen jetzt wieder vereitelt. Wer wird das Erbe übernehmen ?

überzeugend zu erbringen, weil Kristian die Geheimnisse des Grales nur teilweise lüftete. Erst aus dem nicht geschriebenen Schlußteile wären die Beziehungen zur Quelle klar erkannt worden. Gegen Baist sieht Foerster in Kristians Gralfeier eine Prozession. Den heiligen Charakter der Schüssel bezeugen die Verse

tant sainte chose est li graax,
et tant par est espiritax.

Der kleine silberne Teller (*un petit tailleor d'argent* 3529 in Baists Abdruck der Handschrift 794) ist die Patene. Die Hostie wird nach Kristian im Gral gespendet. Die blutende Lanze, die im „Josef" nicht vorkommt, ist der heilige Speer. Nachrichten aus den Kreuzzügen und über die byzantinische Messe wirkten hier zusammen. Kristian ward durch diesen Zusatz zum Mehrer der Gralssage. Der Gral ist Abendmahl- und Blutschüssel zugleich wie bei Robert von Borron; aber das Blut Christi ist aus der Speerwunde des Gekreuzigten geflossen. Die Verschmelzung der Erzählung Roberts mit der byzantinischen Messe ergibt alle Voraussetzungen für die Schilderung Kristians. Man sollte freilich erwarten, daß das heilige Blut im Gral, die Hostie auf dem silbernen Teller dargebracht wird.

Die Erzählung von Percevals Jugend, sein Verhältnis zu Artus, die Queste Percevals und Gauvains betrachtet Foerster als Kristians eigne freie Erfindung. Das Gralbuch gab das Ziel dieser Queste her, aber sonst nichts. „Der glückliche Wurf bestand in der Verbindung des Gralstoffes und Dümmlingsmärchens mit Artus" (S. 163). Perceval erscheint zuerst im „Erec" 1526 unter den „*mellors barons de la cort*"; im „Cligés" 4828 ff. gehört Perceval mit Segremor, Lancelot und Gauvain zu den Artusrittern, an denen der Romanheld seine Tüchtigkeit im ritterlichen Zweikampf erproben muß. Und diesem Perceval dichtete Kristian schließlich eine eigene Geschichte an, wie er ähnlich mit Gauvain verfährt und mit Girflet und Kahedin beabsichtigt. Auch Gauvain tritt im „Erec" nur anfangs hervor, indem er den Streit an Artus' Hof entscheidet. Im „Cligés", „Ivain" und „Conte del Graal" ist er der einzige ebenbürtige Gegner, der dem Helden der Erzählung unbesiegt widersteht. „In der Karre überragt seine Queste stellenweise die am Ende verunglückte Queste Lancelots" (S. 163). Im Gralroman wird er für den zweiten Teil neben Perceval Träger der Handlung und scheint auch die nach 4683 und 4687 (nach Baists Ausgabe) zu besonderen Abenteuern ausersehenen Ritter Girflet und Kahedin zurückgedrängt zu haben. Jedenfalls ist Kristians Verfahren klar ersichtlich: er wählt sich seine Helden, darunter Kaherdin aus dem Tristan des Thomas, willkürlich heraus, um ihnen besondere Abenteuer anzudichten. Er folgt hier keineswegs einer bereits vorhandenen älteren Überlieferung. „Es ist mehrfach, und zwar aus verschiedenen Gründen, die

Frage aufgeworfen und dann bejaht worden, ob Roberts Gedichtreste, wie sie jetzt vorliegen, nicht das Ergebnis einer zweiten Überarbeitung sind" (S. 166). Foerster ist geneigt, diese Frage zu bejahen, er glaubt sogar, daß gerade Kristians Conte del Graal die Veranlassung zur zweiten Ausgabe des Boronschen Gedichtes war. Der „Josef" wurde nur wenig verändert, neu kam der „Merlin" und „Perceval" hinzu. Somit stünden Kristian und Robert in einem ganz merkwürdigen Verhältnis zu einander. Diese Vermutungen sind allerdings nicht sicher zu beweisen. Wenn wir aber den „Josef" als das von Kristian erwähnte Gralbuch gelten lassen, dann ist auch die rein christliche Herkunft der Gralssage über jeden Zweifel erhaben. Der keltische Ursprung der Gralssage wird immer wieder behauptet und vom Keltischen steigen die Hypothesen ins Urmythische hinauf, wo dem nüchternen Forscher Hören und Sehen vergeht. Mit aller Schärfe wendet sich Foerster S. 184 gegen alle derartigen Versuche. „Man machte die heilige christliche Reliquie zu einem Wunschgefäß oder Tischlein-deck-dich, einem bekannten internationalen Märchenstoff, und sofort wurden alle in der keltischen Literatur anzutreffenden mehr oder weniger einschlägigen Varianten herbeigeschleppt und zu Quellen gemacht, die Kristian natürlich mißverstanden hat" (a. a. O.). Diese keltisch-mythischen Beziehungen knüpfen meist gar nicht an Kristians Gedicht, vielmehr an die späteren Erfindungen und Zusätze seiner Nachahmer an, bei denen man eine ältere und reinere Sagenfassung zu erkennen wähnt. Das Dümmlingsmotiv wird ebenfalls in allen möglichen keltischen Quellen gesucht, obwohl es auch auf dem Festlande und bei andern Völkern in reicher Fülle vorhanden ist.

Die Bemerkungen über den Ursprung der Gralssage, den Foerster in Roberts „Josef" und Kristians schöpferischer Phantasie ersieht, leiten zu den Fortsetzungen und Bearbeitungen des Kristianischen Grals hinüber, die Foerster mit kurzen Worten erledigt. Zur Mabinogionfrage äußert er sich S. 139 ff. Durch den Nachweis, daß Kristians „Ivain" und mit ihm der kymrische „Owen" das Witwenmotiv unmittelbar aus dem Thebanerkrieg entlehnte, ist der Mabinogionstreit entschieden. Geschah die Entlehnung in einer gemeinsamen Vorlage, so bleibt für Kristian tatsächlich gar nichts mehr übrig; er hätte seine Quelle wörtlich abgeschrieben, d. h. sie fällt mit seinem Text buchstäblich zusammen. Für den „Erec" hält Foerster immer noch an Zimmers Nachweis von der Verwandlung der bretonischen Fee Morgain in den kymrischen Arzt Morgan Tut fest. Dadurch ist der Vorrang des Kristianschen Gedichtes gesichert. Auf die umständlichen, bei aller Gelehrsamkeit ganz unfruchtbaren Erörterungen der Gegner läßt sich Foerster gar nicht mehr ein, er begnügt sich mit der Feststellung der Tatsachen, durch

die „die sog. Mabinogionfrage endgiltig aus der Welt gechafft ist". Vor allem behält die Ansicht recht, daß die drei kymrischen Bearbeitungen alle zusammen stehen und fallen, daß eine der vielen damals vorhandenen Kristian-Sammelhandschriften dem Welschmann zur Vorlage diente.

Ausführlicher beschäftigt sich Foerster S. 187—202 mit der Kyotfrage, natürlich mit dem Ergebnis, daß Wolframs Parzival ganz allein auf Kristians Gralgedicht beruht. „Alles, was diesem fehlt, also die Vor- und Nachgeschichte, ist ebenso wie Kyot Wolframs Erfindung" (S. 202). Schionatulander und Sigune im „Parzival" und in den Titurelbruchstücken sowie die Berufung auf Kristian im „Willehalm" zeugen unwiderleglich für Wolframs schöpferische Phantasie und für die Unzuverlässigkeit seiner Zitate. Daß es verhältnismäßig nahe lag, eine Vorgeschichte zu Kristians Text zu erfinden, zeigt die Monser Handschrift 1—1282; beide Vorgeschichten, die deutsche und französische, sind selbständig und von einander unabhängig. Wenn sich gelegentliche Anklänge vorfinden, so erklären sie sich aus den beiderseits gleichen Voraussetzungen, d. h. den Anspielungen auf Percevals Abstammung in Kristians Gedicht, aber gewiß nicht aus einer geheimen gemeinsamen Vorlage. Die Kyotfrage enthält noch manche erläuterungsbedürftige Einzelheiten, ist aber in der Hauptsache entschieden, nämlich daß Kyot kein verschollener französischer Dichter und Fortsetzer Kristians, sondern Wolfram selber ist. S. 188 weist Foerster mit Zarncke darauf hin, daß der Glaube an Kyot ein altes, aus Lachmanns Schule stammendes Vorurteil ist. Alte, eingewurzelte Glaubenssätze sind schwer auszurotten, auch wenn sie durch die besten Gründe und Tatsachen überholt wurden. Die Schlußworte Wolframs (827, 1—4) besagen: „wenn Kristian der Erzählung nicht gerecht ward, so mag ihm darum Kyot zürnen, der sie berichtigte, indem er sie zu Ende führte *(endehaft jehen)*". Wolfram-Kyot ist unwillig über das unfertige Meisterwerk und gewillt, es zum rechten Ende zu führen. Foerster deutet Wolframs eigentümliches Verfahren mit der späten Quellenberufung S. 197 also: „es erscheint mir das natürlichste zu sein, daß Wolfram, den ein zufällig in seine Hände gefallenes Exemplar von Kristians Gral sofort begeistert und gefangen genommen hat, dies *buoch* nach seiner Art bearbeiten will, und zwar, in der Hoffnung, daß das Werk noch unbekannt ist, als seine eigene Erfindung, daher ohne Angabe einer Quelle. Erst nachdem er über die Hälfte fertig gebracht, wird er seines Irrtums gewahr und so kommt auf einmal Kyot hinein; denn jeder Leser, der Kristian kennt, wird die offenkundige Übereinstimmung sofort erkennen und auf Kristian hinweisen. Da hält Wolfram ihnen seinen Kyot entgegen, der alles besser weiß als Kristian und ihm weit überlegen ist". Im Zusammenhang hiermit ist auch noch zu erwägen, daß

die Bücher I—VI des Parzival vor Vollendung des ganzen Werkes in einer Sonderausgabe erschienen, die bewundert und angegriffen wurde. Die Berufung auf Kyot begegnet aber zuerst im 8. Buch. Bei der Gesamtausgabe des Parzival fühlte sich Wolfram dazu gedrängt, etwas über seine Vorlage zu sagen. Und da spielte er den Schreiber Guiot, dessen Namen ihm seine Handschrift am Schlusse bot, gegen den Dichter Kristian aus. Über die künftige kritische Ausgabe sagt Foerster S. 235: „ich möchte betonen, daß all die mannigfachen, von verschiedensten Seiten ausgesprochenen Hoffnungen, daß eine kritische Ausgabe die vielen Gralrätsel lösen würde, auf einer falschen Vorstellung der handschriftlichen Überlieferung beruhen und daß die zukünftige kritische Ausgabe sich in nichts Wesentlichem von dem Text unterscheiden wird, der durch Vergleichung von Mons und Cangé herzustellen ist". Baist bestätigte mir diese Äußerung brieflich mit dem Zusatz, daß keine andre Handschrift Wolfram näher steht als 794 d. i. Cangé. Übrigens bemerkt Foerster S. 202 Anmerkung: „wenn einmal die V. L. des Kristianschen Gral vorliegen wird, wird man wohl unschwer die Familie der Hs. bestimmen können, die Wolfram benutzt hat". Dies scheint mir doch für die ganze Kyotfrage sehr wesentlich, vielleicht auch für die Mabinogion. Wenn man hier wie dort zu allen bereits vorgebrachten Gründen auch noch eine bestimmte Kristian-Handschrift zu nennen vermag, ist jeder Widerspruch vollends hinfällig. Denn dann treten die so lange bezweifelten Bearbeitungen des Gralromanes in die unmittelbare Gefolgschaft des Originals; das Gerede von den verlorenen „gemeinsamen" Vorlagen müßte dann endgiltig verstummen. Die Einleitung zur kritischen Ausgabe des Gralromanes wird uns darüber gewiß den erwünschten sicheren Aufschluß bringen.

Warum Foerster S. 194 Anmerkung und S. 236 den Zusammenhang zwischen Wolframs und Hartmanns Titurel und dem Tydorel des bretonischen Lai verwirft, sehe ich nicht ein. Hartmann setzte den ihm zufällig bekannten Namen in sein Verzeichnis ein, Wolfram griff ihn willkürlich heraus und verlieh ihn dem ersten Gralskönig. Solche Einfälle sind bei Wolfram ganz gewöhnlich vgl. z. B. *Loherangrin* aus *li Loheren Gerin*. Wolfram löste den Namen aus seiner ursprünglichen Umgebung, die ihm vielleicht nicht einmal bekannt war.

Das Wörterbuch verarbeitet die bereits fertigen Glossare des Erec, Ivain, Cligés und fügt den Wortschatz des Wilhelm, der Karre und des Gral hinzu. Wir erhalten zwar kein vollständiges Kristianwörterbuch mit sämtlichen Belegen, wohl aber ein sorgfältiges Wörterverzeichnis, ein treffliches Hilfsmittel zum Verständnis und Studium der Werke. Die jedem Worte beigefügten Etymologien sind eine hochwillkommene Zugabe.

Mit dem vorliegenden Buch ist Foersters grundlegende und hochverdienstliche Arbeit an Kristian in ein neues Stadium

eingetreten. Für künftige Auflagen würde sich eine Trennung der Einleitung und des Wörterbuches dringend empfehlen. Die doppelte Seitenzählung in einem Bande, zuerst 237 Seiten Einleitung und dann 281 Seiten Wörterbuch, ist unbequem. Die Zerlegung in zwei selbständige Bände würde sachlich gerechtfertigt sein und dem handlichen Gebrauch entgegenkommen.

Rostock. WOLFGANG GOLTHER.

Foulet, Lucien. *Le Roman de Renard.* Paris, Edouard Champion 1914. 8⁰. 574 Seiten.

Leopold Sudre schrieb 1893 sein Buch über die Quellen des Renardromanes, worin die seither ziemlich allgemein anerkannte Ansicht über das Verhältnis des Romanes zur mündlichen Überlieferung vorgetragen wurde. Das Hauptergebnis lautet: die Tiersage des Mittelalters „*a fourni à nos trouveurs non pas seulement la plupart de leurs matériaux, mais aussi le ciment destiné à relier les différents parties de leur édifice. Le Roman de Renard existait presque tout entier sur les lèvres des conteurs avant qu'on lui eût donné une forme littéraire*". Die Verfasser der einzelnen Branchen hatten eigentlich nur die längst fertige mündliche Überlieferung in Reime zu bringen. Die französischen Texte galten fast durchweg als späte Bearbeitungen älterer verlorener Fassungen, von denen nur ein einziges Beispiel in der um 1180 entstandenen mhd. Übersetzung Heinrichs des Gleißners vorlag. Foulet kommt zu völlig entgegengesetzten Ergebnissen: die Vorlagen des Renardromanes sind keineswegs die Tiermärchen der Volkssage, sondern literarische Werke wie der Ysengrimus des Nivardus und die Fabeln der Marie de France; die französischen Texte sind nicht jüngere Bearbeitungen, sondern Originale, Heinrich der Gleißner bietet keinen verlorenen älteren Text, sondern folgt den uns vorliegenden Branchen. Die Entwicklungsgeschichte des Renardromanes, die man in beliebter Weise hinter den Quellen im geheimnißvollen Weben der Volkssage und in verlorenen Texten gesucht hatte, spielt sich vor unseren Augen in den vorhandenen Texten ab. Foulet stellt die Forschung auf den sicheren Grund der Tatsachen. Damit kommt auch Leben und Bewegung in die bisher kaum beachtete Reihenfolge der 28 Branchen. Wir erkennen den ältesten Roman, den Pierre de Saint-Cloud 1175 oder 1176 schrieb, und seine mehr oder minder gelungenen Nachahmungen. Alle einzelnen Gedichte rücken ins richtige literarische Verhältnis zu einander, wodurch meist auch die Quellenfrage sich erledigt.

Aus dem reichen Inhalt hebe ich die Kapitel VII—XI hervor, worin der Renardroman des Pierre de Saint-Cloud bestimmt und charakterisiert wird. Es ist nach Martins Zählung die Branche II und Va, deren Zusammengehörigkeit erwiesen wird. Die Haupt-

ereignisse sind die Geschichten von Renard und Chantecler, Renard und der Meise, Renard und Tibert, Renard und Tiecelin; nun folgt die Vergewaltigung der Hersent durch Renard und daran anschließend (Va) die Klage Isengrins am Königshof, Renards Eid und Flucht. Die Darstellung geht von der Voraussetzung einer Fehde zwischen Renard und Isengrin aus, der Dichter ist mit den Rechtsverhältnissen wohlvertraut. Im Vorwort bezieht sich der Verfasser auf den Trojaroman des Beneeit und auf den Tristan des La Chièvre; aus dem Inhalt ergibt sich Bekanntschaft mit den Chansons de Geste, besonders mit *Aliscans*, und mit den Fabeln der Marie de France. Dadurch bestimmt sich die Zeit und das literarische Verhältnis des Dichters: „*à côté de l'épopée nationale, du roman antique et de l'épopée courtoise, il faut faire une place pour un genre qui tient de tous les trois et s'en distingue par l'intention humoristique, c'est l'épopée heroï-comique*: *Renard et Isengrin en est le chef-d'ouevre*" (S. 216). Dieser Pierre ist also einer jener schöpferischen Meister, die der französischen Literatur neue Stoffe zuführten. Seine Vorlagen aber sind nicht die Märchen unbekannter Conteurs, sondern der lateinische Ysengrimus, die Fabeln der Marie und eigne Erfindungen. Die Volkssage hat mit dem Renardroman nichts zu tun, er ist ein durchaus literarisches Erzeugnis, ein Meisterwerk, das als solches gewürdigt sein will. Im 8. Kapitel behandelt Foulet die Vorlagen Pierres und zeigt, wie der Dichter sie verarbeitet und umbildet. In Bezug auf den Ysengrimus schreibt Foulet S. 144: „*négligeant érudition et satire, il lut les aventures et il s'y intéressa. Il conçut l'idée de les faire passer en langue vulgaire*".

Die überragende Bedeutung des ältesten Renardromanes bewährt sich darin, daß die meisten andern von ihm abhängig sind. So auch die berühmte Branche I, die Vorlage des flämischen Reinaert von Willem (1250), des Reineke und der Goetheschen Dichtung. Der Verfasser beginnt mit den Worten:

Perrot, qui son engin et s'art
mist en vers fere de Renart
et d'Isengrin son cher compere,
lessa le meus de sa matere:
car il entroblia le plet
et le jugement qui fut fet
en la cort Noble le lion
de la grant fornication
que Renart fist, qui toz maus cove,
envers dame Hersent la love.

Ohne Zweifel ist unter Perrot Pierre de Saint-Cloud zu verstehen. Die Branche I ist die natürliche und notwendige Fortsetzung von Pierres Gedicht. Dem Verfasser der Branche I gelang es, seinen Vorgänger in Schatten zu stellen; man darf mit Recht sein Werk als den Gipfel der Renardromane anerkennen. Vom

geschichtlichen Standpunkt gebührt aber Pierre als dem eigentlichen Schöpfer der ganzen Gattung des humoristischen Tierepos der Preis.

Auch die übrigen Branchen enthalten manchen wertvollen Beitrag zur Entwicklung der Tierdichtung. Foulet unterscheidet eine ältere dem 12. Jahrhundert angehörige Gruppe und eine jüngere aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts; endlich noch eine Anzahl minderwertiger Nachahmer aus der Zeit 1205—1250.

Über Heinrichs des Gleißners Reinhart Fuchs gehen die Ansichten der Gelehrten auseinander. Paulin Paris, Martin und Büttner erblickten in den uns vorliegenden Branchen die Vorlagen des mhd. Gedichtes. Voretzsch aber kehrte zu der von J. Grimm und Jonckbloet verfochtenen Meinung zurück, wonach die französischen Texte jüngere Bearbeitungen darstellen, während die mhd. Dichtung auf einer ursprünglicheren Fassung beruht. Die sehr eingehenden Untersuchungen von Voretzsch errangen fast allgemeinen Beifall. Foulet widerlegt Schritt für Schritt die Behauptungen Voretzschs und führt den überzeugenden Nachweis, daß der Gleißner seine Erzählung aus der Verschmelzung mehrerer Branchen gewann. Dem deutschen Dichter standen zwei Wege offen: er konnte sich, wie um 1250 Willem, mit der Übertragung einer bestimmten Branche, etwa I oder II, begnügen, um damit seinen Landsleuten das vor kurzem entstandene französische Tierepos nahezubringen; er mochte aber auch, wie der um 1350 dichtende flämische Fortsetzer von Willems Reinaert, die bereits vorhandenen und ihm bekannten Branchen zu einer einheitlichen Erzählung zusammenziehen. Heinrich bemühte sich um eine möglichst vollständige und möglichst kurze Schilderung: „*condenser et unifier, telle était la double tâche qui s'imposait dès lors à lui*". Die Verkürzung war leicht, schwieriger aber die Verbindung und Verschmelzung. Sie beruht wesentlich auf der Vereinigung der Branchen, die Renard am Hofe des Königs zeigen, d. i. I und II mit X, der Geschichte vom kranken Löwen und seiner Heilung durch ein Wolfsfell. „*C'est ainsi que nous représentons le travail et la méthode du Glichezâre. Nous verrions volontiers en lui un collaborateur de nos premiers trouvères français, dont il a été contemporain. S'il les a souvent traduits, il a su à l'occasion les compléter: il a ajouté plus d'un détail heureux, introduit plus d'une liaison excellente. Enfin il a lui aussi à sa façon donné une conclusion au poème*" (S. 431 f.). Da wir in Heinrichs Gedicht einige Zutaten finden, die zweifellos dem deutschen Verfasser gehören, im ganzen etwa 342 Verse, so scheint es durchaus glaubhaft, daß er auch sonst seiner Vorlage freier gegenüberstand und sich nicht auf das Amt des Übersetzers beschränkte. Foulets Auffassung bereichert die deutsche und die französische Literaturgeschichte und befreit uns von leeren Einbildungen.

Im 20. Kapitel erörtert Foulet die außerordentliche Beliebtheit, die der Renard in allen Kreisen des französischen Volkes genoß. Viele dieser Anspielungen sind mit Unrecht auf die vorliterarische volkstümliche Überlieferung der Tiersage bezogen worden, sie beweisen vielmehr nur, daß die Dichtung wirklich volkstümlich wurde. Im 21. Kapitel wird das Verhältnis des Renard zur Volkskunde untersucht mit dem Ergebnis, daß sogar die Tiermärchen der neueren Sammlungen ihren letzten Ursprung im Roman de Renard haben. „*Nous avons la conviction, et parfois la certitude, qu'en nombre des cas on a voulu expliquer la formation des branches de Renard par des contes modernes qui dérivaient de ces branches même*" (S. 563). Die Beweise hierfür will Foulet in einer späteren Schrift erbringen. Soviel scheint allerdings sicher, daß die mittelalterlichen Zeugnisse für eine angebliche Tiersage außerhalb der Literaturdenkmäler hinfällig sind.

Der Grundgedanke des Buches ist in den Vorbemerkungen zum ersten Kapitel ausgesprochen: „*le Roman de Renard, a-t-on dit, sort de la foule et non des livres. Nous chercherons à prouver qu'il sort des livres, mais que c'est la foule qui en a fait le succès*". Schon der Blick auf Willems Reinaert und auf den Reineke Voss genügt, um die Richtigkeit dieser Ansicht vor Augen zu führen: ein echt niederdeutsches Volksbuch von durchaus literarischem, französischem Ursprung.

Die Herkunft der Branchen und das Verhältnis des mhd. Reinhart zu seinen Vorlagen scheint mir durch Foulets überzeugende, die Gegengründe sorgsam abwägende Untersuchung erwiesen. Der Ysengrimus des Nivardus und die Fabeln, also Werke um die Mitte des 12. Jahrhunderts bilden die Grundlagen der so erfolgreichen französischen Romandichtung. Die Tiernamen und somit die wichtige Individualisierung der Träger der Handlung sind allerdings, wenigstens für den Wolf bereits 1112 durch Guibert de Nogent bezeugt. Die Namengebung an und für sich beweist keineswegs volkstümliche mündliche Überlieferung, sie kann ebensogut von Klerikern herrühren, also literarischen Ursprung haben. An Renard und Isengrin schlossen sich bald und leicht die andern Namen an.

Die Geschichte des Renardromanes ist von Foulet einwandfrei unter neue Gesichtspunkte gestellt worden. Zur Bekräftigung der Ergebnisse wird nun freilich auch die Geschichte der vorausgehenden lateinischen Tierdichtung, insbesondere des Ysengrimus aufs neue untersucht werden müssen. Denn auch hier spielte bisher die sog. Tiersage, d. h. die vorliterarische mündliche Überlieferung eine allzu wesentliche Rolle, während sie vielleicht ganz auszuschalten ist. Foulets Verdienst bleibt es jedenfalls, die Denkmäler der Renarddichtung in neue Beleuchtung gerückt zu haben. Unser Blick muß auf die wirkliche literarische Überlieferung gerichtet werden, um den Zusammenhang der

Denkmäler unter einander zu erkennen und nicht ins Grundlose und Eingebildete sich zu verlieren. Pierre de Saint-Cloud ist ein Name, den wir künftig neben den des Kristian von Troyes, des Schöpfers des Artusromanes, oder neben den unbekannten Verfasser des Eneasromanes und neben Beneeit de Sainte Maure, den Urheber des Trojaromanes zu stellen haben. Im Hinblick auf die lateinischen Kenntnisse des Pierre ist es von Bedeutung, daß sein Name auch im Alexanderroman genannt wird. Doch ist es auch Foulet nicht gelungen, uns über die etwas rätselhaften und dunkeln Beziehungen des Pierre zum Alexander aufzuklären.

Rostock. WOLFGANG GOLTHER.

Schuwerack, Josef. *Charakteristik der Personen in der altfranzösischen Chançun de Guillelme.* Ein Beitrag zur Kenntnis der poetischen Technik der ältesten chansons de geste. Halle, Max Niemeyer 1913. XVIII + 138 S. [Romanistische Arbeiten I, hg. von Carl Voretzsch.]

Das Buch Schuweracks erscheint als erster Band der Romanistischen Arbeiten und enthält ein kurzes Vorwort, in dem der Hg. auf Zweck und Ziel der R. Arbeiten hinweist. Sie sollen Beiträge zur geistigen Entwicklungsgeschichte der romanischen Völker liefern und umfänglichere Untersuchungen von allgemeinerem Interesse bringen. Das Thema ist wohl geeignet, diesen Zweck zu erfüllen. Es handelt von einem Gebiete der altfranzösischen Volksdichtung, das allgemeinste Beachtung verdient. Die *Chançun de Guillelme* gehört zu den ältesten und bedeutsamsten Heldenliedern und steht, obwohl erst 1903 entdeckt, schon heute im Mittelpunkte der epischen Forschung. Das Lied nimmt eine einzigartige Stellung unter den Epen ein; denn es zeigt eine alte, formelhafte, z. T. balladenartige Sprache und endigt die Laissen mit einem weiblichen, viersilbigen Refrain, der einen Wochentag bezeichnet. Die Motive der Erzählung sind sehr alt und in den jüngeren Epen immer wieder benutzt; der Kern des Liedes aber ist historisch und geht auf ein Ereignis im IX. Jh. zurück. Der Aufbau weist bedeutende Fehler auf, die für die Entwicklung der Epen im allgemeinen charakteristisch zu sein scheinen. Eine Untersuchung des Liedes in dieser Richtung wird durch die zahlreichen Parallelstellen und ähnlichen Szenen erleichtert und verspricht umso mehr Erfolg, als der Dichter sich nicht sonderlich bemüht hat, die Art und Weise des Aufbaus zu verhüllen, sondern offenbar seine ganze Kraft auf die Schilderung der Situationen und die der wenigen Personen verwandte. Er zeigt keine hohe, bewußte Kunst, aber doch talentvolles Können und Freude und Liebe am Stoff. Es geht

ein gesundes, männliches, warmes Empfinden durch das Lied, und es finden sich wahrhaft schöne Stellen ergreifenden Heldenmutes, treuer Freundschaft und Liebe — und auch echten Humors. — Das Lied steht selbständig neben den Liedern der andern Sagenkreise und ist vor allem nicht vom Rolandsliede beeinflußt, wie das jüngere Wilhelmslied Covenant-Aliscans. Es hat seine eigene Entwicklung, und man unterscheidet in der Hs. das eigentliche Wilhelmslied (Vs. 1—1983) deutlich von der jüngern Fortsetzung, dem Rainoart. Am Wilhelmsliede hat die Kritik drei Bestandteile erkannt: die Tedbaltepisode, das eigentliche alte Vivienlied und dessen Fortsetzung, die beiden Wilhelmsschlachten auf dem Archamp.

Schuwerack hat sich eine schöne, dankbare Aufgabe gestellt und sie auch gewissenhaft durchgeführt. Er schreibt frisch und mit Wärme, und man folgt gern seinen wohlüberlegten Ausführungen. Er zieht die verwandten Lieder ausgiebig heran und berücksichtigt die ungefähr gleichaltrigen und gleichbedeutsamen Lieder, vor allem das Rolandslied. Seine Arbeit zerfällt in zwei Hauptteile: Charakteristik der Personen (Vivien, Wilhelm, Girart, Guischart, Gui, Tedbalt, Esturmi, Deramé, Guiburc, Nebenpersonen, Personen der Chanson de Rainoart. S. 1—85) und poetische Technik in der Chançun de Guillelme (A. Allgemeine Technik, d. i. Technik der Anlage, Technik der Schilderung, stilistische Technik im eigentlichen Sinne [Art der Sprache, stilistische Form im einzelnen]. B. Technik der Charakterzeichnung [die Personen im allgemeinen, Darstellung der Eigenschaften durch den Dichter selbst, dann durch Reden und Handeln der Personen, Charakteristik des Psychischen]. S. 86—123.) S. I—XVIII enthalten Inhaltsübersicht, Vorwort, Literaturangaben und Einleitung, S. 124—138 Schlußbetrachtungen über die *Ch.* an sich, über die *Ch.* im Vergleich mit andern Epen und Gesamturteil über den künstlerischen Wert der *Ch.* — Es gibt bis jetzt nur wenige ähnliche Arbeiten und keine, die so umfassend angelegt ist. Schuwerack will vor allem die poetische Technik schildern. Die Charakteristik der Personen ist deshalb für ihn nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Sie liefert ihm ‚das Material, auf welches sich die Beurteilung der poetischen Technik des Dichters stützen soll' (S. V), denn ‚die Kunst des Dichters offenbart sich in der poetischen Technik seines Werkes, deren wichtigste Seite im Epos die Charakteristik der handelnden Personen ist' (S. XVII). Der Titel des Buches ist demnach nicht gut gewählt. Gerade das Hauptthema ist in den Untertitel mit eingeschlossen und fehlt im Haupttitel. Die Anlage i. g. ist zweckentsprechend und der Stoff gut durchgearbeitet. Doch will es auch mir scheinen, daß Schuwerack in seiner Begeisterung für das Thema manchmal zu viel aus den formelhaften Wendungen und aus den Gegensätzen der

Situationen und Handlungen für seine Charakteristiken herausliest und auch zu sehr nach modernem Empfinden urteilt.[1]) Er betrachtet Dichter und Technik zu einseitig unter dem Gesichtspunkt der Charakterzeichnung und legt zu wenig Nachdruck auf die eigenartige Weise des Aufbaus der *Ch.* Ein näheres Eingehen auf die Gründe dieser Eigenart und auf Vergleiche mit Aufbau wie auch Verskunst und Stil[2]) des *Roland* hätte sehr viel Wertvolles für Charakteristik und poetische Technik der *Ch.* liefern können. Schuwerack führt die allgemeingültigen Sätze an, daß ähnliche Situationen durch die gleichen oder durch leicht veränderte Wendungen im Epos wiedergegeben werden; aber er beachtet nicht genügend die Folgen für die Charakterzeichnung der Personen, die in älteren und ähnlichen jüngeren Situationen zugleich auftreten. Er fragt nicht, welche Veränderungen an dem Charakter einer Person durch die neuen Verhältnisse, in die die Person kommt, vor sich gehen konnten, und inwieweit der Dichter es verstanden hat, den Charakter in den neuen Situationen folgerichtig weiter zu entwickeln. Schuwerack stellt nur die Verschiedenheiten fest und nimmt bei tiefgreifenden Veränderungen zwei Dichter an, anstatt zu versuchen, diese Veränderungen aus den Verhältnissen zu erklären und vielleicht dem Unvermögen des Dichters in Rechnung zu setzen, heterogene Vorlagen geschickt zu vereinen. Das treffendste Beispiel bietet der Charakter Wilhelms. Wenden wir uns ihm kurz zu. Im ersten Abschnitt des Liedes tritt Wilhelm nicht handelnd auf, wird aber durch die Reden der Personen als Ideal der ganzen christlichen Ritterschaft gepriesen. Im zweiten Abschnitt ‚ist Wilhelms Tapferkeit durchaus ungleichmäßig', und die Schilderung des Charakters weicht zuweilen beträchtlich von der im ersten Teil skizzierten ab. Es ist dem Dichter ‚nicht in dem Maße wie bei Vivien gelungen, in Wilhelm, dem erklärten Beschützer und Vorkämpfer der Christenheit, das Ideal eines christlichen Ritters darzustellen. Es ist daher wohl schon jetzt die Vermutung berechtigt, daß die beiden Teile nicht einen einzigen Autor haben' (S. 26—33). So z. B. schreit Wilhelm in der zweiten Wilhelmsschlacht nach dem kleinen 15 jährigen Gui um Hilfe und wird durch Guis Tapferkeit aus Todesnot gerettet (S. 27). — Diese Lage ist für Wilhelm in der Tat beschämend, aber der Dichter findet ja ganz andere Worte für Wilhelms Verhalten im selben Kampfe noch unmittelbar vorher: Da wehrt sich Wilhelm allein gegen die Übermacht der Feinde in der tapfersten Weise, wie nur Vivien, und erschlägt 60 Heiden beim ersten Anlauf. Ist nun der Gegensatz geschaffen, um Wilhelm zu erniedrigen, ist er als bittere

[1]) Vgl. die Anzeige des Buches durch Hoepffner in der *Zs. f. rom. Ph. 38*, 1914, S. 255.

[2]) Eine derartige Arbeit liegt uns jetzt in der Abhandlungsreihe Mildred K. Pope's vor: *Four chansons de geste: A study in Old French Epic Versification, Mod. Lang. Review* VIII, 1913. S. 352—367.

,Satire auf die Heldenhaftigkeit des Beschützers der Christenheit' (S. 27) anzusehen? Ich glaube es nicht. Er ist m. E. überhaupt nicht beabsichtigt, sondern er beruht einzig auf der Ungeschicklichkeit in Vereinigung der Vorlagen, die der Dichter zum Aufbau seines Liedes benutzte. Hier ist Viviens Kampf nachgebildet. Wilhelm kämpft heldenhaft allein, wie Vivien ,und sollte gleich diesem fallen, aber er muß nach dem Plane des Dichters am Leben bleiben und König Deramé besiegen (s. vor allem die einleitenden Verse der *Ch.*) — und wird so von Gui gerettet. — An anderer Stelle ist Wilhelm der zögernde Heeresführer, der von Guiborc zum Feldzug gedrängt wird; oder er ist der Flüchtling und Botschafter an Guiborc. Überall aber hat der Dichter wenig Kunst gezeigt, diese Motive gut zu verarbeiten und für seinen Wilhelm zu verwerten. Ganz anderes Geschick, wirkliche Kunst, verrät hierin der *Roland*, wie wir später sehen werden. Schuwerack beachtet zu wenig, daß der Dichter seinen Wilhelm des ersten Teiles in die Handlung des zweiten Teiles erst einführen muß; auch hat Schuwerack sich Plan und Haupthandlung nicht genügend vergegenwärtigt. Denn die beiden Feldzüge Wilhelms sind Hilfe- und Rachezüge. Wilhelm führt sie aus, aber Guiborc ist die treibende Kraft, sie ist Hauptträger der Handlung; Wilhelm ist in die zweite Stelle gedrängt. Schuwerack nähert sich dieser Auffassung S. 27: ,Fürsorgliche Ausschau in die Zukunft überläßt er Guiborc.' Oder S. 106: ,Guiborc ist die indirekte Ursache zur dritten Schlacht'. Deshalb nun scheint der Wilhelm des zweiten Teiles so viel weniger dem des ersten zu entsprechen. Im ersten Teile zeigt uns der Dichter die hohe Wertschätzung, deren sich Wilhelm erfreut, im zweiten läßt er Wilhelm auftreten und siegen. Der Wilhelm des ersten Teiles ist die Vorlage, der des zweiten die Nachzeichnung von Wilhelms Charakterbild. Die Verschiedenheiten sind auf Rechnung des einen Dichters zu setzen. Sie zeigen uns, wie wenig er es verstanden oder sich bemüht hat, mit dem gegebenen Material die Vorlage nachzuzeichnen. Seine Kunst liegt auf ganz anderem Gebiete. Er versteht es, Situationen auszumalen, Charaktere zu zeichnen und Seelenzustände zu schildern. Ungeschicklichkeiten, ja selbst Unwahrscheinlichkeiten im Aufbau und Ausdruck laufen ihm dabei zahlreich unter und beeinträchtigen das Gesamtbild. — In einer besonderen Abhandlung werde ich Erläuterungen zu Schuweracks Arbeit geben und dabei auf diese und die damit zusammenhängenden Fragen eingehen. Hier folgen noch zwei kürzere Anmerkungen.

S. 82 Anm. setzt Schuwerack die Zerstörung der feindlichen Schiffe durch Rainoart zwischen Vs. 3078 und 3079 an. Die Verse 3147—48 und 3336 bestätigen das. Nach *Aliscans* , Vs. 5341—43, ist diese Begebenheit hinter Vs. 3021 anzunehmen. In *Aliscans* handelt es sich um die Zerstörung nur eines Schiffes, in dem alle Grafen gefangen gehalten werden. Im *Rainoart* ist Bertran im

ersten Schiffe, die vier übrigen Grafen befinden sich in einem zweiten.

S. 90 bespricht Schuwerack die Rüstungsschilderungen. Er sagt, im *Cov.* würde die Herkunft der Rüstungsgegenstände überhaupt nicht angegeben. Ich finde die Herkunft eines sehr wichtigen Stückes, nämlich von Girarts Schild, wenigstens angedeutet. Vs. 896: *Pant a son col une targe voltie-C'a .j. paien ot do suen esragie; — Sarrasin sanble molt bien a sa devise.* Vgl. dazu nun *Aliscans*, Vs. 2013—21, wo die ganz entsprechenden Verse über Wilhelms Rüstung heißen: *En son dos a une broigne jetee, — Cele au paien, qu'il ocist en la pree, — Molt par est rice, de fin or est safree. — Quant li quens l'ost vestue et endossee, . . . C'est Aerofle des puis de Valfondee, — A qui li quens ot la teste copee.* Also Wilh. besitzt den Schild des Aerofle und wird für den Sarazenenkönig Aerofle gehalten. In *Rainoart-Aliscans* hat Wilh. Alderufe getötet; nach der *Ch.* aber fiel Alderufe durch V., und V. schenkte den Schild Wilh., dieser Tedbalt, von dem ihn Girart eroberte. Eine Erinnerung an Tedbalts Schild, den die Feinde erkennen, weist Vs. 7442 in *Aliscans* auf. Hier erkennen die Heiden ganz ebenso Rainoarts Schild (darüber später).

Im *Cov.* trägt nicht nur Wilh.s Roß den Namen *Baucent* (1725), sondern noch V.s Roß den Namen *Burgalé* (876, Var. *Burgigal*, *Burgalant*). Im *Folque de Candie* reitet Esclanz d'Urbesse das Pferd *Bregegal* (2731, Var. *Berengaul*, *Brigal*).

Die Arbeit Schuweracks ist übersichtlich angeordnet, klar und frisch geschrieben; sie verdient Anerkennung. Die *Ch.* ist jedoch nicht genügend aus sich selbst heraus erklärt. Verf. legt zu sehr die Maße der bisherigen kritischen Ergebnisse und des modernen Empfindens an. Er beschäftigt sich zu wenig mit der Verarbeitung der einzelnen Motive, mit dem Aufbau des Liedes, und sein Urteil über Charakteristik der Personen und poetische Technik in der *Ch.* ist vor allem in dieser Richtung zu ergänzen.

Breslau. W. SCHULZ.

Blaise de Monluc, *Commentaires.* Edition critique publiée et annotée par Paul Courteault. II. 1553—1563. Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire. Paris, Auguste Picard. 1914. 587 S. S.

Zum ersten Band vgl. diese *Zeitschr.* 41[2], S. 47/48. Auch der zweite Band, der das 3., 4. und 5. Buch der *Commentaires* umfaßt, zeichnet sich durch Sorgfalt aus. Allerdings ist sich Courteault in der Textgestaltung nicht immer konsequent geblieben. Er druckt in buntem Wechsel *colonel* (S. 21), *collonnel* (S. 23), *colonnel* (S. 24), ebenso *asarder* (S. 14) und *hazarder* (S. 49, 51). S. 281 stehen *envoyarent* und *donnarent* neben *sauvèrent*, desgl. S. 358

envoyarent neben *trouvèrent*, S. 399 *tirarent* neben *demandèrent*, usw. S. 50 schreibt Courteault *guérit*, während sonst *guérist* steht. Gegen die Zeitfolge verstößt S. 46 *despeche*, wofür *despecha* (vergl. Anm.) zu setzen wäre.

Druckfehler sind S. 5 ('*le* plus belle escolle'), S. 184 Anm. 1 und S. 268 Anm. a stehen geblieben.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Correspondance de Montesquieu, publiée par François Gebelin avec la collaboration de M. André Morize. Paris, librairie ancienne Honoré Champion, 1914. I. (XXIV—448 S. S.), II. (657 S. S.).

In Bordeaux hat neben der Erforschung Montaignes die Erforschung Montesquieus eine Heimstätte gefunden. Seitdem sich vor bald fünfundzwanzig Jahren die Familie Montesquieus zur Herausgabe seiner unveröffentlichten Werke entschlossen hat, liegt schon eine stattliche Reihe von Bänden vor: *Deux opuscules de Montesquieu*, publiés par *le Baron de Montesquieu* (Bordeaux-Paris 1891), *Mélanges inédits de Montesquieu*, publiés par *le Baron de Montesquieu* (Bordeaux-Paris 1892), *Voyages de Montesquieu*, publiés par *le Baron Albert de Montesquieu*. (Bordeaux-Paris 1894/96. 2 Bände), *Pensées et fragments inédits de Montesquieu*, publiés par *le Baron Gaston de Montesquieu* (Bordeaux-Paris 1899/1901. 2 Bände), *Montesquieu*, *Histoire véritable*, publiée d'après un nouveau document, avec une introduction et des notes par *L. de Bordes de Fortage* (Bordeaux 1902).

Die jetzt neu veröffentlichte zweibändige Korrespondenz soll die verdienstvolle Sammlung abschließen.

Die Aufgabe, den Text der Korrespondenz Montesquieus herzustellen, war nicht leicht, wenn man bedenkt, wie oft Montesquieu strich und änderte, und zwar nicht immer in dem Bestreben zu bessern, sondern vielfach aus reiner Zerstreutheit. Zur Ehre der Herausgeber muß es gesagt werden, daß sie ihre schwierige Aufgabe mit Geschick gelöst haben. Wie die früheren Veröffentlichungen der gleichen Sammlung machen auch die beiden Bände der *Correspondance* einen sehr sauberen und günstigen Eindruck.

Es hat einen eigentümlichen Reiz, wenn man Montesquieu, den man sonst nur in hohen Gedankensphären zu finden gewohnt ist, sich mit alltäglichen Dingen, wie dem Verkauf von Kühen oder der Beitreibung rückständiger Zahlungen befassen sieht (I. S. 8, nr. 6). Die Bewirtschaftung seiner Güter macht ihm mancherlei zu schaffen. Er alteriert sich, wenn er seinen Wein schlecht verkauft (I. S. 46, nr. 30). Zwischendurch wieder sehen wir ihn, den gemessenen président à mortier, den charmanten Liebhaber spielen (I. S. 145, nr. 113; I. S. 253, nr. 204; I. S. 254, nr. 205;

I. S. 254, nr. 206, usw.) und in wenig ernstgemeinten Versen sein Glück versuchen (I S. 6, nr. 3; I. S. 62, nr. 46, usw.)

Montesquieus Briefe sind zugleich als Zeugnisse über die zeitgeschichtlichen Zustände und Begebenheiten von Wert. Da erschließen sich manche lehrreiche Einblicke in das Leben und Treiben am Hof (I. S. 59, nr. 42) und in die gesellschaftlichen Verhältnisse in Frankreich unter dem ancien régime (I. S. 35, nr. 26 usw.). Auch das Ausland, das er Jahre hindurch bereist hat, wird für ihn zu einem ergiebigen Beobachtungsfeld. Man merkt überall, wie er aus persönlicher Anschauung heraus schreibt und urteilt. Angemerkt sei in diesem Zusammenhang eine für die äußere Geschichte der französischen Sprache interessante Bemerkung über die Verbreitung des Französischen in Wien (I. S. 217, nr. 179).

Je länger man in Montesquieus Briefen liest, umso deutlicher nimmt man wahr, wie seine innersten Gedanken seinen literarischen Neigungen und Arbeiten gehören. Eine ganze Reihe von Briefen lassen erkennen, daß seine Beziehungen zu Madame de Lambert und ihrem Kreis enger waren, als man m. W. bisher angenommen hat. Ferner kann man auf Schritt und Tritt beobachten, wie er in regem Gedankenaustausch mit Freunden und Bekannten seine eigenen Ansichten zu klären sucht. Zunächst machen ihm die *Considérations* Kopfzerbrechen, dann dreht sich alles um das Werk seines Lebens, den *Esprit des lois*. An Hand seiner Briefe läßt sich in kleinen und einzelnen Zügen die Entstehung des *Esprit des lois* verfolgen. Wir hören von den Fortschritten, die das Werk macht (I. S. 365, nr. 288), von den Verbesserungen, die er auf einen brieflich erteilten Rat hin vornimmt (II. S. 25, nr. 364) oder unberücksichtigt läßt (II. S. 35, nr. 369). Namentlich erfahren wir Ausführliches über die Drucklegung des *Esprit des lois* und die vielfachen Schwierigkeiten, mit denen diese schon um deswillen verknüpft war, als Montesquieu gern noch im letzten Augenblick änderte. Auch nachdem der *Esprit des lois* schon fertig vorlag, ist er immer noch bestrebt zu bessern (II. S. 263 ff., nr. 497).

Nicht weniger zahlreich sind die Briefe, in denen Montesquieu nach dem Erscheinen des *Esprit des lois* Lobeserhebungen entgegennimmt und z. T. auch einer Antwort würdigt, und schließlich die Briefe, in denen er zu der immer erregteren Polemik gegen sein Werk Stellung nimmt. Klarer als wir es schon aus anderen Zeugnissen wissen, ersehen wir hier, wie viel ihm doch die gehässigen Angriffe auf sein Werk zu schaffen gemacht haben, ohne daß sie ihn zu erschüttern vermochten. Jn seinem Briefwechsel treten so manche Einzelargumente, die in der *Défense de l'Esprit des lois* ihren Platz finden sollten, zuerst ans Tageslicht.

Natürlich kommen auch Schattenseiten in dem Bild zum Vorschein, das die Briefe von ihrem Schreiber und seinen innersten

Gedanken enthüllen. Viel Geist und noch mehr Raisonnement steckt in ihnen, aber gerade nicht viel Herzlichkeit. Von dem Voltaireschen Fehler, andere zu schmähen, um dann bei gegebener Gelegenheit zu gewissenloser Lobhudelei zu greifen, ist auch Montesquieu nicht ganz freizusprechen. Von Friedrich dem Großen entwirft er in einem Brief an den Präsidenten Barbot vom 2. Februar 1742 (I. S. 364 ff., nr. 288) eine wenig liebenswürdige Charakteristik; er nennt ihn ‚*le plus grand fou qui fût jamais*‘. Als ihn dann aber vier Jahre später die Berliner Akademie zu ihrem Mitgliede wählte, erdreistet er sich in einem Brief vom 25. November 1746 an Maupertuis, dem er diese Ehrung verdankte, zu schreiben: ‚*Si vous pouvez dans quelque conversation parler au roi* (gemeint ist Friedrich der Große) *de ma reconnaissance, et que cela soit à propos, je vous prie de le faire. Je ne puis offrir à ce grand prince que de l'admiration, et en cela même je n'ai rien qui puisse presque me distinguer des autres hommes.*‘ (I. S. 425, nr. 339).

Marburg i. H. KURT GLASER.

Abry, E., C. Audic, P. Crouzet. *Histoire illustrée de la Littérature Française.* Précis méthodique. 324 Illustrations. 2e Édition revue et corrigée (40e Mille). Paris, Henri Didier. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1913. XII + 664 S. In Leinwand geb. 4.50 Mk.

Drei Schulmänner haben diese eigenartige Literaturgeschichte verfaßt, die zunächst für französische Mittelschulen bestimmt ist, aber auch im Auslande willkommen sein wird. Freilich wird sie bei uns kaum als Schulbuch Eingang finden, da keine unserer Mittelschulgattungen dem Französischen Zeit genug widmet, um auch nur annähernd eine solche Fülle des Stoffes zu bewältigen, wie sie hier geboten wird. Doch kann sie als Hilfs- und Nachschlagebuch jedem, der sich mit dem französischen Schrifttum beschäftigt, wertvolle Dienste leisten.

Die Verfasser haben sich bemüht, ein Mindestmaß an Werturteilen und ein Höchstmaß an urkundlichen Belegen zu geben. Darin beruht die wertvolle Eigenart des Buches. Es ist zweifellos ein Erziehungsfehler, jungen Menschen fertige Werturteile über Dinge, die sie nicht selbst kennen, zu übermitteln. Man erzieht dadurch zu Scheinwissen, Denkfaulheit und Überhebung. Und doch bieten die meisten auf unsern Schulen eingeführten Literaturgeschichten nicht viel mehr als Werturteile. Es ist daher ein Verdienst, solche Urteile, ohne die wir wohl kaum auskommen können, soweit wie möglich zu beschränken. Nur ein geringer Teil der Werke, die in einer Literaturgeschichte behandelt werden, kann den meisten Laien aus eigner Anschauung bekannt sein, ein verschwindend geringer natürlich erst recht den Schülern,

die Literaturgeschichte treiben. Da stellt sich von selbst die Aufgabe für ein solches Buch, einzuführen, zu erläutern, Verständnis zu erwecken. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, dieses Ziel durch möglichst lebendige Anschauung zu erreichen: 324 Wiedergaben von Bildern, die fast alle der Zeit entstammen, die sie erläutern sollen. Bildnisse der Dichter, Titelblätter von Erstausgaben, Handschriften, Geburts-, Wohnhäuser und Sterbezimmer, Schlösser, Gesellschaften in den Salons der Zeit, Parks, Spottbilder, Schauspieler in berühmten Rollen, Bühnenbilder, Trachten, Städtebilder usw. in buntester Folge und erstaunlicher Menge, alle wissenschaftlich wertvoll, gut erklärt, zu einem großen Teil zum erstenmal veröffentlicht. Die Findigkeit der Verfasser ist zu bewundern. Die Literaturgeschichte verliert auf diese Weise, soweit es überhaupt möglich ist, ihre begriffliche Blässe und wird zum lebendigen Erlebnis. Der Lernende wird zum Zeitgenossen der Vergangenheit, wie die Vorrede treffend bemerkt.

Auch der Wortlaut ist darauf eingestellt, soviel wie möglich Tatsachen zu geben. Jedes Zeitalter wird zuerst nach seinen wesentlichsten Eigenschaften, seinen gesellschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen geschildert, ehe die einzelnen Dichter hineingestellt werden. In jedem Kapitel wird, soweit möglich, dieselbe Reihenfolge der Einteilungsgründe eingehalten: *Vie*, *caractère*, *théories littéraires*, *étude de l'œuvre*, *étude de l'art*. Jeder dieser Abschnitte hat wieder eine meist sehr große Zahl von sehr kleinen Unterabteilungen, die alle durch den Druck besonders hervorgehoben sind. Das gibt dem Buch eine große Übersichtlichkeit. Freilich liegt hier auch sein Mangel. Es ist mir trotz redlicher Bemühung nicht möglich gewesen, es fortlaufend zu lesen, und ich glaube, so wird es auch anderen gehen. Man muß mehr darin blättern, nachschlagen, lernen, als darin lesen. Es ist mehr ein Plan zu einem Buch als ein wirkliches Buch. Der den meisten Franzosen und besonders den Schulmännern unter ihnen eigene Trieb zur Klarheit, zur Schärfe der Begriffsbestimmung, zum Zergliedern und Auflösen hat sich hier bis zum Übermaß ausgelebt. Man hat zu viele Teile in der Hand, und es gehört meines Erachtens ein ungewöhnlich umfassender Verstand dazu, um aus ihnen ein fest umrissenes Gesamtbild einer Persönlichkeit zusammen zu setzen. Gerade bei einem Menschen, und besonders bei einem Künstler, ist das Ganze mehr als die Summe seiner Teile. Uns Deutschen liegt es im allgemeinen mehr, ein künstlerisch erfaßtes Gesamtbild eines Menschen gestaltet zu sehen, als einen in Begriffe zerrissenen Plan dazu. Uns fehlt zu der in ihrer Art glänzenden Analyse des Buches die schöpferische Synthese.

Da diese Literaturgeschichte nicht wissenschaftlichen Zwecken dienen soll, so beschränkt sie sich mit Recht auf feststehende

Ergebnisse, die alle gut begründet sind. Auch die Einführungen in einzelne Werke und die Erläuterungen zu ihnen zeugen von gründlicher Sachlichkeit. Die Quellennachweise sind möglichst so gegeben, daß man sich jeder beliebigen Ausgabe bedienen kann. Dankenswert ist der Hinweis auf ergänzenden Lesestoff am Ende jedes Abschnittes.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Brunetière, Ferdinand. *Histoire de la littérature française classique* (1515—1830). *Tome premier, De Marot à Montaigne* (1515—1595), in 8⁰ IV + 638 S s. d.; *Tome second, Le dix-huitième siècle*, in 8⁰ VI + 652 S. s. d.; *Tome troisième, Le dix-huitième siècle*, in 8⁰ IX + 608 S. s. d. Paris, Librairie Ch. Delagrave. Preis jedes Bandes 7,50 fr.

In dem Hauptteile seines rühmlichst bekannten „*Manuel de l'histoire de la littérature française*" (Paris 1898) hatte Brunetière versucht, in gedrängter Form die allmähliche Herausbildung des klassischen Ideals in Frankreich darzustellen. Gegen Ende seines Lebens war er darangegangen, die kurzen Ausführungen des *Manuel* in einer erweiterten Form, ausführlicher, vorzutragen. Leider sollte er dieses Werk, die Geschichte der klassischen französischen Literatur, nicht selbst zum letzten Abschluß bringen dürfen. Über der Drucklegung des ersten Bandes ist er gestorben. Doch mit Hülfe der peinlichst genauen Manuskripte Brunetières für seine Vorlesungen an der École normale supérieure, sowie unter Verwertung der Kollegheft einiger Schüler haben Freunde und Mitarbeiter des Verstorbenen, die Herren Michaut, Chérel und Doumic die Veröffentlichung seines Nachlasses unternommen und einen Text hergestellt, der nach Doumics Versicherung so getreulich wie möglich wiedergibt „*la pensée du maître et la forme qu'il lui aurait donnée.*" Eine völlige Sicherheit, Brunetières Gedanken und seine Formgebung in diesem hinterlassenen Werke restlos vorzufinden, hat also der Leser naturgemäß nicht. Doch werden die Abweichungen von dem idealen Text Brunetières aller Wahrscheinlichkeit nach so verschwindend klein sein, daß sie praktisch nicht ins Gewicht fallen dürften und daß demnach das Werk wirklich als das literarische Testament Brunetières zu betrachten ist.

Die „*Histoire de la littérature française classique*" ist nicht etwa nur eine dem Plane und den Ideen genau folgende, erweiterte und vertiefte Bearbeitung des *Manuel*, sondern sie weicht in Anordnung des Stoffes, in Auffassungen und Tendenzen bei manchen Gelegenheiten in nicht unerheblicher Weise von dem früheren Werke ab.

Ein Vergleich der Disposition im *Manuel* mit der in der Literaturgeschichte beabsichtigten Einteilung zeigt schon den Mangel an Übereinstimmung in der Formulierung der leitenden Gesichtspunkte.

Das hier allein in Frage kommende zweite Buch des *Manuel* betitelt sich „*L'âge classique*". Es zerfällt in die Kapitel:

1. *La formation de l'idéal classique* (1498—1610),
2. *La nationalisation de la littérature* (1610—1722),
3. *La déformation de l'idéal classique* (1720—1801).

Die Literaturgeschichte sollte sich in die fünf folgenden Teile gliedern:

1. *De Marot a Montaigne* (1515—1595),
2. *La crise de la préciosité* (1595—1660),
3. *L'âge classique* (1660—1695),
4. *La querelle des anciens et modernes* (1695—1750),
5. *De Rousseau à Victor Hugo* (1750—1830).

Die Disposition im *Manuel* ist kurz und klar. Am Anfang steht die *formation*, am Ende die *déformation* des klassischen Ideals. In der Mitte würde man allerdings gern eine Formulierung sehen, welche den Begriff des auf den Höhepunkt seiner Vollendung geführten klassischen Ideals zum Ausdruck brächte, aber es wird doch wenigstens sogleich ersichtlich, daß die Prägung „*nationalisation de la littérature*" diese Forderung befriedigen soll.

Dagegen ist die Disposition der Literaturgeschichte nicht die Gliederung eines klar erkannten Ganzen in seine organischen Bestandteile. Es fehlt ihr die innere Struktur, die einzelnen Teile fallen auseinander, bezeichnen nicht historisch aufeinander- oder auseinanderfolgende Entwicklungsphasen, gliedern das eine Mal nach Namen, deren innere Beziehungen zueinander — wenigstens in dem ersten Falle — nicht recht ersichtlich sind, das andere Mal nach kulturellen oder literarischen Strömungen.

Im Mittelpunkt der Disposition steht das Kernstück „*L'âge classique*", ohne nähere Charakterisierung seines begrifflichen Inhaltes.

Die gleiche Bezeichnung also, die im *Manuel* für das gesamte 16., 17., 18. Jahrhundert verwendet wurde, findet sich in der Geschichte der klassischen Literatur wieder mit der Beschränkung auf einen ziemlich kurzen Abschnitt, auf die Jahre 1660—1695. Brunetière verwendet also in den beiden Werken denselben Ausdruck „*l'âge classique*" in verschiedenem Sinne, das erste Mal für eine Zeit von 300, das zweite Mal von 35 Jahren.

Auch wenn man den zweiten Zeitabschnitt in der Disposition des *Manuel* als die eigentlich klassische Zeit im engeren Sinne gelten läßt, so steht immer noch eine Zeit von über 100 Jahren den 35 Jahren des eigentlichen Klassizismus der Literaturgeschichte gegenüber.

Die hundert Jahre, die klassischen Jahre, waren als die Zeit der Nationalisierung der Literatur gekennzeichnet. Dieser Begriff der Nationalisierung ist aus dem zweiten Werke so gut wie ausgeschieden. Jedenfalls gilt er nicht mehr als das vornehmste Charakteristikum der eigentlichen klassischen Epoche. An seine Stelle ist ein anderer getreten: Klassizismus bedeutet die Wiedererweckung des Naturalismus zwischen 1660 und 1695.

In der Renaissance des Naturalismus erblickt Brunetière das eigentliche künstlerische Merkmal des Klassizismus, ein Merkmal, durch das sich der Klassizismus deutlich von der Literatur vor ihm unterscheidet. Er ist der Ansicht, daß zur Herbeiführung dieses eigentlichen klassischen Zeitalters noch eine ganz besondere Entwicklung in letzter Stunde, eine Art Revolution von entscheidendem Einfluß gewesen sei.

Die Vertreter dieses klassischen Naturalismus oder naturalistischen Klassizismus sind Boileau, Molière, Racine, Lafontaine.

Das Interesse, das die Literaturgeschichte Brunetières beanspruchen darf, liegt nun zum großen Teile in der Art und Weise, wie ihr Verfasser sich bemüht, diesen naturalistischen Charakter des Klassizismus im Gegensatz zu den vorhergehenden Epochen klar zu machen. Der zweite Band steht ganz besonders unter dem Zeichen dieser Aufgabe. Brunetière geht zu Werke mit dem Scharfsinn und der Beredtsamkeit, deren er fähig ist; aber auch mit dem Doktrinarismus und dem Dogmatismus, die in steigendem Maße in seine Kritik Eingang gefunden haben.

Sein Verhältnis zu den Schriftstellern und den Strömungen wird beherrscht von der festen Überzeugung, daß Lehre und Leistung des eigentlich klassischen Zeitalters die Verwirklichung des echtesten und vollkommensten Naturalismus bedeuten. Und er betrachtet nun Menschen, Werke und Zeiten im Verhältnis zu dieser Vollendung und beurteilt sie je nach dem Maße, in dem sie sich ihr nähern oder von ihr entfernen. Alle Eigenschaften, die ihm unklassizistisch erscheinen, sind ebenso viel Fehler, alle anderen, die mit dem Ideal des klassischen Naturalismus sich vertragen, werden zu ebensoviel Vorzügen. So wird er häufig den Eigenwerten der Persönlichkeiten nicht gerecht, er sucht in ihren Werken nicht den künstlerischen Ausdruck ihrer ursprünglichen Eigenart, ihres Wesens, sondern mißt sie nach Forderungen, die sie nicht erfüllen können und auch nicht zu erfüllen brauchen. Dabei ist es nicht so, als ob er blind wäre für die Besonderheiten, für die Werte der einzelnen Persönlichkeiten, durchaus nicht; immer wieder bewährt er die Sicherheit seines Geschmacks, die Feinheit seines ästhetischen Urteilsvermögens, aber immer wieder wird ihm die ästhetische Anschauung getrübt von jener Grundveranlagung seines Geistes, die ihn den klassizistischen Theoretikern wahlverwandt machte. So machen seine

Ausführungen oft einen zwiespältigen Eindruck, indem die treffende Beobachtung im einzelnen Falle wieder schwankend wird in dem nach allgemeinen, prinzipiellen Erwägungen formulierten Endurteil.

In dieser Anzeige soll nicht kritisch Stellung genommen werden zu der These Brunetières im allgemeinen und zu einer Reihe von Einzelheiten seiner Darstellung im besondern. Wenn ich nach dem Kriege wieder zur wissenschaftlichen Arbeit zurückkehren darf, will ich versuchen, meinerseits den Entwicklungsgang des klassischen Ideals in Frankreich zu zeichnen und bei dieser Gelegenheit das Maß von Richtigkeit in Brunetières Darstellung gegen das Maß des Irrtums in ihr aufzuweisen.

Doch wie auch das Endurteil über Brunetières Bewertung des klassischen Ideals und seines Werdegangs ausfallen mag, es bleibt gewiß und es soll in Dankbarkeit anerkannt werden, daß dieses sein letztes Werk in seiner Art ein Meisterwerk ist. Ein Werk, in dem ein überlegener, reifer Geist sein Verhältnis zur Literatur seines Volkes ausdrückt. Die Lektüre dieses Werkes wird von der ersten Seite an eine Diskussion zwischen dem Leser und dem Verfasser. Was Brunetière auch zu sagen hat, immer ist es des Nachdenkens wert, immer strebt er zur Wahrheit hin, sei es durch Erwecken der Zustimmung, sei es durch Aufreizen zum Widerspruch.

Die Lektüre des Buches ist nicht gerade dem Anfänger zu empfehlen, aber wer mit einigen Kenntnissen ausgerüstet ist, wem es Freude macht, immer wieder einzuhalten, nachzudenken, nachzuprüfen, mit dem Verfasser Zwiesprache zu führen, wem es darum zu tun ist, den eigenen kritischen Blick zu schärfen und klar zu sehen in den mannigfachen Problemen der geistigen und künstlerischen Kultur jener Jahrhunderte, der wird aus der Beschäftigung mit dieser Hinterlassenschaft des bedeutenden Mannes reichen Gewinn ziehen.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Bossert, A. *Essais de littérature française et allemande.* Paris, Hachette, 1913. 297 S. 3 fr. 50.

Der Verfasser hat sich bereits durch nahezu ein Dutzend Bücher über deutsche Dichtung und Philosophie bekannt gemacht, von denen fast die Hälfte von der französischen Akademie preisgekrönt worden ist. Die Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter und in der Neuzeit hat er behandelt, Aufsätze und Bände über Goethe, Schiller und viele ihrer Zeitgenossen herausgegeben, Philosophen wie Kant, Schopenhauer, Strauß und Nietzsche gezeichnet. Der vorliegende Band enthält eine Reihe unzusammenhängender Aufsätze über Rahel Levin, Ramond, Goethes Venetianische Epigramme, Godet, Karoline von Günde-

rode, Mörike, Henriette Feuerbach, das österreichische Lustspiel, Hugo von Hofmannsthal, eine Versübersetzung Heines, Auguste Comte u. Cendrillon. Der Verfasser hat sich mit einer für einen Franzosen seltenen Vorurteilslosigkeit in die Seele der verschiedenartigsten deutschen Gestalten zu versetzen gesucht und sie im allgemeinen mit viel Verständnis in ansprechender Form geschildert. Neues wird man jedoch in diesen kurzen Skizzen vergeblich suchen. Sie scheinen vielmehr den Zweck zu verfolgen, einen ziemlich wenig über das deutsche Schrifttum unterrichteten Leserkreis mit einzelnen eigenartigen Erscheinungen unter unseren Dichtern bekannt zu machen. Vielfach handelt es sich auch nur um nachschaffende Besprechungen kürzlich erschienener Werke.

In den Aufsätzen über Goethes Venetianische Epigramme, Mörike und Hofmannsthal sucht Bossert seinen Lesern deutsche Versdichtungen durch Prosaübersetzung nahezubringen. Dabei geht natürlich der Hauptreiz dieser zarten Formschöpfungen unwiederbringlich verloren, und es ist gut, daß wenigstens für die mit der deutschen Sprache vertrauten Leser die deutsche Urform in den Anmerkungen abgedruckt ist. Ein Vers aus Hofmannsthals „*Ödipus und die Sphinx*“ ist mißverständlich übersetzt (S. 232): *dans leurs royales pensées et dans leur gestes de roi*; „*dans*“ muß beide Male gestrichen werden, und „*leur*“ ist Druckfehler für „*leurs*“.

Die Versübersetzung Heines von Pellisson ist, nach den mitgeteilten Proben zu urteilen, gewiß recht geschickt. Sie zeigt aber auch, daß der Schmelz und die Zartheit eines guten Versdichters in einer der deutschen so fremden Sprache, wie es das Französische ist, nicht vollkommen entsprechend wiederzugeben sind. Gerade das Lied in unserem Sinne liegt dem Franzosen nicht.

Der Aufsatz über Ramond ist eine ausführliche Besprechung des auch in dieser *Zeitschrift* XL[1] (S. 215) besprochenen Buches von Reboul. Wertvoller sind die beiden anderen Aufsätze, die sich mit französischen Schriftstellern befassen. Gerade jetzt wird man mit besonderem Anteil den Auszug aus den Briefen *Frédéric* Godets an den Prinzen Friedrich von Preußen, den späteren Kaiser Friedrich III., lesen, besonders die zarten flehenden Briefe, in denen er den einstigen Zögling 1871 um schonende Behandlung Frankreichs bittet. Von der erstaunlichen Einseitigkeit französischen Denkens in nationalen Dingen zeugt z. B. der offenbar auch von Bossert gebilligte Satz Godets (S. 112): *Quant à l'Alsace et à la Lorraine, l'impression générale est aussi que la Prusse ne devrait pas transformer une guerre de défense en une guerre de conquête.* So schreibt der Schweizer Godet 1871!

Während es sich hier nur um einen Bericht über die Herausgabe dieser Briefe durch Godets Sohn handelt, bringt der Aufsatz

über Auguste Comte zum erstenmal große Bruchstücke eines noch unveröffentlichten Briefwechsels des Philosophen mit seinem Schüler Célestin de Blignières. Diese Briefe sind sehr wertvoll. Comte enthüllt in ihnen seine innersten Gedanken. Man spürt überall das heiße Ringen, mit dem er die Tatsachen der Wirklichkeit durch das Denken zu meistern sucht. Es geht dem Positivisten nicht anders als dem Idealisten: die Tatsachen müssen sich dem Denken fügen, nicht umgekehrt. Nur gesteht es sich der Positivist nicht ein. Comtes hochstrebende politischen Pläne hatten keinen Erfolg im Leben, und als auch sein beliebtester Schüler wie alle anderen sich seinem Einfluß zu entziehen scheint schließt er den Briefwechsel mit einem maßlos schroffen Verdammungsurteil gegen ihn und alle anderen „falschen Positivisten“. Die wenigen „Cendrillon“ überschriebenen Seiten beschäftigen sich mit der Geschichte des Aschenbrödelstoffs. Der Aufsatz über das österreichische Lustspiel ist besonders Bauernfeld und Anzengruber gewidmet. Es zeugt nicht von französischer Gründlichkeit, wenn Bossert in der Einleitung dazu (S. 192) behauptet, Schikaneder, von dem nur die „Zauberflöte“ genannt wird, sei einer der Nachahmer Raimunds gewesen. Ferdinand Raimund war 1791, als Mozart bereits die Vertonung der „Zauberflöte“ herausgab, gerade ein Jahr alt, und als Schikaneder 1812 im Alter von 61 Jahren starb, hatte Raimund noch keine Zeile veröffentlicht.

Im ganzen trägt das Buch die üblichen Merkmale eines großen Teils der französischen wissenschaftlichen Schriftstellerei: der Wert der meisten dieser „Versuche“ liegt weniger in dem Sachlichen als in der Form. Der Verfasser macht sich längst Bekanntes zu eigen und prägt es nach seiner Eigenart um. Das Ansprechende dabei ist, daß er alle seine Stoffe wirklich innerlich verarbeitet hat und sich in seinen Gegenstand einzufühlen versteht.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Strauss, Bettina, *La culture française à Francfort au XVIIIe siècle,* (Bibliothèque de littérature comparée publiée sous la direction de MM. J. Bédier, F. Baldensperger, L. Cazamian et F. Hazard). Paris, F. Rieder et Cie. 1914, 8⁰, 292 S. Frcs. 6.

Die Vertiefung vergleichender Literaturstudien durch Kultur- und Sittengeschichte führt notwendig zu Einzeluntersuchungen wie die des Frl. B. Strauß über die französische Kultur in Frankfurt a. M. im 18. Jhdt. War zu jener Zeit der französische Einfluß in Berlin, Leipzig („Klein-Paris“) und andern Mittelpunkten des geistigen Lebens in Deutschland nicht minder stark und wohl sogar noch stärker sichtbar, so empfahl sich die Wahl unserer

Stadt für eine derartige Studie durch die Unabhängigkeit, Eigenart und Lage Frankfurts und durch ihre Bedeutung für die geistige Entwicklung Goethes, der in „Dichtung und Wahrheit“ wiederholt die Beziehungen zu Frankreich berührt und auch sonst gern die Gelegenheit wahrgenommen hat, dessen Einfluß dankbar zu bekennen. War die Aufgabe, welche die Verfasserin sich gestellt, also reizvoll und lohnend, so konnte sie trotz der örtlichen Begrenzung auch Ergebnisse von allgemeiner Bedeutung bringen. Es gab bei einer solchen Arbeit nun allerdings eine Klippe, an der die Verfasserin denn auch nicht ungefährdet vorbeigekommen ist, nämlich die Versuchung, über den äußeren Erscheinungsformen des Lebens das innere Wesen der Menschen, die hier in ihrem geselligen Verkehr, ihren Neigungen und Schwächen geschildert werden, zu unterschätzen oder gar zu übersehen.

Kaum eine zweite Stadt Deutschlands hat in seiner Geschichte eine ähnliche Stellung wie Frankfurt, kaum eine andere hat sich auch jederzeit so darauf besonnen und berufen, ihre Eigenart so bewußt gepflegt[1]). „Wie kann man denn nicht Frankfurter sein!“ ruft noch ein einheimischer Dichter der Jetztzeit aus, nicht ohne gutmütiges Mitleid mit den bloß Zugewanderten denen keine Hoffnung winkt, jemals ihre auswärtige, nicht ausländische, Herkunft vergessen zu sehen. Wie soll es den Bemühungen der Verfasserin da gelingen, die Überzeugung zu festigen oder auch nur vorzubereiten, daß die zahlreiche Bürgerschaft alten Schlags so leicht dem französischen Einfluß, wie er hier geschildert wird, erlegen sei, was doch eine völlige Umkehrung der alten Verhältnisse bedeutet haben würde! Wenn als Höhepunkt dieses Einflusses die Zeit von 1760—1770 angesetzt wird und Goethe bei seiner Rückkehr aus Straßburg „seine Vaterstadt noch unter der unbestrittenen Herrschaft des französischen Geschmacks und Esprit fand“ (S. 166), so muß, sollte man glauben, Frankfurt französischer gewesen sein als Straßburg in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. — Goethe hatte hier im Elsaß nicht nur einen völlig deutschen Umgang *(Dichtung und Wahrheit* III, 11, S. 41 der Cotta'schen Ausg. von 1840, die mir eben zur Hand ist); er war mit seinen Freunden „an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig“ (ebenda III, 11, S. 53). Er hatte sich doch für die Straßburger Hochschule gerade deshalb entschieden, weil er wünschte, sich der französischen Sprache „mit größerer Leichtigkeit zu bedienen . . . ; aber leider sollte ich“, meint er (a. a. O. S. 37), „dort gerade das Umgekehrte von meinen Hoffnungen erfahren und von dieser Sprache, diesen Sitten eher ab- als ihnen zugewendet werden“. Der unhöfliche und geschmacklose Vor-

[1]) Vgl. unten S. 174, Anmerkg. 2.

wurf, „ daß es den Deutschen überhaupt an Geschmack fehle“, hatte ihn und seinen Freundeskreis „gewaltiger als alles andere von den Franzosen entfernt“ (ebenda S. 42). So durch Herder in seinem völkischen Empfinden gestärkt, traf er 1771 wieder in seiner Vaterstadt ein. Da ist es denn kein Wunder, daß manches in Tracht und Gehaben der Frankfurter ihm jetzt fremdartig, ja französisch vorkam. Ein Beweis für eine tiefgehende Beeinflussung seiner Landsleute durch die fremde Kultur liegt aber darin nicht. Frankfurt war reich durch seinen Handel, und Reichtum wie Luxus führen leicht zur Ausländerei. Wirklich französisch waren in Straßburg nur die Behörden, in Frankfurt die seit Alters hier ansässigen reformierten Franzosen. Um diese einflußreichen Personen bildete sich leicht auch ein vermittelnder Kreis, aus dem Einzelne der fremden Art sich besonders zugänglich zeigten. In diesem Sinne kann von französischer Kultur auch in Frankfurt gesprochen werden. Allerdings müßte man sich vorher über den Begriff „Kultur“ einigen, und das ist nicht leicht.

Die französische Kultur in Frankfurt beruht, wie die Verfasserin in der Einleitung ausführt, zunächst auf der reformierten französischen Gemeinde und wächst mit ihr und ihrem Einfluß. Bereits im Jahre 1554 war hier eine kleine Hugenottenkolonie aus den französischen Niederlanden seßhaft worden, welche durch Nachzug aus Frankreich verstärkt, bald bei ihrer Bedeutung für den Handel der Stadt eine angesehene Rolle spielte und den redlich erworbenen Reichtum im Gewerbe- und Bankbetrieb mehren konnte, ohne der altheimischen Sprache und Religion untreu zu werden. Sie standen zu den Deutsch-Reformierten in freundlichen Beziehungen, heirateten aber lange Zeit nur unter sich, was den Einfluß und das Vermögen der einzelnen Familien vermehrte und, da sie zum Teil auch den Adel schon aus Frankreich mitgebracht hatten, ihnen bald einen gesellschaftlichen Rang neben den alten Frankfurter Patriziern verschaffte. Die nationale und konfessionelle Abgeschlossenheit wich einem nicht mehr ausschließlich auf dieses Bekenntnis gestellten Verkehr, doch hielt sie auch in der Folgezeit ein starkes Gefühl der Gemeinsamkeit zusammen und Goethe erwähnt aus der Erinnerung noch ihren geschlossenen Zug von prächtigen Wagen, in dem sie zu ihrem Sonntagsgottesdienst nach Bockenheim fuhren, wo ihnen von jeher freieste Religionsübung seitens des Landesherrn zugestanden war. Dieser französische Einschlag in der Bürgerschaft bereitete denn auch dem Interesse für die französische Kultur in der alten Haupt-, Wahl- und Krönungsstadt des Reiches einen empfänglichen Boden vor.

Frankfurt war in der zweiten Hälfte des XVII. Jhdts. in Deutschland der wichtigste Verlagsort für Bücher. Die Einfuhr aus Frankreich, welche mit Modeartikeln wie Parfum, Seide und

anderen Luxuswaren angefangen, erstreckte sich bald auch auf die Literatur. Auf der Frankfurter Messe fanden sich regelmäßig französische Buchhändler ein und ihre Geschäfte entwickelten sich zusehends. Französische Lehrer traten früh schon mit einheimischen in erfolgreichen Wettbewerb und erregten, scheint es, sogar deren Brotneid. Die Obrigkeit hatte, öfters auch konfessionellen Bedenken nachgebend, sich nicht allzu entgegenkommend gezeigt; es fehlen sogar feindselige Verfügungen nicht. Das Verbot der französischen Mode (Tracht) im Jahre 1671 ist aber wohl auf die konservative Gesinnung, von der oben die Rede war, zurückzuführen. So fand französisches Wesen einerseits Förderung, andererseits Hemmnisse. Mit dem Jahre 1740 wurde es anders. Frankreich trat in den ersten schlesischen Krieg ein. Gesandtschaften und französische Heeresabteilungen wechselten in der Folgezeit. Marschall de Belle-Isle, der hier in der Stadt aus Anlaß der Kaiserwahl glänzende Feste gab (1741—42), brachte ein französisches Theater und mancherlei Gefolge mit, und unter dem Königsleutnant Grafen Thoranc, der bekanntlich bei Goethes Eltern wohnte und den Knaben persönlich für allerlei zu interessieren wußte, wurde die alte Freistadt gar im Namen des Königs von Frankreich verwaltet (1759—62). Nicht nur waren in jenen Tagen französische Anstands- und Tanzlehrer gesucht, französische Schauspieler und Schauspielerinnen viel beschäftigt, auch einheimische Handwerker und Geschäftsleute fanden guten Verdienst, und so mag die Stimmung der Bevölkerung denn wirklich trotz des Vertragsbruchs der Franzosen nicht ungünstig gewesen sein. Goethe war ein fleissiger Besucher des Theaters und lernte dabei aus dem täglichen Umgange mit Franzosen ihre Sprache; aber er zählte damals erst 10—12 Jahre. Daß jene Zeit mit ihren rasch wechselnden Eindrücken sein ganzes weiteres Leben bestimmt haben werde, ist doch nicht anzunehmen und wird zehn Jahre später schon durch den gänzlichen Umschwung in Straßburg widerlegt. Im Herbste 1775 verließ er übrigens seine Vaterstadt dauernd. Auch war sie — die Heimat Klingers — der Mittelpunkt des „Sturms und Drangs“ geworden[2]) und die Erinnerungen an die fremde Welt der Franzosen verblaßten bald darauf. Das Nationalgefühl war wieder erwacht. „*La France n'a plus désormais rien à leur donner qu'ils ne puissent trouver dans leur propre patrie*“ (S. 185 ff.).

Wo in einer Stadt fremde Kultureinflüsse lange Zeit tätig gewesen, prägt sich dies besonders in der Kunstentwicklung, vor allem in der Baukunst aus. Man hat z. B. Salzburg wegen seiner Kirchen und Paläste eine italienische Stadt genannt;

[2]) „*Cette ville si réfractaire aux idées nouvelles, est en même temps le centre du mouvement réformiste*“ (S. 169).

das ältere Krakau macht den Eindruck einer altdeutschen Stadt. Barock und Rokoko ist natürlich auch in Frankfurt wie anderwärts vertreten, aber das allgemeine Stadtbild ist dadurch nicht wesentlich geändert worden. Der nüchterne Frankfurterstil wird nur ab und zu von solchen Ausnahmen aus jener Zeit unterbrochen. Und doch hat die Architektur von allen Künsten Frankreichs noch am meisten Spuren hinterlassen (S. 140). Auch hier also ist dessen Einfluß sichtbar, aber nicht umgestaltend.

Fräulein Strauß hat mit großem Fleiße alle Beweisstücke zusammengetragen, um ihre These zu stützen. Soweit die reiche Oberschichte, besonders der vielfach schon von Abstammung oder Verwandtschaft französische Fabrikanten- und Großkaufmannsstand, in Betracht kommt[3]), darf man gewiß von einer zeitweiligen Herrschaft der fremden Kultureinflüsse in Frankfurt sprechen. Aber die Schicht der Bürgerschaft, welcher gesellschaftlich Goethes Familie, selbst von mütterlicher Seite des Dichters, angehörte[4]), ist nie französisch gesinnt oder französisch „frisiert" gewesen. Ihr ist die französische Kultur zwar ein Bildungsmittel, aber nicht das wesentliche, einzige geworden. Die politische Stellungnahme eines großen Teils der Stadt gegen Friedrich II. zielte nicht in der Richtung nach Frankreich, sondern war wieder ein Ausdruck der altkonservativen Gesinnung der K a i s e r stadt. Was Goethe und Lili trennte und schließlich scheiden mußte, ist nichts anderes, als was Altfrankfurtertum und die neue Gesellschaftskultur auseinander hielt: die grundverschiedene Lebens- und Weltanschauung. „Es schien ihr (Cornelia, Goethes Schwester) hart, ein solches Frauenzimmer (Lili) . . . aus einer, wo nicht glänzenden, doch l e b h a f t b e w e g t e n E x i s t e n z h e r a u s z u z e r r e n , in unser zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften[5]) eingerichtetes Haus, zwischen einen wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didaktischen Vater, und eine in ihrer Art höchst häuslich-tätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft, bei einer bequemen Handarbeit nicht gestört sein wollte . . ." (*Dichtung und Wahrheit* IV, 18, S. 346 Cotta). Und wenn die Worte Olympias in „Erwin und Elmire" (erste Fassung)

---

[3]) Verfasserin zieht gern solche Häuser als Beispiele heran (vgl. S. 144 u. a.).

[4]) *Dichtung und Wahrheit* IV, 18 (zu Anfang): „Hans Sachs . . . lag uns am nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein s c h l i c h t e r B ü r g e r , wie w i r uns auch zu sein rühmten".

[5]) Die einfache bürgerliche Umgebung, aus der Goethe sechzehnjährig nach Leipzig kam, hatte ihm, wie er selbst sagt, zwar eine anständige, aber keine weltmännische Bildung vermitteln können („der ich zwar gesittet war, aber doch eigentlich, was man Lebensart nennt, nicht besaß" D. u. W. II, 6, S. 47). Es spricht sich darin auch der Unterschied des geselligen Verkehrs in beiden Städten (Frankfurt und Leipzig) deutlich aus.

die Gesinnung der Frau Rat ausdrücken, wie Verfasserin S. 96 hervorhebt, so liegt darin ein entschiedenes Bekenntnis ihrer Abneigung gegen die Erziehung der Mädchen durch französische Lehrer und Gouvernanten. Es ist daher wohl auch eine Übertreibung, wenn Verf. meint (S. 103), der Einfluß Frankreichs wäre im Unterrichte der jungen Frankfurter überwiegend gewesen. Sehr tiefgehend scheint er jedenfalls nicht geworden zu sein. Schon die Bevorzugung von Schriftstellern dritten und letzten Ranges, wie (S. 109) Grécourt, Sédaine, Falbaire, besonders dieses letzteren (vergl. auch Bernays, *Der junge Goethe* S. 38) beweist, wie wahllos bei den jungen Leuten die französische Lektüre getrieben wurde, die wohl auch mehr der Befriedigung der Neugierde dienen sollte als einem literarischen Bedürfnis, mehr Zeitvertreib war als Bildungsmittel.

Manches in der Schilderung des französischen Kultureinflusses ist in diesem Buche interessant und neu, aber den Schluß der Verfasserin (S. 186) wird man nicht ohne Verwunderung lesen. Sie meint: „*Les bienfaits que Francfort doit à la France sont de ceux qui ne se perdent pas, car ils forment la base de sa civilisation*". Mit solchen Redensarten pflegt man in Frankreich die Balkanvölker etwas unsanft an ihre „Pflichten der Dankbarkeit" zu erinnern; der alten Reichshauptstadt gegenüber, die im 16. und 17. Jhdt. mit ihrem Buchhandel auch einer der geistigen Mittelpunkte Deutschlands gewesen, wird diese Behauptung nicht anders denn als unerträgliche Überhebung wirken können. Frl. Strauß geht aber noch weiter; sie läßt nicht nur Frankfurts Kultur, sondern geradewegs die Blüte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrhundert überhaupt, durch Frankreich bedingt sein (S. 22): „*Grâce au génie éducateur français, les âmes se sont épanouies, les esprits émancipés; c'est lui qui a préparé l'avènement de cette époque de floraison dans le domaine des lettres et des arts, dont Goethe est le représentant le plus glorieux*". Ist denn nicht erst aus der Befreiung vom französischen Einflusse diese *époque de floraison* möglich geworden? Der lange Zeit auch in Deutschland allmächtige „philosophische Geist des Jahrhunderts" war geradezu, auch in Frankreich, ein Hindernis für jede echte Poesie. Der größte französische Dichter des Zeitraums, in jedem Sinne ein „Philosoph" ganz anderer Art, J. J. Rousseau, schrieb seine Hauptwerke in Prosa und lehnte sich, ein Vorläufer des Sturms und Drangs, kraftvoll gegen die Gewaltherrschaft des Esprit auf, wodurch er ein Bundesgenosse der jungen deutschen Poeten wurde, die Voltaire und seine Zeit herzlich satt geworden waren. In den Gesprächen mit Eckermann (Ausgabe von H. H. Houten, 8. Aufl., Leipzig 1909, S. 305, vom 3. Jänner 1830) sagt Goethe selbst: „Sie ... haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und

wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie (Dichtung und Wahrheit) nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahreres Verhältnis zur Natur zu stellen". Diese auch von Frl. Strauß zitierte Stelle (S. 182), die sie aber zur Bekräftigung des französischen Einflusses in Goethes Vaterstadt verwendet, kann doch nur zeigen, welch schwerer Fesseln der dichterische Genius sich erst entledigen mußte, ehe er sich aufschwang zu jener Höhe, die man die klassische Zeit deutscher Literatur nennt. Nicht infolge, sondern trotz des französischen Einflusses also ist nach Goethes eigenem Geständnis sein Lebenswerk das geworden, was es ist. Wie sehr aber Goethe für fremden Einfluß erkenntlich war, sagt er u. a. in eben denselben Gesprächen (S. 583, Jahr 1830) „... die Franzosen, eine Nation, die zu den kultiviertesten der Erde gehört, und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte". Von solcher aufrichtig geäußerten Dankbarkeit für jegliche Anregung bis zur völligen Besitznahme durch das Ausland[6]) ist aber ein weiter Schritt. Solche unbegründete Rechtsansprüche von auswärtiger Seite können nicht unwidersprochen hingenommen werden.

Zu derlei Überschwang ist die Verfasserin indessen wohl mehr durch ihren Eifer als in bestimmter Absicht auf einen Zweck gekommen, und auch die von Einzelheiten oft völlig unterbrochene Darstellung der Ergebnisse ihres Forschens mag in der zuströmenden Fülle des Materials ihre Ursache haben. Die Verweisung der vielen losen Notizen in die (einen dritten Teil des Buches ausfüllenden) Anmerkungen hätte den Fluß der Schilderung wesentlich ebener gestaltet und die Eindringlichkeit des Erzählten erhöht. So ist das Buch, das doch auch für größere Kreise Interesse hat, mehr „gelehrt" geraten im Sinne eines gewissen Vorwurfes, den man deutschen Schriften oft nicht ganz mit Unrecht zu machen pflegt. Die Form der Darbietung liegt der Verfasserin offenbar außerhalb eines erstrebenswerten Zieles. Es gibt auch männliche Literarhistoriker, die in der Anerkennung der Lesbar-

---

[6]) Ugo Ojetti nimmt Goethe wieder für die Jtaliener in Anspruch. In einem jüngst zu Florenz gehaltenen Vortrage „di evidentissima attualità" über „Jtalien und die deutsche Kultur" meinte er (nach dem „Fanfulla della Domenica" 6. Dez. 1914): *Goethe è il maggiore spirito tedesco di quella generazione perchè con uno sforzo gigantesco cercò di fare per sè quel che la sua razza non aveva fatto nei secoli passati, a procurarsi cioè una coscienza, una cultura, un gusto di Rinascenza nel contatto diretto di Roma e della civiltà latina* (d. h. *italiana). Per questo fu solo*", d. h. undeutsch. „*E parlando dello scadimento delle stesse Università tedesche volte ormai all'utilitarismo e all'industrialismo etc.... Ugo Ojetti a raccolto ripetute e prolungate ovazioni*"!

keit eines Buches eher einen Tadel, ein vermeintliches Kennzeichen der Unwissenschaftlichkeit zu sehen geneigt wären. Deshalb möge die Verfasserin über unsere Bemerkung nicht verdrießlich werden.

Einige kleine Versehen seien zum Schlusse richtig gestellt: S. 153: Voltaire hatte seinen Koffer mit Büchern, darunter Gedichte Friedrichs II., nicht in Hamburg, sondern in Leipzig zurückgelassen, als er über Gotha nach Frankfurt reiste und hier festgehalten wurde. S. 167: *nous sommes en 1785 où cependant Lessing, Goethe et Schiller avaient déjà donné plusieurs (!) de leurs chefs-d'œuvre.* Lessing ist 1781 gestorben und durfte also in dieser Form nicht genannt werden. S. 213, No. 35 wird das Jahr 1767 als Geburtsjahr des Arztes Johann Christian Senckenberg († 1772) genannt, der 1763 seine große naturwissenschaftliche Stiftung machte, aus der schließlich unsere Universität hervorging. Es muß 1707 heißen. Ob es geraten war, S. 146 das Wort *attirance* „Anziehungskraft" (s. Sachs-Villatte nach Gautier) zu verwenden, muß ich dahingestellt sein lassen.

Eine reiche Bibliographie, ein Index und ein Inhaltsverzeichnis beschließen das stattliche Buch.

Frankfurt a. M. M. FRIEDWAGNER.

Curtius, Ernst Rob. *Ferdinand Brunetière. Beitrag zur Geschichte der französ. Kritik.* V, 138 S. 8⁰ Straßburg, K. J. Trübner, 1914. 3,80 Mk.

Es ist recht freudig zu begrüßen, daß man nun auch in Deutschland beginnt, sich eingehender mit Brunetière zu beschäftigen, jetzt wo man wohl dessen ganzen Nachlaß veröffentlicht hat. Die Reihe von Aufsätzen und Artikeln, die man in Frankreich dem bekannten Kritiker gewidmet hat, ist unabsehbar, ein Umstand, der schon allein für die große Bedeutung spricht, die er gegen Ende des 19. Jahrhunderts im französischen Geistesleben beanspruchen konnte. Bis heute fehlt aber immer noch das endgültige, vollständige und wissenschaftliche Werk, das man sicher eines Tages über ihn schreiben wird und das uns V. Giraud gewissermaßen angedeutet hat. In Ermangelung dieses Buches hat uns E. R. Curtius heute einen Brunetière gegeben, dessen Wert wir nicht verkennen möchten, der von einer tiefen, gründlichen Kenntnis des Kritikers sowie von einer tüchtigen methodischen Schulung zeugt. Dieses Lob des Fleißes, der Gründlichkeit, der geistigen Durchdringung und der Methodik möchte ich gleich hier zu Eingang dieser Besprechung E. R. Curtius spenden, zumal da ich in manchen Punkten nicht mit dem neuen Brunetière-Forscher einverstanden sein werde.

Gegen die Einteilung des Werkes und die Gruppierung in die verschiedenen Kapitel wäre nichts einzuwenden als vielleicht

daß sie unvollständig ist. Man hätte gewünscht, daß Curtius, ehe er uns von Brunetières Weltanschauung sprach, uns in einem ersten Kapitel den Ursprung seiner Ideen nachgewiesen hätte, dadurch daß er uns den jungen Brunetière vorgeführt hätte, während jener Periode seines Lebens, wo sich seine geistige Bildung zum großen Teile vollzog. An Dokumenten würde es nicht gefehlt haben und Curtius hätte dadurch ein leichteres und größeres Verständnis des Kritikers vermittelt. Diese entscheidende Periode erstreckt sich etwa von 1868—1875, wo Brunetière seinen ersten Artikel veröffentlichte.

Im übrigen hat Curtius es meisterhaft verstanden, uns Brunetières Weltanschauung klar, richtig und übersichtlich auseinanderzusetzen. Nur, wo er von dessen Rationalismus spricht, muß man ergänzen oder doch erklären. Brunetière war Rationalist in dem Sinne, daß er die Vernunft über alle affektiven Fähigkeiten stellte. Er hatte folgende Skala aufgestellt: auf der untersten Stufe sind die Sensationen, weit höher stehen die Gefühle, endlich ganz oben die Ideen. Sein Rationalismus will also bloß bedeuten, daß er nicht Gefühlsmensch sondern wesentlich Verstandesmensch war, hat er ja selbst einen dauernden Kampf gegen die Rationalisten, Descartes, Voltaire und die Enzyklopädisten geführt. Diese geistige Veranlagung Brunetières liefert uns den Schlüssel zu fast seinem ganzen Werke; es ist seine Faculté maîtresse, aus der man sehr leicht seine übrigen Anschauungen ableiten kann.

Man hätte ferner in diesem 1. Kapitel ein Wort über den Menschen Brunetière gewünscht, und hierbei denke ich namentlich an seine Prädisposition für alle metaphysischen Fragen. Er war ein unruhiger, nachdenkender Geist, der das Leben von seiner ernsten Seite auffaßte und der nichts von dem caractère gaulois an sich hatte. Die drei großen Fragen des Lebens schwebten ihm immer vor Augen: Wer sind wir, von wo kommen wir, wohin gehen wir? Der Tod und der Zweck des Lebens bildeten für ihn das große Rätsel und waren der Hauptgrund seines Pessimismus. Er hatte daher auch keinen Sinn für die Annehmlichkeiten und Lustbarkeiten des Lebens: Arbeiten und immer wieder arbeiten, das war das unerbittliche Los, das ihm beschieden zu sein schien. Er lebte wie ein Asket, vom zwanzigsten Jahre bis zum Tode, huldigte einer jansenistischen Auffassung der Moral und war Pessimist bis ans Herz hinan. In dieser Prädisposition für die metaphysischen Lebensprobleme ist auch die Ursache seiner Stellung zur Religion sowie der Ausgangspunkt seines ganzen Bekehrungsprozesses zu suchen.

Im zweiten Kapitel über Brunetières Kunstauffassung ist Curtius mit ihm etwas streng ins Gericht gegangen. Was er in bezug auf die Formel der *l'art pour l'art* sagt, ist etwas verschwommen. Brunetières Stellung zu dieser Theorie ist klar und

leicht verständlich und reiht sich übrigens treffend in sein ganzes Werk ein. Im Prinzip ist er immer ein entschiedener Gegner derselben gewesen und geblieben, und er hat dies auch verschiedentlich, und zwar in zeitlich weit auseinander liegenden Artikeln erklärt, sei es in bezug auf Th. Gautier, Flaubert oder die Parnassier. Er hat also hierin nicht geschwankt und konnte nicht schwanken. Er war gegen die Formel kraft seines Rationalismus, da die Anhänger dieser Theorie den Schwerpunkt nicht auf die Ideen, also auf das, was er als das Höchste und Heiligste im Menschen bezeichnet hatte, legten, sondern auf die Form, also auf das Äußere und Sinnliche. Andrerseits aber konnte er die Formel nicht ganz verwerfen kraft des großen Gewichtes, das er immer und überall auf die künstliche Vollendung des Literaturwerkes, also auf die Form legte.

Brunetières Kunstsinn selbst hat Curtius etwas engherzig aufgefaßt. Wenn er behauptet, nach ihm bilden bloß moralphilosophische Fragen den Inhalt des Kunstwerkes, so hat er doch manches außer acht gelassen. Das Literaturwerk soll nach Brunetière nicht bloß moralisieren oder philosophieren, es soll auch das Leben künstlich gestalten und neben dem ideellen auch das affektive Leben des Menschen bereichern. Seine Kunstauffassung ist kurz folgende: Der Dichter soll sich möglichst wenig, er soll sich besonders nicht ausschließlich an den sinnlichen Menschen wenden, desto mehr aber seine emotiven und geistigen Fähigkeiten, an jene, die ihn vom Tier unterscheiden, d. h. an die Welt der Gefühle und Ideen. Diesen Standpunkt hat er stets betont, zu allen Zeiten seines Lebens, so z. B. in seinen unzähligen Studien über das Theater.[1]) So klingt es denn etwas ungerecht, wenn Curtius erklärt, Brunetière sei jedes ästhetischen Verständnisses bar gewesen.

In Kapitel III, Brunetières Auffassung der Kritik, hätte besonders Curtius vollständiger sein können. Die Aufgaben der Kritik hat Brunetière selbst in einem bedeutungsvollen Artikel der *Grande Encyclopédie* wiedergegeben; ich kann nicht annehmen, daß Curtius denselben nicht gekannt hat, bedaure aber desto lebhafter, daß er in diesem Kapitel sich nicht auf denselben berufen hat. Er hätte gesehen, daß nach Brunetière die Aufgabe der Kritik eine dreifache sei: erklären, vergleichen und ordnen, urteilen. Was versteht er unter erklären? Diesen Begriff hat Brunetière gar nicht engherzig aufgefaßt. Er verschmilzt hier die Methoden von Sainte-Beuve, Villemain und Taine und fügt dann seine eigene Evolutionstheorie hinzu, so daß nach ihm die Erklärung des Kunstwerkes beschreibende, bibliographische, grammatische, analytische und

---

[1]) cf. meine diesbezügliche Studie: *Brunetière critique dramatique, Revue Générale*, avril 1913, Bruxelles.

biographische Kommentare erfordert. Daran will er eine Einreihung des Werkes in die Literaturgeschichte überhaupt, sowie speziell in die Geschichte des betreffenden Literaturzweiges geknüpft wissen, und das ist hauptsächlich seine Neuerung, die er so oft gehandhabt hat. In diesem Sinne hat er z. B. Corneille, Racine, Molière, Bossuet, Sainte-Beuve, Balzac, Flaubert behandelt.

Der Kritiker soll ferner die fremden Literaturen nicht außer acht lassen. Darauf muß die Vergleichung ansetzen, die zur Klassifikation führt, eine Idee, die ihm Aug. Comte geliefert hat. Man soll z. B. die Tragödie Racines mit dem Drama Shakespeares, die Poesie Mussets mit der Poesie Heines, Voltaire mit Bossuet vergleichen. Was die Prinzipien anbelangt, auf die Brunetière sich bei der Klassifikation des literarischen Kunstwerkes stützt, so sind sie dreifacher Art: wissenschaftliche, moralische und ästhetische. Der Raum ist mir allzu knapp bemessen, als daß ich versuchen könnte, diese Prinzipien hier zu analysieren; es möge daher genügen, auf sie zu verweisen.

Neben diesen Aufgaben unterscheidet Brunetière die F u n k t i o n der Kritik: diese soll nicht bloß dem Kunstwerk folgen, sondern ihm vorausarbeiten und dasselbe vorbereiten. Die Funktion soll eine dreifache sein: sie soll sich zuerst erstrecken auf die Autoren selbst, indem sie dieselben in ihrem Schaffen leitet und sie zur Erzeugung guter Werke anhält, wobei die Kritik namentlich tadelnd eingreifen muß. Sodann soll sie auf das Publikum einwirken, indem sie dieses zu einer höheren geistigen Genußfähigkeit erzieht und es für niedrige Produkte unempfänglich macht. Endlich soll die Kritik lenkend und leitend eingreifen in den allgemeinen Lauf der Literaturgeschichte, um nötigenfalls deren Kurs zu ändern, wie Brunetière dies z. B. getan hat, um dieselbe vom Naturalismus zum Idealismus zurückzuführen. — Es ist leicht einzusehen, daß Brunetière namentlich im Sinne dieser F u n k t i o n tätig gewesen ist.

Am herbsten mutet uns die Kritik von Curtius im Endkapitel an, wo er Brunetières Bedeutung festzulegen versucht. Hier wird er entschieden ungerecht. Abgesehen davon, daß es als verfrüht erscheinen mag, schon heute diese Bedeutung bestimmen zu wollen, hätte er, um dieses Kapitel zu schreiben, wenigstens versuchen müssen, Brunetières Einfluß auf den Lauf der Literaturgeschichte im allgemeinen, auf den der Kritik im besonderen, aufzuzeichnen. Da er dies nicht getan, kommt er natürlich über Allgemeinheiten nicht hinaus, und es gelingt ihm nicht, den Brunetière-Kenner für seine Ansichten zu gewinnen.

Brunetières Einfluß wird sich noch lange im französischen Geistesleben fühlbar machen. Er war, trotz der gegenteiligen Behauptung von Curtius, eine starke, markante Persönlichkeit, geistesklar wie kein anderer, von zäher Arbeitskraft, großer

Denkschärfe und seltener dialektischer Gewandheit. Dazu war er ein Redner ersten Ranges und wer nie seinen beredten, einschneidenden Worten gelauscht, wird sich kein richtiges Bild von seiner Anziehungskraft und seinem Einflusse machen können. Ferner verfügte er über ein wunderbares Gedächtnis, sowie über einen ungewöhnlich starken Willen; endlich war er von einer Belesenheit, die in Frankreich ihresgleichen suchte. Es wäre also zum mindesten sonderbar, wenn seine Erscheinung nicht epochemachend wäre und er wirklich in einem „unermeßlichen Abstande“ von Sainte-Beuve zu finden sei.

Dem ist auch nicht so. Brunetière hat auf seine Zeit tief eingewirkt, und zwar zuerst infolge des Lehrstuhles, den er während fast 20 Jahren in der Ecole Normale inne hatte. Wie Lachelier und Boutroux, gehört er zu den Meistern, die ebenso sehr oder noch mehr durch das Wort als durch die Schrift nach außen gewirkt haben. Wieviele Generationen von Kritikern, Literarhistorikern und Professoren hat Brunetière herangebildet! Sämtliche jüngeren Kritiker von heute sind ihm zu Danke verpflichtet! René Doumic und Victor Giraud, Joseph Bédier und G. Lanson sind alle bis zu einem gewissen Grade seine Schüler zu nennen. Henri Chamard, Literaturprofessor an der Sorbonne, legte erst kürzlich ein kostbares Geständnis davon ab, was alle jene, die in den achtziger und neunziger Jahren durch die Ecole Normale gegangen sind, Brunetière verdanken.[2])

Als Leiter der einflußreichen *Revue des Deux Mondes* war er ebenfalls beruflich verpflichtet, in die Literaturbewegung einzugreifen, und er tat dies denn auch mit großem Fleiße und mit nicht zu verkennender Autorität. So hat er z. B. dazu beigetragen, den Bankrott des Naturalismus herbeizuführen; er hat mit wirklichem Erfolg die Anfänge des Symbolismus gegen die spöttelnde Kritik in Schutz genommen; er hat die heutige idealistische Renaissance vorbereitet; er hat dazu beigetragen, Schopenhauer in Frankreich bekannt zu machen; er hat, nach dem eigenen Geständnisse Chamards, sogar den literarischen Forschungen über das 16. Jahrhundert einen kräftigen Impuls gegeben; er hat die moderne literarische Konferenz, so wie sie gegenwärtig in Frankreich blüht, geradezu ins Leben gerufen durch seinen Kursus über die Enzyklopädisten; er hat die Rechte der Kritik gegen ihre Spötter hochgehalten; er hat die Literaturgeschichte erneuert, indem er sie einerseits philosophisch, andrerseits wissenschaftlich und historisch gestaltete; er hat den Wert der Chronologie und der Bibliographie betont; er hat die Kritik einen Schritt weitergeführt, indem er die dogmatische Kritik im Sinne Nisards mit der historischen Kritik, wie sie heute Lanson repräsentiert, zu verbinden suchte.

---

[2]) cf. *Revue des Cours et Conférences*, 20 Janvier 1914, p. 422—424.

Das sind einige seiner Errungenschaften, die man ihm nicht abstreiten kann. Doch es ist, wie gesagt, unmöglich, schon heute die Bilanz von Brunetières gewaltigem Schaffen zu ziehen. Jedenfalls hat er manches erreicht, und daher können wir nicht zu einer negativen Schätzung des Mannes gelangen. Allerdings war das Gefühl bei ihm durch den Verstand unterdrückt. Daher sind auch seine literarischen Urteile nicht immer von gleichem Wert. Lyriker sind selten von ihm richtig gewürdigt worden; desto tiefer aber sind seine Studien über die Dramatiker und Prosaschriftsteller, über Descartes und Bossuet, Corneille und Racine, Molière und Boileau, Pascal und Montesquieu, Rousseau und Voltaire, Flaubert und Saint-Beuve, Taine und Maupassant. Allerdings ist er manchmal ungerecht und parteiisch gewesen, so gegen Voltaire, Renan und Zola; es haften daher auch seine diesbezüglichen Urteile wie ewige Makel an seinem Werke.

Dieses Urteil weicht nun natürlich sehr ab von der abfälligen Kritik R. E. Curtius! Der Wert seines Buches aber wird dadurch nur teilweise herabgedrückt; es bildet, trotz seiner Schärfe, ungefähr das Vollständigste, was wir heute über Brunetière besitzen. Es zeugt von einer unermüdlichen Forschernatur und alle, die in Zukunft über Brunetière schreiben werden, werden dieses Buch benutzen müssen. Nur hoffen wir, daß auch Curtius bald zu einer gerechteren Würdigung eines Mannes gelangen wird, dem die Nachwelt wohl sonder Zweifel die zweite Stelle in der Geschichte der französischen Kritik des 19. Jahrhunderts anweisen wird. Carl Becker.

P. S. Die vorstehenden Erörterungen hatte ich bereits an diese Zeitschrift eingesandt, als mir ein Aufsatz der Revue des Deux Mondes zu Gesicht kam, in welchem der bekannte Literaturkritiker Théodore de Wyzewa das Werk von E. R. Curtius ebenfalls einer längeren Besprechung unterzieht. Derselbe fällt über das betreffende Buch ein sehr abfälliges Urteil, und er hat darin wohl nur die Mängel, nicht aber die sehr soliden Vorzüge gesehen. Sein Blick in das Werk Brunetières ist sonder Zweifel durch eine lange Bekanntschaft und durch persönliche Freundschaft mit dem Kritiker getrübt, und ich fürchte, daß das Gefühl und die Leidenschaft Th. de Wyzewa diesmal etwas geblendet haben. Wie könnte er sonst an den Vorzügen des Buches schweigsam vorbeigehen! Wie könnte er ferner, was vielleicht noch schlimmer ist, einige Mängel der Brunetière'schen Kritik zu verdecken suchen!

Allerdings hat uns Curtius, und darauf läßt schon der geringe Umfang seines Buches schließen, eine Art *Esprit de Brunetière*, wie Wyzewa sagt, gegeben; er hat, in andern Worten, die Substanz aus dem gewaltigen Werke Brunetières gezogen und uns dieselbe jedesmal durch Zitate in origineller Form veranschaulicht. Ich glaube aber nicht, daß das Bild, das wir auf diese Weise von

Brunetière gewinnen, so ganz falsch sei. Es ist vielmehr, wie ich übrigens oben gezeigt habe, unvollständig. Th. de Wyzewa ist seinerseits von Irrtümern nicht ganz frei. So hebt er namentlich zwei Punkte hervor, um zu beweisen, daß trotz der gegenteiligen Behauptung Curtius', Brunetière die historische Methode kannte und sie auch größtenteils anwandte: einerseits habe er die Wertlosigkeit einer allzugroßen und namentlich bis ins Privatleben sich erstreckenden Dokumentation betont, andrerseits habe er stets auf den eminenten Wert der Chronologie hingewiesen. Die Schlußfolgerung aus diesen beiden Punkten beruht auf einem Irrtum. Brunetière wird vor der Nachwelt nie als historischer Kritiker gelten können; sein Ruhm ist aber darum nicht minder groß. Er hat vielmehr, wie soviele andere seiner Zeitgenossen, Taine, J. Lemaître, Anatole France, Talent-Kritik betrieben, dogmatische Talent-Kritik, aber fast ausschließlich Talent-Kritik. Allerdings kann man einige Ansätze zur historischen Kritik nicht verkennen; dies genügt jedoch nicht. Die historische Kritik der modernen Literatur hat, angeregt durch Ste-Beuve und Gaston Paris, erst Gustave Lanson begründet[1]). Historische Kritiker in Frankreich sind z. B. G. Lanson, D. Mornet, G. Reynier, A. Lefranc; die Hauptzeitschrift der historischen Kritik für moderne Literatur in Frankreich ist die *Revue d'Histoire littéraire de la France.* Ein historisches Werk in dieser Beziehung ist z. B. Lansons Ausgabe von Voltaires *Lettres Philosophiques* oder der *La Fontaine* von Louis Roche. Für den historischen Kritiker gehen die Dokumente nie zu weit; er sucht alles zu verwerten, um zu einem größern Verständnisse des Dichters und seines Werkes zu gelangen. In diesem Punkte behält also Curtius recht gegen Wyzewa.

In anderen Punkten hingegen müssen wir uns unbedingt auf die Seite Wyzewas stellen, so z. B. wenn er von der gewaltigen, packenden Persönlichkeit Brunetières spricht, von der straffen, künstlerisch vollendeten Komposition seiner zahllosen Artikel, von seiner gründlichen Kenntnis der französischen Literatur, von seinem philosophischen Geiste und seinem tief einschlagenden Einflusse. Namentlich behält er Recht, wenn er Curtius in bezug seines Schlußkapitels Härte und Ungerechtigkeit vorwirft. Doch auch Wyzewa werden wir denselben Vorwurf nicht ersparen können: in seinem leidenschaftlichen Eifer, Brunetières Ruhm vor der Nachwelt zu erhalten, hat auch er nur die Mängel, nicht aber die bedeutenden Eigenschaften des Curtiusschen Werkes gesehen. Beide sind in ihrem Tadel über das Maß hinausgegangen, und so sind denn auch beide in ihrem Urteile zu einer allzu abfälligen Kritik gekommen, was die strenge Handhabung der historischen Methode nie gestattet hätte. C. B.

---

[1]) cf. meine diesbezügliche Studie: *Zur Evolution der französischen Kritik*, Germanisch-Romanische Monatsschrift, 1912.

Hubschmied, Johann Ulrich. *Zur Bildung des Imperfekts im Frankoprovenzalischen: Die v-losen Formen. Mit Untersuchungen über die Bedeutung der Satzphonetik für die Entwicklung der Verbalformen.* Halle a. S. Max Niemeyer, 1914. X + 160 S. Mk. 5.50 (4.40). (Beiheft zur Zeitschrift für rom. Phil. 58.)

Die vorliegende Arbeit gehört zu dem Merkwürdigsten, was auf dem Gebiete der romanischen Philologie in den letzten Jahren geschaffen wurde. Es spricht aus ihr von Anfang bis Ende ein mächtiges Ringen nach Erkenntnis, das der Verfasser seinem Lehrer Gilliéron, dem die Arbeit gewidmet ist, abgelauscht haben dürfte. Selten wurde ein an und für sich unbedeutend scheinendes Problem mit solcher Gründlichkeit und Sorgfalt dokumentiert wie in dieser Arbeit, die in ihrer soliden Grundlage, aber vielleicht auch in ihrem Streben, um jeden Preis neue Wege zu gehen, deutlich den Stempel der Schweizer Schule an sich trägt. Hinter den Zeilen verbirgt sich der Wunsch des Verfassers, daß aus den vermeintlichen Ergebnissen dieses kleinen Problems eine allgemeine Reform unserer sprachgeschichtlichen Auffassungen, namentlich auf dem Gebiete der Formenlehre erstehe. Um so bedauerlicher erscheint es daher dem Rezensenten, daß die Argumente des Verfassers lange nicht die Überzeugungskraft besitzen, die er selbst ihnen zuschreibt.

Das Problem, das den Ausgangspunkt der Arbeit bildet, ist kurz das folgende. In der 3. Sing. des Impf. hat das Südostfranzösische für die 2.—4. Konjugation zwei Formen, den Typus *avie* und den Typus *aveit*, und zwar treten die beiden Typen nicht nur geographisch voneinander getrennt auf, sondern scheinen in der älteren Zeit nebeneinander bestanden zu haben. In dem zusammengesetzten Kondizionalis *(cantare habebat)* tritt ferner in denselben Denkmälern, die im Ind. Impf. beide Typen oder nur den *avie*-Typus aufweisen, ausschließlich der *aveit*-Typus auf. Daran knüpft sich die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der einzelnen Formen.

Der Verfasser hat an den Materialien des Gilliéronschen Atlasses zweierlei beobachtet: 1. daß die heutige Endung des Impf. in einer Reihe östlicher Mundarten der lautlichen Entwicklung von *-eie*, *-eit* nur zum Teil entspricht und 2. daß bei lautlicher Übereinstimmung der Verbalformen mit den entsprechenden anderen Wortformen die ersteren vielfach kürzeren Vokal zeigen als die letzteren. Auf Grund dieser Beobachtung erklärt der Verfasser der Anwendung der aus dem übrigen Sprachmaterial gewonnenen Lautgesetze auf die Formenlehre den Krieg und setzt an ihre Stelle den Begriff der „satzphonetischen Schwankung.“ Es ist gewiß richtig, daß aus einer und derselben Lautgruppe verschiedene Formen hervorgehen können, je nachdem sie stärker oder weniger stark betont sind; auch, daß diese

ursprünglich unmerklich verschiedenen Formen sich immer mehr differenzieren können, bis sie zu ganz verschiedenen Wörtern werden, aber diese Erkenntnis ist durchaus nicht so neu als der Verfasser zu glauben scheint (S. 8)[1]. Auch daß diese ursprünglich identischen, dann differenzierten Wörter sich gegenseitig wieder beeinflussen können, ist schon vor ihm beobachtet bezw. vermutet worden (vgl. z. Beisp. Sitzb. Ak. Wien, ph. h. Kl. 172, VI. SS. 71; 139 etc.). Allerdings handelt es sich in allen diesen Fällen um Wörter, die sich auch begrifflich differenziert haben. *habere* bei der Perfektumschreibung ist eben auch funktionell von *habere* „Besitzen" geschieden, ebenso *volere* bei der Futurumschreibung von *volere* „wollen" etc.

Hubschmied glaubt aber, dieses Prinzip auch auf die Endungen einer und derselben Verbalform ausdehnen zu dürfen. Ein am Satzende stehendes *videbat* soll sich anders entwickeln als ein *videbat*, dem ein Objekt nachfolgt. Wenn ich den Verfasser richtig verstehe, sollen diese schwachtonigeren Formen dann verallgemeinert werden, eine Zeit lang neben den normaltonigen Formen weiterbestehen, diese selbst wieder beeinflussen, sodaß ganze Serien zusammengehöriger Formen entstehen. So kommt Hubschmied zu einer ganzen Skala von Tonbezeichnungen, vgl. S. 83 ff. Altes *oi* ergibt z. B. im Burgundischen in „normaltonigen" Wörtern *u̯a*, *u̯e*; in „häufig tonschwachen" Wörtern *a*, *e*; bei „schwächerer Betonung" *ǭ*, *ǫ*; bei „ganz schwachtoniger Entwicklung" *e*, *i*. Ganz unverständlich bleibt aber, warum die 2. Pluralis des Verbums „ganz schwachtonig", die 3. Sing. des Impf. und Kond. nur „schwächer", dagegen ein Wort wie *sēte* „normaltonig" sein soll. Was dem Verbum recht ist, muß dem Nomen nur billig sein. *sēte-soif* kann ebenso oft am direkten Satzende bzw. im Satzinnern stehen wie eine beliebige Verbalform. Diese satzphonetischen Schwankungen Hubschmieds ergreifen aber nur das Verbum, und hier nur gewisse Personen.[2] Diese Konstatierung allein müßte genügen, um den Glauben an das ganze Prinzip zu erschüttern. Ganz unmöglich ist aber die Anwendung, die Hubschmied davon macht.

Das gemeinfranzösische große Problem in der Bildung des Imperfekts bildet bekanntlich die 3. Sing. mit ihrem Schwund des nachtonigen *a*. Die lat. *videbat* entsprechende Form* *vedeiet* ist nach H. bei dieser „gew. unbetonten Verbalform rein lautlich

---

[1]) Die Voraussetzungen, auf denen die dem Verfasser „bekannten historischen Formenlehren aufbauen", sollen sein 1. die Wörter entwickeln sich alle gleich. 2. „Satzphonetische Schwankungen darf man im allgemeinen... vernachlässigen". Woher hat der Verfasser diesen Eindruck gewonnen?

[2]) Vgl. z. B. S. 109 „Nirgends zeigen sich hier in der 1. Pers. starke satzphonetische Schwankungen" etc.

zu erklären". Wir haben also *aveit* und nicht *aveiet*, weil die Verbalform als solche ihre besonderen Lautgesetze hat. Diese wirken aber weder auf 1. 2. Singl., noch auf die 3. Plur. Mit anderen Worten, wo eine Form des Verbalsystems den sonst erkannten Lautgesetzen nicht entspricht, da erklärt sie sich als „satzphonetische Schwankung", von der schönen Einheitlichkeit, wie sie die Phonetiker gerne sehen, kommen wir zum wüstesten Chaos: „wir müssen vielmehr annehmen, daß nicht Einheitlichkeit der Ergebnisse von *-ebat* das Normale ist, sondern Mannigfaltigkeit."

Speziell das Südostfranzösische zeigt in der 3. Sing. seit der ältesten Zeit 4 Formen, *-eit*, *-et*, *-it*, *-ie*.[3]) Diese gehen z. B. bei *avoir* alle auf eine Grundform **aveiet* zurück (S. 27), die zu *aveit* wird, neben diesem weiter existiert, dann wie **aveies* > *avies* zu *aviet* wird; dieses *aviet* wird selbst wieder 1. *avit*, 2. *avie*. Aber *avies* (nb. eine Grundform **aveies* ist durchaus abzulehnen) bleibt trotz aller satzphonetischer Schwankungen *avies*. Wie sich zu *aviet* ein *avit* einfinden soll, so müßte man zu *avies* doch wohl auch ein **avis* erwarten.

In Wirklichkeit hat H. meines Erachtens die Problemstellung vollkommen verkannt. Zum Teil verkennt er, wo wirklich die Schwierigkeiten liegen, z. T. sieht er Probleme, wo keine vorliegen.

Das 1. Problem, das zu beantworten ist, besteht darin, festzustellen, ob das südostfrz. Gebiet dem prov. *-ēbat (temia)* oder dem nördlichen *-ēt (temeit)* anzugliedern ist, bezw. ob die beiden verschiedenen Typen hier in Konkurrenz treten. Wie sich das nördliche *-ēt* zu lat. *-ēbat* verhält, ist eine sekundäre Frage, deren Lösung vielleicht gerade durch die Erscheinungen des Südostfranzösischen gefördert werden könnte. Eine streng historische Untersuchung wird ferner nicht aus der heutigen Mannigfaltigkeit auf ein altes Chaos schließen dürfen, sondern zunächst an der ursprünglichen Einheitlichkeit der überlieferten Formen festhalten müssen, um zu beobachten, wie sich aus dem einheitlichen Material heraus verschiedene Strömungen entwickeln. Gerade das vorliegende Problem bildet einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit dieses Grundprinzips.

Das älteste umfangreiche südostfranz. Sprachdenkmal ist das von Talbert herausgegebene Katharinenleben.[4]) Hier finden sich zunächst für den Typus lat. *sĭam* etc. 1. *si(a)*, 2. *sias* dreimal;

---

[3]) Wenn H. schreibt, daß in den von Mussafia-Gartner hgb. altfrz. Prosalegenden diese 4 Formen nebeneinander vorkommen, so ist dies insofern zu berichtigen, daß *-eit* und *-et* ganz vereinzelt vorkommen und in der großen Menge der *-it-* und *-ie-*Formen vollständig untergehen.

[4]) F. Talbert, *La Passion Sainte Catherine*, Poème du XIIIe siècle, en dialecte Poitevin, Paris 1885. Die zitierten Formen entnehme ich F. Tendering, *Laut- und Formenlehre des poitevinischen Katharinenlebens*, Braunschweig 1882. Daß die Lokalisierung in Poitou ganz verfehlt ist, zeigen *préso-pretio* 1156; *dópto-dubito* etc. Der Dialekt weist deutlich in den Nordwesten des südostfrz. Sprachgebietes.

3. *seit* siebenmal, 4. *siam*, 5. *sias*, 6. *siant* fünfmal, *sient*, *siont* je zweimal. Es steht also einem *ei* in 3 ein betontes *i* in den übrigen Personen gegenüber. Dasselbe Verhältnis zeigen die Formen des Imperf. und Kondizinals, vgl.: 1. *estia*, 2. fehlt, 3. *esteit*, 4. *estiam*, 5. *esties*, 6. *estient*, *estiant*. Die Form der 1. Sing. ist aus dem Reime 1143 *esteie: vaudria* erschlossen (Tendering, 43). Im Kondizinal vgl. 1. *seria*, 3. *sereit*, 6. *seriant*.

Analog bei *avoir* und den übrigen Verben der 2.—4. Konjugation, vgl. Tendering S. 46. Es findet sich hier in der 3. Sing. ausnahmslos der *-eit*-Typus, vereinzelt in der Form *-it*; oder in eine frühere Periode übertragen: Dieser südostfrz. Text zeigt den nordfrz. Typus des Ind. Imperf. *-ea*, *eas*, *et*, *eamu(s)*, *eatis*, *eant*. Da aber das Südostfrz. *e*, *ĭ* im Hiatus vor *a* wie das Südfrz. behandelt, d. h. zu *i* werden läßt, (vgl. *vĭa* über *vie* zu *vi* gegen nordfrz. *voie*) andererseits *ē* in freier Stellung diphtongiert, ergeben sich im Formensystem des Imperf. zweierlei betonte Vokale, nämlich *ei* in 3., *i* in den übrigen Personen. Daß diese Differenz analogische Ausgleichung finden mußte, ist etwas so natürliches, daß eine nähere Begründung überflüssig ist. Ganz deutlich zeigt sich diese analogische Ausbreitung des einen der beiden Typen im Konj. Praes. von *esse*, das in den späteren lyonesischen Denkmälern durchweg *ei*-Formen zeigt, auch dort wo *vĭa* zu *vi* geworden ist, vgl. Philipon, *Rom.* XXX, S. 251. Diese Differenzierung der zusammengehörigen Formen des Ind. Impf., die nicht die Folge etwaiger satzphonetischer Schwankungen, sondern die streng lautgesetzliche Entwicklung eines älteren, einheitlichen Typus darstellt, war offenbar der Grund der Zersetzung des gesamten Formensystems des Ind. Imperf. Eine südostfrz. Grundform

1. *avie*, 2. *avies*, 3. *aveit*, 4. *avien*, 5. *avies*, 6. *avient*

konnte nur die folgende Umgestaltung erfahren. 1. *aveit* bekommt den Vokal der übrigen Formen, daher *avit* bezw. mit der Übernahme des Diphthongen *aviet*, das nach *chantave* und dem ganz allgemeinen Gesetz, daß im direkten Auslaut nur nach betontem Vokale ein *t* stehen kann, zu *avie* geworden ist. Zu untersuchen wäre ferner, ob nicht der südlich-provenzalische Typus 1. *-ia*, 3. *-ia* den Anstoß zum Ausgleich gibt.

2. Die *ei*-Formen verallgemeinern sich auch dort, wo *via* > *vi* wird, so daß scheinbar ein Lautgesetz, *ĭa* > *ia*, *ie*, durchbrochen wird. Dies war im östlichen Teil des südostfrz. Sprachgebietes der Fall, wo heute die *eia*- und *ia*-Formen in den verschiedensten Verteilungen zu finden sind, vgl. z. B. S. 146/7. Es wäre also notwendig gewesen, die Wirkung der Analogie in ähnlicher Weise zu belauschen, wie dies Jaberg[5]) in wegweisender Art getan hat.

[5]) *Ueber die assoziativen Erscheinungen in der Verbalflexion einer südostfranzösischen Dialektgruppe.* Aarau, 1906.

Daß die *-eit*-Form in der 3. Sing. des Impf. auch dort die ursprüngliche ist, wo in historischer Zeit *ie* neben *eit* steht, lehrt uns ferner die einheitliche Form des Kondizionalis. Hier ist vermutlich wie H. selbst annimmt, *-eit* nach Kons. + *r* vielfach lautgesetzlich in *-it* übergegangen, so daß die Analogiewirkung dh. der Ausgleichsvorgang zwischen den *ei-* und *i-* Formen hier gar nicht einsetzen konnte. Dagegen hätte untersucht werden müssen, ob diese lautlich entwickelte *-it*-Form des Kondizionals nicht ihrerseits den Ausgleich im Imperfekt beeinflußt hat; wegen des Übergangs von *eit* > *it* hätte ferner zumindest die Frage aufgeworfen werden müssen, ob in dem südostfrz. Übergang von *eis* > *is* in 2. Plur. Praes. Konj., von *-atis* über *-ais* > *-es* im Typus *cités* = nordfrz. *citez*; in *-atas* > *-ais* > *es;* nicht parallele Erscheinungen zu sehen sind.

Wenn ich in den Ideengang Hubschmieds richtig eingedrungen bin, dann sieht er die Hauptstütze für die Annahme seiner satzphonetischen Schwankungen in dem Verhalten einer Reihe von Mundarten Lothringens, Burgunds, der Franche-Comté und des Berner Jura, vgl. S. 66 ff.,: „In den meisten Mundarten Burgunds und in einem Teile Lothringens hat Edmont in der 3. Pers. des Impf. und Ko. aller Verben ausschließlich *-ọ̄* notiert... Auf demselben Gebiete lauten gewöhnlich auch die 1. und 2. Pers. auf *-ọ*. Das gewöhnliche Ergebnis von altem *oi* ist aber auf diesem Gebiet bloß auf den Punkten 27, 28, 26 *-ọ, ọ̄*; sonst haben wir *u̯a*, *u̯a*[e], *u̯e*.... Nach den herrschenden Anschauungen von der Entwicklung der Laute müßte also die 3. Impf. Kd. auf dem größten Teil des Gebietes analogisch sein.... Und doch müssen, da keine einfache analogische Erklärung sich darbietet, die Formen auf *-ọ̄*, *ọ* die lautliche Entwicklung von *-oit* darstellen. Um dies zu erweisen, greift H. zu der vorhin erwähnten Skala von Tonbezeichnungen.

Zunächst hätte der Verfasser nicht außer acht lassen dürfen, daß auch Endungen wandern können, und so aus dem Lautsystem der übrigen Ma. sich herausbegeben. Ähnliches habe ich wenigstens für die 1. Plur. in einer Reihe nordfrz. Ma. in dieser Zs. (Bd. 1909, S. 306 ff.) zu erweisen gesucht. Aber die ganze Argumentierung Hubschmieds beruht auf dem bedauerlichen Grundirrtum, daß den *ọ*-Formen des Ostens lat. *-ēbat* zugrundeliegt. Zunächst hätte es dem Sprachgeographen auffallen müssen, daß inmitten der *ọ*-Formen, bei einzelnen Verben, und zwar der Klasse 2—4 *e*-Formen auftreten. Das erwähnte südostfrz. Katharinenleben aber lehrt uns, 1. daß die *o*-Formen ursprünglich nur bei der 1. Konj. auftreten und 2. altes *-abat*, nicht *-ebat* fortsetzen. Vgl. Tendering S. 41: „*Der Ind. Imperf. zeigt sehr mannigfaltige Formen. Die 3. Pers. Sing. und Plur.*

der 1. K o n j. hat oft die aus dem Normannischen bekannte Form -ot, -oent; daneben befinden sich die prov. Formen -ava (einmal), -avam; die 2. Konj. hat gewöhnlich -eit (nie oit). In der 3. Konj. findet sich die 3. Sing. nicht, die übrigen werden wie im Prov. selbständig aus dem lat. -ibam abgeleitet: Sing. 1. ia 2. ies; Plur. 3. ient ... Da unser Text den Übergang von ei zu oi nicht zeigt, so müssen die Formen -oie, -oit, oient der 1. Konj. als selbständige Entwicklungen angesehen werden."

Wie sich die *oie-*, *oies*-Formen in der 1. und 2. Person erklären, ist eine zweite Frage. Jedenfalls können wir bei ganz lautgesetzlicher Entwicklung gar nicht erwarten, daß das Ergebnis von *amabat* mit dem von *sēte* zusammenfällt. Das Problem, das sich hier stellt, ist ein ganz anderes. Zu untersuchen wäre, wie sich diese alteinheimischen für den ganzen Osten charakteristischen *-ot* < *-aut* Formen, den vom Zentrum her eindringenden literarischen *-oit*-Formen gegenüber verhalten haben, ob die Ausdehnung des *-ot*-Typus auf die 2.—4. Konj. unter Einfluß der einheitlichen literarischen Formen erfolgt ist, endlich, ob das Nebeneinander von *oi* in der 1. 2. Pers. Sing. und *o* in der 3. Pers. Sing. und Plur. der alten Texte zu ähnlichen Ausgleichen geführt hat wie im Südostfrz. Die ganzen gründlichen Zusammenstellungen Hubschmieds über die Entwicklung von lat. *e* auf S. 69—82 sind infolgedessen gegenstandslos, ebenso die Zusammenfassung der vermeintlichen Ergebnisse auf S. 83 ff.

So halte ich die ganze Grundlage der Arbeit für verfehlt.[6]) Das Bestreben, in der gegenwärtigen Vielheit der Formen überall satzphonetische Varianten zu erblicken, läßt die ganze Entwicklung in den Hintergrund treten; die eigentliche, methodisch wichtige Arbeit ist, so strenge das Urteil auch klingen mag, noch einmal zu machen.

Aber auch in manchen Einzelheiten ist es unmöglich, dem Verfasser zu folgen. Seit der ältesten Zeit weist die 1. Sing. des Imperf. der 2.—4. Konj. die Endung *-in* auf, die von Devaux, Mussafia, Meyer-Lübke durch Übertragung der Form der 1. Plur., die lautgesetzlich nur *-in* lauten könnte, in den Sing. erklärt wurde. Tatsächlich lautet diese Form in historischer Zeit aber nur *-iam*, zeigt also Beeinflussung durch die 1. Pl. des Impf. der *-are*-Konj. Daß diese Form nun in den Sing. übernommen worden wäre, will H. aus zwei Gründen nicht anerkennen: 1. man müßte dann auch hier eine Form **avian* neben *avin* finden, 2. bei der Notwendigkeit einer Neubildung hätte man eher zur Endung *-o* gegriffen, nicht zu einer Pluralform.

[6]) Der Wunsch, überall satzphonetische Schwankungen zu sehen, hat ferner auf S. 104 zu einer offenkundigen Entgleisung geführt. Daß *feya* < *foeta* auslautendes *a* bewahrt, dagegen **aveia*, das m. E. nie in dieser Form bestanden hat, *a* schwinden läßt, spiegelt doch nur das alte Verhältnis von *vi* < *via* und *via vita* wieder.

Beides läßt sich ohne weiteres bestreiten. Ital. *sono* = *sum* und *sono* = *sunt* sind heute von einander so unabhängig, daß eine Beeinflussung der 3. Pl. durch *hanno* z. B. ohne weiteres erfolgen könnte und erfolgt ist, ohne die 1. Sing. zu betreffen. So konnte **avien* oder schon **avin* der 1. Plur. durch *chantavan* beeinflußt werden, ohne daß *avien*, *avin* in 1. Sgl. davon betroffen wird. Dann braucht es sich bei der Übernahme der Form des Plurals durchaus nicht um einen Vorgang zu handeln, der wegen Zusammenfalls zweier Verbalformen bedingt war (vgl. frz. *j'avons*), es können ganz besondere syntaktische Verhältnisse, die auf dem sonstigen Werte des Impf. zum Ausdruck der Bescheidenheit beruhen, zugrundeliegen. Keinesfalls aber geht es an, für *n* in *avin* das ausl. *m* in *habebam* verantwortlich zu machen. Daß man *sĭam*, *ĭam* eliminiert, für *mĕam* ein **mĕane* konstruiert, um *habeam* zu retten, ist noch eher zu verzeihen, als daß man sich über alles, was uns die römischen Grammatiker lehren, hinwegsetzt. Die Berufung auf Gregor v. Tours ist dem Verfasser hoffentlich selbst nicht Ernst gewesen, als Gegengewicht vgl. Rice, *Phonology of Gallic Clerical Latin* S. 74 ff., der Vergleich mit auslautendem *t*, *s* wird ferner schon durch das Sardische widerlegt; im übrigen handelte es sich bei dem Schwunde des ausl. *m*, abgesehen von einsilbigen Wörtern, um eine allgemeine Erscheinung, während dort, wo auslautendes *s*, *t* die Tendenz zum Schwinden hatte, neben den Formen ohne auslautendes *s*, *t* vor vokalischem Anlaut Formen mit *s* bezw. *t* weiterbestanden. Es war also die Möglichkeit einer Verallgemeinerung der *s*- bezw. *t*-Formen noch lange gegeben, als auslautendes *m* schon spurlos geschwunden war.

Das Problem des südostfrz. Imperf. hat also meines Erachtens zu ganz anderen Ergebnissen geführt als der Verfasser zu glauben scheint. Es zeigt sich hier gerade der grundlegende Einfluß des Lautwandels auf das ganze Formensystem (aber auch die Syntax) einer Sprache. Es zeigt sich hier, wie durch das Ineinandergreifen von Strömungen, die von verschiedenen Zentren ausgehen, neue Entwicklungstendenzen entstehen. Die Verkürzung des Impf. Ind. 3. Pers. von *eat* > *ēt* ist ein Faktum des Nordens, der Übergang von *ēa* > *ia* verbindet das Südostfrz. mit dem Provenzalischen. So spalten sich die Formen des Impf. dem betonten Vokale noch in 2 Gruppen und durch die lautliche Differenzierung der zusammengehörigen Formen auf Grund der von dem Verfasser so stark bestrittenen lautgesetzlichen Entwicklung der Verbalendungen wird der Anstoß zu einer Umbildung des ganzen Formensystems gegeben.[7])

Wien. ERNST GAMILLSCHEG.

---

[7]) Die Polemiken des Verfassers gegen alle, die nicht seiner Ansicht sind (z. B. S. 32 ff.), sind also zumindest verfrüht. Jedenfalls aber

Eekhoud, Georges. *La Nouvelle Carthage.* Roman. Couronnée par l'Academié de Belgique. Ed. définitive. Paris, Mercure de France. 442 p. 3 fr., 50 c.

Cambon, Joseph Bouzinac. *Marie de Mireul.* Roman. Paris, Bernard Grasset. 310 p. 3 fr., 50 c.

Ein älteres, aber gerade jetzt äußerst aktuelles Buch liegt in neuer Ausgabe vor: G. Eekhouds 1888 erschienener, preisgekrönter, umfang- und inhaltreicher Roman *La nouvelle Carthage.* Gemeint ist mit dieser Bezeichnung Antwerpen; das Leben dieser Stadt ist, ganz dem Titel gemäß, wirklich der Inhalt des Buches. Antwerpens reiche Handelsfamilien, vor allem aber Antwerpens Arbeiterbevölkerung und besonders eingehend das weitverzweigte Hafenproletariat wird eingehend dargestellt. Den Mittelpunkt der Handlung bildet ein junger Mann, der in den wohlhabenden Kreisen aufwächst, nachher mit ihnen zerfällt und allmählich immer stärker mit der Hefe des Volkes lebt; er geht schließlich unter, indem er einen der gewissenlosesten Volksausbeuter mit sich in den Tod zieht. Wir haben hier also ein Werk vor uns, das an innerem Gehalt alle die Liebesromane weit überragt, aber auch über den meisten französischen Gesellschaftsromanen steht. Es ist besonders anzuerkennen, daß Eekhoud der im Stoff liegenden Versuchung zu sensationeller oder sinnlicher Ausgestaltung ganz konsequent widerstanden hat. Einige wenige (wirklich wenige) Szenen konnten das sexuelle Gebiet nicht unangerührt lassen; aber er ist dabei mit äußerster Zurückhaltung und ohne jede Erotik verfahren. Man kann aus diesem ernsten Werk Antwerpen wirklich kennen lernen; gerade jetzt, wo die Stadt uns allen durch die Kriegsereignisse besonders nahegetreten ist, wird es daher unser Interesse fesseln. Beispielsweise mache ich auf die Darstellung des Verhältnisses der Antwerpener Bevölkerung zur Garnison, überhaupt zum eigenen Militär, aufmerksam (S. 342 ff.). Der Umstand, daß das Buch sich schließlich zu einer sozialen Anklage gestaltet, macht es doch nicht zu einer Tendenzschrift im unangenehmen Sinn des Wortes; die Anklage ist nicht gegen ganze Stände gerichtet, und der Verfasser ist weit davon entfernt, eine Klasse der andern gegenüber zu idealisieren.

Marie de Mireul ist ein schlichtes, ergreifendes Lebensbild. Die Heldin wächst in vornehmem Hause auf; das ländliche Schloß

---

macht es einen überaus ungünstigen Eindruck, in einer durchaus nicht einwandfreien Erstlingsarbeit den durch nichts gerechtfertigten Satz zu lesen (S. 83 a): „Jede Darstellung der Entwicklung von altem *oi* in der Schriftsprache (die neueste bei... etc.), welche die satzphonetischen Unterschiede in der Stärke der Betonung nicht berücksichtigt, muß zu *luftigen Hypothesen* Zuflucht nehmen, die mit Hilfe des Atl. ling. leicht zu widerlegen wären". Erst widerlegen, dann urteilen!

mit dem alten Park, das die Stätte ihrer Jugend bildet, bleibt für ihr ganzes Leben ihre Sehnsucht. Durch die Schuld ihres Vaters geht alles verloren; auch der geliebte Bräutigam verläßt sie. Sie opfert sich fortan für ihre Mutter, dann auch für andere Verwandte und führt Jahrzehnte durch einen immer erfolgloseren Kampf mit der Not. Dabei bleibt ihr Gemüt merkwürdig jung; halb naiv, optimistisch-zuversichtlich, häuft sie Schulden auf Schulden, ohne zusammenzubrechen; erst als die Mutter in hohem Alter stirbt und sie niemanden mehr hat, für den sie sorgen kann, fühlt sie die Leere. Aber auch aus dieser Leere heraus führt noch ein Weg. Wir haben in der französischen Romanliteratur nicht viele Erzählungen dieser einfachen, innerlichen Art. Um so mehr wollen wir dieses Werk J. B. Cambons begrüßen. Es zeigt uns den französischen Volkscharakter von seiner besten Seite (Gegenbilder fehlen übrigens auch in diesem Roman nicht), und daher hat die Lektüre des Buches in diesen Zeiten der Kriegserbitterung etwas Versöhnendes.

Der Krieg sperrt die Grenzen auch für die belletristische Literatur. So wird diese Überschau mit friedlichen Zwecken jetzt feiern müssen.

Gießen. M. Schian.

Prist Paul. *Les chants de Vie et d'Amour*, Bruxelles, Dechennes et Cie, Association des écrivains belges, 1913. 114 p. 8⁰. 3 frs.

Jeanclair, L. *Suite en Mineur*, Bruxelles, Dechenne et Cie., Association des écrivains belges, 1913. 114 p. in 12. 3,50.

Mélotte, Paul. *Sur quelques vieilles Chansons et Poèmes Wallons du Pays de Liège* (Textes et Commentaires), Liège, 1913. 60 p. in 12 oblong.

Dans ses *Chants de Vie et d'Amour*, M. Paul Prist nous présente, élégamment édités, une série de poèmes où il chante avec une ardeur juvénile les douleurs et les joies de l'existence ou de la pensée. Bien qu'il ait voulu renouveler par son attitude courageuse en face de la vie, l'ancien idéal romantique, il n'a pu donner à son œuvre un caractère évident d'originalité et de nouveauté. Les strophes, solides et bien cadencées, rappellent trop souvent celles d'Alfred de Vigny ou des Parnassiens.

En dépit de ces restrictions, qui m'ont paru nécessaires, les *Chants de Vie et d'Amour* révèlent chez leur auteur une inspiration suffisamment digne et suffisamment vibrante pour faire augurer l'espoir d'un épanouissement plus complet de la personnalité.

Dans une note toute différente, M[lle] L. Jeanclair vient de publier sous le titre de *Suite en Mineur*, une série de

proses d'un vif intérêt. Les courtes esquisses qui clôturent le livre me semblent un peu inconsistantes; si même on peut y glaner des détails charmants, leur ensemble donne trop l'impression d'un pays connu pour qu'il soit désirable de s'y attarder.

La plus grande partie du volume, consacrée aux nouvelles, s'impose au contraire à l'attention par une originalité charmante et de bon aloi. Les récits, tour à tour dramatiques ou discrètement émouvants, nous conduisent au pays wallon des Ardennes, dans un décor d'une riche poésie, où semble flotter un rêve. Et pourtant, les héros vivent d'une vie réelle, avec leurs faiblesses et leurs mesquineries humaines. L'auteur a disséqué les âmes avec une pénétration avertie et parfois cruelle, mais il a su corriger, avec une exquise pointe d'humour, l'impression des plus décevantes expériences; il a versé sur les petitesses de la vie toute la lumière de son âme aimante d'artiste et de visionnaire; il a dépeint un milieu précis et l'a revêtu de toute la magie d'une langue ardente, agile, et d'une captivante originalité.

Les amateurs de littératures patoisantes liront avec plaisir l'essai où M. Paul Mélotte publie en extraits ou intégralement quelques savoureux Noëls, "pasquèyes", chansons, romances et "cramignons" du pays de Liège. Se basant sur les travaux de savants ou de chercheurs tels que MM. Wilmotte, Doutrepont, Chauvin, Closson, Le Roy, Bailleux, Capitaine, Gothier, l'auteur a précisé, dans un commentaire concis, l'époque et le milieu où sont écloses ces jolies bluettes, les circonstances qui ont fai naître les satires parfois injustes et superficielles, mais débordant toujours de force juvénile et d'observation pittoresque.

Giessen. LUCIEN-PAUL THOMAS.

Miszellen.

Nachruf auf Heinrich Schneegans.

Am 6. Oktober 1914 ist in Bonn Heinrich Schneegans nach schwerem Leiden entschlafen. Sein Ende war seit Monaten vorauszusehen, erst zu befürchten, dann herbeizuwünschen. Gerade ein Jahr vor seinem Tod war er zusammengebrochen. Er kehrte damals aus Paris von einer Studienreise in Frankreich zurück, unruhig, matt, erschöpft, fieberkrank. Die Ärzte sandten ihn nach Arosa, um seine angegegriffene Lunge zu heilen. Dort verbrachte er den Winter — im Inferno, wie er oft schrieb — bettlägerig, einsam, er, der so geselliger Natur war, ohne Familie, ohne Freunde, ohne Studenten, fern von allem, was er liebte, immer von dem unheimlichen Fieber verzehrt, das nicht mehr wich. Und als man ihn im Februar wieder ins Tal sandte, aus Angst, er möchte oben sterben, als endlich in Basel die Ärzte erkannten, woran er eigentlich litt, da war es längst zu spät. Als ein Sterbender wurde er nach Bonn geschafft. Die Nierenoperation auf Leben und Tod, die im günstigsten Fall den Tod um eine kurze Spanne hinausschieben konnte, überstand er wider Erwarten. Rasch ging die Erholung vor sich. Der Kranke und die um ihn waren, durften trügerische Hoffnung fassen. Bis die Wucherung von neuem begann und von neuem sich als täglicher Gast das Fieber einstellte, das ihn schwächer und schwächer machte. Einen Aufenthalt im Taunus, der ihn etwas zerstreuen, seine Stimmung heben sollte, unterbrach jäh die Mobilmachung. Die letzten Wochen waren ein Siechtum voll körperlicher und gewiß auch voll seelischer Qual. Der lebensfrohe, immer optimistische, immer zum Lachen und Scherzen aufgelegte Mann mußte außer der bangen Sorge um die Zukunft der Seinen auch noch alles Elend und alle Erbärmlichkeit menschlichen Fleisches erfahren, ehe ihn der Tod erlöste.

Heinrich Schneegans war 1863 in Straßburg geboren. Dort hatte ihn Gustav Gröber in die romanische Philologie eingeführt, den er neben Wendelin Foerster seinen Lehrer nannte. In Straßburg hatte er auch als Privatdozent seine akademische Laufbahn begonnen. 1898 kam er als Extraordinarius nach Erlangen, 1900 als Ordinarius nach Würzburg und 1909 nach Bonn, wo er trotz eines ehrenden Rufes auf Gröbers Lehrstuhl blieb. Während dieser Jahrzehnte hat er eine emsige und vielseitige literarische Tätigkeit entfaltet. Seine erste Arbeit war linguistisch, eine Dissertation über «*Laute und Lautentwickelung des sizilianischen Dialektes*» (1888). Dann lockten ihn, obwohl er der Linguistik treues Interesse bewahrte, mehr die Fragen der Literaturgeschichte. Sein Sondergebiet war die Rabelais- und die Molière-Forschung. Aber es wird wenig Gebiete unserer Disziplin geben, die er nicht mindestens in einer Rezension beruhrt hätte. Er hat in Zeitschriften ein Menge kleinerer und größerer Untersuchungen veröffentlicht, hat es auch nie verschmäht, für einen

weiteren Leserkreis zu schreiben; wie geschickt und wie gediegen er das verstand, zeigt sein Molière-Buch (1902). Sein Hauptwerk ist die «*Geschichte der grotesken Satire*» (1894). in der er mit kluger Einsicht das Werden einer literarischen Gattung, das Wesen einer Stilart erforscht hat, ein wertvolles, nicht blos gründliches und gelehrtes, sondern auch prächtig lebendiges Buch. Als er starb, trug er noch verschiedene Pläne im Kopf: ein Buch über Rabelais, zu dem er wie kaum ein zweiter berufen gewesen wäre, ein anderes über die französische Literatur des 19. Jahrhunderts und eine kritische Ausgabe des Alexanderromans von Thomas von Kent, mit der er sich seit langem beschäftigte und die er fast vollendet hinterließ.

Dieses leider Bruchstück gebliebene Schaffen gibt nur ein unvollkommenes Bild von seiner Persönlichkeit. Sein Bestes hat Schneegans nicht in der Studierstube geleistet. Wer ganz ermessen will, welchen Verlust sein Tod bedeutet, muß ihn mitten unter seinen Schülern beobachtet haben. Schneegans war der geborene Lehrer, Lehrer mit Leib und Seele, hervorragend pädagogisch begabt und von heftigem Drang erfüllt, lehrend, erzieherisch zu wirken. Über seine Auffassung vom Lehramt, an das er die höchsten Ansprüche stellte, hat er sich oft in Wort und Schrift auseinandergesetzt; die wichtigsten dieser Äußerungen sind in Buchform gesammelt erschienen: «*Studium und Unterricht der romanischen Philologie*» (1912). Zwei Leitgedanken beherrschten seine Lehrtätigkeit: einmal die Überzeugung, daß der Universitätsbetrieb sich den Bedürfnissen der Kandidaten anpassen soll, und dann die Überzeugung, daß die Rolle des Lehrers sich nicht auf den Hörsaal und das Seminar beschränken darf.

Schneegans hat mit unter den ersten in Deutschland und stets mit besonderem Nachdruck von der Universität verlangt, daß sie den Studierenden neben der Einführung in wissenschaftliches Arbeiten auch die notwendigen praktischen Kenntnisse vermittle, daß über dem unentbehrlichen Studium der Sprachgeschichte und der Anfänge französischer Sprache nicht die für den künftigen Oberlehrer gleich unentbehrliche Vertrautheit mit der modernen Sprache vernachlässigt werde und daß auch im wissenschaftlichen Teil der Ausbildung die Gebiete zu ihrem Recht kommen, die in der Schule am dringendsten gebraucht werden, also vor allem die neuere Literaturgeschichte seit dem 17. Jahrhundert, betrachtet im Zusammenhang mit der geistigen und kulturellen Entwicklung Frankreichs. Jeder einseitigen Begrenzung feind, hat er selbst keine Mühe gescheut, mit gutem Beispiel voranzugehen, hat gewissenhaft versucht, in seinen Vorlesungen und Übungen das ausgedehnte, für einen einzigen Dozenten kaum mehr zu bewältigende Gebiet der Romanistik möglichst in allen Abschnitten nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit zu berücksichtigen und den Kandidaten Gelegenheit zu bieten, vom ganzen Fach so viel zu lernen, als die Semesterzahl erlaubt.

Er nahm in Übungen die ältesten französischen Sprachdenkmäler ebenso vor, wie Lamartinesche Gedichte oder den Tartuffe, die Novelas ejemplares wie den Orlando furioso, das Rolandslied oder seinen Alexanderroman wie J. J. Rousseau, Rabelais wie den Atlas linguistique. Er trug über historische Grammatik der französischen Sprache ebenso vor wie über romantische Dichtung, über das mittelalterliche Epos wie über Dante oder die vergleichende Lautentwicklung der romanischen Sprachen. Und zur Zeit, wo er in Bayern noch nicht die Schaffung eines hauptamtlichen Lektorates erreicht hatte, hielt er unverdrossen auch neusprachliche Kurse ab. Und er mochte dozieren, wovon er wollte, von Cervantes, der ihm ferner stand, oder von Rabelais und Molière, die ihm sehr nahe standen, er war immer anregend und vergaß nie, daß es nicht galt, Spezialisten heranzuzüchten, sondern eine romanistische Allgemeinbildung zu geben,

auf deren Grundlage sich später ein solider französischer Schulunterricht aufbauen könnte.

Schneegans hat es immer als Glück angesehen, daß ihn seine Jugend als Lehrer an ein Gymnasium verschlagen hatte und daß er erst von da aus in die akademische Laufbahn gelangt war. Alle Fragen ,die das Mittelschulwesen betrafen, interessierten ihn auf das lebhafteste: methodologische Erörterungen, Diskussionen über den Lehrplan so gut wie die Kämpfe der Oberlehrerschaft um Hebung ihres Standes. Er war einer der treuesten und tätigsten Besucher der Neuphilologenversammlungen. Inniges Handinhandgehen von Mittelschule und Hochschule zur Förderung gemeinsamer Ziele, war seine Lieblingsidee. Und wenn er in Bonn, wo er sich sonst sehr zufrieden fühlte, etwas schmerzlich vermißte, so war es der enge Anschluß an Mittelschule und Mittelschullehrer, den er in Bayern gepflegt hatte und der sich unter den in Preußen herrschenden Verhältnissen nicht finden ließ. In Bayern wird man ihm aber weit über die Universität hinaus noch lange Zeit dankbar sein für alles, was er während seines Aufenthalts in dieser Richtung geleistet hat.

Die erzieherische Wirkung, die Schneegans neben der fachlichen Ausbildung als Ideal seines Amtes vorschwebte, hatte regen menschlichen Verkehr zwischen Lehrer und Schülern zur notwendigen Voraussetzung. Schneegans wollte den Studierenden mehr sein als der Professor, der ihnen die Schätze des Wissens zugänglich macht. Die Vorrede der vorhin zitierten Sammlung «Studium und Unterricht» schließt mit dem Satz: „Mögen endlich die Studenten beiderlei Geschlechts, von denen auf den folgenden Seiten soviel die Rede ist, versichert sein, daß die Ratschläge, die der Verfasser gibt, von der wärmsten Anteilnahme an allem, was des Studenten Herz bewegt und seine Zukunft betrifft, eingegeben sind. Des Verfassers größter Stolz wäre, daß sie ihm Vertrauen schenkten, wie einem treusorgenden, Vater". Diese Worte kennzeichnen sein eifrigstes Bemühen: er wollte Berater sein, väterlicher Freund, einer, an den sich seine Schüler in jedem Augenblick wenden und dem sie unter allen Umständen vertrauen durften. So hatte er seine Professur in Erlangen und Würzburg in kleinem Kreis verwaltet und so verwaltete er sie auch, ohne vor Anstrengungen zurückzuscheuen, in dem ungleich größeren Wirkungskreis von Bonn, obwohl er dort in den Vorlesungen über zweihundert, im Seminar mit den außerordentlichen Mitgliedern regelmäßig über hundert Hörer und Hörerinnen hatte. Niemand klopfte vergebens an seine Türe, er lieh jedermann sein Ohr, ging auf in den Anliegen, die man ihm vortrug. In den Sprechstunden, die er anfangs täglich, später mehrmals in der Woche abhielt, drängten sich die Leute und geduldig hielt er in dem Ansturm aus, der ihn nachher erschöpft zurückließ. Sein starkentwickelter Familiensinn sah in der Schar der Schüler eine zweite Familie, an der er mit nicht geringerer Selbstverleugnung als an den Seinen hing. Der Egoismus der eigenen Arbeit war ihm so fremd wie Egoismus überhaupt. Er hat sein Schaffen und seine Ruhe aufopfernd in den Hintergrund gestellt, um den Studierenden zu dienen.

Die oft mißbrauchte und Phrase gewordene Wendung von dem Schritt, der die Kluft zwischen Katheder und Schülerbank überbrücken soll — Schneegans hat sie in schönem Sinn wahr gemacht, ohne für seine Hingebung anderen Dank zu ersehnen als das Vertrauen derer, denen er sich widmete. Frohe Stunden waren es ihm, wenn er mit seinem Seminar nach der Arbeit bei Bier und Zigarre gemütlich plaudern oder im Sommer zu einem Ausflug ins Freie ziehen durfte. Da vergaß er, was ihn bedrückte, um mit der Jugend wieder aufzuleben, da wurde sein Humor wach, das kindlich heitere Gemüt, das er sich durch alle Enttäuschungen bewahrt hatte, da konnte er seinen

Stolz dreinsetzen, mit dem grünsten Semester an Laune und Ausgelassenheit zu wetteifern. Am Ende des Sommersemesters 1913 feierte man in Bonn in stattlicher Runde seinen 50. Geburtstag. Es gab Reden, es gab die Kommerslieder, die er gerne sang, es gab eine Posse seines geliebten Molière und es gab ein Scherzspiel, das in eine Huldigung für ihn ausklang. Glücklich genoß er, der damals schon müde war, aufgerieben, unterwühlt von der Krankheit, die heimlich in ihm fraß, noch einmal die treue Anhänglichkeit und Verehrung, die ihm aus hundert jungen Herzen warm entgegenstrahlte. Es war das letzte Beisammensein und die letzte große Freude seines Lebens.

Für die Auffassung, die Schneegans von seinen Aufgaben hatte, war er wunderbar ausgestattet. Ein zäher Arbeiter, der sich am frühesten Morgen an den Schreibtisch setzte und jeden Abend, wenn er schlafen ging, auf ein reich bemessenes Tagwerk zurückschaute, von ernstem Pflichtgefühl beseelt, sehr bescheiden, von einer geradezu rührenden Bedürfnislosigkeit und Anspruchslosigkeit, selten an sich denkend, immer für die andern bedacht und sorgend, von wohlwollendem Optimismus, immer geneigt, vom Nebenmenschen das Beste vorauszusetzen, jedem das Vertrauen entgegenbringend, das man ihm entgegenbringen durfte, dabei von gewinnender Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, eine Persönlichkeit ohne schroffe Kanten und Ecken, sehr geschickt, wo es galt ausgleichend zu wirken, Gegensätze zu versöhnen, ein durchaus vornehmer, edler Charakter — so wird sein Bild in der Erinnerung aller fortdauern, die ihn kannten. Es gibt keinen, den er wissentlich gekränkt hätte, und er hatte viele Freunde, aber kaum einen Feind.

In Straßburg vor 1870 geboren, wuchs er im französischen Elsaß und in Frankreich heran, ehe er Deutscher wurde. Das Schicksal seines Vaters August Schneegans, der nach dem Krieg das deutsche Reich als Konsul in Genua und Messina vertrat, ließ ihn vorübergehend auch in Italien Boden fassen. Er sprach deutsch wie ein Deutscher, französisch wie ein Franzose, italienisch wie ein Italiener. Die Commedia Divina und die Schöpfungen eines Molière waren ihm nicht weniger vertraut und teuer als die großen Dichtungen unseres Volkes. Er war wie geschaffen, zwischen germanischer und romanischer Kultur zu vermitteln, deutscher Jugend lateinischen Geist zu erschließen. Er war als Elsässer zweisprachig und (wenn man so sagen darf) zweiseelig. Das soll nicht mißverstanden werden. Schneegans fühlte sich politisch als deutscher Staatsbürger ohne Vorbehalt, er stand an Nationalbewußtsein und Patriotismus keinem Altdeutschen nach. Aber er schätzte und liebte daneben auch Frankreich als eine Art zweiter geistiger Heimat und er liebte vor allem sein Elsaß, dem er im Rahmen des deutschen Reichs eine freie und selbständige Zukunft wünschte. Der Ausbruch unseres Krieges, dessen Anfänge er noch mit lebhafter Anteilnahme verfolgen konnte, traf ihn sehr schmerzlich. Es war ihm eine wehe Überraschung, plötzlich alle Aussichten auf friedliche Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland zerstört zu sehen.

Mit Heinrich Schneegans ist ein an Arbeit und Mühe reiches Dasein ins Grab gesunken, ein Mensch von seltenen Gaben und Eigenschaften, der seine ganze Kraft restlos in der Sorge für seine Familie, im Dienst der Wissenschaft und der Erziehung verbrauchte. Es war ihm nicht vergönnt, sein Werk zu vollenden und dann, wie er oft träumte, sich in Straßburg eines stillen Alters zu freuen. Vor der Zeit legte der Tod die Hand auf ihn und nahm ihn nach einem Jahr voller Leiden fort. Als Dulder ist er gestorben, aber wie er gelebt hatte, ohne viel zu klagen, mit dem standhaften Gleichmut, den er immer als höchste Lebensweisheit pries.

Bonn. HANNS HEISS.

escole ,Schar'.

(Zu dieser Ztschr. 1914, S. 13.)

Jeanroy fragt (Rom. 1913, S. 417), ob die Bedeutung des mittellat. *schola* ,confratria, sodalitas' sich über die Karolingerzeit hinaus gehalten habe. Ich möchte an den altfranzösischen Meraugis (ed. Friedwagner) V. 930 f erinnern:

ça -II., ça III., ça. V., ça .VI.,
Vont p a r e s c o l e s conseillant,

parallel V. 915 ff. *Dames i ot plus de .C. pere*
Qui issent des chambres lasus,
ça .XX., ça .X., ça mains, ça plus,
Et vindrent p a r c o n r o i s avant,

woraus hervorgeht, daß Friedwagners Übersetzung des *par escoles* ,gruppenweise' richtig ist. Vielleicht kann man afz. *eschiele*, prov. *escala* als *eschiere, escara* (= germ. *skara*) + *escole* (= lt. *schola*) erklären, statt mit Körting auf germ. *s c o l u ,Schar', über dessen Etymologie ich mich a. a. O. gegen Jeanroy ausgesprochen habe, zurückzugehen. REW 7637 wird allerdings lt. s c a l a als Etymon angenommen, doch bedeuten die romanischen Wörter, soviel ich sehe, nicht wie Meyer-Lübke angibt, „Schlachtreihe", sondern „compagnie".

W i e n. LEO SPITZER.

Paul Heyse und Alexis Piron.

Als ich vor kurzem die geistreichen Verse P a u l H e y s e s las:

Die Klassiker haben uns alles weggenommen,
Die besten Gedanken, das kühnste Wort!
Rächet Euch an die, die nach Euch kommen,
Und spielt den Enkeln denselben Tort!

erinnerte ich mich lebhaft an eine Stelle in A l e x i s P i r o n s „*La Métromaine*" (Acte III Sc. VII):

„Ils (die früheren Dichter) ont dit, il est vrai, presque tout ce qu'on pense:
Leurs écrits sont des vols, qu'ils nous ont faits d'avance;
Mais le remède est simple: il faut faire comme eux;
Ils nous ont dérobés, dérobons nos neveux;
Et tarissant la source, où puise un beau délire,
A tous nos successeurs ne laissons rien à dire."

Man wird zugeben müssen, daß der sich vollkommen deckende Inhalt beider Zitate zu denken gibt.

JOSEF FRANK.

Berichtigung.

In einer Besprechung meiner Habilitationsschrift „Das invariable Participium praesentis" in dieser Zeitschrift XLIII 48—57 zitiert K. Morgenroth gleich zu Anfang den Satz: „Das Gerundium ist ein gerendum, d. h. ein D i n g , das von einer anderen Form getragen werden muß, weil es nicht selbständig stehen kann, weil es schläft (S. 449)." Wenn er dabei die Absicht verfolgt hat, mich als einen heillosen Phantasten hinzustellen, so dürfte ihm das voll und ganz gelungen sein. Dagegen leise zu protestieren scheint mir selbst in dieser Zeit nicht ganz unwichtig. Denn s o habe ich nicht geschrieben. Das Wort ,schläft' ist nicht von mir, sondern vom Ref. gesperrt worden — dagegen steht es bei mir in Anführungszeichen, die Ref. wegläßt, ohne beides anzugeben, und aus dem Zusammenhang, aus dem Ref. nicht nur diese Stelle herausgerissen hat, geht

deutlich hervor, daß das überhaupt nicht m e i n e Erklärung der Bedeutung des Gerundiums sein soll, sondern lediglich die, die meiner Auffassung nach dem Schöpfer des Wortes ‚G e r u n d i u m' vorgeschwebt hat, für dessen Wortsinn eine allgemein angenommene Erklärung ja bekanntlich nicht existiert, so daß ich mich für verpflichtet hielt, eine zu versuchen. Dabei habe ich unmittelbar vorher darauf hingewiesen, daß das Wort ‚Gerundium' nach weiter oben angeführten Zeugnissen zunächst dasselbe bedeutete wie ‚Supinum' und daß eine Erklärung des Wortes darauf Rücksicht nehmen müsse. Nun bedeutet aber ‚Supinum' — nicht nach meiner Meinung, sondern nach Meinung des Benennenden — „das rückwärts gelehnt S c h l a f e n d e", wie ich auf der vorhergehenden Seite (448) auseinandergesetzt hatte. So erklärt sich die mehr als merkwürdig scheinende Bemerkung, auch das Gerundium „schlafe".

S. 50 heißt es: ‚Lerch möchte die Entstehung des Gerundiums im Neufranzösischen phonetisch erklären". Das ist mir ganz neu und das möchte ich entschieden bestreiten. Vielmehr habe ich im Laufe meiner Arbeit wiederholt mit aller Deutlichkeit gesagt, daß ich das neufranzösische Gerundium, mit oder ohne *en* gebraucht, selbstverständlich aus dem lateinischen Gerundium (auf *-do*) ableite, also z. B. auch in dem vom Ref. S. 49 angeführten Beispielen: 1 a. Mais les principaux de la ville, s e c r o y a n t plus sages que les autres, s'imaginaient que Mentor était un imposteur (Fénélon). b. *Je les voyais c o u r a n t d e v a n t n o u s.* 2. *Elle revenait s a u t i l l a n t e t c h a n t o n n a n t.* aus lateinischen *-do*-Formen entwickelte Gerundia sehe (vgl. u. a. S. 484 f. meiner Arbeit). In diesen Beispielen hätte zwar im Lateinischen die *-do*-Form nur allenfalls im letzten stehen können, da die lateinische *do*-Form nur instrumentale und allenfalls Begleitumstands-Bedeutung hatte; da aber die übrigen romanischen Sprachen in solchen Beispielen *-do*-Formen zeigen, so habe ich sie auch für das Französische angenommen. Bis hierher stimme ich also mit der opinio communis durchaus überein. Eine abweichende Ansicht habe ich überhaupt nur über die *ant*-Formen in Beispielen wie: *c'est une femme aimant la patrie* ausgesprochen. Aber nicht etwa, daß ich darin ein phonetisch oder sonstwie entstandenes Gerundium annehme! Im Gegenteil: wie schon aus dem Titel meiner Arbeit („Das invariable P a r t i c i p i u m p r a e s e n t i s") hervorgeht, sehe ich hier in Übereinstimmung mit den französischen Grammatikern ein unflektiertes P a r t i c i p i u m , und die Ansicht Meyer-Lübkes, Th. Kalepkys und einiger anderer nichtfranzösischer Grammatiker, wonach hier ein adjektivisch gebrauchtes Gerundium auf *-do* vorliege, habe ich gerade bekämpft, unter Hinweis darauf, daß dieses Gerundium im Lateinischen mit Einschluß des Spätlateinischen überhaupt nicht und in den übrigen romanischen Sprachen, die allein beweisend wären, nur ausnahmsweise und jedenfalls nicht in dem Umfang, in dem das Französische unflektierte *ant*-Formen gebraucht, a d j e k t i v i s c h gebraucht werde; wenn die anderen romanischen Sprachen ein mit Objekt etc. verbundenes P a r t i c i p i u m auch gewöhnlich vermeiden, so könnten sie dafür doch nicht ohne Weiteres ein adjektivisches Gerundium setzen, sondern müßten durch einen R e l a t i v s a t z umschreiben; *c'est une femme aimant la patrie* könne weder italienisch noch spanisch durch *amando* übersetzt werden. Statt: „Lerch möchte die Entstehung des Gerundiums im Neufranzösischen phonetisch erklären" hätte es also heißen müssen: „Lerch möchte dies Nicht-flektieren der adjektivisch gebrauchten *ant*-Form mit folgendem Objekt etc., also in Beispielen wie *c'est une femme aimant la patrie*, d i e e r f ü r d a s P a r t i c i p i u m h ä l t , phonetisch erklären". Damit erledigen sich auch die vom Refer. gegen meine angebliche Auffassung erhobenen Einwände.

Meine Auffassung kann natürlich falsch sein; widerlegen kann man sie jedoch m. E. nur durch lateinische und romanische Beispiele, nicht aber durch Lehrbücher der Psychologie, die wie Wundts „Völkerpsychologie" ihre Angaben doch auch nur aus Meyer-Lübke usw. schöpfen. Im übrigen hätte der Herr Ref. seine abweichende (nicht nur von der meinigen abweichende) Auffassung wohl auch darlegen können, ohne meine Gegenargumente gar so stiefmütterlich zu behandeln. Er hätte wohl erwähnen dürfen, daß ich gezeigt habe, wie im ganzen 16. und fast im ganzen 17. Jahrhundert, vereinzelt bis zu Voltaire die adjektivisch gebrauchte *ant*-Form im Maskulinum selbst bei direktem Objekt flektiert, also *ce sont des hommes aimans la patrie* geschrieben wurde; wie Corneille anfänglich flektiert, dann aber seit 1660 die betreffenden Stellen plötzlich in unflektierte ändert, wie die um Grammatik und Akademie weniger bekümmerten Molière und Lafontaine selbst noch später flektieren; wie die Schwierigkeit überhaupt erst beim Femininum angefangen hat, wo man im 16. Jahrhundert geschrieben hatte: *ce sont des femmes aimans* la patrie, jedoch seit Anfang des 17. Jahrhunderts (Malherbe!, s. bei mir S. 375) nicht mehr schreiben wollte: *des femmes aimans la patrie*, weil man ja auch nicht mehr *grands femmes* schrieb, aber auch nicht zu schreiben wagte (wie gelegentlich im 16. Jahrhundert): *des femmes aimantes la patrie*, weil einem das zu schleppend vorkam — und wie man sich da behalf, indem man nicht *aimans* noch *aimantes*, sondern *aimant* schrieb und von hier aus der Konsequenz wegen später auch *des hommes aimans la patrie* in *des hommes aimant la patrie* verwandelte. Das ist, was ich zwar nicht die phonetische Entstehung des Gerundiums im Neufranzösischen, wohl aber die phonetische Entstehung der Nichtflexion genannt habe. Zwar spricht auch die von mir S. 384—6 abgedruckte Entschließung der Akademie von 1679 gelegentlich von «gérondifs» (zu Anfang und am Schluß dagegen von «participes actifs») — aber diese Ansicht ist von der heutigen französischen Grammatik längst aufgegeben: man spricht nur noch vom «participe invariable» (im Gegensatz zum «adjectif verbal»). Daß „in der modernen Sprache ein *Participe présent* gar nicht mehr existiert", ist einstweilen nur eine Privatmeinung des Herrn Referenten, die er mit „während doch . . ." wohl nicht ganz zutreffend einleitet (S. 53). Daß in der Sprache logisches Denken und Phantasiedenken gleichberechtigt sind (Ref. S. 49), erkenne auch ich an — nur ist es nicht eben wahrscheinlich, daß die Phantasiekonstruktion gerade von den Grammatikern und noch dazu von den Grammatikern der Akademie eingeführt und von den Schriftstellern mehr oder minder widerwillig befolgt worden sei: Phantasiekonstruktionen pflegen wohl eher von den Schriftstellern auszugehen und von der Akademie — abgelehnt zu werden, denn der Grammatiker ist für Logik und nicht für Phantasie. Daß für das heutige Sprachempfinden die unflektierte Form eine Phantasiekonstruktion ist, halte ich sehr wohl für möglich: allein im Wesen des Phantasiedenkens scheint mir gerade zu liegen, daß der Sprechende sich überhaupt nicht darüber klar ist, ob er ein unflektiertes Particip oder ein Gerundium gebraucht — er braucht eben eine unflektierte Form auf *-ant*, er hält es nicht für nötig, die von der Logik geforderte Kongruenz zwischen Substantiv und Adjektiv vorzunehmen — ohne daß er sich darüber klar wäre, welcher grammatischen Kategorie diese unflektierte Form wohl zuzuweisen wäre; danach gäbe das heutige Sprachempfinden überhaupt keinen Aufschluß darüber, ob an den betreffenden Stellen ein Particip oder ein Gerundium vorliegt. Aus der Gleichberechtigung von logischem und Phantasiedenken folgt aber weiter, daß in sehr vielen Fallen, nicht bloß in dem winzigen vom Ministerialerlaß von 1900 erwahnten Beispiel *des sauvages vivent errant* oder *errants dans les bois* eine doppelte Auffassung,

d. h. Flexion oder Nicht-flexion gestattet sein sollte, wie ja auch der Herr Ref. S. 54 hervorhebt. Mehr als weitgehendste Toleranz habe aber auch ich nicht gefordert (s. besonders S. 485 unten): wenn ich die Regeln, wie sie sein sollten und wie sei meiner Überzeugung nach auch wären, wenn die Akademiker des 17. Jahrhunderts nicht dazwischen gekommen wären, aufgestellt habe (S. 484 f.), so geschah es nicht, um zu verlangen, daß man nun so schreibe (das habe ich S. 485 ausdrücklich als „lächerliche Don-Quichotterie" zurückgewiesen), sondern um zu zeigen, auf wie schwankendem Grund die heutigen starren Regeln eigentlich ruhten und dementsprechend weitgehendste Toleranz zu fordern — allerdings in der Überzeugung, daß dann, wenn jeder so schreiben dürfte wie er empfindet, mehr flektiert werden würde und die starren Regeln sich ganz von selber ändern müßten.

Im Referat S. 51 unten heißt es: „Aber daß bei den Partizipien auf *-antem* die Analogie zu *bon, bonne* etc. erst im 16. Jahrhundert einsetzte, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Werden doch von ihm selbst S. 400 aus *Quatre Livres des Rois* angeführt . . . usw." Hier scheint dem Ref. der § 19 meiner Schrift (S. 395—99) entgangen zu sein, der von der Entwicklung von *grand* zu *grande* handelt. Darin wird gezeigt, daß sich *grande* schon im Alexius 122 findet, daß aber bis 1600 im Femininum auch *grand, grands* geschrieben werden konnte, von 1600 ab dagegen bis auf wenige Formeln nicht mehr — und genau so verhält es sich mit den *ant*-Formen: obgleich sich *ante, antes* schon früh finden, durfte man bis gegen 1600 im Femininum auch *ant, ans* schreiben: erst als die analogischen Formen der Adjektiva allgemein durchgeführt waren, begannen auch die weiblichen Formen der adjektivischen *ant*-Formen Schwierigkeiten zu machen. Die eine Regelung machte die andere notwendig. Hätte man *grands femmes* nicht geregelt, so schriebe man vermutlich noch heute: *des femmes aimans la patrie* und *des hommes aimans la patrie.*

S. 55 erwähnt der Ref. mein Urteil über unflektiertes *Des mots appartenant à la langue vulgaire* (S. 463), unterläßt aber zu erwähnen, daß, wie ich dort im Sperrdruck hervorgehoben habe, die Akademieentscheidung von 1679 noch Flexion verlangte, und daß, wie ich dort ebenfalls bemerke, das Italienische das Adjectif *appartenente* setzen würde. Das beweißt m. E. zur Genüge, daß die Nichtflexion im heutigen Französisch psychologisch nicht erklärt werden kann, sondern nur durch Regelzwang und irregeleitete Reflexion.

Ebensowenig erwähnt er S. 55 bei *soi-disant,* dessen Nichtflexion (*la soi-disant baronne*) er rechtfertigt, daß auch hier italienisch *sedicente* entspricht, wie ich S. 459 bemerkt habe; übrigens schreibt ein Franzose, Lucien-Paul Thomas, in dieser Zeitschrift XLII[2], S. 80: *les soi-disantes écoles,* und zwar wie er mir auf Anfrage mitteilte, durchaus bewußt. — Ebenso entspricht dem französischen *comme si elles eussent été deux automates obéissant à la même manivelle* (Maupassant, éd. Conard XIV 109) ein spanisches *obediente à las leyes,* das ich S. 465 aus der Grammatik der spanischen Akademie beigebracht habe. Sieht man also in den unflektierten französischen Beispielen Gerundia, so hätte die Akademieentscheidnug von 1679 mit ihren Konsequenzen das französische nicht in Übereinstimmung, sondern in Widerspruch mit den andern romanischen Sprachen gebracht.

S. 56 bezeichnet der Ref. als einziges Beispiel, das ihm als falsch, dem Sprachgefühl nicht entsprechend aufgefallen sei: si nous devons être accueillan**t** pour les étrangers (S. 417), vermutet aber, hier liege vielleicht ein Druckfehler vor. Da ich das *t* durch Fettdruck hervorgehoben habe, so ist dies natürlich nicht der Fall. (Dagegen ist wirklich verdruckt *Des gens bien penant* statt *bien pensants* im Referat S. 52, 8. Zeile von unten). Über das unmittelbar vorhergehende,

ganz gleichartig gebaute: *Sont trois tambours revenant de la guerre* als kritischer Text des *Joli Tambour* von Doncieux, 1904 hat er sich nicht ausgesprochen. Und wie wäre seiner Ansicht nach das Rabelaische: ils n'avoient esté obéissans au commandement de Dieu (Pantagruel II, VIII) heute zu schreiben: m i t Flexion wegen des vorhergehenden *être* oder o h n e Flexion wegen des folgenden Dativobjekts??

Wie war es möglich, daß der Ref. meine Ansicht über Gerundium und Particip so mißverstand? — Da ich nicht annehmen kann, er habe so flüchtig gelesen, so muß ich wohl annehmen, ich habe mich so undeutlich ausgedrückt. Vielleicht aber liegt das nicht an ihm und nicht an mir, sondern daran, daß sich Syntaktiker und Psychologen nachgerade überhaupt nicht mehr verstehen...

München (z. Z. im Felde). EUGEN LERCH.

Erwiderung.

In meiner Besprechung der Habilitationsschrift des Herrn Dr. E. Lerch hob ich vor allem hervor, daß ich darin eine f ü r d i e m o d e r n e S p r a c h e p o c h e gültige Begriffsbestimmung von Partizip und Gerundium vermisse. Die Entscheidung, ob in irgendeiner syntaktischen Verbindung die flektierte oder die unflektierte *-ant*-Form zulässig sei, schien mir davon abzuhängen, da durch den unterschiedslosen Gebrauch der Bezeichnungen invariables Participium, Partizip und Gerundium sowie mit der Auffassung des Veradjektivs als U n t e r f a l l des Partizips (s. S. 484) Missverständnissen Tür und Tor geöffnet war. Ich suchte nach einer Definition des Herrn Verfassers. Und da nun die S. 484 in Regel 1. vorliegende Unterscheidung: ‚Das Partizip ist adjektivisch und dient zur Charakterisierung eines Namens; das Gerundium ist adverbiell und dient zur Begleitung und Charakterisierung eines Verbums' mir im Hinblick auf Sätze wie: ‚*Les bœufs mugissants et les brebis bêlantes venaient en foule, q u i t t a n t les gras pâturages*' *Fénelon* und ‚*Tu nous retrouveras causant et travaillant ici, Gustave, Nichette et moi* (Dumas fils, *Dame aux Cam.* III, II)' sich mir als ungenügend erwies, so kam ich noch zu einer besonderen Betrachtung des mit der ganzen Unterscheidungsfrage doch im Zusammenhang stehenden Satzes auf S. 449: „Ich möchte eine andere Erklärung vorschlagen: das gerundium ist ein gerendum, d. h. ein Ding, das von einer anderen Form getragen werden muß, weil es nicht selbständig stehen kann, weil es „schläft". So steht geschrieben. Der Herr Verfasser hat sich die Erklärung des Wortschöpfers zugeeignet und wenn in meinem Referat dieses ‚schläft' gesperrt steht, in der Habilitationsschrift in Anführungszeichen, so liegt darin noch nicht der Tatbestand einer Textentstellung. Diese vom Herrn Verfasser, wie er selbst sagt, 'versuchte Erklärung' schob ich nun einfach als bloße Worterklärung beiseite ohne die geringste Nebenabsicht. Beiläufig bemerkt, beweisen Wortbildungen wie supinum und gerundium gerade, daß die Grammatiker Phantasiekonstruktionen gar nicht abhold sind, wenn sie mit der formalen Logik nicht mehr weiter kommen und die psychologische ihnen ungelegen kommt. — Daß lautliche Differenzierung Bedeutungsdifferenzierung anregt, kommt ja nicht selten vor, weshalb die S. 391 — S. 393 der Habilitationsschrift entwickelte Ansicht, daß der syntaktische Wandel in der Behandlung der *-ant*-Form rein phonetische Ursachen habe, ernstlich in Betracht zu nehmen war. Nun ist doch anzunehmen, daß unter dem Einfluß der Latinisierer der Renaissance in der papierenen Sprache des 16. Jahrhunderts für die Gebildeten ein Unter-

schied zwischen einem adjectif verbal und einem participe nicht mehr bestand. Ramus allein machte in dieser Zeit eine bemerkenswerte Ausnahme. S. Ch. Livet, *Gr. et gr. fr. au XVIe siècle* p. 256. Ein Unterschied mußte also erst wieder eingeführt werden, bevor jedoch sich dem Sprachgefühl bemerklich machen, ehe ihn der Grammatiker begrifflich konstruieren konnte. Da ist es jedenfalls bei weitem wahrscheinlicher, daß dies geschah, indem in der lebendigen Entfaltung des Satzes verschiedene Beziehungsprozesse und ausgleichende Assoziationseinflüsse bemerklich wurden als indem eine so schwache phonetische Differenz wie Verstummen des t so oft ein Konsonant folgte, Erhaltung desselben am Ende des Satzes bemerkt wurde und zu einer syntaktischen Deutung führte. Das ,Wie' wäre jedenfalls noch zu erklären. Demnach könnte ich den Satz ,Lerch möchte die Entstehung des Gerundiums im Neufranzösischen phonetisch erklären' nur umändern in: ,L. möchte die Entstehung des Unterschieds der flektierten und der nichtflektierten -ant-Form im Neufranzösischen phonetisch erklären'.

Sonst habe ich nicht viel mehr zu bemerken. Die Ableitung aus dem lateinischen Gerundium (auf -do) brauchte gar nicht mehr in Betracht gezogen zu werden, weil es sich bei dem syntaktischen Unterschied zwischen partic pe présent und adjectif verbal im Neufranzösischen nur darum handeln kann, welche bestimmte Funktion im Satze die flektierte, welche die unflektierte *-ant*-Form andeutet. Von geringem Belang ist in dieser Frage auch das Hereinziehen der übrigen romanischen Sprachen, da diese kein durch eine besondere Form bezeichnetes Verbaladjektiv kennen. Das Gerundium als eine Verbalform, die einen Nebensatz vertritt, bleibt hier am besten aus dem Spiel, denn es bezeichnet einen vom invariablen Participium praesentis grundverschiedenen Vorgang, was ich leider erst bei einer aufmerksamen Lektüre von E. Mönchs Schrift: *Die Verwendung des Gerundiums und des Participiums Präsentis im Französischen.* Göttingen 1912 erkannt habe. S. mein Referat hierüber in dieser *Zeitschrift XLIII*², S. 58—59. Die unflektierte *-ant*-Form im heutigen Französisch in ihrer verschiedenen Verwendung läßt sich recht wohl psychologisch erklären, sobald man im Anschluß an den *Dictionnaire général* (s. *Gérondif*: ,*La forme du gérondif s'est confondu en français avec celle du participe français*') dieses *-ant* als ein Zeichen für zwei verschiedene psychische Vorgänge auffaßt: eines Subjekt und Verb in eine Einheit zusammenfassenden des Gerundiums und eines Zustandsbegriffe im Sinne W. Wundts in nominale Form bringenden des Partizips, wogegen das Verbaladjektiv entsteht durch Umwandlung eines Zustandsbegriffes in einen Eigenschaftsbegriff, was eine Unterbringung unter das Partizip als eine Unterform desselben nicht zuläßt. — Nach diesen Auseinandersetzungen erübrigt es sich auf Einzelheiten einzugehen. Denn bei der Entscheidung, ob in einem Satz eine flektierte oder eine unflektierte *-ant*-Form am Platze sei, kommt eben viel auf die momentan herrschende Assoziationsrichtung und auf Gewohnheiten an, von denen selbst in seiner den Sprachgebrauch regelnden Arbeit der Grammatiker beeinflußt wird. Die psychischen Prozesse, assoziative und apperzeptive, dürfen nie außer Acht gelassen werden.

So bleibt Hauptsache für den Syntaktiker, daß er sich nicht auf Sprachgeschichte beschränkt, sondern deren Tatsachen aus dem wirklichen psychischen Geschehen erklärt, indem er alle Seiten seelischer Tätigkeit und nicht allein die streng logischen Funktionen für seine Erklärungen berücksichtigt. Wie dies zu verstehen sei, darüber gibt Ch. Bally in ,*Le Langage et la Vie, Expression linguistique de la vie p. 22—30*' beste Auskunft.

Augsburg. K. Morgenroth.

Ueber die **Verwendung eines Kriegsgefangenen für Unterrichtszwecke** an der Universität Gießen wurden von der Presse vielfach unrichtige Angaben verbreitet. Richtig ist nur, daß, als der Lektor für französische Sprache infolge des Kriegsausbruchs seine Stellung aufgeben mußte, ein Kriegsgefangener unter verantwortlicher Leitung des Fachvertreters mit den Mitgliedern des praktischen Seminars für neuere Philologie Konversationsübungen abgehalten hat. Diese Uebungen waren gut besucht und es haben sich Unzuträglichkeiten irgend welcher Art dabei nicht ergeben. Besonders hervorgehoben werden darf, daß zwei Studierende, die verwundet von der Front zurückgekehrt waren, daran eifrig sich beteiligten. Die Uebungen wurden eingestellt, als der Kriegsgefangene aus dienstlichen Gründen mit vielen anderen gebildeten französischen Kriegsgefangenen in ein anderes Lager verlegt wurde. D. B.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 15. Juli 1915.)

---

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Keideliana. Publications of *George C. Keidel* 1891—1913. Late Associate in Romance Languages at the Johns Hopkins University; Library of Congress, Washington, D. C. Press of the New Era Printing Company Lancaster, Pa., 1914. 4 S. 8⁰.

Hilka, A. Randglossen zu mittelalterlichen Handschriften [Aus: Beiträge zur Forschung. Studien und Mitteilungen aus dem Antiquariat Jacques Rosenthal, München].

Jordan, L. Ein zeitgenössisches Manuscript der *Réflexions sur le Bonheur* der Marquise du Châtelet [In: Arch. f. n. Spr. $133^1/_2$, S. 115—119].

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Andresen, H. I. Zu provenzalischen Texten. II. Zur Geschichte von *heur, bonheur, malheur.* III. Bemerkenswerte französische Ortsnamen. Münster i. W. 1905 (nicht im Handel).

Seminar für romanische Sprachen und Kultur, Hamburg. Jahresbericht vom 1. Mai 1913 bis 1. Mai 1914. Hamburg 1915 [Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten. Bd. XXXI 1913].

Brunetière, F. — T. de Wyzewa. Un livre allemand sur Ferdinand Brunetière [In: Revue des deux mondes . 15 juillet 1914].

Elliott. — George C. Keidel. A. Marshall Elliott. January 24, 1844 November 9, 1910 [Reprinted from Publications of the Mod. Lang. Assoc. XXVI, 1].

Förster Wendelin von *Paul Holzhausen* [In: Hochland XII, 10 (1914/15). S. 503 f.].

Grimm, J. — Kabilinski, Fr. Jakob Grimm als Romanist. Ein Beitrag zur Geschichte der romanischen Philologie in Deutschland. Greifswalder Dissert. 1914.

Schneegans, Heinrich. — Phil. Aug. Becker. Heinrich Schneegans 1863—1914 [In: Germ.-Rom. Monatsschrift VI, 12. Dez. 1914].

Stengel, E. — A. B. Prof. Dr. Edmund Stengel [In: Neuphilologische Blätter März/April 1915. 6/7 Heft.] (Darin: Versuch eines Verzeichnisses der Schriften von Edmund Stengel.)

Tobler, Adolf, zum Krieg 1870. Von *Rudolf Tobler* [In: Arch. f. n. Spr. $133^1/_2$, S. 175—178].

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Bergfeld, H. Das Wesen der lateinischen Betonung [In: Glotta VII, 1].

Meyer, Kuno. Zur keltischen Wortkunde. VI. [Aus: „Sitzungsber. d. preuss. Akad. d. Wiss.“] (S. 939—958.) Lex. 8°. Berlin, G. Reimer 14.

Meyer-Lübke, W. Introducción al estudio de la linguistica romana Traducción revisada por el autor, de la segunda edición alemana, por *Américo Castro.* Madrid, Rev. de Archivos 1914. 370 S. 8°.
Tuttle, Edwin H. Notes on Romanic speech- history [From the Mod. Lang. Review, vol. IX, No. 4, Oct. 1914] (*Cohorte. Duo. Foru. Nuce. Quattuordeci*).
— Romanic *retinas* [In: The Romanic Review V (1914), 2].
— Romanic notes (*Antenna. Auguria. Integer. Niger. Piger*) [In: Arch. f. n. Spr. 133$^{1}/_{2}$. S. 167—169].
— Romanic **akwia* [In: Arch. f. n. Spr. 133$^{1}/_{2}$. S. 120—175].
Waiblinger, E. Beiträge zur Feststellung des Tonfalls in den romanischen Sprachen. Diss. Halle. 90 S. 8°.

Beauvau-Craon, Prince de, La Survivance française au Canada. Notes de voyage. Paris, Emile Paul frères. 1914. XXVIII, 235 S. 8°. Fr. 3,50.
Deneke, Th. Sprachverhältnisse und Sprachgrenze in Belgien und Nordfrankreich. (35 S. m. 2 Karten und 1 Tab.) gr. 8°. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 15. 1,50 Mk.
Fromme, Franz. Der Nationalitätenkampf in und um Belgien [In: Deutsche Rundschau Januar 1915].
Geddes, G. Canadian French 1910 [In: Krit. Jahresber. über die Fortschritte der roman. Philol. XIII, 1911/12, 2. H.].
Heinrich, A. Französische Wörter und Wendungen im Englischen [In: Neuere Sprachen XXII, 6.]
János, M. A magyar nyelv ófranczia jovevényszavai (die altfranzösichen Lehnworte im Magyarischen) [In: A Magyar Nyelv. Nov.-Dez. 1914].
Klemperer, V. Italienische Elemente im französischen Wortschatz zur Zeit der Renaissance [In: Germ.-Roman. Monatsschrift VI, 12].
Lecomte. Les Francs dans le Vermandois et la langue francisque du 5e au 9e siècle [In: Mém. de la soc. acad. des sciences, arts, belles-lettres, agriculture et industrie de Saint-Quentin. 4e sér., t. XVI, 1re partie].
Losch, H. J. Die Sprache der Belgier [In: Annalen des Deutschen Reiches 1914, Nr. 11].
Martin, M. Die französischen Wörter im Rheinhessischen. Gießener Dissertation 1914.
Schuchardt, Hugo. Deutsch gegen Französisch und Englisch. 3. Aufl. (28 S.) gr. 8°. Graz, Leuschner & Lubensky '14. —,80 Mk.
Valkhoff, P. Franse woorden en het Nederl. [In: Nieuwe Taalgids VIII, 1].

Vising, J. Anglonormannisch [In: Krit. Jahresber. über die Fortschritte der roman. Phil. XIII, 1911/12 2. Heft].
Anglade, J. Provenzalische Sprache [In: Krit. Jahresbericht über die Fortschr. der rom. Phil. XIII, 1911/12 2. H.].

Färber, E. Die Sprache der dem Jean Renart zugeschriebenen Werke „Lai de l'Ombre“, „Roman de la Rose ou de Guillaume de Dole“ und „Escoufle“ [In: Roman. Forsch. XXXIII, 3].
Frumholtz, J. Sprachliche Untersuchung zu Charles d'Orléans. I. Lautlehre. Jenaer Dissertation 1914.
Gay, L. M. The „Grammaire Françoise“ of *Charles Maupas* [In: Mod. Phil. Dec. 1914. XII, 6].

Herzog, E. Französische Laut- und Formenlehre, Nachträge bis 1911 inkl. 1912 [In: Krit. Jahresbericht über die Fortschritte der rom. Phil. XIII, 1911/12. 2. H.].
Kaspers, W. Die mit den Suffixen *-acum*, *-anum*, *-ascum* und *-uscum* gebildeten nordfranzösischen Ortsnamen lateinischer Herkunft. Bonner Dissertation 1914. I. Teil. [Die ganze Arbeit wird im Verlag von M. Niemeyer in Halle a. S. erscheinen.]
Morgenroth, K. Sprachpsychologische Bemerkungen zur Wortbildung [In: Germ.-roman. Monatsschrift VI, S. 615—632].
Shepard, W. P. The Imperfect Subjunctive in Provençal [In: Mod. Lang. Notes XXX (1915), 2].

Andresen, H. Zur Geschichte von *heur*, *bonheur*, *malheur*. S. oben p. 206.
Barbier fils, P. Noms de poissons (suite) [In: Rev. des langues romanes 1914. Nr. 3/4].
Brüch, J. Zwei ligurische Wörter im Lateinisch-Romanischen [In: Zeitschr. f. vgl. Sprachforschung N. F. 46. Bd. S. 351—373]. (I. Die Sippe des franz. *lapin* und des lat. *lepus*. II. Die Sippe des hd. *spiauter*.)
Chenery, W. H. The ecclesiastical element in the Romanic Languages. A study in Semantic [In: Washington University Studies. Vol. I. Part. II. Number 2. April 1914. S. 264—282].
Dauzat, A. Essais de géographie linguistique I. Animaus d'élevage, noms de mâles [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVIII (1914), 2].
Gauchat, L. Etymologies. 1. Bridel: *menau*, *menantho*, vieillard [In: Bulletin du Glossaire des Pat. de la Suisse Romande. 13e année, Nr. 4].
Gilliéron, J. Pathologie et Thérapeutique verbales. 1. Chair et viande, en français. — Neutralisation de l'art. déf. Cas pathologiques. — Neutralisation de l'art. déf. Traitements thérapeutiques. — Les aires à traitements thérapeutiques. 2. A propos de clavellus. (In-8°, 56 pages, 3 cartes) Résumé de conférences faites à l'Ecole pratique des Hautes Etudes. Prix: 8 francs. En vente à la Librairie Beerstecher, Neuveville, canton de Berne (Suisse.)
Millardet, G. A propos de provençal *dins* [In: Rev. d. l. romanes 1914 8° 3/4].
Meyer-Lübke, W. Lateinisch *baia* „Hafen"? [In Rhein. Museum LXX (1915)].
— Acerca de la palabra *rueca* [In: Rivista de Filol. Española II (1915), 31 f.].
Morf, H. Geschichte der lat. Wörter *gallus*, *gallina*, *pullus* im Galloromanischen [In: Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Ak. der Wissensch. Gesamtsitzung Nr. 7].
Rotzler, H. Die Benennungen der Milchstraße im Französischen [In: Rom. Forsch. XXXIII, 3].
Salvioni, C. Centuria di note etimologiche e lessicali I [In: Romania. Juillet 1914].
Tappolet, E. Zur Etymologie von *boche* und *alboche* [In: Schweizer Volkskunde V, 3/4].
Tiktin, H. Frz. *curée* und Verwandtes [In: Arch. f. n. Spr. 133½ S. 120—132].
Tuttle, Edwin H. Germanic *naχt* in Gallo-Roman [In: Moderne Philologie, April 1915].

Clédat, L. De l'emploi dit explétif du pronom personnel régime indirect [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVIII (1914), 1].
Henning, George N. The French Past Definite as Perfect [In: The Romanic Review V (1914), 2].

Herrmann, M. Die psychologischen Kategorien im französischen Satzbau. 33 S. Progr. der Deutschen Landes-Oberrealschule in Leipnik.
Kiene, Geo. Zur Syntax der Bedingungssätze im Französischen. (Diss.) (XXIII, 112 S.) gr. 8⁰. Berlin, E. Ebering. 15. 2,80 Mk.
Kellermann, K. Französische Präpositionen in syntaktischer Verknüpfung untereinander. Göttinger Dissertation. 1914. XI, 98 S. 8⁰.
Lerch, E. Der Aufbau der Syntax [In: Germ.-rom. Monatsschrift VII, 3].
Manger, K. Beiträge zur neufranzösischen Syntax und Lexikographie. Weißenburg i. B. Progr. d. k. Realsch. mit Ha.-Abt. und FlS. 1914.
Spitzer, L. Frz. allons donc! [In: Arch. f. n. Spr. 133½, S. 147—181.]
Stimming, Erwin. Der Accusativus cum Infinitivo im Französischen. Halle, M. Niemeyer 1915 [Beiheft 59 der Zs. f. rom. Phil. Abonnementspreis 7 Mk.; Einzelpreis 9 Mk.].
Wegmann, Fr. Syntaktische Eigentümlichkeiten der Sprache des Pierre Loti. Progr. Schweinfurt, R.-Gymn. 1914.

Spitzer, L. Une mouche naît à 9 heures du matin . . pour mourir à 5 heures du soir [In: Germ.-Rom. Monatsschr. VII (1915), 4].

Andresen, H. Bemerkenswerte französische Ortsnamen. S. oben p. 206.
Counson, A. Francorchamp et la Francorum Semita [In: Romania. Juillet 1914].
Maver, H. Einfluß der vorchristlichen Kulte auf die Toponomastik Frankreichs. Wien 1914. 154 S. 8⁰. [Sitzungsber. d. Kais. Ak. d. Wissenschaften in Wien. Phil.-Hist.-Klasse. 175. Bd., 2. Abt.].
Muret, E. Enquête sur les noms de lieu et les noms de famille [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande XIII (1914) ½].

Behrens, Fr. Umschreibung der Adverbialbildung durch die Verbindung Substantiv mit Präposition im Französischen. (Ein Beitrag zur französischen Lexikographie.) Göttinger Dissertation. 1915.
Clédat, L. Contribution à un nouveau dictionnaire historique et 'de l'usage' [In: Revue de phil. et de litt. XXVIII (1914), 1].
Herzog, E. Französische Lexikographie. Nachträge bis 1910 inkl. 1911. 1912 [In: Krit. Jahresbericht über die Fortschritte der roman. Phil. XIII, 1911/12. 2. H.].
Jourjon, A. Remarques lexicographiques (suite) [In: Rev. de phil. franç. et de litter. XXVIII (1914), 2].
Levy, E. Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. 34. Heft. Leipzig, O. R. Reisland, 1915.
Taschenwörterbuch, Neues, deutsch und französisch. 2500 Stichwörter. (244 S.) 10,1 × 6,3 cm. Heidelberg, J. Groos '15. 60 Pfg.
Toblers, Adolf, Altfranzösisches Wörterbuch mit Unterstützung der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften aus dem Nachlaß herausgegeben von *Erhard Lommatzsch.* 1. Lieferung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915.

Viëtor, Wilh. Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen. 6., überarb. u. erweit. Aufl. 2. Hälfte. (XIV u. S. 193—424 m. Figur u. Titelbild.) gr. 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland. 6 Mk.
Passy, P. French Phonetic Reader. London, Hodder & S. n⁰ 2/0.
Rousselot, l'Abbé, Dictionnaire de la prononciation française (suite) [In: Revue de Phonétique IV (1914), 1].

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Fitzhugh, Th. Indoeuropean rhythm [University of Virginia. Bulletin of the school of Latin].

Fitzhugh, Th. The Origin of Verse. January 1. 1915. Anderson Brothers, Unversity of Verginia, Charlottesville, VA. [University of Virginia. Bulletin of the School of Latin Nr. 8].

Ritter, O. Die Geschichte der französischen Balladenformen von ihren Anfängen bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts (Teildruck: Die Formen der Oxforder Balleten). Jenaer Dissert. 1914. (Die vollständige Arbeit erscheint bei Max Niemeyer, Halle a. S.).

Wilkins, E. H. The derivation of the Canzone [In: Mod. Philol. XII, 9].

Hill, R. Th. The *Enueg* and *Plazer* in Mediævel French and Italian [In: Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXX (1915), 1].

Bally, Ch. Stylistique générale et stylistique française 1909—1913 [In: Krit. Jahresber. über die Fortschritte der rom. Phil. XIII, 1911/12. 2. H.].

Krähmer, Br. Beaumarchais und sein Stil in den Lustspielen „De Barbier von Sevilla“ und „Figaros Hochzeit“ und in den Memoiren in der Angelegenheit Goëzman. Marburger Dissert. 1914.

Lerch, Eugen. Die stilistische Bedeutung des Imperfektums der Rede (‘style indirect libre’) [In: Germ.-Rom. Monatsschr. VI 8/9].

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Beaurredon, J. Variantes dialectales du gascon-landais dans un même canton [In: Bulletin trimestriel de la soc. de Borda 37e année

— Un vieux livre gascon, les disciplines de Clergie, dans ses rapports avec le gascon-landais actuel [In: Bulletins trimestriel de la soc. de Borda 37e année].

Doutrepont, A. Le Wallon de 1909 à 1912 [In: Krit. Jahresbericht über die Fortschritte d. roman. Phil. XIII, 1911/12. 2. H.].

Gauchat, L. Les noms des vents dans la Suisse romande (suite). *Encore la vaudaire* [Bulletin du Glossaire des pat. de la Suisse Romande. 13e année Nr. 3].

— La trilogie de la vie. III. La mort [In: Bulletin du Glossaire des Pat. de la Suisse Romande. 13e année, Nr. 4. 14e année, Nr. 1/2.].

Glossaire des patois de la Suisse Romande. Seizième rapport annuel de la rédaction 1914. Neuchâtel, impr. Attinger Frères 1915.

Herzog, Eug. Neufranzösische Dialekttexte. Mit grammat. Einleitg. u. Wörterverzeichnis. 2., durchgeseh. Aufl. (XII, 76 u. 130 S.) Leipzig, O. R. Reisland. 7 Mk.; geb. 8 Mk.

Křepinsky, M. Le changement d'accent dans les patois gallo-romans [In: Rev. de phil. et de littér. XXVIII (1914), 1].

Nedwed, W. Die linguistische Exkursion des Züricher romanischen Seminars [In: Arch. f. n. Spr. CXXXII 3/4 S. 411—418].

Tappolet, E. Synonymie patoise [In: Bulletin du glossaire des pat. de la Suisse Romande. 13e année Nr. 3].

Esnault, G. Lois de l'Argot (suite) [In: Rev. de phil. et de littér. XXVIII (1914), 2].

Sainéan, L. Jargon et bas- langage [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXVIII (1914), 2].

Dezeuze, Francés, von *K. Höfele* [In: Germ.-Rom. Monatsschrift VII, 4]

Mistral, Fr. von *M. J. Minckwitz* [In: German.-Roman. Monatsschrift VII (1915), 3].
Mistral, Fr. p. *J. Rounjat* [In: Bulletin de Dialectologie Romane VI (1914), 2].
Jasmin, J. — *J. K. Larsen* Jacques Jasmin. Den provençalske folkedigter fra Agen (1798—1864). En litteraturhistorisk skildring [In: Edda. Nordisk Tidsskrift for Litteraturforskning 1915,1].
Hamilton, G. L. Storm-making Springs (second article) [In: The Romanic Review V (1914), 3].

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Kober, A. Wesen und Methoden der Literaturwissenschaft [In: Germ. u. roman. Monatsschrift VII, 3].

Belloc, H. The Book of Bayeux Tapestry; presenting the complete work in a series of colour facsimiles; with introduction and narrative. New-York, Putnam 1914. 8⁰. 19 S. u. Tafeln.
Cross, Tom Peete, The Celtic elements in the Lays of Lanval and Graelent [In: Modern Philology XII, 10. April 1915. S. 585—644].
Denklinger, T. Die Bettelorden in der französischen didaktischen Literatur des Mittelalters. Tübinger Dissertation 1915.
Dostal, J. Die Heimat der Gralsage. Stellungnahme zu den letzten Hypothesen. Progr. Kremsier. 25 S. 8⁰.
Dubreuil-Chambardel, docteur L., Les médecins dans l'ouest de la France aux XIe et XIIe siècles. Préface par M. le prof. J. Renault. Paris, chez le secrétaire général de la Société d'histoire de la médecine. 1914. XVI, 292 S.
Förster, Margar. Die französischen Psalmenübersetzungen vom 12. bis zum Ende des 18. Jahrh. Ein Beitrag zur Geschichte der französ. Uebersetzungskunst. (Diss.) (XXIV, 279 S.) gr. 8⁰. Berlin, E. Ebering 1914.
Geister, O. Die Teufelsszenen in der Passion von Arras und der Vengeance Jhesucrist. Ein Beitrag zur Verfasserfrage. Greifswalder Dissert. 1914. 101 S. 8⁰.
Jaberg, K. Joseph Bédiers Anschauungen über den Ursprung des altfranzösischen Nationalepos [In: Germ.-Roman. Monatsschrift VII. 5].
Merk, C. Josef. Anschauungen über die Lehre und das Leben der Kirche im altfranzösischen Heldenepos. Halle a. S. Max Niemeyer 1914 [Beiheft 41 der Z. f. rom. Phil. Abonnementspr. Mk. 10; Einzelpr. Mk. 12].
Moore, Olin. The Young King in the Récits d'un *Ménestrel de Reims* and Related Chronicles [In: The Romanic Review VI (1915), 1].
Rhaua, H. Ueber das Fabliau „Des trois aveugles de Compiègne" und verwandte Erzählungen. Königsberger Dissert. 1914.
Russmann, W. Die Abschiedslieder in der provenzalischen Literatur. Heidelberger Dissert. 1915.
Schmidt, Fr. Das Reiten und Fahren in der altfranzösischen Literatur. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des alten Frankreichs. Dissert. Göttingen 1914.
Seronde, J. A study of the relations of some Leading French Poets of the XIVth and XVth Centuries to the Marqués de Santillana [In: The Romanic Review VI (1915), 1].
Steinberger, H. Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Hirlanda von Bretagne sowie zu den ihr am nächsten verwandten Sagen. T. 2. München, k. Theresien-Gymn. 1914.
Weston, J. L. Notes on the Grail romances [In: Romania. Juillet 1914].

Aulard, A. Les grands orateurs de la Révolution (Mirabeau. Vergniaud. Danton. Robespierre). Paris, F. Rieder et Cie. 1914. 308 S. 8⁰. Frs. 7,50.

Bethléem, abbé L. Romans à lire et Romans à proscrire. Essai de classification au point de vue moral des principaux romans et romanciers de notre époque 1800—1914. 6e éd. revue et augmentée. 32e mille Lille, aux bureaux de 'Romans-Revue'. 1914. XIII, 428 S. 16⁰. Frs. 3.50.

Breimeier, H. Frankreich im 17. Jahrhundert. Dresden und Leipzig 1915. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers) [Neusprachliche Abhandlungen aus dem Gebiet der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie XIX. Heft.].

Georges, E. En marge des vieilles gazettes. François Villon dans l'Orléanais. Albert Glatigny à Orléans. Lamartine député du Loiret. La Muse d'Orléans. Orléans, Impr. A. Gont et Cie. 101 S. 8⁰.

Heiss, H. Der Revanchegedanke in der französischen Literatur [In: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. 1. April 1915].

Henningsen, W. Das Verhältnis der französischen Plejadendichtung zur älteren französischen Literatur. Kieler Dissertation 1914.

Jäger, K. Der Empirestil in der schöngeistigen Literatur Frankreichs zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Greifswalder Dissertation 1914.

Jordan, L. Vier Glückseligkeitslehren des XVIII. Jahrhunderts [In: Germ.-roman. Monatsschrift VII $^1/_2$].

Kelling, K. Das Bürgschaftsmotiv in der französischen Literatur. Leipziger Diss. 68 S. 8⁰.

Schiffer, Erhard. Tassoni in Frankreich. (XVI, 126 S.) gr. 8⁰. Berlin, E. Ebering. 3,— Mk.

Schmitz, H. Die Bearbeitung der Phaedra-Hippolytus-Sage durch die französischen Dichter vor Racine, deren Beziehungen zueinander, zu ihren Quellen und Racine selbst. Breslauer Diss. 1915.

Schubert, O. Les salons. 16 S. Progr. der Staats-Realschule im V. Bezirk von Wien. 1913.

b) Einzelne Autoren,

Boisrobert, François le Metel de, als Lustspieldichter und Vorläufer Molières. T. 3. Programm Magdeburg. Realgym. 1914.

Chateaubriand als Kritiker von ***A. E. Hofheinz.*** Heidelberger Dissert. 1914.

Ciboule, Robert, and his *Vie des Justes*: an Academic Moralist of the Fifteenth Century by ***Maud Elizabeth Temple*** [In: The Romanic Review VI (1915), 1].

Delille, Jacques. Seine Dichtung und seine Zeit von ***L. Bertholdt.*** Erlangen. Dissert. 1914.

— ***K. Rimpler.*** Jacques Delille als beschreibend-didaktischer Dichter. Leipziger Dissert. X, 137 S. 8⁰.

Eustorg de Beaulieu: a Disciple of Marot p. ***Helen J. Harvitt*** [In: The Romanic Review V, 3, VI, 1].

Furetière, Antoine, und sein Streit mit der französischen Akademie. Berliner Dissertation. XV, 126 S. [Aus: Roman. Forsch. XXXIV, 3].

Gay, Sophie. — J. Allmendinger. Die Romanschriftstellerin Sophie Gay. Tübinger Dissertation. S. d.

Guillot, Humbert. — H. de Terrebasse. Humbert Guillot, sieur de la Garenne et de Goulas, poète dauphinois 1590—1653. Lyon, Brun. 24 S. 8⁰. [Aus: Bulletin de la Soc. d'archéol. de la Drôme. T. 48].

Hugo, Victor, und Berthold Auerbach von ***Rud. Fürst*** [In: Sonnntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 5].

Lamartine. — *M. Barrès.* L'Abdication du poète. Avec portrait de Lamartine hors texte gravé p. *P. E. Vibert.* Paris, G. Crès et Cie. 1914. 97 S. g

Lemaire de Belges. — *C. Cochin* et *M. Bruchet,* Une lettre inédite de Michel Colombe, suivie de nouveaux documents sur Jean Perréal et Jean Lemaire de Belges. Paris, Champion. 53 S. 8⁰.

Montesquieu. — Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Begründet von W. Wetz. Neue Folge, hrsg. von Prof. Dr. Max Frhr. v. Waldberg. gr. 8⁰. Heidelberg, Carl Winter. 6. Heft: *V. Klemperer* Montesquieu. XV, 213 S. M. 4,40.

Prévost, Marcel, als Jugenderzieher, von *H. Wenz.* Progr. Oberursel a. T., st. Oberrealsch. 1914.

— Ansicht über die Frauen von *Elisabeth Mannes.* Bonner Dissertat. 1914.

Quinault, Ph. — *L. Duval,* Contribution à l'histoire littéraire de la Marche. Le lieu de naissance de Ph. Quinault et ses biographes. Guéret, Impr. régionale 1914. 32 S. 8⁰.

Rabelais. — *Stephan Hofer.* Kritische Darstellung der modernen Rabelais-Forschung und ihrer Probleme [In: Arch. f. n. Spr. 122 3/4. S. 352—375. 133 1/2, S. 97—114].

Reynald, H. — *R. Fage.* Un auteur limousin inconnu. Hugues Reynald et ses œuvres. Limoges, Ducourtieux et Gont. 1914. 13 S. 8⁰. [Aus: Bulletin de la Soc. archéol. et histor. du Limousin].

Roland, Romain, von *O. Grauthoff.* Frankfurt a. M., Rütten u. Löning. 61 S. 8⁰. 1,— Mk.

Rousseau, J. J. — *K. Eiselborn.* Besuch eines Frankfurters bei J. J. Rousseau in Paris [In: Hessische Chronik 3,12].

— *G. Frisch.* Der revolutionäre Roman in England. Seine Beeinflussung durch Rousseau. Freiburger Dissertation 1914. X, 58 S. 8⁰.

Saint-Evremont als Kritiker von *E. Moldenhauer.* Greifswald. Diss. 1914.

Stendhal, p. *P. Martino.* Poitiers et Paris, société d'imprimerie et de librairie. 1914. 382 S. 16⁰. Frs. 3,50.

— *Walter F. Schirmer.* Stendhal und Deutschland [In: Arch. f. n. Spr. 133 1/2. S. 158—162].

Vigny, Alfred de. — *R. Refoulé.* La philosophie d'Alfred de Vigny 1797—1881. Orléans 1914. 35 S. 8⁰. [Aus: Mémoires de la Soc. d'agriculture, belles-lettres et art d'Orléans].

Villon à Saint-Maixent. Poitiers, impr. G. Roy 1914. 11 S. 8⁰. [Aus: Bulletin de la Soc. des antiquaires de l'Ouest. T. 3. 1er trim. de 1914].

Voltaire. — *Meinhardt, Geo.* Voltaire und seine Sekretäre. (Diss.) (306 S.) gr. 8⁰. Berlin, E. Ebering. 6,— Mk.

— *Voltaire* als Kritiker in seinen Briefen von W. Marcus. 35 S. 4⁰. Ratibor, k. ev. Gymn. 1914 [Programm].

— *G. Baumgärtner.* Voltaire auf der englischen Bühne des 18. Jahrhunderts. Straßburger Dissert. 1914. 143 S. 8⁰.

Zola, Émile, als romantischer Dichter. Dargestellt an seinen Beziehungen zu Victor Hugo. Von *C. Franke.* Marburger Dissert. 1914.

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

Andresen, A. Kritische Beiträge. I. Zum Münchener Brut. II. Zur Naissance du chevalier au cygne. III. Zu Philomena. IV. Zu Aucassin et Nicolette. Münster i. W., 1915 [Nicht im Handel].

Bertoni, G. I. Trovatori d'Italia. Biografie, testi, traduzioni, note. Con 14 ill. e 2 tav. Modena, N. Orlandini, XVI, 608 S. 8⁰. L. 20,—

Carstens, H. Die Tenzone aus dem Kreise der Trobadors Gui, Eble, Elias und Peire d'Uisel. Königsberger Dissert. 1914.

Foerster, Wendelin, und *E. Koschwitz.* Altfranzösisches Übungsbuch. (Die ältesten Sprachdenkmäler m. e. Anh.) Zum Gebrauch bei Vorlesgn. u. Seminarübgn. hrsg. Mit 2 Steindr.-Taf. 5., verm. u. verb. Aufl., besorgt v. Wendelin Foerster. (VI S. u. 326 Sp.) gr. 8^0. Leipzig, O. R. Reisland 1915. 5,— Mk.

Hilka, A. Randglossen zu mittelalterlichen Handschriften. [Aus: Beiträge zur Forschung, Studien und Mitteilungen aus dem Antiquariat Jacques Rosenthal. München Bd. IV/V der I. Folge 1914].

Philipon, E. Les parlers de la comté de Bourgogne aux XIIIe et XIVe siècles [In: Romania Oct. 1914].

Wolff, H. Dichtungen von Matthäus dem Juden und Matthäus von Gent. Greifswalder Dissertation 1914.

Alexander. Italienische Prosa-Übersetzung der sogenannten Historia Alexandri Magni de preliis. S. oben *A. Hilka* Randglossen.

— *E. Faral.* Une source latine de l'histoire d'Alexandre: la Lettre sur les merveilles de l'Inde II [In: Romania. Juillet 1914].

Alexius. — *Wendelin Foerster.* Sankt Alexius. Beiträge zur Textkritik des ältesten französischen Gedichts. (Der Aufbau, Nachweis von Lücken und Einschiebseln). [Aus: Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. Klasse 1914. Halle a. S., Max Niemeyer. 1915.]

Amis et Amiles. — *A. Neufang.* Mitteilungen aus der Alexandriner-Version der Chanson d'Ami et d'Amille. Greifswalder Dissert. 1914.

Apolloniasroman s. *Jourdains de Blaivies.*

Auberi. — *H. Andresen.* Zum Auberi (Mitteilungen aus altfranzösischen Handschriften von Adolf Tobler, Leipzig 1870). Münster i. W. 1905 (Nicht im. Handel).

Aucassin et Nicolette. S. oben p. 213 *Andresen.*

Audefroi le Bastard. — *Cullmann, Arth.* Die Lieder u. Romanzen des Audefroi le Bastard. Halle, M. Niemeyer. ca. 4,— Mk.

Beuves d'Aigremont nach BC und die Rennenepisode des Renaut de Montaubau nach C (T. V), hersgb. von *Max Kaprolat.* Greifswalder Dissertation 1914.

— *Johannes Theel.* Der zweite Teil des Buef d'Aigremont (Streit zwischen Renaut und Bertolais). Nach den Hss. PAD der Quatre Fils Aimon. Greifswalder Dissertation 1914.

Boeve de Haumtone. S. oben *Hilka* Randglossen.

— Der festländische Bueve de Hantone. Fassung III. Nach allen Handschriften mit Einleitung, Anmerkungen und Gloßar. Zum ersten Male herausgegeben von *Albert Stimming.* Band I. Text. Dresden 1914 [Gesellschaft für romanische Literatur. Band 34].

La *Châtelaine de Vergy* en Italie p. *V. Bombe* [In: Rev. d. l. rom. 1914. Nr. 3/4].

Chrestien de Troyes. Dal Perceval di Chrestien de Troyes. Estratto a cura di E. Monaci, Roma, Loescher & Co. [Testi romanzi per uso delle scuole a cura di E. Monaci, 32].

— *G. Bertoni.* Fragment d'un manuscrit du Chevalier au Lion [In: Romania, Juillet 1914].

— *E. S. Sheldon.* Why does Chrétien's Erec treat Enide so harshly? [In: The Romanic Review V (1914), 2].

— *W. W. Comfort.* Eric and Enid by Chrétien de Troyes. Translated with introduction and notes. New York, Dutton, 1914. XXI, 377 S. 8^0.

Contesse d'Anjou. — *Br. Schneider.* La Contesse d'Anjon. Altfranz. Roman aus dem Jahre 1316. I. Teil. Greifswalder Dissert. 1914.

Crescentia. — *A. Hilka.* Zum Crescentiastoff [In: Arch. f. n. Spr. $133^1/_2$. S. 135—141].

Cristal und Clarie. Altfranzösischer Abenteuerroman des XIII. Jahrhunderts. Nach † *Friedrich Apfelstedt*'s Abschrift der einzigen Arsenal-Handschrift (3516) und † *Hugo von Feilitzen's* Entlehnungsnachweisen. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum ersten Male herausgegeben von *H. Breuer*. Dresden 1915 [Gesellschaft für romanische Literatur. Band 36].

Denis Piramus. La vie Seint Edmund by *H. E. Haxo* [In: Mod. Phil. Dec. 1914. XII, 6, 9].

Eble. S. oben p. 213 *Carstens*.

Elias. S. oben p. 213 *Carstens*.

L'*Entrée d'Espagne* et les légendes troyennes. p. *L. Constans*. [In: Romania. Juillet 1914].

Escoufle. S. oben p. 207 *Färber*.

Ferabras d'Alixandre. S. oben p. 214 *Hilka* Randglossen.

Florence de Rome. Ein neuer Text der Florentiasage hrsgb. von *A. Hilka* [In: Arch. f. n. Spr. 133½. S. 151—155].

Garin de Monglene. — *E. Schuppe*. Die Chanson Garin de Monglene nach den Hss. PRL. Teil I. Greifswalder Dissert. 1914.

Olschenka. Jüngere Version des Garin de Monglenne. Sprache und Heimat des Dichters sowie Textprobe. Greifswalder Dissert. 1914.

Garnier von Pont-Sainte-Maxence. — *Th. Carlé*. Der altfranzösische Dichter Garnier von Pont-Sainte-Maxence und seine Zeit. Münster. Dissert. 1914.

Graelent. S. oben p. 211 *Cross*.

Gui. S. oben p. 213 *Carstens*.

Guillaume d'Angleterre. — *G. Cohn*. Zum Guillaume d'Angleterre (Schluß) [In: Arch. f. n. Sprachen CXXXII ¾. S. 336—352].

Guillaume de Machaut and *The Book of the Duchess*. By *G. L. Kittredge* [In: Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXX (1915), 1].

— *G. L. Kittredge* Chaucers Troilus and Guillaume de Machaut [In: Mod. Lang. Notes XXX (1915), 3].

Guillaume de Tignonville. — *R. Eder* Tignonvillana inedita [In: Roman. Forsch. XXXIII, 3].

Guillelme. — ***P. H. Baumgart***. Wort und Gedankenschatz in der Chanson de Guillelme. Breslauer Dissert. 1915.

Hermann de Valenciennes. — ***Eugen Kremers*** La Bible von Hermann de Valenciennes Teil IV (Von der Speisung der Fünftausend bis zum Einzug in Jerusalem). Greifswalder Dissert. 1914.

Ernst Martin. La Bible von Hermann de Valenciennes Teil V (Von Christi Einzug in Jerusalem bis zur Himmelfahrt). Greifswalder Dissert. 1914.

Hunbaut, altfranzösischer Artusroman des XIII. Jahrhunderts. Nach Wendelin Foersters Abschrift der einzigen Chantilly-Handschrift zum ersten Male kritisch bearbeitet von *Jakob Stürzinger*, aus dessen Nachlaß ergänzt herausgegeben von Dr. *Hermann Breuer*. Dresden 1914 [Gesellsch. f. rom. Lit. Bd. 35].

Jakob v. Vitry. — *Sammlung mittellateinischer Texte*, hrsg. von Alfons Hilka. 8⁰. Heidelberg, Carl Winter: *Jakob v. Vitry*: Exempla aus den Sermones feriales et communes, hrsg. v. *Jos. Greven*. (XIX, 68 S.) 1914. 1.60].

Jaufre Rudel. — ***O. H. Moore*** Jaufre Rudel and the Lady of Dreams [In: Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXIX (1914), 4].

Jehan de Paris. S. oben p. 214 *Hilka* Randglossen.

Jourdains de Blaivies. — ***O. Kalbus*** Die Prosafassung des altfranzösischen Apolloniusromans (Jourdains de Blaivies). Greifswalder Dissertation 1914.

Lai de l'Ombre. S. oben p. 207 *Färber.*
Lanval. S. oben p. 211 *Cross.*
Livre des faits du bon chevalier Jacques de Lalaing. — *P. Rudnitzki*, der Turnierroman „Livre des faits du bon chevalier Jacques de Lalaing" in der Anholter Handschrift nebst einem Exkurs über den Verfasser. Dissert. Münster i. W. 1914. 26 S. 8⁰.
Mathieu. — S. oben p. 214 *Wolff.*
Malkaraume. — Buch eins Samuelis der poetischen Bibelübersetzung von Jehan Malkaraume. Mit grammatischer und metrischer Einleitung von *W. Buchholz.* Greifswalder Dissert. 1914.
Münchener Brut. S. oben p. 213 *Andresen.*
Naissance du chevalier au cygne. S. oben p. 213 *Andresen.*
Narcissus. — *Hilka, A.* Ein bisher unbekanntes Narcissusspiel (L'istoire de Narcisus et de Echo). [Aus: „92. Jahresber. d. schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur".] (24 S.) gr. 8⁰. Breslau, G. P. Aderholz '14.
Passion von Arras. S. oben p. 211 *Geister.*
Peire d'Uisel. — S. oben p. 213 *Carstens.*
Peire Vidal au Tère sainte p. *A. Thomas* [In: Romania. Oct. 1914].
Philomena. S. oben p. 213 *Andresen.*
Quatre fils Aymon. — *Fr. Quegwer.* Der erste Teil der Chanson der Quatre Fils Aymon nach der Oxforder Handschrift Laud 637. Greifswalder Dissertation 1914.
Das *Reichenauer Glossar* Rf nebst seinen näheren Verwandten Bib. 9 und Bib. 12. Von Dr. *Robert Brans.* Gr. 8⁰. IV, 119 S. [In: Untersuchungen zur Deutschen Sprachgeschichte. Herausgg. von *Rud. Henning.* Heft 5].
Renaut de Montauban s. *Beuves d'Aigremont.*
Roland. — *Salverda de Grave* Het Roelandslied [In: Gids 1914. Mai].
Roman de la Rose ou de *Guillaume de Dole.* S. oben p. 207 *Färber.*
Salomon et Marcolfus. Krit. Text mit Einleitung, Anmerkungen, Uebersicht über die Sprüche, Namen- und Wörterverzeichnis, hrsg. von *Walt. Benary.* XI, 56 S. 1914. Mk. 1,80 [Samml. mittellat. Texte hrsg. von A. Hilka Nr. 8].
Sortes apostolorum. — *L. Brandin.* Traduction française en vers des Sortes apostolorum [In: Romania. Oct. 1914].
Thomas von Kent. — *R. Wolff.* Die interpolierte Fuerre de Gadres im Alexanderroman des Thomas von Kent. Dissert. Bonn 1914. 52 S. 8⁰.
Trojaroman. — *A. Thomas.* Fragment d'un manuscrit du Roman de Troie [In: Romania. Juillet 1914].
Usages of Winchester. — *Bonner Studien*, zur englischen Philologie. Hrsg. v. K. D. Bülbring. gr. 8⁰. Bonn, P. Hanstein. 12. Heft. *Engeroff, Karl, W.* Untersuchungen des Verwandtschaftsverhältnisses der anglo-französischen und mittelenglischen Überlieferungen der „Usages of Winchester" mit Paralleldruck der drei Texte. VII, 106 S. 3,60 Mk.
Vengeance Jhesucrist. S. oben p. 211 *Geister.*
Wilhelm von la Tor. Ges cil que's blasmon d'Amor (B. Gr. 236,4) hrsg. von *A. Kolsen* [In: Arch. f. n. Spr. 133½. S. 156—158].

Bibliotheca romanica. 16⁰. Straßburg, J. H. E. Heitz. 225—227. *Molière*: Oeuvres. L'école des femmes. La critique de l'école des femmes. L'impromptu de Versailles. Remerciement au roi. (Bibliothèque française.) (196 S. m. Abbildgn.) 228 und 229. *Molière*: Oeuvres. Le malade imaginaire, 1673. (Bibliothèque française.) (74 S.) 230. *Racine.* Oeuvres. Andromaque. (Bibliothèque française.) (74 S.) 231: *Molière*: Théâtre. Les fâcheux. (Bibliothèque française.) (67 S.)

Brack, W. Der Oedipe von Corneille und der des Voltaire, verglichen mit dem Oedipus Rex des Sophokles. Marburger Dissert. 1914.
Lachmund, Aug. Französische und englische Gedichte, ins Deutsche übertragen. Schwerin 1914. 49 S. 8⁰. [Progr. des Großh. Realgymnasiums.]
Roth, G. Chefs d'œuvre comiques des successeurs de Molière. T. 1: Baron et Dufresny. T. 2: Dancourt. Notices et annotations. Paris, Larousse 1914. 2 vols. 295 und 222 S. 8⁰. Fr. 1,50 jeder Band.

Balzac and the Short-Story by *Horatio E. Smith* [In: Mod. Phil. Dec. 1914. XII, 6].
— *P. Bernheim.* Einfluß der Mystik Schwedenborgs auf die Romandichtung Balzacs. Greifswalder Dissertation 1914.
Baron. S. oben *Roth.*
Bonivard. — *J. E. Berghoff.* Die philologischen Schriften Bonivards. Bonner Dissert. 1914. (Teildruck. Die ganze Arbeit erscheint unter dem Titel *Bonivard, sein Leben und seine Schriften* bei C. Winter in Heidelberg.)
Bordeaux, Henry. Der Irrweg der Freiheit. Roman. Genehmigte Übertragung v. H. Kerner. 1.—3. Taus. (316 S.) kl. 8⁰. Köln, J. P. Bachem ('15). 4,— Mk.
Caylus, comte de, Voyage d'Italie, 1714—15. Première édition du Code autographe, annotée et précédée d'un essai sur le comte de Caylus, par *Amilda Pons.* Paris, Fischbacher 1914. LXIII, 351 S. 8⁰.
Charles d'Orléans. S. oben p. 207 *J. Frumholtz.*
Chateaubriand. — *Lubinski.* Die Velleda Chateaubriands [In: Germ.-roman. Monatsschrift VII (1915), 4].
Châtelet, Marquise du. S. oben p. 212 *Jordan.*
Corneille S. oben *Brack.*
— *Corneilles* Meistertragödien in François Tronchius „Récréations dramatiques". Ein Beitrag zur Corneille- und Voltaire-Literatur. Breslau 1914. 35 S. 8⁰. Progr. d. kath. Realschule.
— *St. A. Smith.* A historical inaccuracy in Corneille's „Nicomède" [In: Mod. Philol. XII, 9].
Dancourt. S. oben *Roth.*
Des Perriers, Bonaventure, Cymbalum mundi (en françoys, contenant quatre dialogues poétiques fort antiques, joyeux et facétieux). Réimpression de l'édition 1537, fac-similé de l'exemplaire unique conservé à la Bibliothèque de Versailles. Paris, A la Société des anciens livres. 1914. In. 16, non paginé.
Du Bellay, J. La Défense et Illustration de la langue française, suivie du projet de l'œuvre intitulée 'De la précellence du langage français'. par *Henri Estienne.* Nouvelle Édition, revue et annotée p. *L. Humbert* Paris, Garnier frères. 1914. VIII, 591 p. 8⁰.
Dufresny. S. oben *Roth.*
Estienne, Henri. S. oben *Du Bellay.*
Fronton du Duc's „Pucelle d'Orléans" by *Maud Elizabeth Temple* [In: Mod. Phil. Dec. 1914. XII, 6].
Hugo, V. — *J. Pompei.* Victor, Hugo, les œuvres expliquées par la vie. Macerata, tip. Giorgetti e C. 47 S. 8⁰.
Marot, Clément. Nachlese von *Ph. Aug. Becker* [In: Arch. f. n. Spr. 133¹/₂. S. 142—147.]
Roland, Romain. — *F. Rosenberg.* Franzosen und Deutsche in Romain Rolands Jean Christophe [In: Germ.-roman. Monatsschrift VII (1915), 4].
Rostand. — *A. Vogt.* Sprachliche Erläuterungen zu Rostands „Chantecler". Progr. Hamburg, Heinrich-Hertz-Realgymn. 1914.

Rousseau, J. J. — H. Blatz. Die Aufnahme der Nouvelle Héloïse von J. J. Rousseau und ihre Beurteilung in der französischen Literatur des XVIII. Jahrhund. Heidelberger Dissert. 1914.

Sales, Fr. de., Œuvres. Édition complète d'après les autographes et les éditions originales . . . T. 19: Lettres. Vol. 9. Paris, libr. Emmanuel Vite 1914. XIX, 496 S. 8⁰. Frs. 8.

Sales, Fr. de, H. Tessier Le sentiment de l'amour d'après saint François de Sales. Paris, P. Lethielleux. 404 S. 8⁰.

Sand, G. — V. Fagnani. Les paysans dans l'œuvre de George Sand. Bologna, stab. poligrafico Emiliano. 82 S. 8⁰.

— *W. Müller.* George Sands Romane in ihrem Verhältnis zu den Goetheschen. Berner Dissert. 1914. VI, 88 S. 8⁰.

Vigny, A. de. Poèmes. Livre mystique. Livre moderne. Poèmes philosophiques. Luzanne. Héléna. Fragments inédits. Notes et éclaircissements de M. *F. Baldensperger.* Paris, L. Conrad 1914. XXIV, 420 S. 8⁰. Frs. 7. [Œuvres complètes de Alfred de Vigny].

Voltaire. S. oben p. 217 *Brack.*

— *L. Jordan.* Voltairiana [In: Arch. f. n. Spr. CXXXII $^3/_4$ S. 408—411].

— La Pulcella d'Orléans. Tradotta da Vincenzo Monti, a cura di Giulio Natali. Genova, Formiggini XXIX, 288 S. 8⁰. L. 2,50 [Classici del ridere 22].

— *K. Kersten.* Voltaires Henriade in der deutschen Kritik vor Lessing. Dissert. München 1914. VIII, 79 S. 8⁰.

— *E. Lerch.* Eine leichtfertige Behauptung Voltaires [In: Germ.-roman. Monatsschrift VII (1915), 3].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Clasen, J. Die Reform des neusprachlichen Unterrichts und ihre Gegner (Schluß) [In: Neuere Spr. XXII, 5].

Grundlehrplan für den französischen Unterricht in der Oberrealschule I an der Waitzstraße zu Kiel. Kiel 1914. 19 S. 4⁰. [Progr. der OR 1 an der Moritzstraße].

Hoffmann, F. Warum lernen wir fremde Sprachen? Kiel 1914 [Progr. der städt. Höh. Mädchenschule].

Holzer, V. Bemerkungen zu Dr. R. Richters Vortrag: Über den Unterrichtsstoff im Französischen und Englischen [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXIX (1914), 391—394).

Huber, J. Der französische Unterricht in der V. Realschulklasse. Progr. der Staats-Realschule im 5. Bezirke von Wien. 18 S.

Kappert, U. Psychologie d. neusprachlichen Unterrichts. Leipzig. O. Nemnich. 2,40 Mk.

Karpf, Fr. Das neusprachliche Können unserer Schüler [In: Neuere Sprachen]. XXII, 9. 10.

Langer, O. Bemerkungen zu der Abhandlung „Die Stellung der Neuphilologen zu Frankreich und England" [In: Zs. f. d. Realschulwesen XL, (1915), 5. S. 262—265].

Lenz, L. Mon voyage d'études en Belgique et en France du mois d'octobre 1912 au mois de mars 1913. Cassel 1914 [Progr. der K. Wilhelmsg. zu Cassel].

Otten, G. Die Ergebnisse der Sprachwissenschaft im englischen und französischen Unterricht. Nordhausen, Progr. des K. Realgymnasiums 1914. [Vollständig bei Quelle & Meyer, Leipzig].

Petsch, R. Der Krieg und die Neuphilologen [In: Die Grenzboten 1915, Nr. 5].

Richter, R. Die Wirkungen des Weltkrieges auf den neusprachlichen Unterricht [In: Zs. f. d. Realschulwesen XL, 3].

— Der Krieg und der französische Unterricht. [Aus: Verordnungsblatt f. den Dienstbereich des k. k. niederösterreichischen Landesschulrates. Jahrgang 1915. Stück VIII].

Rosenkranz R. Der französische Kriegsschauplatz im Unterricht. [Aus: Verordnungsblatt f. den Dienstbereich des k. k. niederösterreichischen Landesschulrats. Jahrgang 1915. Stück XI].
Rossmann, G. Die Förderung des neusprachlichen Unterrichts durch ausländische Lehramtassistenten. Burg b. M. Progr. des K. Viktoria-Gymnasiums 1914.
Schad, G. Die Sprachvergleichung im neusprachlichen Unterricht. T. 2. Progr. des Gymn. nebst Realschule i. Höchst a. M. 1914.
Schlensog, H. Die „Vermittelnde Methode" in den Neueren Sprachen auf der Oberstufe der Oberrealsch. zu Jena 1914.
Sieper-Hasenclever. Zur Vertiefung des fremdsprachlichen Unterrichts. Berlin und München, B. Oldenbourg, 1914. 27 S. 8.
Stöcklein, J. Die Übung beim Erlernen fremder Sprachen. Weiden, Progr. des Kgl. Gymnasiums 1914.
Streuber, A. Die Aussprache und Orthographie im französischen Unterricht in Deutschland während des 16. bis 17. Jahrhunderts. I. Tl. [Beilage zum Jahresbericht der Großherzogl. Liebigs-Oberrealschule zu Darmstadt. Ostern 1915.]
Streuber, A. Die Methode des französischen Unterrichts im 16. und 18. Jahrhund., mit besonderer Berücksichtigung der Konversation [In: Die Neueren Sprachen XXII, 8, 9].
Waterstradt, W. Trois mois en France. Impressions de voyage. Progr. Berlin-Lichterfelde Realgymn. 1914.
Weber, Emmeline. Mon séjour á Paris. Progr. Ohligs, städt. Lyzeum 1914.
Weitnauer, K. Die Ausbildung der bayerischen Neuphilologen in der allgemeinen Sprachwissenschaft, besonders der allgemeinen Phonetik [In: Germ.-roman. Monatsschrift VII, 5].
Weyel, Fr. Der französische und englische Aufsatz in der Reifeprüfung. Progr. Osnabrück, Realgymn. 1914.
Weyrauch. Der Unterricht in den neueren Sprachen und die Sprachwissenschaft [In: Zs. f. frz. und engl. Unterricht XIII, 4].
Ziehen, J. Zur Vorbildung der Oberlehrer für den neusprachlichen Unterricht [In: Sokrates, März 1915].
Zimmermann, O. Kurzer Bericht über eine Reise nach Frankreich. Progr. Meiningen, herzogl. Bernhardinum 1914.

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Ackerknecht, Jul. Methodische Anleitung zur französischen Aussprache, zunächst f. süddeutsche Schüler. Schülerausg. 3., unveränd. Aufl. (31 S.) 8⁰. Stuttgart, J. B. Metzler. 40 Pf.
Blum, Paul. Textes français à l'usage des examens de maturité des écoles secondaires. (VII, 187 S.) gr. 8⁰. Vienne Wien, K. Graeser & Co. 2,80 Mk.
Bock, Mor., u. *Wilh. Neumann.* Lehrgang der französischen Sprache f. Realschulen, Realgymnasien u. verwandte Lehranstalten. 4. Tl. Mit 15 Textabbildgn., 1 (farb.) Karte v. Frankreich u. 2 (farb.) Plänen v. Paris. (VIII, 215 S.) gr. 8⁰. Wien, A. Hölder 2,60 Mk.
Boerner, Otto. Lehrbuch der französischen Sprache f. Lyzeen u. höhere Mädchenschulen. Nach den preuß. Bestimmgn. f. das höhere Mädchenschulwesen vom 18. 8. 1908 völlig neu bearb. v. Direktorin Margar. Mittell. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Mittell 4.) 4. Tl. Klasse IV u. Übungsbuch f. die Oberstufe. Mit 8 farb. Tafeln, 1 (farb.) Plan v. Paris, 1 (farb.) Karte v. Frankreich sowie 1 (farb. Münztaf. 3., fast unveränd. Aufl. (VI, 234 S.) 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner geb. 2,40 Mk.
— *Boerner, O.* u. *Rud. Dinkler.* Lehr- u. Lesebuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Übgn. im mündl. u. schriftl.

freien Gebrauch der Sprache. Neue Ausg. f. preuß. Mittelschulen, bearb. v. Mittelsch.-Rekt. Osk. Leschhorn u. Schulleit. Christian Lipinsky. I. Tl. 5., fast unveränd. Aufl. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Dinkler-Leschhorn-Lipinsky I. Tl.) (VIII, 176 S. m. 9 Abbildgn. u. 2 Taf.) 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner Geb. 1,80 Mk.

— *Geo. Werr.* Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Übgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Werr 3.) Insbesondere f. bayer. Realschulen u. Handelsschulen. III. Abtlg. (4., 5. u. 6. Klasse.) Mit 1 Hölzelschen Vollbild: „La ville" u. 8 Ansichten v. Paris sowie 1 Beiheft: Hauptregeln der Syntax. (VIII, 260 u. 93 S.) 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner Geb. 3,40 Mk.

Buchners Lehrmittel f. den französischen Unterricht. Französisches Lesebuch f. die Mittelklassen, hrsg. v. *Albr. Reum* u. *Doris Hertwig.* Nebst: Vokabeln u. Anmerkgn. (VI, 150 u. 85 S. m. Abbildgn. u. 1 Karte.) gr. 8⁰. Bamberg, C. C. Buchners Verl. '14. Geb. 2,60 Mk.

— dasselbe. Übungsbuch f. die Unterstufe. Ausg. B f. Realschulen, bearb. v. *Albr. Reum* u. *Geo. Rupprecht.* 4. durchgeseh. Aufl. (VII, 205 S.) gr. 8⁰. Ebd. Geb. 2,40 Mk.

Dinkler, Rud., u. *Ernest Mueller-Bonjour.* Lehrbuch der französischen Sprache f. Handelsschulen. Im Anschluß an Prof. Dr. Boerners französ. Unterrichtswerk hrsg. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Dinkler-Mueller-Bonjour 2.) II. Tl. 3. verm. u. verb. Aufl. Mit 1 farb.) Karte v. Frankreich u. dem (farb.) Plan v. Paris. (IV, 188 S.) 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner '14. Geb. 2,20 Mk.

[*Gohdes, Otto.*] Zur Konjugation der französischen Verba. Altona a. E., 1914. Progr. des städt. RG m. R.

Hammer, W. A. Praktischer Lehrgang der französischen Sprache für Mädchenlyzeen. Erstes Schuljahr. Mit 78 Abbild. Wien, Hölder. 1913.

— Zweites Schuljahr. Mit 67 Abbild. Ib. 1913.

— Drittes und viertes Schuljahr. Mit einer Kunstbeilage, 81 Abbildungen und einer Karte Frankreichs. Ib. 1914.

Hammer, W. A. Praktischer Lehrgang der französischen Sprache für Realschüler, Realgymnasien und verwandte höhere Lehranstalten. Erster Jahrgang. Mit 78 Abbild. Wien 1911, A. Hölder.

— Zweites Schuljahr. Mit 67 Abbild. Ib. 1912.

— Drittes und viertes Schuljahr. Mit einer Kunstbeilage, 81 Abbildungen und einer Karte Frankreichs. Ib. 1913.

Hammer, W. A. und *Ed. Dlaske.* Lehrgang der französischen Sprache für Bürgerschulen. Erstes Schuljahr. Mit 40 Abbildungen. Preis geb. 1 K 48 h. Wien 1915. Alfred Hölder.

Kirschmer, Adf. Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische f. Klasse II der Real- u. Oberrealschulen u. anderer verwandter Schulen (im Anschluß an Ploetz-Kares, Elementarbuch, Ausg. C). (56 S.) 8⁰. Stuttgart, A. Bonz & Co. —,45.

Lehrbuch der französischen Sprache f. Lyzeen u. weiterführende Bildungsanstalten. Bearb. v. *W. Gall, M. Kämmerer, J. Stehling.* Schlüssel zu Tl. 4b. Uebungsbuch. (16 S.) 8⁰. Frankfurt a/M., M. Diesterweg [Nur f. Lehrer.] —,60.

Lincke u. *Cliffe.* Uebersetzungsstücke f. die Oberstufe. Schlüssel. (63 S.) 8⁰. Frankfurt a/M., M. Diesterweg '14. [Nur an Lehrer.] 2,— Mk.

Menges, Otto. La guerre mondiale. Der Weltkrieg. Tatsachen, Sätze, Wendgn. u. Wörter nebst Aufgaben f. Aufsätze u. Vorträge (Deutsch u. Französisch) f. den Gebrauch in Schule u. Haus. 1. Tl. (55 S.) 8⁰. Halle, H. Gesenius —,70.

Ploetz, Gust. u. *Otto Kares.* Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Ausg. G. Schlüssel. (108 S.) 8 Berlin, F. A. Herbig. [Nur direkt an Lehrer.] Geb. 1,80 Mk.

Ploetz, Gust. u. *Otto Kares.* Dasselbe. Uebungsbuch. Ausg. A. Schlüssel. 3. Aufl. (167 S.) 8⁰. Ebd. [Nur direkt an Lehrer.] Geb. 2,80 Mk.

— Dasselbe. Wiederholungsstoffe. Hrsg. v. Max Schröer unter Mitwirkg. v. Dr. Gust. Ploetz. Schlüssel. (III, 105 S.) 8 Ebd. [Nur direkt an Lehrer.] Geb. 2,30 Mk.

Reum, Albr. Französische Stilübungen f. den ersten Aufsatzunterricht. Ein Ergänzungsheft zu jedem französ. Lehrgang, vorzugsweise jedoch zu Buchners Lehrmitteln f. den französ. Unterricht u. den daselbst vom Verf. bearb. Lehrbüchern f. Vor-, Unter- u. Mittelst. 2., durchgeseh. Aufl. (VIII, 113 S.) 8⁰. Bamberg, C. C. Buchners Verl. 1,— Mk.

Schäfer, Max Joh. Deutsch-französischer Eisenbahner-Sprachführer. Bearb. f. die Zwecke der Betriebs-, Bau- u. Werkstattkolonnen in Belgien u. Frankreich. (6.—10. Taus.) (61 S.) 16 Brüssel (Avenue du Boulevard 28), C. Dettmer. —,50.

Scheidt, E. 105 französische Synonyma. Bochum. Progr.der st. OR 2. 1914.

Schmidt, Karl Fr. Lehrgang der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. Hilfsbuch (Schlüssel). I. Tl. (1. u. 2. Schulj.) (26 S.) 8⁰. München, R. Oldenbourg. —,50.

Schöpke, Otto, Frz. Scheibner u. *Max Gaßmeyer*, Proff. Lehrgang der französischen Sprache f. Realanstalten. 2. Tl. 3. Aufl. (XIII, 371 S.). 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland. Geb. 4,20 Mk.

Sokoll, Eduard, u. *Wyplel, Ludw.* Lehrbuch der französischen Sprache f. Realschulen u. verwandte Lehranstalten. II. Tl. (3. Schulj.) 2. Aufl. (V, 208 S. m. 1 farb. Karte u. 14 Taf.) gr. 8⁰. Wien, F. Deuticke. Geb. 3,— Mk.

Sprachführer, Deutsch-französisch-russischer, leicht verständlich, sehr übersichtlich geordnet u. m. genauer Aussprache-Bezeichnung. Unentbehrlich f. Militär u. Zivil. (32 S.) 16 Köln, Schmitz & Schumacher. 20 Pfg.

Sokoll, Eduard, u. *Wyplel, Ludw.* Lehrbuch der französischen Sprache. Ausg. f. Bürgerschulen, bearb. v. Bürgersch.-Lehr. Heinr. Hohl. 4. Tl. (Für die m. Bürgerschulen verbundenen einjähr. Lehrkurse.) (IV, 166 S. m. Abbildgn. u. eingedr. Kartenskizzen.) gr. 8⁰. Wien, F. Deuticke. [2 u. 3 sind noch nicht erschienen.] Geb. 2,20 Mk.

Teubners kleine Sprachbücher: I. Französisch. kl. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. I. Boerner, Prof. Dr. Otto: Leçons de français. Kurze Anleitg. zum raschen und sicheren Erlernen der französ. Sprache f. den mündl. u. schriftl. freien Gebrauch. 3. Aufl. Mit 1 (farb.) Karte v. Frankreich, 1 (farb.) Plane v. Paris u. 1 (farb.) französ. Münztafel. (VIII, 256 S.). Geb. 2,40 Mk.

Violets Berufssprachführer. 8⁰. Stuttgart, W. Violet. Französisch f. Offiziere u. Mannschaften. Gespräche, Wörtersammlg. u. Grammatik zum Selbstunterricht. (IV, 69 S.) Geb. in Leinw. 80 Pfg. m. Phono-Kriegs-Sprachführer Französisch. (IV, 69 S. u. 31 S. in 16) geb. u. geh. 1,— Mk.

— Phono-Kriegs-Sprachführer in alphabetischer Anordnung u. leichtverständlicher Aussprachebezeichnung. 16⁰. Ebd. Französisch. Im Verein m. Fachleuten hrsg. v. e. Offizier a. D. (31 S.) '15. 20 Pf.

b) Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Brunnemann, A. Les Grandidier. Eine Novelle in Gesprächsform zur Einführg. in die Umgangssprache u. in die Lebensverhältnisse des französ. Volkes. Für den Schulgebrauch hrsg. v. E. Hofmann. 5. Aufl. Mit Anmerkgn. (IV, 135 S.) 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland. Geb. 1,20 Mk.; m. farb. Plan v. Paris 1,60 Mk.

Dyks neusprachliche Schulausgaben. 8⁰. Leipzig, Dyk. 10. Bd. Souvestre, Emile. Au coin du feu, f. den Schulgebrauch ausgewählt u. m. Anmerkgn. versehen v. Jmman. Hoffmann. (IV, 97 u. 77 S.).

Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben, hrsg. v. Prof. Dr. Max Frdr. Mann. Neue Aufl. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 26. About, Edmond: Le roman d'un brave homme. Pages choisies et annotées par Rud. Neumeister et Henry-d'Ollières. (VII, 51 u. 43 S.). Geb. 1,— Mk.

Freytags Sammlung französischer u. englischer Schriftsteller. 8⁰. Leipzig, G. Freytag. Gassner, H.: Campagne de 1815. Morceaux choisis et annotés. (90 S. m. 2 eingedr. Kartenskizzen u. Anmerkg. 22 S.). Geb. 1,20 Mk. — Meunier, René Vict.: La mer et les marins. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Gymn.-Ob.-Lehr. Max Fuhrmann. (75 S. m. Abbildgn. u. Anmerkgn. 9 S.) '14. Geb. 85 Pfg.; Wörterbuch. (45 S.) 30 Pfg. — Musset, Alfr. de: Auswahl. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Studienr. Gymn.-Konrekt. Aug. Geist. I. Tl.: Einleitung u. Text. II. Tl.: Anmerkungen. (172 S. m. Bildnis u. 30 S.). Geb. 1,50 Mk.

Fromaigeat, E.: Lectures françaises. Textes narratifs, dialogues et leçons de choses avec des notes explicatives et des exercices de vocabulaire à l'usage des élèves de langue allemande (dégré moyen: 3me ou 4me année de français). 2. éd., revue et considérablement augmentée, contenant 11 illustr. (auf 4 Taf.). (160 S.) 8⁰. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. Geb. 1,80 Mk.

Grumme, J. Histoire de France. Depuis les origines jusqu'à nos jours. Composée d'après des auteurs français. Ouvrage orné de nombreuses illustr. et cartes en 2 vols 1. vol. (VIII, 118 S.) 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. Geb. 1,60 Mk.

Hugo, V. Hernani. Publié à l'usage des classes p. *Johann Vising* et *Julien Barat.* Stockholm, P. A. Nordstedt & Söhners Förlag.

Klassiker, Neusprachliche. m. fortlaufenden Präparationen. Hrsg. v. Christoph Beck u. Heinr. Middendorf. 8⁰. Bamberg, C. C. Buchners Verl.: 12. *Tocqueville*, Alexis de: L'ancien régime et la révolution. Publié par Gymn.-Prof. Frdr. Beck. En collaboration avec Lekt. Georges Bodart. (138 u. 36 S.) 1,40 Mk. 21. Contes modernes. Publiés par Realgymn.-Ob.-Lehr. Geo Heilmann. Avec la collaboration de Lekt. Dr. Georges Bodart (78 u. 72 S.) 1,30 Mk. 25. *Racine.* Athalie. Publiée par Gymn.-Prof. Dr. Christoph Beck. Avec la collabotraion de Lekt. Dr. Georges Bodart. (107 u. 58 S. m. 4 Abbildgn.) 1,40 Mk. 26. Souvenirs d'enfance. A. France — P. Loti — E. Lavisse — J. Michelet. — F. Mistral. Pages chosies et annotées par Realsch.-Reallehr. Hans Betz. Avec la collaboration de Lekt. Dr. Georges Bodart. (74 u. 55 S. m. 7 Abbildgn., 1 Karte u. 2 Plänen.) 1,40 Mk. 27. *Lafontaine*: Fables. Publiées et annotées par Prof. Dr. Christoph Beck. Avec la collaboration de Georges Bodart. (70 u. 44 S. m. Bildnis u. 10 Abbildgn.) 1,— Mk. 28. *Scribe*, Eugène: Le verre d'eau ou les effets et les causes, Comédie en 5 actes. Publié par A. Mühlan. Avec la colla boration de Lekt. Dr. G. Bodart. 111 u. 11 S.) 1,10 Mk.

Maupassant, Guy de. Récits et paysages. Annotés par Prof. Charles Robert-Dumas. Seule éd. autorisée pour tous les Pays de langue allemande. (XVIII, 52 u. 43 J. m. Bildnis.) 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg '14. Geb. 1,40 Mk.

Ohnet, Georges. Journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre de 1914. Morceaux choisis. (Fasc. No. 1.) (Eine zeitgemäße Lektüre f. höhere Schulen, bearb. v. Dr. Rudolph.) (80 S.) 8⁰. Leipzig. O. Nemnich '15. Geb. 85 Pfg.

Prosateurs, français. (Velhagen & Klasings Sammlg. französ. u. engl. Schulausgaben.) Ausg. A m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch

unter dem Text. Ausg. B. m. Anmerkgn. in e. Anh. (geh.). kl. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. 68. Lfg. *Voltaire*: Histoire de Charles XII. Auszug in 1 Bde. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. Otto Ritter. Ausg. A. (184 S. m. 1 farb. Karte.) 1,10 Mk. 75. Lfg. *Staël*, Mme. de. De l'Allemagne. Im Auszuge m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch neu hrsg. v. Hans Weiske. Ausg. B. (VIII, 127 u. 38 S.) '14. 1,20 Mk.

Prosateurs français. (Velhagen & Klasings Sammlg. französ. u. engl. Schulausg.) (Ausg. A m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch unter dem Text. Ausg. B m. Anmerkgn. in e. Anh. (geh.]. kl. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. 200. Bd. *Jouffroy, Th.* Mélanges philosophiques. In Auszügen m. Anmerkg. zum Schulgebrauch hrsg. v. O. Roll. Ausg. B. (VI, 137 u. 20 S.) '15. 1,—Mk. 201. Bd. Robert-Dumas, A. Contes simples. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. H. Werneke, Ausg. B. (XII, 67 u. 25 S.) 75 Pfg.; Wörterbuch. (31 S.)—20 Pfg. 202. Bd. Briefe, französische, vorwiegend aus dem 19. Jahrh. Auswahl m. Einleitgn. u. Anmerkgn., zum Schulgebrauch hrsg. v. Friedr. Klincksieck. Ausg. B. (IX, 115 u. 59 S.) 1,20 Mk.; Wörterbuch. (57 S.) 30 Pfg. 203. Bd. Cuny, Général. Souvenirs d'un cavalier (1870—1871). Mit Anmerkgn. zum Schulausgeben hrsg. v. A. Erichsen. Ausg. B. (IX, 92 u. 48 S. m. 3 farb. Karten auf 1 Taf.) 1,— Mk.; Wörterbuch. (54 S.) 30 Pfg. 204. Bd. Choix de nouvelles modernes 8. Bdchn. Für den Schulgebrauch ausgewählt u. erklärt v. Prof. F. Petzold. Ausg. B. (VIII, 90 u. 17 S.) 90 Pfg.; Wörterbuch. (54 S.)

Rudolph. Le Français et la guerre 1914/15. Ce que disent les journaux français. (Fasc. No. 1.) (Eine zeitgemäße Lektüre f. höhere Schulen, bearb.) (104 S.). 8⁰. Leipzig, O. Nemnich '15. Geb. 80 Pfg.

Saure, Heinr. Le théâtre français classique. Das klass. Drama der Franzosen. Für Schulen bearb. u. m. Anmerkgn. versehen. I. Tl. 3. verb. Aufl. (VIII, 185 S.) 8. Berlin, F. A. Herbig Geb. 1,90 Mk.

Schulbibliothek, Französische und englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann u. E. Pariselle. Reihe A. Prosa. Reform-Ausg. (m. fremdsprachl. Anmerkgn.) 8⁰. Leipzig, Renger. 65. Bd. Mérimée, Prosper. Colomba. A l'usage des classes par J. Leitritz et E. Montaubric. (V, 137 S.) Geb. 1,30 Mk.

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann u. E. Pariselle. Reihe A: Prosa. 8 . Leipzig, Renger. 181. Bd. Faverot de Kerchbrech. La guerre contre l'Allemagne (1870—1871) für den Schulgebrauch hrsg. v. Ob.-Lehr. Dr. J. Albertus. (VI, 104 S. m. 3 farb. Kartenskizzen.) Geb. 90 Pfg.; Wörterbuch. (36 S.) 30 Pfg. 183. Bd. Margueritte, Paul et Vict. Margueritte. Simples histoires. Für den Schulgebrauch erklärt v. Ob.-Lehr. Osw. Lorenz. Berecht. Ausg. (VII, 78 S.) Geb. 80 Pfg.; Wörterbuch. (48 S.) 30 Pfg. 185. Bd. Conteurs modernes III. Ausgewählte Erzählgn. v. Bazin, Bourget, Capus, Philippe, Guillaumin, Bachelin, Frapiédes, Gachons. Hrsg. v. Dr. Geo. Goyert. (VIII, 102 S.) Geb. 90 Pfg.

Schulbibliothek, Französische u. englische. Reihe D m. fortlauf. Präparation. 8⁰. Leipzig, Renger. 6. Bd. *Molière.* Les femmes savantes. Comédie. Nach der Schulausg. v. W. Mangold bearb. v. Reallehr. Dr. A. Wihrler. (XXX, 75 u. 36 S.) Geb. u. Geh. 1,30 Mk. 7. Bd. Sandeau, Jules. Mademoiselle de la Seiglière. Comédie en 4 actes. Unverkürzte Ausg. m. fortlauf. Präparation v. Reg.-R. Studienr. a. D. Dr. Geo. Steinmüller. (X, 94 u. 45 S.) '15. Geb. u. geh. 1,20 Mk.

Schulbibliothek französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehr-

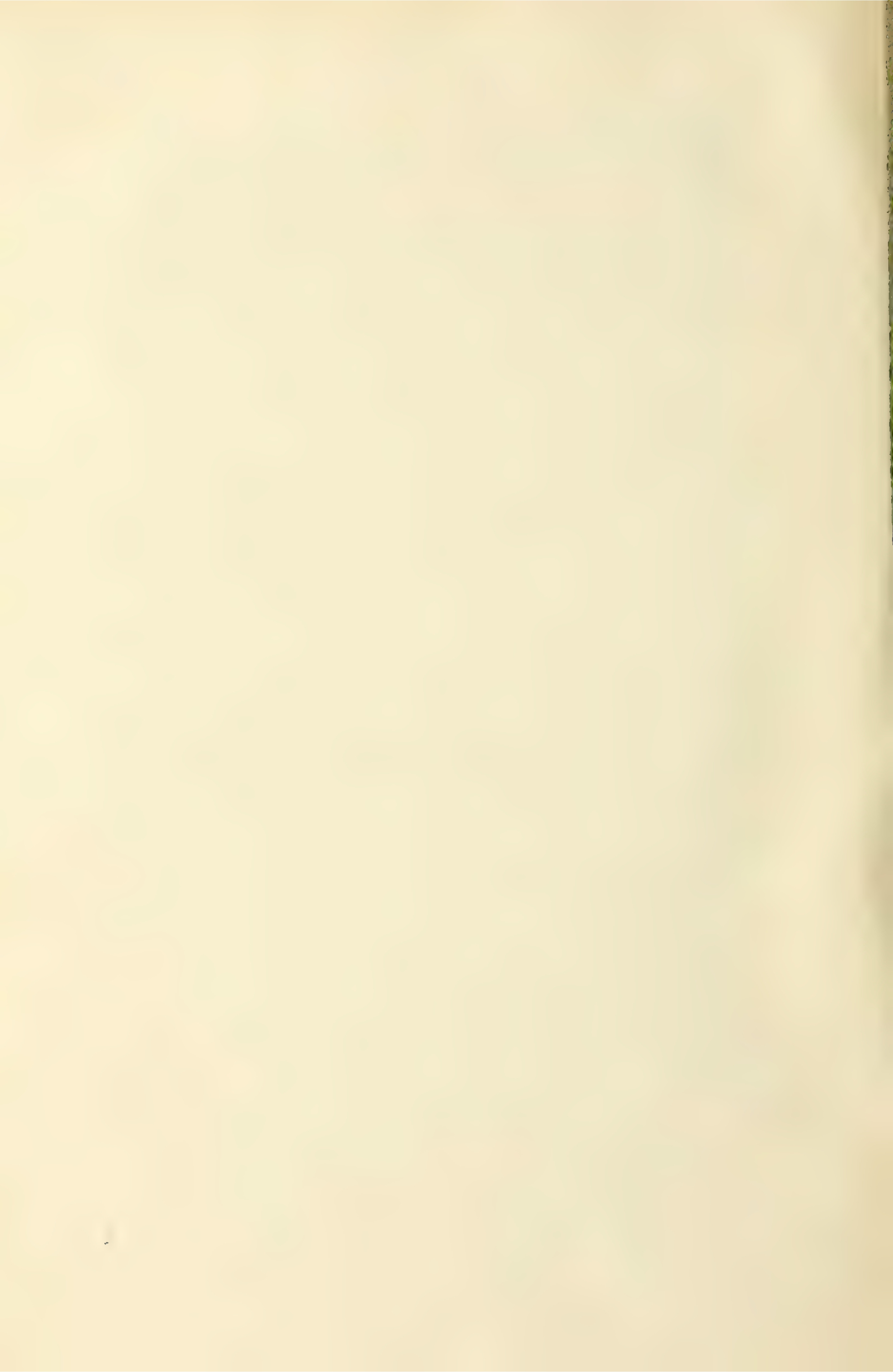
pläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. Neue Aufl. 8⁰. Berlin, Weidmann. 46. Bdchn. Flaschel, Ob.-Realsch.-Dir. Herm.: Hommes illustres de la France. Recueil de biographies, publié et annoté. 3. éd. (VII, 128 S. m. 6 Bildnissen.) Geb. 1,40 Mk.

Schullektüre, Französische u. englische. Hrsg.: Drs. Prof. Mohrbutter u. Neumeister. Ausg. A. m. deutschen, B. m. fremdsprach., C. ohne Anmerkgn. (geh.). 8⁰. Kiel, Lipsius & Tischer. 20. Bd. Racine, Jean: Britannicus. Tragédie en 5 actes. Annotés par F. Meyer. A. (XLV, 77 u. 31 S. m. Bildnis.) Geb. 1,40 Mk. — 26. Bd. Neumeister, Rud.: Le bon rire français. Pages choisies et annotées. A. (XIV, 78 u. 43 S. m. 1 Plan.) Geb. 1,30 Mk.; C. (XIV, 78 S.) Geb. 1,10 Mk.; Wörterbuch. (69 S.) 60 Pf.

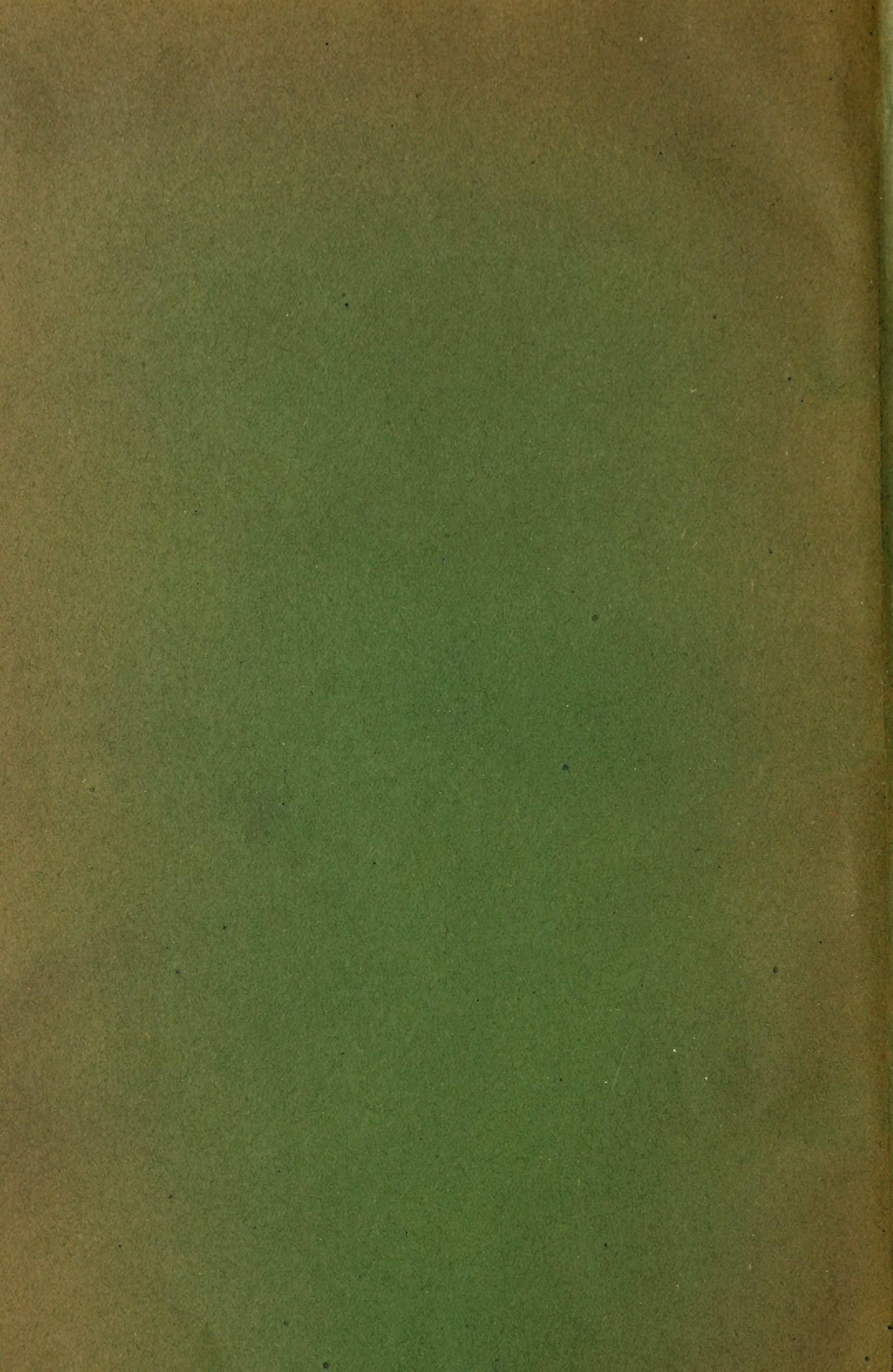
Velhagen & Klasings Sammlung französischer u. englischer Schulausgaben. Ausg. C. f. bayerische Lehranstalten. kl. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb., Anmerkgn. geh. 1. Lfg. Choix de nouvelles modernes. 1. Bdchn. Ausgewählt u. zum Schulgebrauch hrsg. v. Schulr. Prof. Dr. J. Wychgram. Für bayer. Schulen bearb. v. J. Friedrich. Autoris. Ausg. (VI, 74 u. 43 S.) 90 Pfg. 2. Lfg. Bruno, G.: Le tour de la France par deux enfants. Im Auszuge m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch neu bearb. v. F. Hartmann u. E. Dannheisser. Autoris. Ausg. (IV, 126 u. 68 S. m. 1 farb. Karte.) 1,30 Mk. — 3. Lfg. Memoiren der Revolutionszeit. In Auszügen m. Anmerkgn. f. den Schulgebrauch hrsg. v. G. Hanauer u. A. Wetzlar. (IV, 104 u. 22 S.) 90 Pfg.

Violets, Sprachlehrnovellen. 8⁰. Stuttgart, W. Violet. Lagarde, Louis: Seule au monde. Nouvelle pour servir à l'étude de la langue pratique, des moeurs et des institutions françaises, spécialement appropriée aux besoins des écoles de jeunes filles à l'usage des écoles et de l'enseignement privé. Avec un appendice: Notes explicatives. 2. éd. revue. (VII, 124 u. 25 S.) 1,80 Mk. — Marney, Toreau de: Toujours prêt. Nouvelle, systématiquement rédigée pour servir à l'étude de la langue usuelle dans les écoles et dans l'enseignement privé. 2. éd. revue. Avec un vocabulaire français-allemand. (IV, 47 S.) 80 Pfg.









PC
2003
Z5
Bd. 43

Zeitschrift für französische
Sprache und Literatur

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

